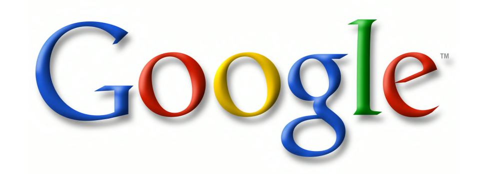
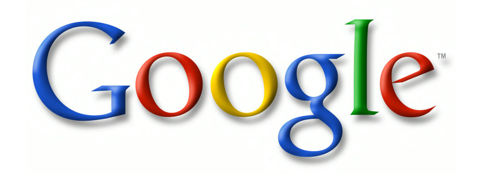
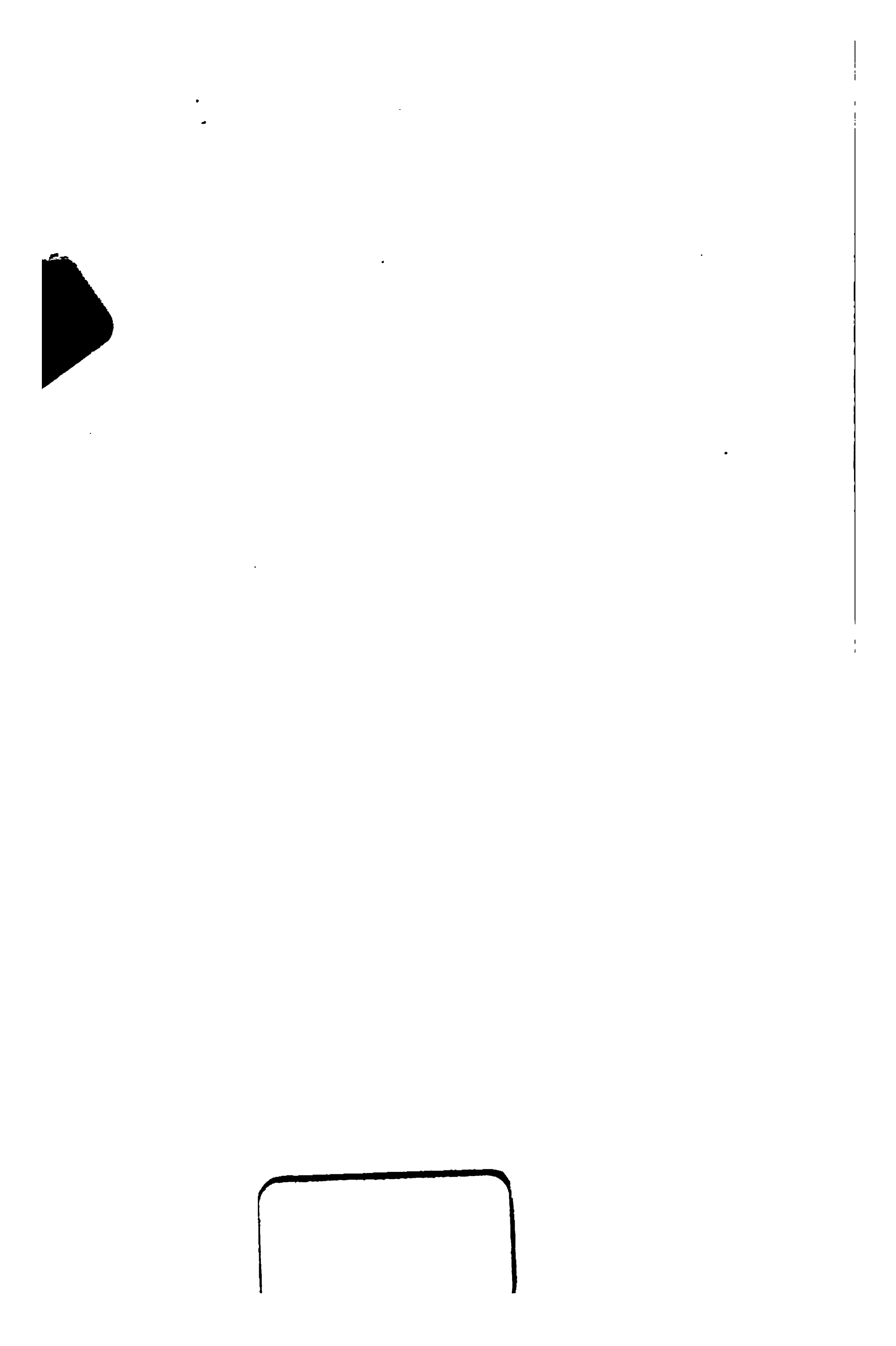






Schillers

Leben und Werke.

Von

Emil Palleske.

Dreizehnte Auflage.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1891.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Aus dem Vorwort zur zehnten Auflage.

Wenn die Stimme wohldenkender Zeitgenossen einem Schriftsteller wiederholt zuruft: Dein Werk sagt uns im ganzen zu! so wird er schwerlich am Geist und Wesen desselben etwas ändern. Das ist denn auch in dieser neuen Ausgabe meiner Schillerbiographie nicht geschehen. Bei solcher Zustimmung im ganzen wird indes dem Verfasser das Geständnis nicht schwer, daß er im einzelnen manches verfehlt habe. Das drückende Gefühl der eignen Unzulänglichkeit geht unter in der Freude an dem Gewinn, den die Sache der Wahrheit aus der Aufdeckung von Irrtümern und Lücken zieht. Mit dieser Freude begrüßte und benutzte ich, was Schillers Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, aus dem väterlichen und Familiennachlaß teils selbständig, teils durch die Hand sachkundiger Männer, wie Alfred von Wolzogen, Ludwig Urlichs, den Verehrern des Dichters darbot, das Prachtwerk von Wurzbach von Tannenberg, die Arbeiten von Schloßberger, Alois Egger, Koffka, Boxberger, Janssen, Fielitz, Klaiber, Vollmer, die neuerschienenen Briefwechsel, die historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke. Die handschriftliche Materialiensammlung von Andreas Streicher, durch die Güte seiner Schwiegertochter, Frau Friederike Streicher in Wien, mir zur Durchsicht über-

lassen, ward geprüft. Den geschichtlichen Schriften Schillers mußte ein eigenes Kapitel gewidmet, die dramatischen Entwürfe und Dramentitel mußten eingereiht und gedeutet werden. Alles dies hat am Geist und Wesen meines Schillerbildes nichts geändert.

Ein kurzer Zeitraum trennt uns vom Jahre 1859, und schon sind die Wünsche und Gefühle, welche in der Schillerfeier wie nie zuvor die Deutschen aller Gauen und Gegenden einigten, zu fester Gestaltung gediehen. Der Geist des Dichters schlug und schlägt unsere Schlachten mit; er wohnt in dem neuen Reich, das er mit Seherauge geahnt hat. Vieles in seinen Werken erscheint jetzt wie eine Prophezeiung.

Thal, den 15. Dezember 1878.

Emil Palleske.

Vorwort zur zwölften Auflage.

Als der Verleger dieses Buches, mein Freund Krabbe, mich aufforderte, eine Durchsicht und, soweit nötig, Ueberarbeitung desselben vorzunehmen, war ich gerne dazu bereit und mir auch bald über die wesentlichen Gesichtspunkte klar, nach denen ich die Arbeit vorzunehmen hätte. Ich bin mir und den Lesern es schuldig, dieselben in der Kürze anzugeben.

Schon die Zahl der Auflagen zeigt, wie lieb unserem Lesepublikum Palleskes Werk geworden ist. Er selbst hat mit der Gewissenhaftigkeit, die ihm durchaus eigen war, stets, wenn es eine neue Auflage galt, den neuesten Stand der Forschung berücksichtigt und sein Werk mit demselben in Uebereinstimmung gesetzt. Das mußte nach seinem allzufrühen Tode selbstverständlich sein Nachfolger ebenso thun. Ich habe nicht versäumt, die neuerdings gemachten Entdeckungen zu verwerten. Sehr bedeutend im Verhältnis zum Ganzen sind sie freilich nicht. Am bedeutendsten sind Ferdinand Vetters Ausführungen, nach welchen die wohlbekannte Graubündner Affaire ihre Wirkung auf Schiller und den Herzog Karl erst nach dem Arrest und dem Verbot der Verbindung mit dem Auslande, den Folgen der zweiten Reise nach Mannheim, ausgeübt haben kann; man wird demgemäß die betreffenden Abschnitte in Palleskes Erzählung umgestellt, bezw. modifiziert finden. Außerdem habe ich, um Kleineres

zu übergehen, bloß noch Weltrichs groß angelegte Schiller-biographie zu nennen, deren erster Halbband mir, wie der Kenner sehen wird, manchen Dienst geleistet hat.

Eben Weltrichs Werk aber führt mich auf ein Weiteres. Palleskes Buch ist nun ein Vierteljahrhundert alt. Als es erschien, war es nicht bloß ein Werk für das deutsche Volk, sondern auch ein gelehrtes Werk. In manchen Citaten, Anmerkungen, Diskussionen tritt das hervor, und auch in solchen aus späteren Auflagen. Das durfte meines Erachtens nicht so weitergeführt werden, jedenfalls nicht von einem andern. Denn es wird wohl jedem Leser der letzten Auflagen aufgefallen sein, daß das Werk durch die Verbindung einer sehr frischen, fast dramatischen Darstellung mit solchen Spezialdiskussionen ein etwas buntscheckiges Aussehen erhalten hatte. Wollte der Bearbeiter die alten Citate u. s. f. allein beibehalten, so bekam das Werk ein antiquiertes Ansehen; fügte er neue hinzu, so mußte mit der Zeit der Schwall des gelehrten Materials dem Leser lästig werden. Dazu kam das Erscheinen von Weltrichs Buch. In diesem erhalten wir nun ein gelehrtes Werk, das auch auf die allerspeziellsten Fragen mit ausführlicher Erörterung eingeht. Daneben wird Palleskes Buch immer den Vorzug der leichter geschürzten und lebhafteren Darstellung behalten, welche auch für den Nichtspezialisten da ist. So kam ich denn zu dem Entschlusse, das gelehrte Detail ganz über Bord zu werfen, die Anmerkungen, Citate nach Seitenzahlen und ähnliches durchaus zu entfernen; deshalb aber auch jede Hinweisung auf verdiente ältere Forscher wie Boas u. a. wegzulassen, konnte ich mich nicht entschließen. Man möge mich darum nicht der Inkonsequenz bezichtigen; es kam vor allem darauf an, die äußere Glätte wenigstens herzustellen.

Mit den Anmerkungen mußten auch die Anhänge zum Schluß jedes Bandes fallen, die ohnehin jetzt den Reiz der Neuheit verloren haben. Die Schilderung von Schillers

Bestattung habe ich aus dem Anhang des zweiten Bandes in den Text als Schlußabschnitt aufgenommen.

Daß sich meine Thätigkeit nicht auf die genannten Punkte beschränkt, wird man bald sehen. In Beziehung auf jene glaube ich leicht die Zustimmung der Leser zu erhalten. Ebenso oder noch mehr kann ich dieselbe da voraussetzen, wo ich Thatsächliches korrigiert habe. Bei Palleskes großer Gewissenhaftigkeit war das übrigens — Einzelheiten abgerechnet — nur in Beziehung auf die von ihm sehr oft beliebten wörtlichen Anführungen der Fall. Diese habe ich, soweit die betreffenden Schriften mir zugänglich sind, sämtlich nachgeschlagen und war recht oft in der Lage, zu korrigieren, wobei ich übrigens bei einem nicht für den Philologen speziell bestimmten Buche die Gleichmäßigkeit der modernen Rechtschreibung nicht antasten zu sollen glaubte.

In meinen übrigen Aenderungen hoffe ich mit schuldiger Pietät verfahren zu sein. Ich wollte nirgends dem hochverdienten Verfasser meine Ansicht unterschieben; organisch mit dem Ganzen verwachsene Ausführungen mochte ich nicht entfernen. So habe ich z. B. die mir nicht zusagende Ausführung über „Die Braut von Messina“ in allem wesentlichen stehen lassen, weil es mir unrecht dünkte, mehrere wichtige Seiten zu streichen und ex meo zu ersetzen. Im übrigen glaubte ich am besten zu verfahren, wenn ich, wo etwas nach meiner reiflichen Erwägung nicht bleiben durfte, eher strich als einen neuen Lappen auf den alten Schlauch setzte. In allen diesen Dingen, die subjektiver Natur sind, muß ich um die Nachsicht der Leser bitten; diejenigen werden sie mir hoffentlich nicht versagen, welche die Schwierigkeit einer solchen Bearbeitung zu beurteilen imstande sind, die immerwährend zwischen der Scylla und Charybdis des Zuviel und des Zuwenig die Mitte zu halten suchen muß.

Stuttgart.

Hermann Fischer.

Widmung der ersten Auflage:

Freiherrn Wendelin von Maltzahn.

Als freie Gabe meines Dankes sollte mein Buch Ihnen gehören. Ich sehe beschämt, daß dies nicht möglich ist. Indem Sie es annehmen, geben Sie ihm noch, was es nicht entbehren kann, eine sehr nachdrückliche Empfehlung.

Ein Umstand stellt vielleicht das Verhältnis zwischen Nehmen und Geben her. Wenn ich es auch nicht ausspräche, wie Sie mit Nachweisen, mit freigebig mitgeteilten Entdeckungen aus dem reichen Schatze Ihres Materials meiner Arbeit zu Hilfe gekommen sind: den Litteraturkennern würde die bloße Widmung verraten, daß mein Werk unter den überwachenden Augen der Forschung seinen freieren Schritt gelernt hat, daß es durch Ihre Mitwirkung einer Eigenschaft nicht entbehrt, welche der Deutsche an der geschichtlichen Darstellung mit Recht am höchsten schätzt. Diese Eigenschaft heißt: Treue.

Berlin, den 1. Mai 1858.

Emil Palleske.

Inhalt.

Erstes Buch.

Das Buch der Kindheit.

1759 bis 1773.

Zweites Buch.

In der Militärakademie.

1773 bis 1780.

II.

VIII.

Entlassung. Seite

Drittes Buch.

Regimentsmedikus Schiller.

Dezember 1780 bis 22. September 1782.

I.

Schlechter Ruf.

II.

Die Räuber im Druck.

III.

Dichtung und Bühne.

IV.

Die Räuber auf der Bühne.

V.

Die Anthologie und das Württembergische Repertorium.

VI.

Fürst und Dichter.

VII.

Die Flucht.

Viertes Buch.

Im Strom der Welt und in der Stille.

September 1782 bis Juli 1783.

I.

Dr. Ritter in Mannheim.

II.

Fußwanderung.

III.

Dr. Schmidt in Oggersheim.

IV.

Bauerbach.

Fünftes Buch.

Mannheim.

Juli 1783 bis April 1785.

I.

Theaterdichter.

II.

Fiesko.

III.

Kabale und Liebe.

Erstes Buch.

Buch der Kindheit.

1759 bis 1772.

I.

Schillers Bild im Volk.

„Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden, als kolossal.“ So sprach Meister Dannecker, als er des Freundes Tod erfuhr. Und mit schmerzensfester Hand ging er ans Werk, und das Werk ward, was er wollte, eine Apotheose. Kein verwirrendes Detail belastet, kein Zug gemeiner Wirklichkeit trübt den reinen Aether dieser Züge. Die Spur eines erhabenen Kampfes auf der breiten Stirn, auf den zusammengezogenen Brauen, den eingefallenen Wangen sagt, daß dieser Gott einst auf Erden gewandelt hat. Aber die Spur der vergangenen Unruhe erhöht nur die vollendete Ruhe, welche den Gott bezeichnet. Die ernste, selbsterstrittene Harmonie in diesem Antlitz fordert unwiderstehlich unsere Ehrfurcht. Aber sie weist jede Hingebung zurück, indem sie uns leise an alle die dunkeln Sorgen erinnert, die uns noch im unruhigen Herzen klopfen.

Der Stein verschweigt den Menschen, um den Gott zu offenbaren.

Neidlos fromme Kunst des Meißels, die du alles Irdische verklärst, den sterblichen Leib in die Gestalt erlösest, die du, eine Hebe unter den Künsten, den ringenden Herkules der Erde in deinem Olymp empfängst, zu dir vor allen sollte der Biograph hinanblicken und fragen: ist es recht, das Geheimnis des Steins zu lösen? Heißt es nicht, das Vollkommene in seiner Bedürftigkeit zeigen? Zürnt nicht der Genius über den Kühnen, der sich vermißt, aus den tausend zerstreuten Blättern das Buch seines Lebens zu sammeln?

Aber das Gesetz des Genius ist Wahrheit. Er half es begründen, er stellte sich selbst unter dieses Gesetz, oder er war nicht

der große Geist, wofür ihn die Welt verehrt. Dieses unerbittliche Gesetz, niemals mächtiger, als jetzt, treibt jedes dürftige Brieflein, jedes unbedeutende Wort, jede kleine Schwäche aus den verborgensten Schlupfwinkeln. Dieses Gesetz schuf sich litterarische Schergen der Gerechtigkeit, welche verdammt sind, jeden Fehler auszuspüren und ihn einzeln vor die Schranken der Geschichte zu stellen.

Die Wahrheit fordert, daß vor dieselben Schranken der ganze Mann zu stehen komme. Und vor diese Schranken kann keiner der Unsterblichen mit freierer Stirn, mit größerer Ruhe treten, als Friedrich Schiller. Alle Herzen fliegen ihm entgegen, seine Ankläger finden taube Ohren, seine Verteidiger sind zahllos. Sie sind auf dem Thron und in der Zelle des armen Studenten, sie drängen sich auf den Galerien der Theater und stehen auf der Kanzel; der Soldat findet in ihm seine Schlacht und sein Lager, die zarte Jungfrau ihre reinsten Ideale, der Katholik sein Rom, der Protestant seinen Gustav Adolf, die Freiheit ihren Tell, fast jede Nation ihren Ruhm und die ganze Menschheit ihre edelsten Güter. Jeder findet, was er am heiligsten liebt, in ihm, und was er nicht findet, sucht er in ihn hineinzulegen.

Es gibt Bücher genug, die seine Unvollkommenheiten grell beleuchten; aber wer viel unter Menschen kommt, kann sich überzeugen, sie sind nicht ins Volk gedrungen. Wie durch eine stille Uebereinkunft hat sich das Publikum verschworen, weder auf die strenge meisternden Kritiken, noch auf den Vorwurf des Heidentums, noch auf das Gerede, er sei kein Dichter, zu achten. Keine von den karikierenden Beschreibungen seiner Gestalt und seines Ganges bleibt haften. So oft die „Räuber“ über die Bühne gehen, wird jeder jüngste Kritiker an ihnen zum Ritter, aber das Haus ist voll. Die romantische Schule mäkelte an seinen Werken, ja Schiller selbst hat, ähnlich wie Lessing, gezweifelt, ob er ein geborener Dichter sei. Aber Goethe tritt dem entgegen, und mit seinem göttlichsten Grimm sagt er: „Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren gesagt haben, er sei keiner.“ Die Nachwelt erfüllte Goethes Forderung. Sie gab und gibt ganz, was das Leben nur halb erteilte.

Einer solchen allgemeinen Stimmung gegenüber hat jeder

Biograph eine herrliche — und eine verzweifelte Aufgabe. Wenn er nicht gewiß ist, daß alle Schatten in seinem Bilde nur dazu dienen, das Licht zu erhöhen, so werfe er den Pinsel weg. Wenn er sich nicht bemüht, alle Schönheiten seines Helden zu verstehen, ehe er sich entschließt, einen Fehler desselben zu tadeln, so hat er umsonst gearbeitet. Und doch reizt vielleicht kein Dichterleben so zur Darstellung. Das Verständnis einer großen Persönlichkeit ist immer fördernd. Aber Schillers Leben kann man nicht schreiben, ohne sich eines sehr praktischen Zweckes bewußt zu werden.

Eine jede Zeit hat ihre Hoffnungen, ihre Enttäuschungen. Ich würde mich nicht wert halten, den Heldenlauf des mutvollsten aller Dichter zu schildern, wenn mich einige trübe Stirnfalten der Gegenwart an der Zukunft irre machten. Und diesen Mut im Leser zu befestigen, unsere Jugend aus der elenden Epigonenverzweiflung zu reißen, dem Strebenden einen Kranz zu zeigen, dem Darbenden ein Beispiel, dem Erschlaffenden einen Sporn, dem Wankenden einen Halt, dem Gläubigen einen Freund, dem Kämpfer für Wahrheit und Recht einen Führer zu geben, dazu ist kein Dichterleben so geeignet als Schillers.

Und zugleich ist dieses Leben fast von dramatischem Reiz, reich an außerordentlichen Vorfällen, ergiebig an Blicken in Kultur und Streben des vorigen Jahrhunderts, belebt durch unterhaltende Züge, erwärmend durch die herrlichen Rollen der Mitspieler; es redet zu jedem Herzen mit der treuen Stimme der Freundschaft, mit den Tönen der edelsten Liebe; es ist erschütternd durch die Leiden des Helden und noch erschütternder durch sein Glück. Die erste Thräne, die dem Unglück des Edlen geweint ist, macht unser Herz geneigt, bei dem Erfolg und der Freude desselben die Quelle des Mitleids noch einmal zu öffnen.

Und eine Eigenschaft macht es volkstümlicher als Goethes Leben.

Goethe war ein Wunderkind, geboren im Schoße des Wohlstands. Eine große Kluft trennt die Masse der Leser von ihm. Die Glücksgöttin nimmt ihn auf ihre Arme und trägt ihn lächelnd an die Stufen des Throns. Sie bindet ihn dort mit Blumenketten fest. Er deckt sein Innerstes auf in Dichtung und Wahrheit. Es spricht das herrlichste Herz daraus: seht, ich gehöre zu euch, ich bin ein Mensch wie ihr. Aber der Menge ist er durch

Charakter und Lebensgeschicke zu sehr entrückt, als daß er populär werden könnte.

Schiller war ein normales Kind, normal in dem Sinn, daß die ungeheure Mehrzahl des deutschen Volks in kleinen Verhältnissen, mühsam, in strenger Zucht aufwächst, normal in dem Sinn, daß sich trotzdem viele tüchtig durcharbeiten, deren Amme die Entbehrung, deren harter Erzieher der Mangel ist. Daher ein so hell klingendes „Mir nach!" in seinem Leben. Von dem unscheinbarsten Anfang ringt er sich empor, in dem Zwang der militärischen Zucht brütet er hochfliegende Plane, sein Herz, mit der Empörung wider ein schmähliches Zeitalter gesäugt, macht sich in den „Räubern" Luft, und an dem Riesenschrei der wilden Natur merkt das Volk: dies ist unser Führer, und ruft ihm zu und sieht ihn mit Entzücken voranschreiten, fest und hoch die Fahne in der Hand, bis das Unglaubliche sich begibt, bis der ungelenke Sohn des ehemaligen Feldschers ebenbürtig neben Goethe steht und seine Muse die Goethischen Züge annimmt. Vielleicht kein Mensch hat sich so umgeschaffen, wie Schiller, und wenige sind sich so treu geblieben. Er konnte zuletzt, was er wollte, und wollte, was er konnte: die höchste Stufe menschlicher Kraft.

II.

Geburt.

Die Stammbäume unserer größten Dichter liegen in protestantischen Kirchenbüchern. Die vergilbten Blätter müssen sich aufthun, um den Großvater des berühmten Mannes herzugeben. Gustav Schwab hat sich zuerst der Mühe unterzogen, den Voreltern Schillers bis ins siebzehnte Jahrhundert und darüber hinaus nachzuspüren. Sie waren ihres Handwerks ehrsame Dorfbäcker. Der Großvater väterlicherseits, Johannes Schiller, trieb dieses Gewerbe in dem volkreichen Dorfe Bittenfeld bei der altwürttembergischen Stadt Waiblingen. Wir wissen von ihm, daß er auch Schultheiß und daß sein Vater Beisitzer des Gerichts war. Beide Männer,

darf man wohl schließen, besaßen Eigenschaften, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger erweckten.

Johannes Schiller starb 1733.

Er starb zu früh für seinen armen Sohn Johann Kaspar und hinterließ dem kaum zehnjährigen Knaben (er war am 27. Oktober 1723 geboren) die dornenvolle Aufgabe, sich ehrlich und auf eigene Hand durch die Welt zu schlagen, was dieser denn auch auf mannhafte Weise gethan hat. Seit mehreren Generationen war Bäcker auf Bäcker gefolgt. Mit Johann Kaspar zerbricht die Gewohnheit vererbten Standes, und der verwaiste Knabe, in dem „die Hoffnung zum Studieren oder wenigstens die Schreiberei zu erlernen“ erweckt war, erlangt nach vielen Bitten von seiner mit acht unversorgten Kindern zurückgebliebenen Mutter die Erlaubnis, bei einem Barbier in die Lehre zu treten. Er benutzt hier jede Gelegenheit, sein vergessenes weniges Latein zu wiederholen und Verschiedenes in der Kräuterkunde zu lernen. Der Lehre freigesprochen, geht er auf die Wanderschaft. Zu Nördlingen bei einem Wundarzt in Kondition, erwirbt er sich einige Fertigkeit in der französischen Sprache und besucht den Fechtboden. Aus dem Spiel mit dem Rapier sollte bald Ernst werden. Der Krieg, die große Lotterie für unruhige Köpfe, reizt auch ihn zum Einsatz. Während des österreichischen Erbfolgekrieges marschiert das in holländische Dienste überlassene Frangipanische Husarenregiment durch Nördlingen. Johann Kaspar bekommt Lust, in demselben als Feldscher zu dienen, nimmt seinen Abschied und erhält, da keine Stelle frei ist, vorläufig die Vergünstigung, das Regiment zu begleiten. Das war im Jahre 1745.

Wenn Eigenschaften sich vererben, so haben wir der rastlosen Regsamkeit, der wahrhaft dämonischen Umwandlungskraft, welche Schillers Vater bewies, die gleichen Tugenden des Sohnes zu danken.

In einem aus dem Jahr 1789 stammenden Aufsatz, curriculum vitae meum, hat Johann Kaspar für Kind und Kindeskind aufgezeichnet, wie er seines Glückes Schmied wurde. Lassen wir ihn einmal selbst sprechen: „1746 im Jänner wurde Brüssel von den Franzosen berannt und das Husarenregiment nach Bergen im Hennegau beordert. Aus Mangel eines Pferdes ging ich mit

demselben in einer Nacht zehn Stunden und von dort in der folgenden Nacht wieder zehn Stunden nach Charleroi. Hier konnte ich nicht weiter, mußte ausruhen und das Regiment marschieren lassen. Den folgenden Tag ging ich gegen Brüssel zurück, in der Vermutung, ich würde noch dahinein zu unserer zurückgelassenen Bagage und Kranken kommen können; ich wurde aber von den Franzosen aufgefangen und als Spion zu dem Duc d'Armentières eingebracht. Da ich aber nach dreimaligem strengem Verhör als unschuldig erfunden wurde, so nahmen sie mich als einen Kriegsgefangenen mit sich in ein jenseitiges Hauptquartier zum Grand-Prévôt, und von dort wurde ich nebst anderen Gefangenen und Ausgerissenen nach Gent in Flandern abgeführt und alldorten auf einer Hauptwache bei Wasser und Brót so lange hingehalten, bis die meisten Dienste genommen; da denn auch ich keine andere Wahl übrig gehabt. Ich nahm also auch unter dem Schweizer-Regiment des Obristen von Diesbach als gemeiner Soldat Dienste. Schon mit Ende Februars wurde das Regiment zur Besatzung in die indessen eingenommene Festung Brüssel verlegt. Im April rückte man ins Feld vor Antwerpen und nach deren Uebergabe vor Bergen (Mons) im Hennegau. Bei dieser Belagerung habe ich viel erfahren und ausgestanden. Von Bergen ging es nach Charleroi, auf welchem Marsch uns die kaiserlichen Husaren 700 Brotwägen abgenommen. Dadurch entstund eine unbeschreibliche Hungersnot bei der Armee. Als einem vertrauten Mann bei meiner Compagnie hatte man mir schon öfters das Löhnungsgeld in lauter französischen Thalern zum Verwechseln übergeben, und ich mußte öfters zwei Stunden weit aus dem Lager auf die Dorfschaften gehen. Dieser Umstand verschaffte mir Freiheit, auch bei der eben gedachten Hungersnot um Lebensmittel auszugehen. Ich erhielt zwar, so viel ich tragen konnte, indessen aber war die Armee weiter vorwärts gegangen; ich konnte den ersten und andern Tag mein Regiment nicht mehr einholen und wurde darüber von dem kaiserlichen Kalnockischen Husarenregiment gefangen. Sobald man mich vor die Offiziers gebracht und ich denselben die Namen der Offiziere des Frangipanischen Regiments sagen konnte, bekam ich Freiheit, Unterstützung und einen Paß, mein ehemaliges Regiment wiederum aufzusuchen."

Nach vielen Fährlichkeiten findet er sich zurecht und wird nun als Feldscher mit monatlich dreißig Gulden und zwei Dukaten Medizingeld angestellt. Da es indes wenig Wunden zu heilen gibt, so sucht er seinem Handwerk in die Hände zu arbeiten. „Mein angeborener Hang zur immerwährenden Thätigkeit reizte mich, mir beim Regiment auszubitten, daß ich, wie die Wachtmeisters auf Kommando, auf Unternehmungen ausreiten durfte. Unter dem Befehl eines Offiziers wurde es mir gestattet, und ich habe manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt.“ So vergehen zwei Jahre. Schon darf der kriegslustige Medikus seinen Rittmeister nach dem Haag, 1748 sogar auf Reisen nach Amsterdam und London begleiten.

Der Aachener Friede, die Sehnsucht nach dem Vaterlande führte den rastlos Umgetriebenen endlich in die Heimat zurück. Am 4. März 1749 ritt Johann Kaspar auf seinem eigenen Pferde von Borkel ab, wandte sich zunächst, um eine seiner Schwestern zu besuchen, nach dem Städtchen Marbach und kehrte hier in der Herberge zum goldenen Löwen ein. Rasch schienen ihn dauernde Bande an den heimischen Boden fesseln zu sollen. Sein Wirt, Georg Friedrich Kodweiß, hatte ein schönes siebzehnjähriges Töchterlein und schon nach fünf Monaten führte der junge Mann, nachdem er noch ein chirurgisches Examen bestanden und das Marbacher Bürgerrecht erworben hatte, seine Elisabeth Dorothea am 22. Juli 1749 heim.

Ein gutes Glück hat uns das Verzeichnis des „Beibringens“ in „Liegenschaft“ und „Fahrnuß“ aufbewahrt, ein kleines Kabinettstück aus der guten alten Zeit, ein so leibhaftiges Kostümbild, daß ich mir nicht versagen kann, meine Leserinnen und Leser zu einem Blick auf dasselbe einzuladen; denn auch die Kindesaugen Friedrich Schillers haben ohne Zweifel noch auf manchen von diesen Gegenständen geruht. Um von der Braut zu beginnen, so steht unter der Rubrik: „Bar Geld“ eine einfache Null. Dagegen können wir sie uns vorstellen in einer schwarzen samtenen Haube mit silbernen Spitzen oder in einer „blauen dito mit Goldspitzen“ oder einer „schwartz Damasten mit Gold“ und noch vier andern Hauben; außerdem hatte sie ein Perlen- und Granaten-Nuster, ein dito mit drei Reihen Granaten und noch ein Nuster von Agath-

steinen und Perlenmutter, einen schwarztüchenen Rock, einen dito „crepponenen", einen desgleichen „seidenzeugenen", manches Tüchle und auch einen „Belzschlupffer". Mit Betten und Leinwand ist die Ausstattung wohl versehen. Dagegen gibt die Rubrik Schreinwerk: „1 gut gehimmelte Bettlade, 1 gut doppelten Kleiderkasten, 1 älteren dito, 1 Frisur, 1 guten Tisch von hartem Holz, 2 dergleichen Stühl, 1 Hang=Wiegen samt dem Bank, so noch anzuschaffen." Die „zwei ohngelehnt Beschl. Sesseln", die noch angeführt sind, werden die Behaglichkeit allein zu tragen imstande gewesen sein, welche die übrigen Mobilien erzeugten. Uebrigens bekam die junge Frau ein Stück Acker und Gartenland mit, und es erreichte ihre Mitgift den Wert von 385 Fl. 40 Kr.

Es erweckt eine günstige Meinung für den Ehemann, daß er über 200 Gulden „Paar Geld" solchen imponierenden Mitteln entgegensetzen konnte. Er steht leibhaftig vor uns in seinem ganz neuen „stahlfarbentüchenen Rock", mit dem silberbeschlagenen Stock, einem Geschenk seiner Mutter, in seinem bordierten dreieckigen Hut, in seidenen Strümpfen und feinem Manschettenhemd von holländischem Tuch. Er besaß chirurgische Instrumente und „Waar an Handierung", d. h. Medikamente, bestehend in „gebrannten Wassern, Tinkturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus, äſtimiert um 7 Fl. 30 Kr."

Sechs Bücher besaß er für die Werktage, sie handelten von Medizin, das siebente und achte für den Sonntag, es waren „Erkenntnuß sein selbst" und „ein würtembergisch Gesangbüchle". Daß er hierin ebensogut zu Hause war wie in den andern, werden wir weiterhin erfahren. Der junge Ehemann war noch nicht im Hafen. Unter seinen Zubringenschaften ist auch ein ungarischer Sattel samt Reitzeug angeführt, Stücke, welche der noch anzuschaffenden Hängewiege und den ohngelehnten Sesseln wenig Gutes vorhersagten.

Schillers Schwiegervater war nicht bloß Gastwirt und Bäcker, er hatte auch noch die Holzinspektion bei dem herrschaftlichen Floßwesen übernommen. Durch unvorsichtige Bauten und Güterkäufe, wobei er von andern ausgebeutet wurde, gefährdete er allmählich sein und auch seines Schwiegersohnes Vermögen in dem Grade, daß dieser nur notdürftig zu dem Seinigen kam, indem er die Hälfte des

Kodweißischen Hauses kaufte und an dem Kaufschilling sein Beibringen zurückhielt. Für einen so ehrliebenden Mann wie Schiller war schon die Schande, welche auf dem Verfall eines als bedeutend berufenen Besitzstandes ruhte, Grund genug, daß er Marbach ganz zu verlassen trachtete.

In dieser Absicht nimmt der entschlossene Mann von neuem seine militärische Laufbahn auf und zwar, da es sich nicht anders fügen will, als Fourier im Regiment Prinz Louis. Vier Jahre bleibt er in heimischen Garnisonen, dann folgt er mutig dem Zuge gewaltiger Zeitströmung. Friedrich der Große hatte zum dritten Kampf um Preußens Ehre sein Schwert gezogen. Der Herzog von Württemberg trat mit einem Corps von mehreren Tausend Mann auf Oesterreichs Seite, und in diesem Corps, welches am 20. August 1757 aufbrach, befand sich, gewiß nicht sorglosen Herzens, unser Schiller. Doch ward er bald durch zwei wichtige Beförderungen erfreut. Am 4. September konnte ihn das Marbacher Kirchenbuch als Vater eines Töchterleins (Christophine) und zwar mit dem Titel Fähndrich und Adjutant eintragen.

Der Marsch führt Schiller nach Linz, von da nach Schweidnitz. Breslau wird von den Kaiserlichen genommen, die Schlacht bei Leuthen verloren. Schiller ist unter den vom Könige von Strecke zu Strecke aufgerollten Truppen. Entsetzliche Flucht bis unter die Kanonen von Schweidnitz. Schiller stürzt mit dem Pferde, wird verwundet, in eisigem Morast während eines Bivouacs festfrierend, verliert er beinahe sein Leben. Die Winterquartiere in Böhmen scheinen Rast zu gewähren. Aber bald bricht eine furchtbare Seuche unter der schon stark zusammengeschmolzenen Schar aus. Schiller weiß sich durch strenge Mäßigkeit, durch Bewegung in freier Luft so rüstig zu erhalten, daß er, mit dem Arzneikasten eines verstorbenen Wundarztes in der Hand, energische Heildienste leisten, ja, bei dem großen Mangel an Feldgeistlichen sogar die Vorlesung öffentlicher Gebete und Absingung geistlicher Lieder übernehmen kann. Eine so vielseitige Tüchtigkeit bleibt nicht unbelohnt. Als Lieutenant marschiert er mit seinem Corps 1758 in die Heimat zurück. Ein kurzer Sommer sieht ihn bei den Seinen. Neue Campagne unter französischem Kommando in Hessen. Neuer Rückmarsch, diesmal nach Winnenden, in der Nachbarschaft von Marbach.

Welch ein Wiedersehen, wenn der Gatte bei solcher Gelegenheit sein verlassenes Weib besuchte, das, von ihm unterstützt, im elterlichen Hause zu Marbach lebte! Nicht oft erlaubte sein Beruf ihm diese Freude. Frau Schiller hätte wohl schwerlich im andern Falle sich selbst auf die Reise begeben, als das Truppencorps Schillers vom 29. August bis 28. Oktober 1759 im Uebungslager bei Ludwigsburg stand. Denn sie befand sich abermals in gesegneten Umständen und der wackere Lieutenant mag nicht wenig in Verlegenheit gewesen sein, als seine Frau in seinem Zelt von scheinbaren Anzeichen ihrer nahen Entbindung überrascht wurde. Es gelang ihr aber, nach Marbach zurückzukehren, und erst am 10. November, einem Samstag, wurde sie dort von einem Knaben entbunden.

Der Genius hat an die Pforte des Lebens geklopft unter Krieg und Unruhe. Beinahe wäre er auf der Wanderschaft, beinahe im Lager erschienen. Im Entzücken des Wiedersehens empfangen, von der einsamen Mutter mit Sehnsucht und Gottvertrauen genährt, ist seine Seele in die Welt gekommen zu ungewöhnlichem Beruf. Wenn es der Geist ist, der sich den Körper baut, wer wird nicht gestehen müssen, daß dieses erste Werden trefflich zu dem reinen und ideellen Streben des großen Dichters stimmt?

Es ist nicht verzeichnet, welche Sterne bei dieser Geburt am Himmel standen, aber auf der Erde empfing ihn das ehrgeizige Gebet seines Vaters und die unsichtbare Konstellation der Zeit, in deren geheimnisvollen Kreisen die guten und bösen Aspekte bedeutender Menschen ruhen.

Auf der einen Seite waren die Aspekte für einen großen Dichter günstig. Im Jahre 1759 beginnt Lessing, dreißig Jahre alt, seine Litteraturbriefe und versucht eine neue Gattung des heroischen Dramas mit seinem Philotas. Wieland beschäftigt sich eifrig mit Shakespeare. Ekhof, der Vater der deutschen Schauspielkunst, findet in Lessing seinen Freund und Dichter. Iffland ist eben geboren. Goethe ist im Alter von zehn Jahren, eifrig beschäftigt, französisches Theater in einer deutschen freien Reichsstadt zu studieren. Es war gerade genug gethan und — genug übrig gelassen.

Schlimmer sah es für einen deutschen Poeten in der politischen Welt aus. Wenn auch Friedrichs des Großen Bild in den Hütten seiner Feinde hing und ein Held dem Sänger nicht fehlte, so verlor doch in der Schlacht bei Kunersdorf ein edler deutscher Sänger für denselben Helden sein Leben im Kampf gegen deutsche Brüder. Das deutsche Reich vollends befand sich im Zustande eines unheilbaren Kranken, dessen Auflösung von ihm selbst und von den Seinigen als eine Gnade von Gott erfleht wird. Die Grundlage dichterischer Anerkennung, die Einheit der Empfindung, war noch weniger im religiösen Gebiet zu Hause. Im Jahre 1759 gibt Pombal das Signal zur Vertreibung der Jesuiten und Friedrich der Große nimmt sie auf. Die Mächtigen überbieten sich an Aufklärung.

Glücklicherweise war noch ein Etwas vorhanden, aus dem in Deutschland sich das geistige Leben immer verjüngt und erneut: im Schoße des Volks eine rechtliche, gottesfürchtige Familie.

Es ist wohl von Wert, genau zu wissen, wie die Eltern beschaffen waren, welche einen Schiller erzogen. Die Mutter war, da der Vater im Felde oder in Garnison stand, die ersten Jahre hindurch seine Pflegerin. Sie war nicht die phantastisch-schwärmerische Dichtermutter, zu der sie einige Biographen gemacht haben. Sie war etwas Besseres. Es gibt Frauen von ausgesprochener Seelengüte in den Zügen, von einer so unbedingten Weiblichkeit, daß man sofort auf ihren Wert schwören möchte. Nach allen Zeugnissen gehörte Schillers Mutter zu dieser Gattung. Scharffenstein, ein Jugendfreund unseres Dichters, sagt von ihr: „Sie war ganz das Porträt ihres Sohnes in Statur und Gesichtsbildung, nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich mild war. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.“ Das Porträt aber sah nach Streichers Beschreibung so aus: „Diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut, ihre Haare waren blond, beinahe rot, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmut und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine kluge, denkende Frau an.“ Sie gab ihrem Mann im Lauf der Jahre sechs Kinder, wovon zwei noch in kindlichem Alter starben. Sie war nicht bloß eine zärtliche Gattin und Mutter, sondern, was

noch mehr sagen will, eine zärtliche Tochter. Ihre Eltern verloren durch eine furchtbare Ueberschwemmung ihr letztes Hab und Gut. Der ehemalige Holzmesser mußte zufrieden sein, als Marbacher Thorwärter angestellt zu werden und fortan in einer ärmlichen Wohnung am Stadtgraben wohnen zu können. „Was hat unsere gute Mutter nicht an unsern Großeltern gethan, und wie sehr hat sie ein Gleiches an uns verdient!“ schreibt Friedrich Schiller in späteren Jahren. Die gute Tochter macht weite Fußwanderungen, um ihre Eltern zu besuchen, nachdem Schillers von Marbach fortgezogen waren. Dazu war ihre eigene häusliche Lage bei dem geringen Einkommen ihres Gatten so beschränkt, daß es die aufmerksamste Sparsamkeit erforderte, die Familie standesgemäß zu erhalten und die Kinder in allem Notwendigen unterrichten zu lassen. Sie liebte gute Bücher, besonders die Gedichte von Uz und Gellert, und war des einfachen und ergreifenden Wortes nach Frauenart mächtig.

Goethe hatte vom Vater die Statur, von der Mutter die „Lust zu fabulieren“. Umgekehrt scheint es bei Schiller gewesen zu sein. Schiller hatte, wie Kant, das Aeußere von seiner Mutter, dagegen vom Vater die rastlose Energie und den gewaltigen Sporn, „der Krieg zur Tugend macht“, den Ehrgeiz. Die wenigen Striche, die noch zum Bilde des Vaters fehlen, will ich hier hinzufügen. „Von Person war er nicht groß, der Körper war untersetzt, aber gut geformt.“ Besonders schön war seine hohe, gewölbte Stirn, die durch sehr lebhafte Augen beseelt, den klugen, gewandten, umsichtigen Mann erraten ließ. Die von Ludovike Simanowitz gemalten Oelbilder beider Eltern bestätigen die Schilderung der Zeitgenossen, nur sprechen sie noch eine eigentümliche Zuversicht und ein inneres Glücksgefühl aus.

Die Thätigkeit des Vaters war auch außerhalb seines Berufs ganz außerordentlich, ja sie lenkte ihn schließlich auf ein ganz neues Gebiet. Er hatte von Jugend auf viel Vergnügen an landwirtschaftlichen Beschäftigungen gefunden. „Ohne in den Augen des vornehmen Pöbels meinen Offizierscharakter zu beleidigen, konnte ich lange nichts darin vornehmen.“ Endlich geriet er auf die Baumzucht, legte hinter seinem Hause in Ludwigsburg eine ausgedehnte Baumschule an und ward infolge guten Gelingens

1775 als Vorgesetzter der herzoglichen Hofgärtnerei nach dem Lustschloß Solitude berufen. Sein Fürst schätzte ihn, und dessen Nachfolger erteilte dem aus dem Militärnexus Geschiedenen 1794 den Rang eines Obristwachtmeisters (Majors). Nicht bloß in der Heimat verdanken viele Tausende von Stämmen dem thätigen Manne Pflege und Gedeihen, er versandte auch Obstbäume auf Bestellung in weite Ferne. Auf Anregung eines gelehrten Vetters unternahm er litterarische und mathematische Studien und schrieb mehrere Bücher, eins über landwirtschaftliche Dinge, andere über Baumzucht. Seine Untergebenen, die in großer Anzahl aus den verschiedensten Menschen bestanden, liebten ihn ebensosehr wegen seiner Unparteilichkeit, als sie seine strenge Handhabung der Ordnung fürchteten. Er war Herr in seinem Hause und als echter deutscher Mann voll Achtung und Zartheit gegen Frauen. Seine Tochter erzählt, daß er nie von einem erlesenen Gericht zu essen vermochte, ohne es den Seinigen anzubieten. Wenngleich das „Er", womit er den erwachsenen Sohn anredet, nach der Sitte der Zeit ist, so zeigen seine Briefe neben großer Ruhe und Milde doch den Vater, der seine Rechte ebensogut wie seine Pflichten kennt. Wahrhaft bewundernswürdig aber ist dieser Vater in einem Punkt. Er setzte dem stürmischen Lebensgange des Sohns nie einen brutalen Widerstand entgegen. Darum erfüllte sich ihm auch das Gebet, von dem er in einem seiner Aufsätze sagt: „Und du, Wesen der Wesen, dich hab ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört." Darum konnte er bis in sein rüstiges Greisenalter mit reinster Freude dem Ruhmesfluge seines großen Sohnes folgen, ja auf seinem letzten Siechbette dankte er Gott mit Freudenthränen für diesen Sohn, dessen er in frommer Demut kaum würdig zu sein glaubte.

Ich kann es mir nicht versagen, aus einem seiner selbstverfaßten Morgengebete die Hauptstellen anzuführen. Es fand sich unter den Papieren seiner Gattin mit der eigenhändigen Bemerkung: dies Gebet hat Papa selbst gemacht und alle Morgen gebetet.

Treuer Wächter Israels, dir sei Preis und Dank und Ehre,
Laut anbetend lob' ich dich, daß es Erd' und Himmel höre.
Engel, Menschen, Tiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig ist er! Dies erschalle nah und fern.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wolltest du, gerechter Gott, mir oft nach Verdiensten lohnen,
Und nicht täglich mit Geduld meiner armen Schwachheit schonen,
O! wie hätten Zorn und Flammen deines Eifers mich bedeckt
Und in Moder, Staub und Asche schon vorlängst dahin gestreckt.
Dieses, deiner Langmut Ziel laß mich heut zur Buße leiten,
Heute noch; denn ungewiß sind der Zukunft Stund' und Zeiten;
Ueberzählte Augenblicke sind vielleicht schon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsschlag säumig sein.
Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntnis treiben,
Oder nach der Heuchler Art bei der Reue stehen bleiben,
Nein! es müssen Geist und Leben der Gewohnheit sich entziehn
Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blühn.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber leider, und wie sehr, fehlt es mir an eigner Stärke,
Und wie werd' ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht immer Kraft verleihn,
Und das eifrigste Bestreben, fromm vor dir, o Gott, zu sein,
Bald durch Zufall, bald durch Netze, die mir der Verderber legt,
Wiederum vereitelt wird, und sich neue Bosheit regt.
Aber soll ich darum ganz an der Besserung verzagen?
Bei dem guten Gott nur stets über Unvermögen klagen?
Nein! ich will mich frisch ermannen; Geist der Gnade, steh' mir bei,
Daß mein Wandel heut und immer dir allein gefällig sei.
Führe mich auf eb'ner Bahn, leite mich auf deinen Wegen;
Gib mir auch im Leiblichen Nahrung, Kleider, Schutz und Segen.
Alles, was ich bin und habe, übergeb' ich deiner Hut;
Mach es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut.

Amen!

III.

Ein Kind, wie andere.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde laut der Angabe seines Vaters am 10. November 1759 in Marbach geboren. Wir feiern an diesem Tage zugleich den Geburtstag Luthers. Beinahe wäre dieser Bund zerrissen worden. Gustav Schwab nahm nach dem Taufregister den 11. November als Schillers Geburtstag an; es war aber Sitte, die Taufe am Tag nach der Geburt zu vollziehen und nur den Tauftag im Kirchenbuch zu notieren. Die Briefe der Eltern und Geschwister schwanken in der Angabe von Geburtsdaten. Schiller aber und seine Gattin feierten den 10. November, und wir haben keinen Grund, davon abzuweichen.

Wenn auch der Vater wohl in der Ferne weilte — sein Regiment überschritt am 11. November den Main —, so war doch alles für einen würdigen Empfang des kleinen Weltbürgers vorbereitet. Da hatten Patenstelle angenommen der Kommandant des Regiments, bei welchem der Vater stand, der Oberst Christoph Friedrich von der Gabelenz, dann ein Vetter der Familie, der Studiosus der Philosophie und Kameralien Johann Friedrich Schiller, erst kürzlich dem Lieutenant persönlich bekannt geworden. Er war ein geschäftiger Projektenmacher, der in allen möglichen Stellungen herumkam, noch deutlicher gesagt, ein richtiger Schwindler, war übrigens so wenig wie der erste Pate in Marbach anwesend. Dagegen konnten sieben andere Paten, darunter der Bürgermeister von Marbach, der von Vaihingen, vier wohlangesehene Jungfrauen und eine Frau Kollaboratorin die Ueberlieferung veranlassen, „die Taufe von Schillers Fritz sei feierlich wie eine Hochzeit gewesen". Ein letzter Pate, Oberst von Rieger, hat sich, wie das curriculum sagt, „nachher dazu angegeben".

Wie weit sich diese Herren um ihren Paten bekümmerten, ist nicht bekannt. Aber ein Patengeschenk gab ihm sein Genius mit, das Glück, in der reichen Natur Süddeutschlands aufzuwachsen. Auf schimmernde Trauben, auf Berg und Thal, auf den lieblichen Neckar fiel der Blick des Kindes.

Mag sich die Freiheit des Menschen dagegen sträuben, den äußern Verhältnissen einen Einfluß auf den Charakter zuzuerkennen, für meine Vorstellungswelt ist es nicht gleichgültig, ob ich z. B. den Begriff Quell mit dem energischen Silberstrahl verbinde, der aus der grünumbuschten Felswand sprudelt, oder mit der leisen Spur verbinden muß, die aus dem Waldgrund nördlicher Ebenen sickert. Wenn man nach einem berühmten Ausspruch am besten von „Trümmern“ lernt, so muß man wenigstens Trümmer haben. In Schwaben wird das Ohr von einer Fülle melodischer Volkslieder umtönt, die Phantasie durch Natur und Heldensagen gestimmt. Wer in Norddeutschland geboren ist, dem eröffnet sich eine neue Welt, wenn er zum erstenmale in die Fülle des Südens hineintritt. Er gewahrt, daß hier der einzelne mit dem Volke schon durch die Sprache inniger verbunden ist und eine Menge anmutiger Wendungen geschenkt bekommt, die sich der Norddeutsche erst erarbeiten muß. Schiller wußte wohl, was er seiner Heimat verdankte. Wir werden bald im Gange unserer Darstellung erfahren, was sie schon dem Knaben war.

Im Mai 1760 kehrte der Vater aus dem Felde zurück und stand beim Stabe seines Regiments in Vaihingen an der Enz. Seine Gattin besuchte ihn daselbst mit ihrem Töchterlein Christophine und „dem Büble, das noch nicht laufen konnte“. Aber gar zu häufig werden diese Besuche nicht gewesen sein, denn Vaihingen ist vier bis fünf Stunden von Marbach entfernt. Nach abermaligem Aus- und Heimmarsch bleibt er endlich in Urach, 1761 in Cannstatt, 1762 in Ludwigsburg, Stuttgart und wieder Ludwigsburg, hier vielleicht mit den Seinen vereint. Dafür spricht Christophinens Angabe: „Hier (in Ludwigsburg) wohnten *wir* nicht lange,“ dafür auch Schillers Kalender, wo Ludwigsburg, Gmünd, Lorch der Folge nach als erste Stationen seines Kindheitslebens verzeichnet sind. Nach Schwäbisch-Gmünd, wohin der inzwischen 1761 zum Hauptmann ernannte Vater 1763 „auf Werbung“ geschickt wurde, folgte wohl die Familie nach. Aber der kostspielige Aufenthalt daselbst bewog ihn, sich vom Herzog das nächstliegende württembergische Grenzdorf Lorch als Wohnort zu erbitten.

Der kleine Fritz war vom frühesten Alter an ein zartes, schwächliches Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten waren

bei ihm oft mit krampfhaften Anfällen verbunden. Er trat nun in ein Alter, wo alle erträglich begabten Kinder geborne Dichter und Schauspieler sind. Weil der Neckar bei Marbach ihm der Inbegriff aller Flüsse war, nannte er, wie der Vater erzählt, „jedes Bächgen ein Neckarle“. „Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil Er vor diesem Mausefallen gesehen hat, die einem Galgen glichen.“ Er war schon als Kind von fünf Jahren auf alles aufmerksam, was der Vater im Familienzirkel vorlas, und fragte nach dem Inhalt des Gelesenen, bis er ihn gefaßt hatte. Gern hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel las. Zu den Morgen- und Abendandachten, die der Vater hielt, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei. Mit ihm wuchs die ältere Schwester Christophine auf. „Es war ein erfreuender Anblick, erzählt sie, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das rötlich gelbe Haar, das seine feine Stirne ummalte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen, man mußte ihn lieben.“

Bei den biedern Bewohnern von Lorch fand die Schillerische Familie die liebevollste Aufnahme. Und wie gut wurde gar für den Knaben gesorgt! für seine Wißbegier, für sein von zartester Kindheit an so empfängliches Herz! Hier erhielt er in dem Ortspfarrer seinen Lehrer, in dessen Sohne, Chr. Ferdinand, seinen ersten Jugendfreund. Während letzterer durch seinen sanften Charakter ihn anzog und bildend auf ihn wirkte, machte der stattliche, ernste und würdevolle Lehrer einen Eindruck tieferer Art bei ihm. Magister Philipp Ulrich Moser war ein wackerer, aber strenger Mann. Scharf sah er auf den Lebenswandel der jungen Leute seines Kirchspiels und ließ sie nach Befund auf dem Rathause wissen, wie viel ein Pfund Heller koste. Moser, ein Freund des Schillerischen Hauses, ließ den kleinen Fritz an dem Unterricht seiner eigenen Söhne teilnehmen, machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der lateinischen Sprache und hätte es auch mit der griechischen versucht, wenn nicht der Vater gegen so frühzeitige Gelahrtheit protestiert hätte. So tief prägte sich das Bild des Magisters in seine Seele, daß Schiller nachmals dem

würdigen Geistlichen in den Räubern den Namen Moser gab, um das Andenken des geliebten Lehrers zu ehren.

Was war natürlicher, als daß sein höchster Knabentraum war, einmal ein solcher „Moser“ zu werden, daß er fleißig zur Kirche und Schule ging und gelegentlich sich gefiel, die erträumte Prediger-rolle nach Knabenart zu spielen. Im Wirtshaus zur Sonne, wo die Eltern wohnten, mußte man ihm „statt Mantels einen schwarzen Schurz und statt Ueberschlages ein Predigtlümpchen anthun“. Er bestieg einen Stuhl und fing an zu predigen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine Vorträge hatten einen richtigen Sinn, eine gewisse Einteilung, waren mit Sprüchen wohlversehen, kurz eine getreue Nachahmung der Wirklichkeit.

Das Kind als Redner und — Schauspieler. Denn wer wollte in einem so alltäglichen Vorgang „die tiefste Bestimmung zum Prediger vor der großen Menschengemeinde“ finden, ohne einen kühnen Schluß aus dem Nachher zu machen? Hoven erzählt das-selbe Stück von einem höchst beschränkten Geistlichen und von sich selbst. Der kleine Fritz war keineswegs ein Heiliger. Wiewohl Christophine bezeugt, daß er nicht ohne wichtige Ursache die Schule versäumte, so kamen nach einer andern Quelle doch dergleichen Uebertretungen vor. Christophine und auch die Mutter waren sogar Mitwisserinnen; dem strengen Vater mußten solche Ab-weichungen von der herkömmlichen Ordnung verborgen bleiben, und die List, die hierbei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend.

Und was verlockte die kleinen frommen Herzen zu solchen Unthaten? Was auch die graue Weisheit wieder und wieder hinauslockt, der mächtige Zauber der Berge, der rieselnde Quell, die Krümmungen des Waldes,

„der widertönt von dem Gesang der Vögel,“

„die schattigen Tannen, die hochdrohenden Eichen, der Holztaube Gegirr,

Ach! wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick
Die Freuden der Kindheit!

Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig gezeichnet mich anspricht
Mein Knabengefühl!" —

So sang später einer, der damals als kleiner Bursch mit Schiller umherstreifte, der Dichter Conz. Gehen wir einen Augenblick mit ihnen um die Schule und sehen uns die Gegend von Lorch näher an.

Wir sind in einem einsamen Thal. Der Remsfluß windet sich durch Wiesen an düstern Tannenbergen vorbei, ernst schauen alte Klostergebäude von einer Anhöhe herab. Aus der den Hügeln aufgelagerten Hochebene erhebt sich majestätisch schroff in Kegelgestalt emporsteigend der Hohe Staufen. Gegen Osten tritt der schöne Rechberg brüderlich in seine Nähe. Beide Berge gewähren eine unbeschränkte Aussicht über jene reichen Gegenden mit ihren Feldern, Wiesen und Waldungen. Den Hintergrund des ganzen Panoramas bildet die Alb, und ein Nebelstrich bezeichnet den Schwarzwald.

Das war die Zauberwelt, an der sich die Augen der Kinder ersättigten. Am liebsten gingen sie, und oft auch in Begleitung des Vaters, dahin, wo Vorzeit und fromme Sitte das junge Gemüt mit heiligen Schauern umfing. Sie bestiegen den zwei Stunden entfernten, bei Gmünd liegenden Calvarienberg. Hier führte sie der Weg an den Leidensstationen vorbei. Mit greller Leibhaftigkeit stellte sich ihnen in bemalten Holzbildern die Geschichte des Heilandes dar, bis sie droben die Kreuzigungsscene empfing. Diese Denkmale sprachen zugleich von einem Bekenntnis, das nicht das ihre war.

Mochte sie hier die sittliche Größe des erhabensten Dulders beengen und erschüttern, so hatte auf einer näheren Anhöhe das Kloster von Lorch Stimmen für sie, unvernommen vielleicht vom Verstande des Verständigen, aber hörbare Sprache für die erregte Seele des Knaben. In dem Kloster ruhen die Gebeine von Mächtigen der Erde; da liegt begraben der Gründer der Hohenstaufengewalt, der Stamm einer Reihe von herrlichen Kaisern. Die uralte Linde, welche droben vor dem Kloster stand und viele Geschlechter der Menschen überdauert hatte, mochte den tiefen Seufzer des aufatmenden Knaben empfangen und stimmte mit einem sympathetischen Säuseln ein. Zogen ihn hier mit Harnisch und Helm, mit Hermelin und Krone angethan, die Gestalten des Mittelalters

in eine graue Ferne, sprach mancher verfallene Turm und manches Berggemäuer von den Bauernkämpfen und dem dreißigjährigen Kriege, so blinkte ihm die Sage der Heimat, dieses Gold der deutschen Gebirge, aus dem tiefen Schachte des Volksgeistes entgegen. Dazwischen trat die gewaltige Gegenwart in Scenen des siebenjährigen Krieges, die der Vater als Augenzeuge wiederzugeben vermochte, ja zu denen er das Kostüm leibhaftig hinzuthat, indem er den Knaben zu den militärischen Uebungen mitnahm. Auch die Förster der ringsum waldigen Gegend wurden in ihrer für jeden Knaben so reizvollen Idylle besucht. Alles dies lieferte der kindlichen Phantasie einen Stoff, den sie in der Abgeschiedenheit des elterlichen Hauses durchbrüten konnte.

Die Kinder zeigten sich außer jenen kleinen „Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung" stets wahr, gewissenhaft und gehorsam. Nur ein Charakterfehler trat bei Friedrich entschieden hervor, der freilich mit der Tugend innig verschwistert war. Der Knabe bekommt eine wahre Leidenschaft, alles zu verschenken, Bücher, Kleider, ja sogar Stücke von seinem Bett. Einst bemerkt der Vater, daß die Schuhe des kleinen Burschen nur mit Bändern zugebunden sind. Er stellt ihn zur Rede, und Fritz erwidert, er habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, da er ja noch ein Paar andere auf den Sonntag habe. Der gerührte Vater straft ihn diesmal nicht.

Doch nicht immer war der Fall von so bezwingender Liebenswürdigkeit. Das Verschenken der Schulbücher fand weniger Gnade. Aber die Strafe, die den Bruder bedrohte, entwickelte eine Charakterschönheit der Schwester. Denn Christophine, die einen gleichen Hang zum Verschenken und noch mehr Liebe zum Bruder hatte, gab sich als Mitschuldige an und duldete Scheltworte und Züchtigungen für ihn und mit ihm. Am liebsten stellten sie sich mit einem offenen Geständnis unter die sanftere Gerichtsbarkeit der Mutter.

So erzählt Christophine, die Nachbarin, deren Haus Fritz auf seinem Schulwege zu passieren hatte, habe ihm bei solchem Gange einmal sein Lieblingsgericht, türkischen Waizenbrei, angeboten. Natürlich folgte er der Einladung und war kaum über seinen Brei geraten, als sein Vater an der Küche vorbeiging, ihn aber gar nicht bemerkte. Allein der Arme erschrak so heftig und

rief: lieber Vater, ich will's gewiß nie wieder thun, nie wieder! Jetzt erst bemerkte ihn der Vater und sagte: nun, geh nur nach Hause. Mit einem entsetzlichen Jammergeschrei verließ er seinen Brei, eilte nach Hause, bat die Mutter inständig, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Haus käme, und brachte ihr selbst den Stock. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort herausbringen, bestrafte ihn jedoch mütterlich.

Hauptmann Schiller war damals in einer keineswegs angenehmen Lage. Mit dem Werbegeschäft und der damit verbundenen Plusmacherei stand sein ganzes Wesen in Widerspruch. Auch beschäftigte ihn schon die Beobachtung der Bodenkultur und ein Werk darüber, dessen Entstehen auch dem Knaben einen Begriff von der Schriftstellerei geben konnte: seine „Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Würtemberg; aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier" (Stuttgart 1767—1769). Aber diese schönen Bestrebungen brachten wenig ein, und der Hauptmann, dem noch zwei Unteroffiziere beigegeben waren, die er verköstigen mußte, bezog während dreier Jahre nicht den mindesten Sold. Er lebte von seinen Ersparnissen und, wie es heißt, von der Unterstützung einiger Verwandten. Dazu kamen noch Sorgen, die sich im Gewande der Freude einstellten. Im Januar 1766 wurde die zweite von Friedrichs Schwestern, Luise, geboren.

Alle diese Umstände zusammengenommen bewogen den Vater, eine nachdrückliche Vorstellung beim Herzog einzureichen, daß er auf diese Art unmöglich länger als ehrlicher Mann auf seinem Posten bestehen könne. Er wurde abberufen und 1766 in die Garnison Ludwigsburg versetzt. Der rückständige Sold wurde ihm nachgezahlt.

Der Knabe nimmt Abschied von Lorch und von den goldenen Tagen der ersten Kindheit. Friedrich war im siebenten Jahr. Er war kein solches Wunderkind, wozu ihn die nachgesprochene Lüge gemacht hat. Die Anekdoten, die ihn auf Dächer steigen und beim Gewitter ins „Arsenal der Schöpfung" schauen lassen, gehören ins Reich der Fabel. Das Verdienst, diese Erfindungen zuerst als solche erkannt zu haben, gebührt Eduard Boas.

IV.

Kirche und Schule.

> Wie ungestüm dem grimmen Landexamen
> Des Buben Herz geklopft,
> Wie ihm, sprach itzt der Rektor seinen Namen,
> Der helle Schweiß aufs Buch getropft.

Der Ort wechselt in dieser Darstellung so oft, wie in einem historischen Drama. Aus der Stille des Gebirges folgen wir dem Helden in eine lärmende Residenz. Aber nicht bloß von außen hat Schillers Leben dieses unruhige dramatische Ansehen. Der junge Goethe hat von Jugend auf ein Centrum inne, von wo aus er sich in immer wachsender Peripherie alle Gegenstände und Personen ordnet nnd zurechtlegt. Nicht die große Frage der Knabenwelt: was werden? bewegt ihn; er ist Dichter und wird und wächst als Dichter ins Leben. Schiller ist fortwährend in der Peripherie; weit herumgeführt um eine ihm noch verhüllte Sonne, versenkt er sich ganz in die Gegenstände; er will Theolog werden, Jurist, Schauspieler, er wird Mediziner, und endlich erreicht er sein Centrum: die dramatische Dichtung. Die leidenschaftlichste Hingebung an Personen, an Freunde und Lehrer zeichnet ihn schon in der Kindheit aus. Der Epiker kann ohne sie bestehen. Sie ist das Leben und Blut des dramatischen Genius.

Der Knabe fand im Pfarrer Moser sein Kindheitsideal und — wollte Pfarrer werden. Die Mutter war, wie fast jede Mutter, durch diese Wahl beglückt. Der Vater war ihm um so weniger hierin entgegen, als dieser Stand in Württemberg sehr hoch geschätzt wurde, sehr geringe Studienkosten verursachte, auch viele seiner Stellen ebenso ehrenvoll als einträglich waren.

Um sich zu diesem Berufe vorzubereiten, mußten die Knaben die lateinische Schule durchmachen. Aus der lateinischen Schule traten die, welche Theologie studieren wollten, im vierzehnten Jahr in die Klosterschulen ein, nachdem sie in Stuttgart mehreremale die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Konsistorium bestanden hatten. Schiller kam also in Ludwigsburg in die lateinische Schule.

Ein Neujahrswunsch des Kleinen vom Jahr 1769, „Gedicht zum Neujahr", brachte deutsche Verse, unter andern:

> Der Herr, die Quelle aller Freude,
> Verbleibe stets Ihr Trost und Teil;
> Sein Wort sei Ihres Herzens Weide,
> Sein Jesu Ihr erwünschtes Heil.

Aber die Uebersetzung in lateinische Prosa durfte dabei nicht fehlen. Schwerlich sind dies selbständige Leistungen des Knaben. Gegen Ostern 1769 klopfte sein kleines Herz zum erstenmale dem grimmen Landexamen entgegen. Er erschien dem hochgestrengen Examinator, dem Magister Knaus, Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, als ein hoffnungsvoller Knabe.

Schiller hatte bei der strengen Schulzucht manchen Trost. Einmal war er sehr fleißig. Und dann hatte er einen neuen lieben Herzensfreund an dem kleinen Friedrich von Hoven. Die beiden Knaben schlossen sich um so inniger aneinander an, da beide Theologie studieren wollten, beide von ihren Vätern gleich strenge zur Arbeit angehalten wurden, und einige Zeit hindurch die Mauern desselben Hauses sie umschlossen. Schillers und Hovens Väter waren beide Offiziere; sie bewohnten das Haus, in welchem sich damals die Cottasche Buchdruckerei befand. Es gibt einen Witz der Umstände. Hier hatte zum erstenmale ein Setzer des Cottaschen Verlags von Schillers Hand Arbeit und Mühe, aber vorläufig bloß, weil ihm die beiden Knaben die Lettern versetzten.

Schiller war nach Hovens Zeugnis damals sehr mutwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten den langen Burschen, und auch den älteren imponierte er, weil er niemals Furcht verriet. Er neckte den, der ihm zuwider war, aber ohne Bosheit. Unter den Spielgesellen waren wenige seine vertrauten Freunde, aber an diesen hing er mit ganzer Seele und war ganz Aufopferung und Treue. Früher verschenkte er Schnallen und Bücher; jetzt gab er schon, im edelsten Sinne des Wortes, sich selbst. Er war auch hierin ein Knabe, wie es, zur Ehre der Jugend, viele gibt.

Das abschreckendste Gesicht zeigte dem Knaben dasjenige In-

stitut, dem er sein ganzes Leben zu eigen geben wollte. Die kirchlichen Dinge in Württemberg und insbesondere in Ludwigsburg waren nicht besser als sonst irgendwo in Deutschland. Kirchliche Engherzigkeit und Tyrannei verbündete sich mit dem weltlichen Despotismus, und dieser Druck trieb die einer wirklichen Religiosität zuneigenden Gemüter in die offenen Arme des Pietismus, der ja in Württemberg eine seiner Hauptstätten gefunden hat.

Der Pfarrer Flattich, so erzählt Hermann Kurz, wurde in einer Gesellschaft gefragt, was ein Pietist sei. Darauf erwiderte er mit der Gegenfrage: „Gnädiger Herr, was thut Ihr Hund, wenn Sie ihn immer prügeln?" — „Er geht durch." — „Und was thut er dann?" — „Er sucht sich einen gelinderen Herrn." — „Nun, sehen Sie: auf die gemeinen Leute schlägt Jedermann hinein, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein, die Pfarrer pauken auf sie hinein. Deshalb gehen sie endlich durch und suchen einen anderen Herrn, bei dem sie es besser haben. Dieser Herr ist Christus, und wer Christum sucht, ist ein Pietist."

Dieser Antwort ist die innere Wahrheit nicht abzustreiten, daß die Vertiefung des religiösen Lebens im Verhältnis zur Bedrückung und Bedrängnis des weltlichen Lebens steht. Die Geschichte liefert die Beispiele. Die Propheten des Alten Testaments verkündeten in der Zeit des Druckes den Messias, die Juden und Griechen gingen zur Zeit der Römertyrannei zu Christo; Wiklef, Huß, Luther führten aus dem unerträglichen Joch der zweiten Römerherrschaft das Volk zu Christo. Die Episkopalkirche und Karl I. trieben den Puritanismus zu Christo. Die Hofliederlichkeit rief in Deutschland eine erschrockene, engherzige Moral hervor, und der Zelotismus und Formelkram der „lutherischen Pfaffen", vereint mit der Geißel der Fürsten, den Pietismus.

Der feinsinnigste Jugendfreund Schillers, Andreas Streicher, schildert diesen Pietismus, wie folgt:

„Ein nicht unbedeutender Teil der Bewohner Württembergs konnte sich an derjenigen Religionsübung, welche in der Kirche gehalten wurde, nicht begnügen, sondern schloß noch besondere Vereinigungen, um die innerliche, geistige Ausbildung zu befördern und den äußern Menschen der Stimme des Gewissens ganz unter-

thänig zu machen, damit dadurch hier schon die höchste Ruhe des Gemüts und ein Vorschmack dessen erlangt würde, was das neue Testament seinen mutigen Bekennern im künftigen Leben verspricht. Aber es war keine müßige, innere Anschauung, welcher diese Frommen sich hingaben, sondern sie suchten auch ihre Reden und Handlungen ebenso tadellos zu zeigen, als es ihre Gedanken und Empfindungen waren." Man halte mit diesen Angaben eine Scene zusammen, welche Schillers Schwester wahrscheinlich aus dieser Zeit bewahrt hat. Die Mutter war gewohnt, wenn sie Sonntags mit den beiden Kindern zu ihren Eltern ging, ihnen das Evangelium zu erklären, über welches gepredigt wurde. „Einst," erzählt Christophine, „da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag und die Mutter teilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor." —

Ein anderes anmutendes Geschichtchen ist uns aus jener Zeit überliefert. Schiller hatte mit seinem Kameraden Gottlieb Elwert aus Cannstatt in der Kirche den Katechismus zu sprechen. Der Lehrer der zweiten Klasse drohte sie furchtbar durchzupeitschen, wenn sie nur ein einziges Wort verfehlen würden. Mit zitternder Stimme fangen die Knaben an, sie bringen ihre Aufgabe ohne Anstoß heraus. Man gibt zur Belohnung jedem zwei Kreuzer. Die beiden Krösusse wissen nicht, wohin mit all dem Gelde. Fritz hat einen großen Gedanken: wir essen Milch im Hartenecker Schlößchen. Aber o hartherziges Harteneck! Nicht einmal der profane Abkömmling der Milch, nicht einmal ein Vierling Käse, ist von ihren Schätzen zu erschwingen. Sie sollen vier Kreuzer für einen Vierling Käse bezahlen; so bliebe ihnen nichts zu Brot übrig. Niedergeschlagen wandern sie nach Neckarweihingen. Sie fragen herum, was hier eine Schüssel Milch kostet, und, o Freude! sie bekommen für drei Kreuzer nicht bloß eine vortreffliche Milch, sondern auch silberne Löffel dazu. Der vierte Kreuzer verschafft ihnen noch einen herrlichen Nachtisch von Johannisträubchen. Voll Jubel über

solch schwelgerisches Mahl ziehen sie von dannen, Schiller in dithyrambischer Begeisterung. Sie steigen auf einen Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen übersehen kann, und Schiller erteilt in wahrhaft dichterischem Schwung dem milchentblößten, käsekargen, brotvergessenen Orte seinen Fluch, dem andern seinen gefühltesten Segen.

Der Dämon seiner Zukunft kam ihm noch in anderen Gestalten nahe. Der Dichter Schubart war Organist der Kirche. Wenn die Predigt verhallt war und die Orgel erbrauste, ging Schubart plötzlich zum Entsetzen des Spezials in weltliche Melodien über, was von dem gesangbuchfesten Knaben sicher nicht unbemerkt und ungefühlt blieb.

Einen gewaltigeren Stoß bekam seine Phantasie durch das Leben der Residenz selbst. In Ludwigsburg sah er zum erstenmale ein Theater. Er verdankte dieses Ereignis einem Bruche zwischen dem Fürsten und seinen Ständen. Der Herzog von Württemberg, der durch unmäßige Verschwendung sein Land und namentlich seine Hauptstadt zu drohenden Klagen trieb, verlegte, um die Stuttgarter zu strafen, seine Residenz und seine Neigungen nach Ludwigsburg und machte sich hier, um die Strafe zu schärfen, so viel Vergnügen als möglich. Wenn ein deutscher Fürst von damals schlecht sein wollte, so brauchte er auch dazu ein französisches Muster. Italienische Oper, französisches Schauspiel, Balletts, Seiltänzer und zur Karnevalzeit eine venetianische Messe, welche von jung und alt in der Maske besucht werden konnte, schufen die kleine Stadt zu einem Fontainebleau um. Besonders wurde die Oper mit allem Pomp ausgestattet, welchen diese anspruchsvolle Favoritin der Höfe verlangt. Hier wechselte vor den erstaunten Augen der Ludwigsburger Jugend eine Welt prachtvoller Dekorationen; die künstlichen Elefanten und Löwen, die nicht so galant waren, zu sagen, welcher Schnock in ihnen steckte, erregten einen behaglichen Schrecken; prächtige Aufzüge mit Pferden polterten über die Bühne. Die Ballette waren von Noverre eingerichtet, von dem berühmten Vestris getanzt. Große Sänger, von trefflichem Orchester begleitet, machten die Sinnenbezauberung vollständig.

Daß ein Knabe solchen glänzenden Thaten gegenüber nicht unthätig blieb, ist zu begreifen. Schiller führte mit ausgeschnittenen Papierdocken dramatische Scenen auf. Er verbrauchte, wie das

Schauspiel pflegt, sofort eine Schwesterkunst zu seinen Zwecken. Christophine, die eine talentvolle Zeichnerin war, mußte, während der Bruder die Trauerspiele lieferte, nicht bloß die Coulissen, sondern auch die tragischen Helden malen. Leere Stühle vertraten den Kreis der Zuschauer. Er hatte wie Ekhof, der als Kind bei solchen Spielen alte Kleider vor sich aufhing, ein Gefühl, daß die dramatische Kunst den Zuschauer bedinge. Aber solche lustige Seitenzweige, die das junge Bäumchen trieb, sollten bald gestutzt werden.

Jetzt nahm die erste Klasse den Knaben auf. Hier war der Professor Johann Friedrich Jahn der Hauptlehrer. Als ein vorzüglicher Schulmann, der von dem sprachlichen Unterricht nach allen Seiten in die übrigen Zweige des Wissens hineinführte, förderte er seine Schüler so, daß sie vorbereiteter als alle anderen zu den Klosterschulen abgingen. In seiner Klasse ward auch für die Theologen etwas Griechisch und Hebräisch gelehrt. Im Lateinischen las er Ovids Tristien, die Aeneide und die Oden des Horaz.

Friedrich Schiller suchte sich in diese neuen Lehrgegenstände hineinzuarbeiten, namentlich trieb er fleißig Metrik und zeichnete sich im Anfertigen von lateinischen Versen aus. Aber ob er Jahns Ansprüchen nicht genügte oder was sonst die Ursache war, es kam zu einer Kollision zwischen Lehrer und Schüler.

Der Knabe ward scheu und linkisch. Das Ungewöhnliche seines Wesens fing an, sich kund zu geben.

Er durchzog während der Freistunden einsam oder mit einem auserwählten Freunde die schöne Landschaft um Ludwigsburg, und Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Plane für die kommende Zeit entströmten seinem gepreßten Herzen. Wieder kam das Neujahr und der unvermeidliche Wunsch, ein lateinischer Brief an den Vater. Wieder kam Ostern und das unvermeidliche Landexamen, wieder die Schulangst und eine gute Censur.

Zwar wurde Jahn versetzt, aber ein nicht minder strenger Lehrer, der Oberpräzeptor Winter, trat an seine Stelle. Da Friedrich Schiller in der Fertigkeit, lateinische Verse zu machen, seine Mitschüler übertraf, so ward ihm die Aufgabe, den neuen Lehrer mit einer poetischen Begrüßung zu empfangen. Er brachte die geistreiche Wendung an, daß Winter den Schülern einen schönen Frühling verspreche. Aber dieses Kompliment verhinderte den biedern,

leicht zur Hitze geneigten Winter nicht, wegen eines Mißverständnisses den Frühlingspropheten mit harten Stockschlägen zu züchtigen. Etliche Tage nachher erkannte zwar Winter seinen Irrtum und ging zu Schillers Vater, um sich zu entschuldigen. Dieser wußte indes nichts von der Sache, der Sohn hatte nichts geklagt. Die blauen Mäler auf seinem Rücken sprachen um so deutlicher.

Nun sollte Friedrich konfirmiert werden. Kurz vor dem Zeitpunkt, wo er in der Kirche sein Glaubensbekenntnis öffentlich ablegen soll, sieht ihn die fromme Mutter teilnahmlos auf der Straße umherschlendern. Sie ruft ihn zu sich, macht ihm Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit und stellt ihm mit eindringlichen Worten die Wichtigkeit des kommenden Tages vor. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück, und durch die Rinde, welche die Schule um sein Herz gelegt hat, quillt sein wahres Gefühl in einem Gedicht hervor. Das mußte die Mutter von einer Empfindung überzeugen, die er vor der Kirche und den Menschen unter einem gleichgültigen Wesen verbarg. „Bist du närrisch geworden, Fritz?“ unter solchen Worten verbarg der Vater seinerseits auch eine Empfindung, als er das Konfirmationsgedicht seines Sohnes zu Gesicht bekam.

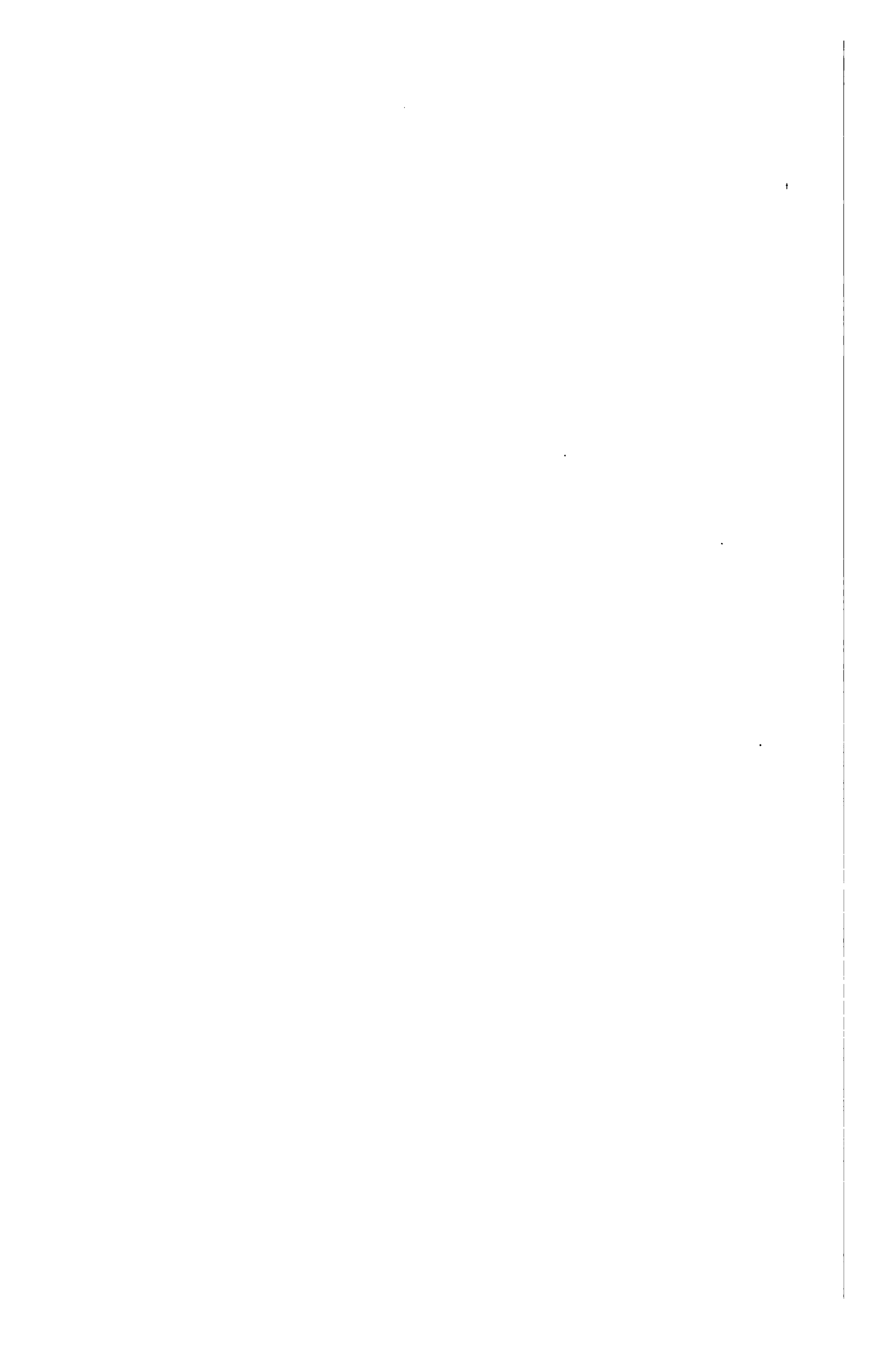
Je näher die Zeit heranrückte, in welcher dieser in die Klosterschule aufgenommen werden sollte, um so angestrengter wurde sein Eifer. Das dritte Landexamen drohte; jedoch der Körper des dreizehnjährigen Knaben war durch schnelles Wachsen geschwächt, sein Fleiß wurde dadurch gehemmt, und so erhielt er diesmal eine weniger günstige Censur. Als aber seine Gesundheit sich kräftigte, lag er so anhaltend über seinen Büchern, daß ihm die Lehrer befehlen mußten, hierin Maß zu halten. Seine tüchtigen Fortschritte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erwarben ihm bei jeder Prüfung gute Zeugnisse.

Man sieht, eine äußerst gewöhnliche, aber äußerst naturgemäße Entwicklung. Der Schüler hatte den richtigen Instinkt, daß ohne Fleiß keinerlei Meisterschaft zu erringen ist. Allein dieses rastlose Streben, diese Erfüllung von allem, was er in seinem Kreise leisten konnte, sprengten, wie wir sehen werden, eben diesen Kreis. Die Personen und Ereignisse, die eine solche Wendung in dem Leben unseres Helden hervorbrachten, sollen uns zunächst beschäftigen.

Zweites Buch.

In der Militärakademie.

1773 bis 1780.



I.

Karl Eugen, Herzog von Württemberg.

Zwei bedeutende Fürstengestalten stehen am Ein- und Ausgange von Schillers Leben. Sie haben bei aller Verschiedenheit zu Gunsten Karl Augusts eine Aehnlichkeit des Jahrhunderts, der Schicksale, der Neigungen. Beide waren, noch ganz jung, nach dem Urteile Friedrichs des Großen die hoffnungsvollsten Fürsten. Beide überkamen in jugendlicher Kraft ihre Länder aus der Hand verwitweter Mütter. Beide waren im Geiste der Aufklärung erzogen. Begabte Naturen, mit starker Sinnlichkeit, große Jäger, liberal im Verkehr mit dem Volk, liebten und hegten beide den Geist. In Einem sind sie ganz verschieden: Karl August wurde von der Leidenschaft nicht unterjocht, er wußte immer den Wert anderer Menschen zu schätzen und seinen eigenen sich zu wahren. Karl Eugen fiel ihr oft genug zum Opfer; und bei aller Größe, bei aller Liebenswürdigkeit, die öfters herzgewinnend in ihm durchbrach, blieb er doch stets der Despot, der anderer Willen neben seinem für nichts achtete, und ein wilder Dämon wurde noch in seinen späten Jahren nur allzuleicht in ihm wach.

Karl Eugen war 1728 geboren. Sein Vater, Karl Alexander, war zur katholischen Religion übergetreten. Er starb eines plötzlichen Todes und hinterließ seinem unmündigen Sohn einen tiefen Zwiespalt zwischen dem Thron und den Landständen. Bei der vortrefflichen Erziehung, welche der Sohn während der Regentschaft seiner Mutter, der Herzogin Witwe, in Berlin unter den Augen Friedrichs des Großen genoß, schien nichts von ihm zu befürchten, als er durch die Verwendung Friedrichs und die Bemühungen eines gewandten Unterhändlers am kaiserlichen Hofe in einem Alter von kaum sechzehn Jahren zur Regierung kam.

Das Zeugnis seines Erziehers, Friedrichs des Zweiten: „daß er fähig sei, noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut,“ bewahrheitete der Schüler vorläufig nur durch eine philosophische Schrift: „über die Tugenden und Laster“.

Er stand am Scheidewege. Die Landschaft hielt es für nötig, eine Warnungstafel aufzustellen. Sie schützte die evangelische Landesreligion vor dem katholischen Fürsten durch einen Revers. Kirchen- und Unterrichtswesen wurden dem jungen Weltweisen versperrt. Das philosophische Ideal war nicht stark genug, um die mit dem Machtgefühl unbändig erwachende Sinnlichkeit des werdenden Jünglings in die Bahn der Tugend zu reißen und sie zum kraftvollen Diener des Geistes zu machen. Die Hand, welche ihm die Ehe bot, war nicht stärker; denn diese Ehe war von kurzer Dauer, und eine Trennung endigte das unglückliche Bündnis.

Nun reichten die Geister des Verderbens von allen Enden her ihre Hände, um den Fürsten rasch und dienstfertig die dunklen Nachtpfade des Lasters zu führen. Jener geschickte Unterhändler am kaiserlichen Hofe, ein gewisser Montmartin, Freiherr und Reichsgraf, war bald nach der Thronbesteigung des Herzogs ins Land gekommen. Eine einschmeichelnde Feinheit und Dienstfertigkeit, die auch die niedrigsten Wege nicht scheute, machte ihn als Minister dem Fürsten unentbehrlich. Die Thaten, denen er zu feige war seinen Namen zu leihen, überließ er dem Oberst Rieger, einem offenen und feurigen, aber gewaltthätigen Manne. Der dritte in diesem Bund war Wittleder. Vom Handwerksburschen zum Kirchenratsdirektor emporgestiegen, hatte er dem Stellenhandel eine unerhörte Organisation gegeben. Er hatte zu Ludwigsburg eine Bude errichtet, wo alle Landesämter vom höchsten Range bis hinab zum Nachtwächterdienst gekauft werden mußten. Denn der Herzog brauchte Geld, Geld und wieder Geld.

Er bewies, daß er imstande sei, noch größere Staaten zu — ruinieren, als die, welche die Vorsehung ihm anvertraut hatte. Feste, Oper, Ballett, kostbare Reisen, italienische Maitressen verschlangen das vom Volk erpreßte Geld. Das Wild, das in ungeheuren Herden gehegt wurde, zerstörte die Saaten des Landmanns. Der Soldatenhandel fraß, wie in Hessen, die Söhne des

Landes. Auf einen „Subsidienvertrag" zahlte Frankreich drei Millionen Livres. Sie rannen in die bodenlose Kasse des fürstlichen Haushalts.

Die Landschaft protestierte, die Hauptstadt murrte. Der Herzog verlegte seine Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, kämpfte er mit offenem Visier gegen den besseren Geist seiner Jugend. Er stellte vierzehntausend Mann gegen Friedrich den Großen ins Feld, bei deren Aushebung der Oberst Rieger die tausendfachen Flüche des Landes auf sich lud.

Sie sollten sich erfüllen. Der finstere Geist des Despotismus hat in seinem Gefolge das Mißtrauen. Montmartin empfand die Ansteckung zuerst und teilte das Gift dem Herzoge mit. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges ließ dieser seinen Günstling Rieger in eines der Zwing-Uri werfen, welche auf den schönsten Höhen des gottgesegneten Ländchens ragen. Rieger schmachtete jahrelang im Kerker zu Hohentwiel. Seine Schöpfung, das Soldatenspiel, blieb. In die Portion von Macht und Schlechtigkeit, welche durch seinen Sturz frei geworden war, teilten sich Montmartin und Wittleder. Jetzt wurde die Landschaftskasse angetastet, neue und einträglichere Steuerplane ersonnen, deren jeder ein Eingriff in die Landesgesetze war. Neue Protestationen von seiten der Landstände. Karl antwortete mit der Verhaftung des berühmten Rechtslehrers, des Landschaftskonsulenten Moser; er warf ihn in den Kerker zu Hohentwiel. Da brach der zu stark gespannte Bogen. Das patricische Institut, der engere Landesausschuß, der die Konstitution in den oft langen Zwischenpausen der Landtage vertrat, erhob sich nun. Die Landstände machten ihrem Herzog den Prozeß bei Kaiser und Reich; durch Preußens und anderer Staaten Verwendung kam ein Vergleich zustande. Montmartin und Wittleder wurden entfernt, die Verfassung hergestellt. Wenn Karl nicht innerlich dieses Treibens satt war, hätte er wohl wenig nach dem Prozesse gefragt. Aber der Sturm hatte ausgerast. Ohne Steuer trieb der wilde Segler einsam auf dem Meere der Leidenschaften; eine letzte, hochgehende Woge warf ihn in den Hafen.

Er gewann das Herz der schönen, ohne Neigung verheirateten Franziska, Baronin von Leutrum. Er machte Franziska zur Gräfin

von Hohenheim; sie machte ihn wieder zum Menschen. Der Herzog liebte sie und erhob sie zuletzt zu seiner Gemahlin.

Jetzt verwandelte sich der goldbetreßte, soldaten- und opernlustige Luxus in die schlichte Gestalt bürgerlicher und erziehender Tugend. Die Lichter in Karls Charakter traten hervor. Aber der Despot war er noch immer, der er früher gewesen war; und wenn er jetzt statt des leichtfertigen Prassers den weisen Erzieher zu spielen unternahm, so war das in der Wirkung nicht immer ein unbedingter Fortschritt. Als Moser auf Befehl des Reichshofrats freigelassen wurde, erklärte ihn der Fürst für schuldlos und setzte ihn wieder in sein Amt ein; an Rieger verlieh er den Kommandantenposten auf dem Asperg; aber Schubart, der, man weiß noch nicht sicher wodurch, ihn, dessen Unterthan er in seinem damaligen Aufenthalte zu Ulm gar nicht war, gereizt hatte, ward auf eine für den Herzog ewig schmachvolle Weise auf württembergisches Gebiet gelockt und auf dem Asperg ohne Spruch und Urteil in qualvoller Gefangenschaft gehalten.

Vor allem hielt es Karl Eugen für die Aufgabe des Regenten, ein Erzieher zu sein; und nichts charakterisiert ihn besser als seine Schöpfung: die militärische Akademie. Sie enthält alle Erscheinungen, welche bei einem so schroffen Uebergange, bei der Erinnerung an frühere eigene Studien, bei seiner militärischen Erziehung und seinem nach Lob dürstenden Gemüte natürlich sind.

Im Jahre 1770 errichtete Herzog Karl auf der Solitude unter dem Namen „militärisches Waisenhaus“ eine Erziehungsanstalt für Söhne armer Eltern, hauptsächlich Soldatensöhne. Bald aber erweiterte sich der Plan der Anstalt, der zuerst darauf hinausging, in Tanz, Gesang und anderen Künsten Unterricht zu bieten. Jetzt sollten auch Söhne aus höheren Ständen, besonders Offizierssöhne, aufgenommen und aus der „militärischen Pflanzschule“, wie sie jetzt hieß, eine allgemeinere und höhere Erziehungsanstalt werden, welche auch Studierenden zu einer Vorbereitungsschule dienen könnte. Darum wurden Lehrer für den Unterricht in der Geographie, Geschichte u. s. w., darum wurde unter andern der tüchtige Jahn von der lateinischen Schule zu Ludwigsburg berufen, und später die Pflanzschule zur Akademie erhoben.

Um talentvolle Zöglinge für die Solitude zu gewinnen, ersann

Karl ein eigenes Werbesystem, das oft nicht weniger gewaltsam in der Güte war, als das soldatische in Zwang und List. Schon hatte Schillers Freund, Friedrich von Hoven, diesem Werbesystem samt seinem Bruder folgen müssen. Jetzt kam auch an Schiller die Reihe.

Es pflegte von Zeit zu Zeit bei den Lehrern der übrigen Schulen nachgefragt zu werden, welche Schüler sich am meisten auszeichneten. Dies geschah auch in Ludwigsburg, und Friedrich Schiller ward von sämtlichen Lehrern für einen vorzüglich begabten Knaben erklärt. Sofort wendete sich Herzog Karl an Schillers Vater mit dem Erbieten, seinen Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen, auf fürstliche Kosten unterrichten zu lassen und in allem freihalten zu wollen. Große Bestürzung in der Familie. Die Theologie des Sohnes ist in Gefahr; denn für diesen Beruf hatte die Anstalt keinen Lehrstuhl. Der Vater sucht die ihm zugedachte Gnade durch eine freimütige Vorstellung abzulehnen, die auch so guten Erfolg hat, daß der Herzog selbst erklärt: auf diese Art könnte er in der Pflanzschule ihn nicht versorgen. Eine Zeit lang ist alles still. Ganz unvermutet stellt der Herzog noch zweimal an den Vater das Begehren, seinen Sohn in die Pflanzschule zu geben; die Wahl des Studiums solle ihm freistehen, bei seinem Austritt solle ihm eine bessere Versorgung werden, als sie im geistlichen Stande möglich sei. Freilich war hiermit stillschweigend und später durch einen schriftlichen Revers, den Vater und Mutter unterzeichneten, ausgesprochen, daß der Eleve „sich gänzlich den Diensten des Herzoglich Württembergischen Hauses widme". Eine Bedingung, die in der Folge sehr drückend wurde.

Die Freunde der Familie, sowie diese selbst, sahen nur zu gut, was zu befürchten wäre, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs nicht Folge geleistet würde. Mit zerrissenem Gemüt fügte sich endlich auch der Sohn, um seine Eltern, die kein anderes Einkommen mehr hatten, als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen. Aber alle merkten sich das Versprechen des Herzogs, daß eine besonders gute Anstellung in herzoglichen Diensten dem jungen Schiller einst gewiß sein würde.

Was noch weiter zur Beruhigung der Mutter beitrug, war die Nähe des Instituts, die Hoffnung, den Sohn jeden Sonn-

tag sprechen zu können; dann die große Sorgfalt, welche man auf die Gesundheit der Zöglinge verwendete, und die vertrauliche, sehr oft väterliche Herablassung des Herzogs gegen dieselben, durch welche die strenge Disciplin um vieles gemildert wurde.

Der Hauptmann dankte mit einem schwungvollen Schreiben an den Intendanten von Seeger, worin es heißt: „Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: das haben wir dem großen Herzog Karl zu verdanken?“

Was konnte der „große Karl“ dafür, daß dieses Entzücken nicht so ernst gemeint war? Er glaubte dem ehrlichen Hauptmann. Der dreizehnjährige Knabe wählte zu seinem Beruf die Jurisprudenz. Professor Jahn fand ihn genügend vorbereitet, nur sagte seine Censur, die Handschrift sei mittelmäßig.

„Mit einem blauen Röcklein nebst Kamisol ohne Aermel“, fünfzehn lateinischen Büchern und einer Barschaft von 43 Kreuzern ging Friedrich seiner neuen Bestimmung entgegen.

II.

Der Eleve.

Die Botaniker legen die Pflanze, um ihre vollständige Charakteristik zu gewinnen, in ihrer Blütezeit ins Herbarium. Wir wollen es mit der Akademie, der seltsamen Erziehungspflanze des Herzogs, machen wie die Botaniker, ihre Blütezeit abwarten und dann ausführlich beschreiben. Als Schiller am 17. Januar 1773 aufgenommen ward, war das Institut zwar militärisch eingerichtet, aber es fehlte ihm die großartige Ausdehnung, die es nachher gewann.

Der fleißige Zögling der lateinischen Schule ward bald im Lateinischen Meister, er gewann auch in der griechischen Sprache durch eine Erklärung äsopischer Fabeln den ersten Preis. Der Geschichte, Erdbeschreibung und Größenlehre konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Kränklichkeit lähmte überdies seine Kräfte,

und etwas anderes leitete sie auf eine andere Bahn. Jetzt drängte sich mit energischer Strömung die Quelle der Dichtung hervor. Der erste Anblick der Muse ist gewiß bei jedem Künstler von heiligen Schauern begleitet. Die Ahnung von einem himmlisch schönen Lebensgute zuckt wonnig durch die junge Brust. Da winkt aus rosigen Wolken unverlierbar ein Eden von Glück, das ihm gehört, in das er zu jeder Stunde aus dem Alltäglichen flüchten kann. Aus diesem freudigen Bewußtsein quillt mächtig ein Gefühl der Freiheit, der Andacht, des Mutes, mit keinem andern zu vergleichen, als mit dem Gefühl der gläubigen Seele gegenüber den Bedrängnissen der Welt.

Bei der Wiedergeburt der Poesie vermischen sich auch in der Geschichte religiöse und dichterische Stimmung. Ich habe im vorigen Buch angedeutet, welche Erneuerung teilweise das religiöse Leben in Deutschland durch den Pietismus empfangen. In England war dies in noch kraftvollerer Weise durch den Puritanismus geschehen, und dieser erschuf sich zuerst wieder eine geläuterte Kunstform. Während in Deutschland die Lieder eines Paul Gerhardt die Bedürfnisse der gläubigen Seele im innigen Volkstone vortrugen, hatte der Geist des Puritanismus mit Miltons ernstem Gedicht ein nüchternes Jahrhundert „an die große Aufgabe der Menschheit zurückgerufen“. Die tieferen Geister des deutschen Volkes bildeten eine unsichtbare Kirche, welche ähnliche Rufe mit Begeisterung vernehmen konnte.

Auch in Schillers Seele begaben sich diese Wunder der Zeit. Ihn wandelten Schauer des Entzückens an. Er ergoß sich oft in Gebeten und hielt auch in Gemeinschaft mit andern förmliche Andachtsstunden. Sie waren schon ernster gemeint, als jenes kindliche Predigen vom Stuhl. Dabei haßte er jeden Schein, er vermied die Betbrüder und „Pietisten“. Natürlich, denn einem so gestimmten Gemüt ist nichts innerlich genug, als es selbst.

Auf ein so gestimmtes Gemüt traf Klopstocks Messias in dieser Zeit, wie auf einen guten Acker ein Same, von dem auch nicht ein Korn verloren geht. Hier war die innige Hingebung an die erhabenste Persönlichkeit zur dichterischen Kraft emporgewachsen. Hier war aus einem Nichts an Sinnlichkeit und Erfahrung eine Welt geschaffen. Der religiöse Inhalt machte den Gesang un-

sterblich, zu einem Sieger der Zeiten. Milton hatte den Sündenfall besungen, Klopstock die Erlösung; Saul hatte Tausend, David Zehntausend geschlagen. Die Erhebung, die Liebe zum würdigen Gegenstand galt fortan als die anzurufende Muse. Alles dies, wie bezaubernd, wie verführerisch für alte und junge Nachahmer! Die Litteraturgeschichte hat unter den vielfachen Versuchen in diesem Felde die Noachide Bodmers, seine Sündflut, seinen Jakob und Joseph, Mosers Daniel, Wielands geprüften Abraham aufgeführt. Während Goethe sich an den menschlich schönen Stoff von Joseph machte, ist es für Schiller charakteristisch, daß er eine politisch-religiöse Figur von gewaltigem Ideeninhalt, den „Moses", sich zum Helden erwählte. So sehr dieses verloren gegangene Epos eine sklavische Nachahmung des Messias gewesen sein mag, so sehr beweist es doch, wie der letztere auf den jungen Schüler wirkte. Er ahmte die Form nach, aber der Stoff war seine eigenste Wahl.

Klopstock blieb noch lange sein still gefeierter Meister. Und er ist ein Meister in seinen Oden, wie ihn ein Jünger auch heutzutage noch gern studiert. Hölderlin und Platen haben herausgefühlt, was Herder von den schönsten Oden sagte, daß zu jeder eine eigene „Bereitung" gehört, daß über jeder ein anderer Duft und Geist weht, der sich auf den kleinsten Zug, auf Länge und Kürze der Perioden, Wahl des Silbenmaßes, beinahe bis auf jeden härteren oder weicheren Buchstaben verbreitet. Schiller empfand diese Schönheiten, er naschte nicht an der Poesie, er forschte, verglich, deklamierte und trug sich Tag und Nacht mit seinem Vorbilde herum.

Was müssen diese wundervollen Geschenke des Genius damals gewesen sein, wo noch nicht der bestechende Klang des Reimes in solcher Fülle der Natürlichkeit sich ergoß, wie in Bürgers und Goethes Gedichten! Und Bürger, der auf Schillers Lyrik einen großen Einfluß gehabt hat, begann erst mit den siebziger Jahren seinen poetischen Flug. Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß um dieselbe Zeit der Göttinger Dichterbund beschworen wurde. Bei den Gelagen dieser Jünglinge wurde Klopstocks Schwärmerei in Wirklichkeit übersetzt. Sie brachten die Sommernächte im Freien hin und dichteten im Mondschein; sie lagerten sich beim Rheinwein auf Rosenblätter. Vaterlandsliebe, innige Freundschaft, Re-

ligion und alles Edle war in ihnen lebendig. Ungekannt gehörte der junge Genius auf der Solitude zu ihrem Bunde.

Bald fand er auch einen Leitstern in die dramatische Poesie. Ein Freund sprach ihm mit Begeisterung von Gerstenbergs „Ugolino"; er las das Stück, und der Eindruck war ein so nachhaltig mächtiger, daß er es noch in späteren Jahren in Ehren hielt. Das Stück ist jetzt beinahe vergessen. Lessing schreibt in einem Brief an Gerstenberg: „Sie haben ein Sujet gewählet, dessen Kontextur sich aller dramatischen Form zu verweigern scheint; aber es hat müssen werden, was Sie gewollt haben ... Meine Rührung ist mehr als einmal durch das Erstaunen über die Kunst unterbrochen worden." Er erklärt in demselben Briefe, das Stück habe ihn so furchtbar erschüttert, daß er es in der Absicht, sich der Täuschung zu überlassen, nicht zum zweitenmale lesen werde. Ugolino ist ein dramatischer Laokoon, nur daß die Schlangen durch den Hunger ersetzt werden und daß noch ein Sohn mehr in der jammervollen Umstrickung sich windet. Dazu liegt die Schuld des Helden, wenn je eine vorhanden, vor dem Stücke, es ist eine Erschöpfung des Mitleids, wie die Messiade eine Erschöpfung der Andacht. Aber „es hat müssen werden, was der Dichter gewollt". In dieser Beziehung ist vom Ugolino etwas zu lernen, was der Dramatiker brauchen kann, und Schiller hat nicht bloß die starken Dosen des Furchtbaren, er hat die Herrschaft des Dichters über den Stoff aus dem Ugolino gelernt. Vorläufig schrieb er ein Trauerspiel: „die Christen"; ein Werk, das ihm vielleicht Gelegenheit bot, durch die Darstellung der Verfolgungen, die über die ersten Christen ergingen, Grausen und Mitleid, und durch die todesmutige Glaubenstreue derselben Erhebung und Bewunderung zu erwecken. Auch hier wie bei einem anderen Versuche: „Absalon", dessen er sich noch in seinen Mannesjahren erinnerte, ist die Wahl des Stoffes bedeutsam genug, indem er alles entbinden mußte, was die jugendliche Seele erfüllte.

Die Abgeschiedenheit seines Aufenthalts auf dem einsamen Waldschloß, von dessen Höhe der Blick in ungemessene Weite schweifte, mußte solche Bildung des Talents begünstigen. Der Besuch Lavaters im August 1774, welcher die militärische Pflanzschule zu physiognomischen Zwecken ausbeuten wollte, konnte für

Schiller keine andere Bedeutung haben, als daß er eine Berühmtheit sich irren sah. Lavater hielt den gutmütigsten Eleven für einen Erzschelm.

Am meisten beschäftigte den fünfzehnjährigen Knaben nächst seinen poetischen Lehrmeistern sein fürstlicher Erzieher. Die Zöglinge vergötterten ihn; und dem mächtigen Manne that es wohl, von der Jugend vergöttert zu werden. Er suchte die Liebe da, wo ihre Quelle am reichsten fließt, wo das Wort der Huldigung und des Dankes aus dem Herzen kommt. Wenn er mit der Gräfin Franziska nach Stuttgart hinunterfuhr, dann sah man die herzogliche Kutsche nicht selten von innen und außen ganz vollgepfropft von Eleven, welche zu der Lustreise mitgenommen wurden. Mußten die Jungen nicht den Abstand vergessen? mußten sie den Mächtigen — und die Jugend weiß kleine Liebesbeweise mehr zu schätzen als große —, mußten sie den Vater in dem Mächtigen nicht vergöttern, und sich zum Dank nicht samt und sonders in die schöne Franziska verlieben?

Aber dergleichen Verhältnisse haben etwas Gefährliches, und die Tragödie, die zwischen dem Herzog und Schiller spielte, nimmt hier ihren Anfang. Der Mächtige nimmt das enthusiastische Wort der Jugend für die ganze Persönlichkeit. Die Jugend hingegen kennt die Tragweite des Wortes nicht und glaubt mit einem Worte noch nicht den ganzen Menschen zu vergeben.

Schiller liebte seinen Erzieher. Er liebte den „großen Karl“, dessen Größe aus dem dunklen Hintergrund einer wilden Vergangenheit um so energischer den Jünglingen in die Augen trat. Er liebte ihn als den Gott, von dem Wohl und Wehe seiner Eltern abhing und der ihnen sehr wohl wollte. Er hatte fast zu viel Gelegenheit, seine „Gesinnung“ auszusprechen. Der Herzog gab den Eleven allerhand seltsame Themata zur Beantwortung auf, welche wohl ihren Charakter zu männlicher Offenheit bilden sollten, in der That aber sehr leicht eine bedenkliche Denunziationssucht befördern konnten. Einmal lautete die Frage: „Welcher ist unter euch der Geringste?“ Schillers Beantwortung in lateinischen Distichen zagt unter der Schwere der Aufgabe, nennt endlich Karl Kempf den schlechtesten Schüler, zweifelt nicht daran, daß er sich bessern werde, und preist die Güte des Herzogs. Ein andermal

sollte jeder Eleve eine Charakteristik von sich selbst und seinen Mitschülern liefern. Als besondere Eigenschaften, die nicht übergangen werden durften, waren verzeichnet: Christentum, Betragen gegen Lehrer und Genossen, Gesinnung gegen den Herzog. Karl wußte, was er im letzten Punkte zu erwarten hatte. Es war die Provokation des alten Lear an seine Töchter, und Schiller hütete sich wohl, die Rolle der Cordelia zu spielen.

Hier ist das Wesentliche seines Bekenntnisses an den Herzog. Er fühlt den ganzen Umfang seines Glücks, die Gnade des Fürsten gegen seine Eltern. „Dieser Fürst," schreibt er, „dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt." Sein Vater hat ihm seufzend diese Dankbarkeit auf die Seele gebunden. Sie soll ihm fortan zum heiligsten Gesetz werden. „Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber es ist dann notwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurteilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte ich noch gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Wert der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters." Er nennt sich, die Urteile der Mitschüler über ihn aufs feinste durch Selbstbekenntnis entkräftend, eigensinnig, hitzig, ungeduldig, aber er ist sich seiner Aufrichtigkeit, seiner Treue, seines guten Herzens bewußt. Daß er seine Gaben nicht gut anwendet, schiebt er auf Körperschwäche. Er hofft von der Gnade des Herzogs Verzeihung. „Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe; es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wann ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zu-

friedenheit steht.“ Neue rührende Anklagen, neue heiße Gelöbnisse, neues Entzücken über die Großmut seines Erziehers: „Welche Großmut herrscht in Ihren Zügen! — — — Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien und Ihnen vor mein Glück danken! — — Lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit demselben Ihnen, mein Vater! zurufen: Er lebe! Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann!“

Man kann dem Herzog nicht als Schuld anrechnen, daß er hiernach nicht sofort seinen Zögling entließ und ihn zum Theologen machte. Dieser leise Wunsch nach Freiheit wurde von ihm nicht verstanden. Aber man begreift es, daß der Herzog auf die Klagen der Rechtslehrer über Schiller antwortete: „Laßt mir diesen gewähren; aus dem wird etwas.“

Die Urteile der Mitschüler über Schiller enthalten wenig, was der Biograph brauchen könnte. Sehr lebhaft und lustig nennt ihn der eine, sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst als äußerlich vergnügt nennt ihn der andere. Seine Kränklichkeit, sein Hang zur Theologie wird bestätigt. Ein Eleve macht die geistreiche Entgegenstellung: Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich. Ein anderes Urteil rühmt ihn als sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig.

Auch die äußere Erscheinung Schillers ist uns aus dieser und aus späteren Lebensepochen überliefert. Da andere Biographen die Schilderung von Scharffenstein mit Vorliebe aufgenommen haben, so bin ich wohl schuldig, zu sagen, warum ich diese und ähnliche Schilderungen für unvollkommen halte.

Ein großer Dichter könnte wohl verlangen, daß man ihn nach der Regel der Dichtkunst, das heißt nach der natürlichen Regel sprachlicher Darstellung male. Ein Haus und eine Gegend mag man topographisch, einen Leichnam anatomisch beschreiben, aber eines Menschen Beine, Hals, Perücke, Nasenspitze beschreiben, heißt nimmermehr ein Bild dieses Menschen geben. Wenn der geistvolle Lewes Goethes Haltung schildert und dann von Schiller sagt: „er ging wie ein Kamel“, so ist das eine grausame Verzerrung, da man in der Vorstellung nicht zugleich die schöneren

Eigenschaften beisammen hat, die solchen ekelhaften Vergleich aufheben, und da wir wissen, daß Schiller von unsäglichen körperlichen Leiden gebeugt war. Wenn andere dem Dichter nacherzählten, er habe seiner Nase auf der Akademie durch Zupfen die gebogene Form gegeben, so gehört diese Aeußerung allenfalls unter die Rubrik: Schillers Humor im vertraulichen Kreise, aber nicht in die Beschreibung seiner Gestalt.

Am widrigsten aber haben die Mitschüler des jungen Dichters, Petersen und Scharffenstein, die Grenzen der plastischen und sprachlichen Malerei in ihren Zeichnungen seiner Gestalt verwirrt. Namentlich Scharffenstein, der mit dem Pinsel umzugehen wußte, zeichnet überall Einzelheiten von Schiller, aber nie ein Bild. Kann es eine einseitigere Vergegenwärtigung eines lieben Freundes geben, als wenn Scharffenstein sagt: „er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von Einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen, rotumgrenzten Augen. Und dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf" — — — Wo bleibt denn hier das freundliche Gesicht? Wo das anspruchslose Wesen, das einen Andreas Streicher bezauberte? Wo das unsagbare Etwas, das der Herzog in der hagern Gestalt und der kränklich blassen Miene las, wenn er sagte: aus dem wird etwas?

Das Wichtigste, was ich aus der Beschreibung Scharffensteins entnehme, ist, daß das bittere Gefühl des Franz Moor: „Warum mir diese Bürde von Häßlichkeit?" dem Eleven mit den roten Haaren und Sommersprossen sehr wohl bekannt war. Die Witze seiner Mitschüler, ein unparteiischer Blick in den Spiegel konnte ihn belehren, daß die Uniform, auf welche andere sich freuten, seine Gestalt in all ihrer Unfertigkeit zeigte.

Das Selbstgefühl der Bösewichter, das Bewußtsein der Häßlichkeit, hätte bei jedem weniger edeln Herzen weit schlimmere Folgen haben müssen, als es in der That bei Schiller hatte. Er gab nur, nach einer vortrefflichen Taktik, die Sorgfalt auf den verlornen Posten auf und konzentrierte alle seine Kraft auf einen Punkt, von wo aus er sich sein Selbstgefühl eroberte, auf den Geist. Er ließ die Flut schmutziger Schimpfnamen ruhig über seinen vielleicht nicht immer parademäßigen Anzug dahingehen,

und ich denke nicht jeden „Schweinpelz“, den der Oberaufseher Nies ihm entgegenbrummte, von dem fünfzehnjährigen Burschen abzuputzen. Aber soviel ist gewiß, daß in Nies' Gamaschenseele die Begriffe von Sauberkeit von der subtilsten Art waren und daß der Anzug der Zöglinge eine unbillige Masse Platz für Stäubchen und Flecken darbot.

Alle Offizierssöhne steckten für gewöhnlich in Uniformen von blauer Farbe mit Krägen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch. Die übersilberten Knöpfe, die weißen Achselschnüre, die weißen Westen, weißen Hosen mit weißen Strümpfen, dazu noch Schuhschnallen von übersilbertem Metall, welches Feld für die Augen eines Unteroffiziers! Und vollends die kunstvolle Frisur! Die Haare waren auf dem Scheitel abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie ohne Puder aufgerollt, alles trug sehr lange falsche Zöpfe. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen, darunter eine mit vier Papilloten auf jeder Seite in zwei Etagen und mit Puder. Ein kleiner dreieckiger Hut war der natürliche Abschluß der zierlichen Ornamentik, deren Fundamente wir in der Akademie ausführlich betrachten wollen.

III.

Die Militärakademie.

Es lag in des Herzogs Charakter, alles, was er that, ganz und mit Nachdruck zu thun. Mit stiller Genugthuung sah er die angesehensten Familien bemüht, ihre Söhne auf der Solitude unterzubringen. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Aufnahmsgesuche. Karl Eugen dachte einen Augenblick ernstlich daran, ein neues Gebäude errichten zu lassen; aber um die Pflanzschule von Grund aus zu dem zu machen, was sie seinem Entwurfe nach werden sollte, wartete er noch einige Jahre, gab ihr den stolzen Namen Akademie und verlegte sie nach Stuttgart. Am 18. November 1775 marschierten die Eleven mit ihren Vorgesetzten und Lehrern in Uniform und militärischer Ordnung von der Solitude

ab. Nachdem sie der Hauptstadt sich bis auf eine halbe Stunde genähert, stellte sich der Herzog, der ihnen feierlichst entgegengeritten war, zu Pferd an ihre Spitze. Langsam, im Paradeschritt, von einer großen Menschenmenge begleitet, zogen sie in Stuttgart ein. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt. Unter einem Blumenregen, umbraust von donnernden Lebehochrufen auf den Herzog, ging der Zug durch die Straßen. Am Eingange des Akademiegebäudes standen die Eltern und Angehörigen der Eleven und begrüßten die junge Schar mit freudigem Zuruf.

Fürst und Hauptstadt waren versöhnt.

Wir wollen uns die Anstalt betrachten, in welcher unser Schiller seine Lehrjahre verleben sollte. Das Akademiegebäude lag außerhalb der Stadt hinter dem Residenzschlosse, jetzt mit seiner Außenseite der Neckarstraße zugewandt. Es war ursprünglich eine Kaserne mit zwei Flügeln, an welche soeben zwei weitere angebaut wurden. Aus der Mitte des Baues ragte eine Kirche mit niedrigem, bleigedecktem Thurme empor. In den oberen Etagen der Flügel waren die Schlafsäle und der imposante Speisesaal, in den unteren die Lehrsäle und der Rangiersaal. Außerdem umschloß das weitläuftige Gebäude ein Theater, eine Bibliothek, ein Naturalienkabinett, Ateliers für Künstler, ein Winterbad u. s. w. Ein Garten, Schwimmbassins, Reitbahnen zeichneten am besten den großartigen Maßstab des Ganzen.

Die Schlafsäle hatten zwei Reihen von dorischen Säulen; je zwei Säulen schlossen das offene Gemach eines Zöglings ein. In den Gemächern standen die Betten, sehr sauber gehalten und mit Gittern umgeben. Auf den Säulen las man den Namen des Zöglings, dem das nächste Bett gehörte; zur Seite war, mit einem kleinen Bücherschrank, der Wandkasten, worin der Eleve seine Habseligkeiten verschloß. Von der freien Wand des Schlafsaals schaute das Bild des Herzogs herab.

Die Lehrsäle waren hell und geräumig, verziert mit allegorischen Darstellungen jedesmal der Wissenschaft, für welche ein Saal bestimmt war. Des Herzogs Porträt hing in jedem. Der Rangiersaal diente zur Musterung. Der Speisesaal, welcher zur Zeit des Umzuges noch nicht vollendet war, lag über dem Rangiersaal. Zweiundachtzig Säulen traten aus der Wand hervor und trugen

eine ringsumlaufende Galerie. Zwischen den Säulen waren die Büsten berühmter Männer angebracht. Die Plafonds enthielten schöne Gemälde vom Direktor Guibal. Zweifache breite Flügelthüren führten in den Saal. Neben dem Speisesaal lag ein sehr elegantes, kuppelförmiges Gemach, „der Tempel" genannt. Hier hielt fast regelmäßig der Herzog mit Gräfin Franziska die Abendtafel.

Die Einteilung und Einrichtung der Eleven war folgende:

Sämtliche Zöglinge waren nach ihrer Herkunft in zwei Hauptklassen, in „Kavaliers" und „Eleven", übrigens in mehrere Abteilungen rangiert. Zur ersten gehörten nur Kavalierssöhne, deren Eltern diese Absonderung forderten. Sie standen unter einem bürgerlichen Chef. Die folgenden vier Abteilungen wurden aus den Honoratiorensöhnen, erwachsenen und jüngeren, gebildet, und aus „den Künstlern", d. i. Kunst- und Gewerbebeflissenen, Malern, Architekten, Tänzern, meistens armen Knaben, die auf Kosten des Herzogs erzogen wurden. Jede Abteilung hatte ihren eigenen Schlafsaal, ihre eigene Speisetafel im Speisesaal und ihre eigenen Vorgesetzten, einen Hauptmann, zwei Lieutenants, zwei Aufseher. Natürlich veränderten sich alle diese Einrichtungen mit der zunehmenden Ausdehnung des Instituts. Die Aufsicht über das Ganze führten ein Intendant, zwei Majore und ein Oberaufseher, der dem Intendanten Rapport abstattete und die Runde machte.

Wir wollen nun die Lebensordnung eines Tages mit Schiller durchmachen. Morgens sechs Uhr stand man auf, jeder machte sein Bett, reinigte seine Kleider. Dann gegenseitiges Frisieren, Marsch in den Speisesaal, Gebet, Frühstück, bestehend aus einer gebrannten Mehlsuppe oder geschmälzten Brotsuppe. Schlag sieben Uhr begannen die Lehrstunden, denen die Eleven in Hauskleidern von beliebiger Farbe beiwohnten und welche um elf Uhr endigten. Man begab sich in die Schlafsäle, um sich in die uns bereits bekannte Uniform zu werfen. Die Toilette mußte gegen zwölf Uhr vollendet sein. Jede Abteilung wurde nun von ihren Aufsehern in den Rangiersaal geführt, wo sie so geordnet wurde, wie sie im Speisesaal sitzen mußte. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt eine genaue Inspektion und erteilte öffentlich Lob und Tadel. Diejenigen, welche Rüge verdienten, hatten ein „Billet" in Händen, welches ihr Vergehen enthielt.

Nach der Besichtigung marschierten die Eleven in den Speisesaal. Hatte ein jeder seinen Sitz erreicht, so erscholl das Kommando: rechtsum, linksum. Die Eleven kehrten sich der Tafel zu. Neues Kommando: zum Gebet! Hierauf legte alles die Hände zusammen; der Zögling, den die Reihe traf, bestieg eine Art von Kanzel, welche zwischen den beiden Flügelthüren aufgestellt war, und sprach das vorgeschriebene Tischgebet. Wieder ein Kommando. Taktmäßig wurden die Stühle angezogen und in einem Ruck saß die ganze Gesellschaft. Das Essen war für alle gleich. Nach der Suppe gab es Rindfleisch, dann ein Zugemüse, mitunter ein leichtes Backwerk als Dessert. Es wurde weißes Brot verteilt, und als Getränke goß man den Eleven so viel guten, aber nicht starken Landwein ins Glas, als ihrem Alter und der Jahreszeit angemessen war. Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden. Dann wurde zum Aufstehen kommandiert. Dasselbe Rücken der Stühle. Ein Gebet machte den Beschluß. Die Knaben erhielten noch Weißbrot, auch wohl Obst, zum Einstecken. Endlich Abmarsch auf Kommando. Im Schlafsaal zog man wieder die Hauskleider an. Bis zwei Uhr war Freistunde. Gewöhnlich ging man in den Garten hinab und vergnügte sich mit Ringen und Ballspiel. Jeder Eleve hatte ein Stückchen Gartenland, das er selbst bebaute. Auch hier waren die Aufseher zugegen. Mit dem Schlage zwei Uhr begannen die Lektionen wieder und dauerten mit den häuslichen Arbeiten bis sieben Uhr. Nochmals gings in Uniform zum Abendessen. Dieses brachte eine Suppe, Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehlspeise, Brot, dagegen keinen Wein. Um neun Uhr ertönte das Kommando zum Schlafengehen. Jede laute Unterhaltung im Schlafsaal war verpönt. Außer der Nachtlampe durfte kein Licht brennen.

Es bleibt noch die jährliche Lebensordnung zu schildern. An Sonn- und Feiertagen wurde vormittags in der Akademiekirche Gottesdienst gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufseher beiwohnen mußten. Des Nachmittags durften die Eleven Besuch von ihren Eltern empfangen, nur erwachsenen Schwestern war der Eintritt nicht gestattet. Vierzehn Tage vor dem Stiftungsfest, das auf den 14. Dezember fiel, hörten alle Lektionen auf, und öffentliche Prüfungen nahmen deren Stelle ein. Es war den Eltern

gestattet, hierbei zu erscheinen. Der Herzog hielt zum Schluß eine Rede. Der Stiftungstag selbst begann mit einer kirchlichen Feier, welche der Herzog nie versäumte. Nachmittags marschierten die Zöglinge auf der Solitude in den mittleren Saal, in Stuttgart in den „weißen Saal" des neuen Residenzschlosses und ordneten sich dort mit sämtlichen Vorgesetzten und Lehrern. Nun erschien der Herzog, von zahlreichem Gefolge begleitet. Er trug die Uniform der akademischen Offiziere. Zwischen ihm und den Eleven stand eine lange Tafel, worauf die Orden und Preise lagen. Ein Professor trat vor und hielt die Rede an den Stifter. Dann las der Sekretär die Namen der Zöglinge, denen Preise zuerkannt worden, ab, der Intendant nahm den bestimmten Preis von der Tafel, überreichte ihn dem Herzog, und dieser gab ihn dem aufgerufenen Zögling, welcher, wenn er ein Kavaliersohn war, nach dem Empfang seinem fürstlichen Erzieher die Hand, im andern Fall den Rock küßte. Ein großes Festmahl, woran der Herzog und die Väter der Eleven teilnahmen, während andere Personen teils die Tische umgaben, teils von der Galerie aus sich des Anblicks erfreuten, machte den Beschluß der Feierlichkeit. Die mit ihren Studien fertigen Zöglinge wurden an diesem Tag entlassen.

Außerdem wurden die Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Franziska glänzend gefeiert. Ferien gab es nicht. Besuche im elterlichen Hause waren nicht gestattet. Doch gab es Erholungen anderer Art. Die Eleven wurden, freilich nur selten, außerhalb der Akademie spazieren geführt. Sie besuchten truppweise das Theater, wurden zur Stuttgarter Messe und sogar auf die Redoute kommandiert, wo sie mit den „Demoiselles" eines Mädcheninstituts zusammentrafen, welches unter der Protektion der Gräfin Franziska stand. Die Schönen benahmen sich wo möglich noch schüchterner als ihre Ritter, wodurch diese Mönchs- und Nonnenzüge zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Maskenballs gehörten.

Um nichts zu einer vollständigen Charakteristik Dienliches auszulassen, sei noch der Preise und der Strafen erwähnt. Die ersteren bestanden in silbernen Medaillen mit dem Bildnis des Herzogs. Hatte der Zögling in einem Jahre acht Preise erhalten,

so bekam er den akademischen Orden, ein goldenes, braun emaillierte Kreuz mit doppeltem C. Bekam er im nächsten Jahre wieder acht Preise, so durfte er das Ordenskreuz am Halse tragen und erhielt einen silbernen Stern auf die Brust. In welchem Geist aber Belohnungen erteilt wurden, geht daraus hervor, daß diese Ordensritter, gleichviel aus welchem Stande, eine eigene Klasse der „Chevaliers“ bildeten. Diese standen noch über den Kavalierssöhnen und hatten eine eigene Speisetafel. Die Strafen zeigten denselben militärischen Geist. Der Lehrer stellte dem sich vergehenden Eleven das erwähnte Billet zu. Beim Vorzeigen wurde dieser gefragt, ob die Beschuldigung wahr sei, seine Verantwortung angehört und, wurde er straffällig befunden, die Strafe diktiert. In leichteren Fällen mußte er „karieren“, d. h. er bekam kein Abendbrot, in schwereren wurden Stockschläge, Rutenstreiche, Karzer verfügt; die größte Strafe war Relegation.

Wurde durch die Preise, durch prunkhafte Ausstellung der Leistungen auch das Streben nach Schein und Auszeichnung in bedenklichem Maße begünstigt, so waren doch die Leistungen vorhanden und beruhten auf einem, wie Julius Klaiber nachgewiesen hat, für jene Zeit bewundernswürdigen Unterricht. Vor dem energischen Lehrplan hörte jede Scheidung von adelig und bürgerlich auf. Die Studierenden mußten sich in eiserner Arbeitszucht durch eine Menge von Lehrabteilungen von Stufe zu Stufe emporringen. Sie mußten im Französischen, Englischen, in Geographie und Naturwissenschaft fast den Anforderungen einer heutigen Realschule, in den alten Sprachen fast denen eines Gymnasiums genügen und konnten in derselben Anstalt noch die akademischen Studien für ein Berufsfach vollenden. Zahlreiche Arbeits- und Wiederholungsstunden befestigten den aufgenommenen Stoff, Disputier- und schriftliche Uebungen lehrten ihn handhaben, und wenn auch die alten Sprachen mehr zur Einführung in das Altertum als zu gelehrter Schulung dienten: was das Wichtigste war, alle jene mannigfaltigen Lehrstoffe fanden ihre Einheit und geistige Belebung in der Wissenschaft des freien Denkens, in der Philosophie. Der selbständig denkende Mensch sollte im Schüler zu seinem Recht kommen.

Der Intendant des Instituts, Herr von Seeger, war ein

wissenschaftlich gebildeter, wohldenkender Mann. Die Zöglinge liebten ihn aufrichtig. Als er von einer schweren Krankheit genas, besang Friedrich von Hoven dieses freudige Ereignis in einem begeisterten Gedicht. Von einem gleichen Schlage, wie der Intendant, war Major von Wolff, der vier Abteilungen kommandierte. Ohne seiner Stellung etwas zu vergeben, förderte er das aufkeimende Talent der Zöglinge. Auch Schiller hatte ihm die öftere Mitteilung auserlesener Bücher zu danken. Am wenigsten konnte derjenige Mann von diesem liberalen Geiste besitzen und zeigen, der als Oberaufseher das Kommando bei Tische, die unvermuteten Runden, die Rapporte beim Intendanten hatte. Nies war denn auch ein „Esprit de détail" sondergleichen, er führte ein Kommando, daß man in seiner Nähe kaum zu atmen wagte. Er zahlte indes der Humanität seinen unfreiwilligen Tribut, indem seine kleine, dicke Figur und seine Stentorstimme eine treffliche Zielscheibe für den Witz und die Neckereien der Eleven wurden. Er war übrigens ein wackerer Mann.

Tabakrauchen und Schnupfen war verboten, die Zöglinge durften sich keine Eßwaren zubringen lassen und mußten selbst das Geld abliefern, das sie geschenkt bekamen. Mit der Kost der Eleven dagegen wird sich ein jeder, der nicht Luxus, sondern Befriedigung — und zwar ausgiebiger — wirklicher Bedürfnisse verlangt, einverstanden erklären; war dieselbe auf der Solitude, wo sie an einen Lieferanten verpachtet war, ungenügend, so wird sie in Stuttgart, wo eine besondere Anstaltsküche bestand, als gut gerühmt. Aber auch den zärtlichsten Seelen kann zu ihrer Beruhigung gesagt werden, daß es einen wahren Virtuosen der Uebertretung in der Anstalt gab, den Schiller selbst „den allmächtigen" nannte. Er war der Generalspediteur für alle „Sünden". Mit diesem Namen bezeichnete man unschuldige Würste, Hefenknöpfe und Butterbretzeln, wie die dämonischen Geister des Tabaks. Die meisten seiner Kunden wurden heimlich Tabakschnupfer. Wenigere wagten zu rauchen. Um so stärker rauchte der Frevler selbst, und um nicht entdeckt zu werden, rauchte er seine Pfeife meistens in einem Vorkamin des Schlafsaals, wobei er im Sommer die Vorsicht brauchte, nicht stark zu dampfen, „damit ihn der rauchende Schornstein nicht verriete". Da die Lehrsäle in der unteren Etage

lagen, war es ihm möglich, an den kurzen Wintertagen einem kurzsichtigen Professor aus dem Fenster zu steigen. Er ist trotz dieser Heldenthaten kein Schiller geworden.

Der Glanzpunkt der ganzen Akademie war das Verhältnis der Eleven zu ihren Lehrern. Dieses beruhte wesentlich auf der Stellung und auf der Persönlichkeit der letzteren. Der Herzog verkümmerte seinen Lehrern die Lust an ihrem Beruf nicht. Er trennte den Unterricht von der Beaufsichtigung. Er gab den Lehrern ihre rechte Lebensluft, Lebens- und Lehrfreiheit. Sie durften außer der Akademie wohnen, sie durften sich kleiden, wie sie Lust hatten. Nur an feierlichen Tagen trugen sie eine passende Uniform. Karl Eugen berief am liebsten jugendliche Kräfte, die zugleich die Freunde der Zöglinge sein konnten. Abel, Moll, Nast, Schott waren wenige Jahre älter als Schiller. Einsamkeit, Mangel jedes andern Umgangs schuf ein herzliches Vertrauen; der Schüler teilte dem Lehrer oft seine wichtigsten Geheimnisse mit und bat ihn um Rat über Dinge, die sonst dem Lehrer sorgsam verschwiegen werden. Oft erwarteten einzelne Schüler den Lehrer schon am Akademiethor, sie begleiteten ihn zum Auditorium und führten ihn nach der Vorlesung wieder zurück. Auf diesem Wege wurde über wissenschaftliche oder politische Gegenstände gesprochen, und manchmal setzte sich dann die Unterhaltung im Lehrsaal fort. Fing die Vorlesung dann auch später an, die jungen Herzen waren in jener freudigen Erregung, die der zweite Verstand des Menschen ist, und an die jeder, der ein ähnliches Glück genoß, so gern zurückdenkt.

Schiller hat dieses vielleicht reinste Jugendglück, die Liebe zu einem edeln und begabten Lehrer, nicht entbehrt. Daß unter seinen Lehrern einige waren, von denen er nichts lernte, beweist noch nichts gegen sie. Zugegeben, daß Pedanten an der Anstalt waren, und an welcher wären sie nicht, so war der größere Teil der Lehrer durchaus besserer Art. Professor Nast, der alte Sprachen und Litteratur vortrug, zählte Schiller zu seinen besten Schülern. Professor Schott war in seinen Vorlesungen der Geographie und Geschichte klar, gründlich und beredt. Moll war ein genialer Mann und tüchtiger Mathematiker. Die französische Sprache war durch eine „Figur“ vertreten. Uriot war Franzose, und zwar vom Kopf zum Fuß, ein früherer Schauspieler, Verfasser von Opern und

galanten Festspielen, wie er denn neben seinem Lehrberuf auch noch die Direktion des Theaters besorgte. Sie alle haben Schiller gefördert, Professor Abel war sein Freund. Dieser „engelgleiche Mann“, wie ihn seine Schüler nannten, war Humanist, er las Logik, Metaphysik und Moralphilosophie. Er blieb auch Schillers Freund, als längst die Thore der Akademie sich hinter ihm geschlossen hatten.

Man sieht wohl, diese Werkzeuge wenigstens hatten nichts von Treibhaus und von Dressur an sich. Und in der That, man thut Schiller am meisten Unrecht, wenn man so in Bausch und Bogen den Grund zu seiner Freiheitsliebe in der Akademie sucht. Die Anstalt beförderte ja selbst die Kunst, und sie hat einen Dannecker hervorgebracht. Sie begünstigte das Genie, denn sie war die Schule Cuviers, und wir können dreist hinzusetzen, sie leistete, was eine Schule überhaupt für einen Dichter leisten kann, sie gab uns einen Schiller. Sie leistete für ihn, was die Meißener Fürstenschule für Gellert, Rabener und Lessing, was die ähnlichen Anstalten von Klosterbergen und Pforte für Elias Schlegel, Wieland, Klopstock und Gaudy. Für den Dichter als solchen gibt es kein Atelier und keine Schule. Seine Schule ist die Tiefe des einsamen Ichs und die Fülle des Lebens. In dem ewigen Wechsel dieser beiden ruht seine Schule. Aus der Einsamkeit sehnt er sich in die Welt und aus der Welt in die Einsamkeit. Shakespeare zieht in dunklem Drang von Stratford nach London und wird Schauspieler, er geht nach Stratford zurück, als dem Ziele seiner Sehnsucht. Goethe entflieht seinen Freunden nach dem Brocken, dem Hofe nach Italien und hält sich „ganz stille“.

Die Akademie war vielleicht arm an Einsamkeit, aber sie bot ein Stück Welt für den Dichter dar, wie es nicht so leicht zum zweitenmal einem Dichter beschieden wird: einen Fürsten, einen Hof, Theater, eine reiche Auslese von jungen und älteren Charakteren, Lehrer, Kleingeister, Fratzen, eine schöne, angebetete Patronin und, wie wir sehen werden, den Anblick von großen Zeitgenossen.

Also nicht aus der Akademie als solcher sog Schiller seine Empörung, und das ist der Anfang seiner Größe! Er haßte alle Selbstverzärtelung, alle schlechte Subjektivität, er lernte schon damals das Höchste seines Wesens, mit sich wie mit einem Fremden

umzugehen. Er fühlte das Wehen der Zeit in den Mauern des Instituts, die murrenden Stimmen des Schultrotzes wies er zur Ruhe, um auf die abgebrochenen Laute zu lauschen, die ihm der Wind zutrug von draußen, wo eine unheilbrütende Zeit eine Schlacht ohnegleichen begann. Sein scharfes Ohr vernahm den fernen Donner, und Kampflust brauste in wütendem Jubel durch seine Adern. Es las wahrscheinlich keine Zeitung, und doch wußte er mit dem Instinkt des Genius genau, wohin die Geister des Jahrhunderts wollten. Wir sind freilich nicht imstande, ein ganz genaues und widerspruchsloses Bild von Schillers Verhältnis zu dem Herzog und zu der Anstalt zu entwerfen. Denn seine eigenen Aeußerungen, nur so gelegentlich hingeworfen, widersprechen sich, wie es ganz natürlich ist; und wenn er 1793 an Körner schrieb, daß der Tod des alten Herodes ihn nicht berühre, so will Friedrich von Hoven um die nämliche Zeit die Worte von ihm gehört haben: „Da ruht er also, dieser rastlos thätige Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit den Toten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch."

IV.

Von der Juristerei zur Medizin.

Der Herzog unterließ nichts, was seine Akademie ihres Namens würdig machen konnte. Er gründete 1775 die zur Medizin erforderlichen Lehrstühle. Er erließ die Anfrage, wer von den Zöglingen sich diesem Studium widmen wolle. Es meldeten sich sieben; unter diesen war Friedrich von Hoven und — Friedrich Schiller. Man kann sich denken, wie unangenehm Vater Schiller überrascht war. Er hatte schon einmal solchen Uebergang zu verwinden ge-

habt, er hatte die zahlreichen juristischen Bücher für den Sohn erst seit einem Jahr angeschafft. Was konnte diesen bewegen, schon nach einem Jahr ein Studium zu verlassen, das er selbst gewählt hatte? Der Vater fügte sich indes, als er erfuhr, daß des Sohnes Wahl mit dem besonderen Wunsch des Herzogs zusammentraf, der seine Akademie mit Juristen überfüllt sah.

Ein neuer Freund Schillers, der Eleve Scharffenstein, hielt diesen Berufswechsel für einen „Raptus". Friedrich von Hoven wußte besser Bescheid. Beide hatten ein Jahr Juristerei getrieben und beide hatten sich getreulich geholfen, nichts davon zu lernen. Schiller konnte seinem Freund schon in der erwähnten Charakteristik der Miteleven das Zeugnis geben: „Hat sich die schönen Künste und Wissenschaften zur Hauptneigung gemacht." Die anderen Prädikate, welche er höchst unparteiisch anführte, als: „übergroßer Stolz, gehässige Eigenliebe, Lebhaftigkeit, Ehrgeiz und Grobheit", thaten der Freundschaft keinen Eintrag. Wilhelm von Hoven war durch Schillers Vorbild zum Dichter geworden, und wir verdanken seinen damaligen Uebungen vielleicht die leichte Form der Selbstbiographie, welche nach seinem Tode erschien und worin wir ein durch Schillers Freundschaft geschmücktes, reiches und ehrenvolles Leben überschauen.

Damals war er Schillers treuer Kumpan auch darin, daß beide jeden anderen Weg zur Poesie für näher hielten, als den Weg, der von dem Rechtsstudium ausging. Sie bedeckten also ihre stille Abneigung gegen ein Fachstudium mit dem Mantel einer besonderen Zuneigung zur Medizin, und da sie nach kurzer Ueberlegung einsehen mußten, daß der Weg von der Poesie zur Medizin nicht weiter sein könne, als der Weg von der Medizin zur Poesie, so verweilten sie noch eine geraume Zeit da, wo es ihnen so wohl gefiel. Zwar wurden die anatomischen Studien eifrig betrieben, weil jedes Versäumnis darin sichtbar wurde. „Aber, sagt der treue Streicher, war es *seine* Schuld, daß er anatomische Zeichnungen, Präparate fast unmöglich in ihrer eingeschränkten Beziehung betrachten konnte, sondern seine Phantasie sogleich in dem Großen, Allgemeinen der ganzen Natur umherschweifte? Oder konnte er es seiner ihm so treu anhänglichen Muse verwehren, daß sie selbst in den Kollegien, wenn er mit tiefsinnigem Blick auf den Professor

horchte, ihm etwas zuflüsterte, was seine Ideen von dem Vortrag wegriß und seinen Geist auch den ernstesten Vorsätzen entgegen in dichterische Gefilde leitete?" Wenn nun gar der Professor selbst der Muse die Thür öffnete, wie Abel, der in seinen philosophischen Vorlesungen Stellen aus Dichtern mitzuteilen pflegte? Es wird etwa im Jahre 1776 gewesen sein (Schiller sagt selbst: in einem sehr frühen Alter), als Abel in einer Unterrichtsstunde ein Beispiel aus einem Drama wählte und die betreffende Stelle vorlas. Schiller war ganz Ohr, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit ausdrucksvollster Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer und bat um das Buch. Es war Shakespeares Othello.

Schillers eigenartige und eigensinnige, ich möchte sagen, grunddeutsche Natur zeigt sich nirgends in stärkerem Licht, als in seinem Verhältnis zu dem Briten. Während Lessing dem englischen Dramatiker wunderbar nachfühlte, er in Goethe eine Revolution erzeugte, so empörte er unseren Dichter durch „seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth durch einen Narren zu stören", die ihn bald da festhielt, wo seine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern stillgestanden wäre. Schiller gibt selbst die Erklärung hierzu. Er sagt: „Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen von den Jahren 1750 bis etwa 1780 gerade die rechten Subjekte." Dennoch studierte er Shakespeare, aber seine Liebe ward er noch nicht. Klopstock, Kleist, Uz, Haller, welche die Natur aus zweiter Hand, aus der Hand ihrer Empfindung und des Gedankens gaben, blieben die Beherrscher seines Geschmacks. Haller hatte das erreicht, was dem

jungen Mediziner als sein Ziel vorschwebte, er hatte den Namen eines großen Arztes und Naturforschers und zugleich eines großen Dichters. Hallers großartige Bilder wurden mit Vorliebe recitiert. Anklänge an Haller gehen durch mehrere Dichtungen Schillers. Der junge Poet veröffentlichte um diese Zeit eine Ode „Der Abend", welche im Schwäbischen Magazin im Jahrgang 1776 Stück X erschien. Der Dichter beginnt malend:

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht.

Aber schon tritt er selbst aus den Coulissen:

(Für andre, ach! glücksel'gre Welten
Ist das ein Morgenangesicht)
Sie sinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geschäftigkeit zur Ruh',
Ihr Abschied stillt das Weltgetümmel
Und winkt dem Tag sein Ende zu.
Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen,
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel.
Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt vom paradiesischen Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Teil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Nachdem er so den ganzen Reichtum seines Gefühls ausgeschwelgt hat, kommt eine fortlaufende Schilderung, die in Bildern spielt, ohne kalt zu werden. Sie gehört ins Reich des „Einfach Schönen".

Das Thal beschwimmt ein Feuermeer,
Der hohe Stern des Abends strahlet
Aus Wolken, welche auf ihn glüh'n,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Ums Angesicht der Königin.

— — — — — — — — — —

Vom Felsen rieselt spiegelhelle
Ins Gras die reinste Silberquelle,
Und tränkt die Herd' und tränkt den Hirt.
Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Des Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Thale wird.
Die stille Luft durchsumst der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,
Bezaubert von dem Götterschall
Wagt itzt kein Blatt vom Baum zu rauschen;
Stürzt langsamer der Wasserfall, u. s. w.

Der Poet knüpft dann diese seine dichterische Schöpfung wieder an sich und an den Schöpfer der Welt an und endet mit einem feurigen Hinweis auf die Zeit und den Augenblick, wo keine Tageszeit, keine Zeit mehr ist, wo nur der Herr ist und Ewigkeit.

Mir scheint das echt Schillerische Wesen des Gedichts nicht in einzelnen Wendungen, nicht in dem Rousseau-mäßigen Seufzer nach den Urwäldern Amerikas, sondern in dem warmen und vollen Herzschlag zu liegen, dem musikalischen Fluß der Bilder und dem Zusammenklang zwischen Gedanken und Rhythmus. Letztere Eigenschaften rühmte er später an Matthisson. Die Natur atmet, sie erwarmt schon an seiner Brust und fängt an, seine Flammentriebe zu teilen. Der Herausgeber des Schwäbischen Magazins, Balthasar Haug, Professor an der Akademie, kritisierte das Gedicht, wie folgt: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von sechzehn Jahren zum Verfasser. Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum."

Unter den guten Autoribus, welche Schiller in jugendlichem Alter gelesen, haben ihn wenige mit so magischer Gewalt beherrscht als der Fanatiker der Natur und der Zauberer des Worts, Jean Jacques Rousseau. Hatte doch der neue Blick in Himmel und Erde die Menschheit mit einem nie gekannten Enthusiasmus erfüllt, hatten doch die Schlüssel des Teleskops und Mikroskops die beiden Pforten der Unendlichkeit aufgethan. Waren doch die Theodiceen, die Naturhymnen, ja selbst Thomsons Jahreszeiten und Kleists Frühling nur verschiedene Strahlen des Freudenlichtes,

das sich über die Welt ergoß. Es sind viele Bedingungen der Geschichte wirksam, wenn ein Gedanke seine luftige Wohnung verläßt, um sich in den Kampf der Menschen zu mischen. Diese Bedingungen trafen in Rousseau aufs merkwürdigste für einen Naturkultus zusammen. Verfeindet mit der Gesellschaft durch das reizbarste Gefühl, flieht er in das Stillleben der Pflanzenwelt, er läßt seinen Nachen treiben im Spiel der Lüfte und Wellen und ruft aus: O Natur, o meine Mutter, hier sind wir allein, hier bin ich glücklich! Die Natur lügt niemals, sagt er, und verdammt die Kunst, welche lügt. Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, alles degeneriert unter den Händen der Menschen. Er kehrt sich gegen die Ungleichheit der Menschen, und das tiefe Gefühl derselben wird zum Preise der heroischen Vorzeit, zur Kritik der Zeitgenossen und zum Schrecken des kommenden Geschlechts. Hier liegt Rousseaus Uebergang in die Geschichte, Brutus und Cassius sind die Ankläger, das entartete Zeitalter der Angeklagte und Robespierre der Richter.

Es ist begreiflich, daß man den jugendlichen Schiller ganz allein auf Rousseau zurückzuführen versucht sein konnte. Aber das Leben Schillers zeigt uns eine Befruchtung so reicher Art, seine Werke eine solche Vielseitigkeit, daß wir viele Elemente in Anschlag bringen müssen, um sein Werden uns einigermaßen zu erklären. Die Lektüre des Plutarch machte ihn „zum Zeitgenossen einer kraftvolleren, besseren Menschenart“, aber man darf nicht vergessen, daß Schiller durch das anhaltende Studium Shakespeares immer wieder auf den Tummelplatz des modernen Lebens zurückgelenkt wurde. Lessings Schauspiele, namentlich Emilia Galotti, waren gleichsam gelindere, wohlverstandene, ins Deutsche übersetzte Shakespeares. Da war Natur aus erster Hand, aber durch Regel gemäßigt. Nun erschien 1773 Götz von Berlichingen, Natur aus erster Hand und ohne Regel und Schranke. Man schrie: hie Shakespeare, hie Original! Die Ringenden faßten unerhörten Mut für ihr Zeitalter, für deutsche Kunst. „Mein letztes Hemd, sagte Schiller später, hätte ich in jenen Tagen mit Freuden für einen Stoff hingegeben, meinen jugendlich aufstrebenden Geist zu üben.“

Indem ich an so glänzenden Vorläufern unseres Dichters rasch vorübergehe, zwingt mich die düstere Gestalt eines andern zum

Verweilen, welcher schon durch die lokale Nähe, durch sein kühnes und lärmendes Auftreten und sein erschütterndes Schicksal von großer Bedeutung für Schiller gewesen ist. Es ist der Danton der Sturm- und Drangperiode, Christian Friedrich Daniel Schubart. Er war auf einem Wege, auf dem auch Schiller zu gehen hatte, in den Abgrund gestürzt. Nach einer ungebärdigen und planlosen Lehrzeit war der Candidatus theologiae, dem die Natur gleich Rameaus Neffen die genialsten Anlagen für Poesie, Musik, Improvisation und Darstellung ihm zum Fluche gegeben zu haben schien, zu einer Lehrerstelle und einer braven Frau in der Ulmischen Stadt Geislingen gelangt. Durch die Vermittlung seines Freundes Balthasar Haug nach Ludwigsburg gezogen, ward er hier Organist. Aber bald verschlang Karl Eugens damalige Residenz den leichtsinnigen, vielversuchten Mann in die Strudel ihrer Vergnügungen. Seine Frau verließ ihn und kehrte zu ihren Eltern zurück. Nun wechselten reumütige Selbstanklagen mit den wildesten Orgien. Seine Spottgedichte und sein Betragen hatten seine Verweisung zur Folge. Er reiste ein Zeitlang unstät umher, wollte in München katholisch werden und blieb, nachdem dies gerade noch abgewendet worden war, in Augsburg hängen. Hier wollte er mit seiner deutschen Chronik gegen Pfaffen und Jesuiten, gegen alle Gewalt auftreten. Einen Hut voll englischer Freiheit bat er sich in der Ankündigung des Journals aus; der Bürgermeister sagte: „Auch nicht eine Nußschale voll soll er haben." So mußte er nach Ulm übersiedeln, wo er in Miller, der 1776 seinen Siegwart herausgab, einen duldsamen Freund fand. Nun schleuderte Schubart von der Tribüne seiner Chronik Fackeln der Erleuchtung und des Brandes in das Schwabenland. Bald war er der österreichischen Regierung und der Geistlichkeit ein Dorn im Auge; allerhand kleine Stiche, derbe Ausfälle auf den Soldatenhandel und wohl am meisten mündliche und schriftliche Spöttereien auf Franziska von Hohenheim hatten auch den Herzog von Württemberg gereizt, welcher, vielleicht in seiner Stellung als schwäbischer Kreisoberster von Oesterreich dazu angehalten und von der katholischen Geistlichkeit aufgehetzt, den Dichter gründlich zu bessern beschloß. Schubart wurde durch einen Oberamtmann Scholl nach Blaubeuren gelockt und auf den Asperg in

Festungshaft abgeliefert, wo er das erste Jahr seiner Gefangenschaft ohne Mittel zum Schreiben in der gewölbten Zelle eines alten Turms schmachtete. Dies war zu Anfang des Jahres 1777. Die Frau Schubarts, die sich längst wieder mit ihrem Manne vereinigt hatte, lebte von da an im Hause des Professors Haug.

Vielleicht um das Herz des Herzogs milder zu stimmen, ließ Haug in seinem Schwäbischen Magazin Jahrg. 1777 Stück II einen religiösen Aufsatz erscheinen, der früher fälschlich dem jugendlichen Schiller zugeschrieben wurde. Er heißt: „Morgengedanken. Am Sonntag." Der Verfasser ist Schubart. Dies ergibt sich aus einem Briefe von Schubarts Gattin an Miller in Ulm vom 6. März 1777, in welchem sie schreibt: „Der Morgengedanke von meinem Mann ist in das Magazin gedruckt worden." Ein zweiter Aufsatz dieses Titels findet sich nicht im Schwäbischen Magazin. Nur auf Schubart paßt auch die Nachschrift, welche Haug jenem Aufsatz anhängte: „Man wird diesem Gebet wohl ansehen, daß der Verfasser ein Dichter ist; man wird aber auch sehen, wie schön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten kann, wann es ihm ernst ist. Verschiedene Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn so geläutert, daß er nicht nur von je zu je seinen Zustand fühlte, sondern auch die Notwendigkeit zu einem Entschluß für die Wahrheit. In einer solchen Stunde hat er dieses Gebet geschrieben, eine Frucht seiner besseren Empfindungen und Ueberzeugungen: es ist aber nur der Anfang von mehreren, folgen sollen: er ist aber an der Fortsetzung durch ein besonderes Schicksal gehindert worden." Dies besondere Schicksal war Schubarts Einkerkerung.

Solch ein Ereignis, wie letztere, mußte Schillers jugendliche Seele zu der Ahnung des Kampfes vorbereiten, welcher auch ihm bevorstand. Und wenn auch das bekannte Versöhnungsmanifest, welches der Herzog im nächsten Jahre von allen Kanzeln verlesen ließ, seine Bewunderung für den strengen Erzieher von neuem beleben mochte, so erfüllten die Schrecknisse von Schubarts Schicksal seine Phantasie mit den Gestalten gewaltthätiger Fürsten. Daß er sich wie Klopstock mit dem Thema von guten und bösen Herrschern vielfach herumtrug, ist aus einem Gedicht ersichtlich, welches er im dritten Stück des vierten Jahrgangs 1777 im Schwäbischen

Magazin veröffentlichen ließ. Es heißt: „Der Eroberer" und beginnt:

> Dir, Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
> Dir zu fluchen den Fluch glühenden Racheburſts,
> Vor dem Auge der Schöpfung,
> Vor des Ewigen Angesicht!

Alle Bilder des Weltgerichts türmt er aufeinander zur Drohung gegen den Tyrannen, von dem er mit wildem Troste weiß, daß er unsterblich ist; er mahnt ihn an den Moment,

> Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus schallt,
> Dich, Verruchter, zu wägen
> Zwischen Himmel und Erebus, u. s. w.

Haug schrieb: „Von einem Jüngling, der allem Ansehen nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer bei Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen — wenn einst vollends die Feile dazu kommt, so dürfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen." Wahrscheinlich, meint Boas, dachte Haug hier an den gefangenen Schubart und ließ dessen Namen aus, weil es gewagt war, ihn in so ehrenvoller Weise zu nennen.

Natürlich durfte auch Schillers Name nicht im Schwäbischen Magazin genannt werden. Aber einigen seiner Mitelеven konnte es nicht verborgen bleiben, wer ein so gewichtiges Lob von dem Herausgeber erntete. So abgeschlossen Schiller sich in der Anstalt hielt, weshalb er für stolz gehalten wurde, so hatte er doch auch außer Friedrich von Hoven einige vertraute Freunde, die ihm waren, was Ebert, Gieseke, Hagedorn ihrem Klopstock. Es bildete sich ein Dichterbund, wie zwischen Voß, Hölty, Hahn und Boie, freilich ohne die Mondscheinnächte im Freien, aber mit all der Leidenschaft und gegenseitigen zärtlichen Bewunderung, die in Klopstocks Oden atmet. Da war Georg Friedrich Scharffenstein, ein Elsäßer, Sohn eines Goldschmieds, von dem Schiller in der Charakteristik seiner Mitschüler sagte, daß er die Zuflucht seiner Freunde sei, durch Dienstfertigkeit, Redlichkeit, Treue sich ihnen gefällig und wert zu machen strebe. Er wurde Soldat und hatte das Zeug

dazu. Er besaß einen scharfen Blick und ein festes Benehmen. Einmal hatte er Gelegenheit, dieses feste Benehmen gegen den Intendanten zu beweisen. Schiller besang es in einer Ode, „die er für sein Meisterstück hielt". „Von dieser Epoque an, erzählt Scharffenstein, datiert sich unser intimer Anschluß und der völlige Wechsel unseres Innersten. Diese Freundschaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenstand seiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urteile, die natürliche ungeduldige Glut des Herzens wenig poetische Bearbeitung zuließ." Scharffenstein wußte, wie es Umworbenen zu gehen pflegt, „diese ungeduldige Glut" nicht nach ihrem vollen, zarten Wert zu schätzen. Er liebte in Schillers Gedichten „das starke, mit den Konventionen bereits in Fehde begriffene Gemüt". Aber er hatte die ganze Schonungslosigkeit einer plastischen Natur. Er hatte Neigung zur Malerei. Seine Beobachtungen sind genau, aber kleinlich und äußerlich. Das beweisen seine Beschreibungen von Schillers Gestalt. Doch war er ein liebefähiges, ja ein liebebedürftiges Herz, wie wir in der Folge erfahren werden. Seine biographischen Aufzeichnungen über Schiller sind bei aller derben Anschaulichkeit und soldatischen Laune ein wenig anspruchsvoll. Er war zuletzt Gouverneur von Ulm und starb, nachdem er seine Entlassung genommen, im Jahre 1817 zu Eßlingen.

Außer Scharffenstein gehörte zu dem Bunde Johann Wilhelm Petersen aus Bergzabern in Pfalz-Zweibrücken. Die erwähnte Mitschülercensur nennt ihn einen lieb- und hilfreichen Freund, dessen Aufrichtigkeit ihn zum Ratgeber seiner Mitbrüder mache, einen begabten tüchtigen Menschen. Er neige sich zur Philosophie. Liebte Schiller in Scharffenstein die Kraftäußerung mit „ungeduldiger Glut", so achtete er Petersens Urteil und hing treu an dem bei poetischem Streben anspruchslosen Gesellen. Es ist bezeichnend für Petersen, daß er dem vielbesungenen Konradin von Schwaben seine Begeisterung in einem Heldengedicht darbrachte, das niemals gedruckt wurde. Sein Werk über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunk ruhte auf der Grundlage einer starken Privatneigung des Verfassers zu einem guten Glase, die in späteren Jahren folgendes Epigramm von Haug jun. veranlaßte:

Er hat zu seinem Symbolon
Das Wort sich aus der Passion
„Mich dürstet!“ auserseh'n,
Und hält nach eignen Proben
Den Vers für unterschoben:
„Laß diesen Kelch vorübergehn.“

Er starb als Bibliothekar zu Stuttgart. Seine Aufzeichnungen über Schiller sind zum teil recht äußerlich und lückenhaft.

Friedrich von Hoven war eine Hauptsäule des Ordens, der durch die Gefahren des Geheimnisses eine erhöhte Festigkeit und einen romantischen Reiz gewann. Denn so sehr der Herzog die Künste schätzte, welche er selbst in seinem Institute pflegte, so wenig duldete er eine Kunst, wofür er kein Atelier gründen konnte. Die poetischen Werke gehörten darum wie die Bretzeln zu den „Sünden“, die nur eine verwegene Kontrebande einzuschmuggeln wagte. Als Schiller einige Bände der Wielandischen Shakespeare-Uebersetzung durch Abtreten seiner Lieblingsgerichte von Hoven eingetauscht hatte, verschwand dieser Schatz plötzlich aus seinem Bücherschrank; man hatte den Shakespeare, die Histoire de Gènes und einiges andere mit Beschlag belegt. Indessen hatten vier Bücherschränke mehr Platz, als einer, und vier Köpfe mehr List, als der des Herrn Ries. Der „Siegwart“ drang in die klösterlichen Mauern ein. Wielands Agathon und Siegwart finden sich unter den am häufigsten konfiszierten Büchern in den Annalen der Akademie. Schiller träumte, schwärmte mit ganz Deutschland. Er weilte einsam am vergitterten Fenster, über seinen Lilien, die er in Scherben zog. Freilich ein arger Abfall vom ritterlichen Götz, Scharffensteins Liebling, der sie auf ihren seltenen Spaziergängen begleitete. Und er gehörte auch in die freie Natur, in deutsche Wälder und Berge, an kühle, krystallklare Bergquellen, wo der träumende und sehnsüchtige Bruder Martin nur als Gast erscheint und Götz um seine Freiheit beneidet. Das junge Deutschland von damals war solch ein kranker Bruder Martin, der für die Weisung aufs andere Leben schon nicht mehr gerne seiner Jugend Freuden hingeben wollte. Die junge Welt gefiel sich in der Rolle des Hamlet, wo er melancholisch hinschmilzt. Geh in ein Kloster! sagte man unter der Last eines ungeheuren Schmerzes, damit die

Ophelien sagen sollten: o welch ein edler Geist ist hier zerstört! Die sehnsuchtsvolle, unsagbar liebende und unsäglich unglückliche, auch etwas eitle Jugend fand in der Gestalt des biedern Götz noch keine Löschung für den tiefen, fieberheißen Seelendurst.

Da schrieb Goethe den Werther. Er schaffte sich mit dem Roman die Zeitkrankheit vom Halse. Was ihm Arznei ward, ward andern zum berauschenden Gift. Alles weinte, jauchzte, zitterte. Der Werther war ein Todesstoß für die sentimentalischen Dichter; er war ein unwiderstehlicher Angriff auf die damaligen Dramatiker, ja auf Lessing, der bis zu diesem Grade das innere Leben des Menschen nicht erschöpfen konnte. Lessing hatte nie die Krankheit geteilt, und in der Litteratur kann nur ein Arzt, der selber krank war, die Krankheit heilen.

Aber wie mußte solch ein Werk auf unsern Bund und auf Schiller wirken! Sie lasen, sie verschlangen es und — sie wollten auch einen Werther schreiben. Es blieb beim Plan. Schiller hat sich später die Natur dieser Eindrücke klar gemacht. Hier war ein durch und durch sentimentalischer Charakter von einem naiven Dichter mit aller Glut, mit aller Freiheit von dieser Glut, dargestellt. „Schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich die düstere, gestaltlose, schwermütige ossianische Welt" — kurz der ganze Zündstoff der Gefühle war hier mit so unerhörter sinnlicher Kraft in Flammen gesetzt, wie es nur der vollen Sicherheit des Dichters möglich war. Werther, „in seiner Unmöglichkeit, sich aus einem solchen Kreise zu retten," war so rund herausgearbeitet, wie eine dramatische Person, die nur in Scene gesetzt zu werden brauchte.

Schiller brannte auf einen Stoff. In jedem Selbstmord suchte man Wertherische Motive. Da las er eines Tages in einem Zeitungsblatte die Nachricht vom Selbstmord eines Studenten. Er schrieb darauf los. Mit erster Herzenswärme warf er Scene für Scene hin. Aber — das Ganze genügte ihm nicht, es ward vernichtet. Der Student von Nassau blieb nur eine halb scherzhafte, halb stolze Erinnerung des Verfassers. War es vielleicht ein dramatischer Werther? — Er war noch nicht reif, dem Jahrhundert seine Regungen zu erklären, seinen Spiegel vorzuhalten. Und es war ihm bestimmt, der Tugend ihr Bild, dem Laster seine Züge zu

geben, aus seiner vollen Menschenbrust, aus eben der Machtvollkommenheit von Gottes Gnaden, wie sie Goethe beschieden war.

Noch riß ihn seine eigenste Natur immer wieder „hoch in der Lüfte Meer". Der Bund mußte ja den Ossiansrausch absolvieren. Hoven und Petersen übersetzten den Barden und griffen Schillers englischen Sprachkenntnissen unter die Arme. Schiller recitierte ihnen dafür mit der ganzen Wonne des Pathos die vollen melodischen Klänge: „Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht". Er behielt noch lange eine Vorliebe für diese Kinder des Nebellandes. Ossians Sonnengesang, von Hoven übersetzt, erbittet er sich brieflich von dem Freunde als einen werten Beitrag zur Anthologie.

So erfüllt sich unser Held allmählich mit dem poetischen Inhalt der Zeit. Er besingt die Natur, Gott, seine Freunde in feurigen Oden. Die elegischen Gedichte, die seinem liebebedürftigen, zart gewissenhaften Herzen vielleicht ebenso entsprechend waren, erhält er in allen Gestalten von außen zugetragen. Diese Rolle, sieht er, ist bereits vergeben. Er greift immer tiefer in seine Brust, er sieht prüfender auf seine Genossen. Dazu verhalf ihm gewiß nicht am wenigsten Einer, der hier an seiner Stelle steht. Man vergesse nicht, daß Professor Abel den Shakespeare besaß und daß Schiller, wenn sein eigenes Exemplar konfisziert wurde, von seinem freundlichen Lehrer zum Behuf seiner psychologischen Studien ein anderes erhalten konnte.

V.

In der Schule von Sturm und Drang.

Schiller leitet in der Ankündigung der rheinischen Thalia die Auswüchse in den Räubern aus seinem Mangel an Menschenkenntnis her. Diesen Mangel gibt er der Akademie schuld. Die Anklagen sind sehr verzeihlich. Aber sie dürfen uns darum noch nicht zu Führern dienen. Die Vierhundert, welche ihn umgaben, waren nicht so sehr „ein einziges Geschöpf", wie er nachmals behauptet. In ruhigerer Stimmung machte er entweder weit bescheidenere

Ansprüche, oder so ungemessene, daß sie in Deutschland überhaupt nicht zu erfüllen waren. So schreibt er 1788 an Wilhelm von Wolzogen: „Haben Sie sich auch gefragt, ob es Ihnen darin nicht geht, wie Vielen und wie es mir selbst oft gegangen ist, daß Sie nur da nicht gerne sind, wo Sie sein müssen?“ Und an Goethe schreibt er im Anfang ihrer Freundschaft: „In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde.“

Goethe von mangelhaften Gestalten umringt! Merck, Lavater, Fritz Jacobi und Herder, mangelhafte Gestalten! Nach diesem Maßstabe war allerdings die ganze Akademie eine einzige mangelhafte Gestalt. Aber nach billigerem Maßstabe gemessen, war sie ein reicher Sammelplatz der verschiedensten Persönlichkeiten. Da gab es Zöglinge aus Deutschland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja selbst aus Ostindien. Dies gab Anlaß zu vielseitigem Verkehr. Keine Landsmannschaften, wie auf anderen Universitäten, hemmten die freieste Berührung. Die Akademie war eine Schule des Verkehrs, des praktischen Lebens, und es ist die Frage, ob Schiller, so hart ihm auch später in bittern Stunden diese Schule erschien, bei einer andern Erziehung jene Eigenschaften mehr erlangt hätte, die ihn dem deutschen Volke vor allem teuer gemacht haben. Die Schüler der Akademie wurden zu Weltbürgern erzogen, sie betrugen sich in der Folge als solche, wo sie hinkamen, und standen, wie ihr Stifter, in dieser Beziehung auf der Höhe ihres Zeitalters.

Eine in ihrer Art so einzige Anstalt wurde darum der Gegenstand allgemeinster Neugierde. Sie lockte viele Besuche herbei, darunter einen, der für Schillers Phantasie eine ganze Galerie berühmter Männer aufwog. Es war der Stürmer und Dränger auf dem Thron, es war Joseph der Zweite. Im April 1777 reiste der Kaiser unter dem Namen eines Grafen Falkenstein nach Paris. Er wollte nur einen Tag in Stuttgart verweilen, allein die Akademie interessierte ihn so sehr, daß er seinen Aufenthalt um zwei

Tage verlängerte. Er besah alles aufs genaueste, erkundigte sich nach der Einrichtung der Anstalt in ihren kleinsten Details, wohnte mehreren Vorlesungen mit größter Aufmerksamkeit bei und bezeigte dem Herzog unter vielen Lobeserhebungen sein Wohlgefallen. Neben dem stattlichen Herzog stellte der Kaiser nicht sonderlich viel vor; aber seine Einfachheit, fern von aller Affektation, seine Herablassung und Leutseligkeit, sein Verstand, der aus allem, was er sprach, hervorleuchtete, zogen um so mehr an und machten den Zöglingen seinen Besuch unvergeßlich. Daß aber ein Gedicht auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein in Stuttgart, welches im Schwäbischen Magazin 1777, S. 575 ff. erschien, von Schiller herstamme, ist als zweifelhaft anzusehen.

Während in Frankreich das Geschwür der Zeit sich immer mehr zu einem politisch-kirchlichen Ausbruch zusammenzog, trat in Deutschland die litterarische Revolution zu Anfang der siebziger Jahre bereits in ihre Konvent-Epoche. Mit Götz und Werther ist die Regel entthront, die Empfindsamkeit kehrt ihre andere Seite, die wütendste Leidenschaftlichkeit heraus. Die Jugend besteigt die Tribüne. Die ruhig beweisenden Stimmen werden überschrieen, Parolen werden ausgegeben: Handlung, Kraft, Leidenschaft, Volkstümlichkeit und Natur um jeden Preis. Das geistliche Epos wird in den Winkel gestellt, Volkslied, Ballade, Familiendrama und dramatisierte Geschichte nehmen die ganze Breite der litterarischen Bühne ein. Der fromme Inhalt schützt kein Gedicht mehr vor der Verdammung, während ein Titel wie „Sturm und Drang", wiewohl er einem mittelmäßigen Klingerischen Stück angehörte, Klang genug hatte, der ganzen Periode ihren Namen zu geben. Und in Wahrheit, es war damals ein Sturm der Gefühle und ein Drang nach Thaten in der deutschen Jugend, der die im geistlichen Gebiete stehen gebliebene Reformation wieder aufnehmen und im bürgerlichen Leben wie in der Wissenschaft und Poesie bis zum Ende durchführen zu wollen schien. Die Aufklärungsideen hatten von England nach Frankreich hinübergeschlagen, in beiden Ländern sprach die Litteratur zum Volke, soweit es lesen konnte, aber diese Ideen gewannen in beiden Ländern mehr eine zweckmäßige, mehr aufs Handeln hinweisende, als eine künstlerische, den ganzen Menschen ergreifende Gestaltung.

Der deutsche Genius, als ihm die natürlichen Ansprüche des Menschen durch Rousseau, ein bestechender Zweifel durch Voltaire, eine sich ermannende Selbsterkenntnis durch Lessing, eine neue Welt voll handelnder Menschen im Shakespeare ausgebreitet wurden, griff nach allem, versenkte sich in jedes, fing an, sich zu berauschen, vergaß die Leiden der wirklichen Welt und empfand, wenn auch nur dunkel, daß, so lange nicht das Leben von der Persönlichkeit aus sich anders gestalte, eine Staatsumwälzung nichts nützen könne.

Die Zweiseitigkeit der politischen Zustände kam diesem eigentümlichen Ueberspannen und Einschränken der Persönlichkeiten sehr entgegen und erzeugte ein litterarisches Schauspiel, das der menschliche Geist nie zuvor in dieser Energie aufgeführt hat und wahrscheinlich niemals wieder aufführen wird. Diese Zweiseitigkeit unserer politischen Zustände ist für die Erklärung der Sturm- und Drangperiode höchst bedeutsam.

Neben dem launenvollen, verschwenderischen, von Maitressen und kostspieligen Liebhabereien beherrschten System, das nach Versailler Vorbildern in die meisten deutschen Regierungen eingedrungen war und wovon wir in Württemberg ein so frappantes Beispiel sahen, hatte die Mehrzahl der protestantischen Staaten die Kräfte des Landes geweckt. Friedrich der Große wurde, nach einem trefflichen Worte Häussers, zum Schaden der Mittelmäßigkeit der populäre Maßstab königlichen Wertes und Verdienstes. In Oesterreich rang Kaiser Joseph vergebens gegen den Einfluß der Aristokratie und der Geistlichkeit. Dagegen zählte Preußen eine Reihe von bürgerlichen Ministern. Hier spornte man das Volk zur thätigen Arbeit an, während man es anderwärts in plattem Sinnengenuß oder in Armut verkommen ließ. Die protestantischen Staaten gestatteten dem geistigen Leben, das man anderwärts niederdrückte, freien Spielraum genug, um die Ausbildung einer selbständig nationalen Kultur zu ermöglichen, sie ließen jeden nach seiner Façon selig werden und zogen alle gedrückten und verfolgten Elemente, die brauchbar und arbeitsam waren, an sich heran, während man sie anderwärts in pfäffischer Verstocktheit ausstieß oder verfolgte.

Diese Erscheinungen mußten die Revolution auf dem litterarischen Feld ebensosehr beschleunigen, als sie von dem Staatsgebiet in die Gesellschaft und vor allem in die Persönlichkeit zurück-

drängen. „Nicht gerade eine Veränderung wünschten die Massen, aber das Bestehende war ihnen verletzend, mitunter verächtlich geworden, alles Alte in Ungunst geraten. Unbestimmtes Sehnen nach einem unbekannten Neuen hatte bereits das Innerste des Familienlebens ergriffen, das Band der Verehrung, wodurch noch vor kurzen Jahren die Jugend dem reifen Alter, der Unterthan dem Herrscher verbunden, gelockert."

„Die Zeit war nahe, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte."

Dieses erregbare deutsche Herz, voll Mitleid für alle Unterdrückten, voll Glut für alles Große und Schöne, voll sittlicher Scheu vor einer verfrühten That war ganz dazu gemacht, sein Feuer in derjenigen Kunstgattung auszuglühen, welche die Persönlichkeit in ihrem innersten Marke trifft, im Drama. Zudem waren die Sinne der Nation geschärft, das Bewußtsein neu belebt. — Wieland hatte an Leichtigkeit und Eleganz die Sprache der Franzosen erreicht und die höheren Stände erobert, Klopstock hatte ein wenn auch künstliches Vaterlandsgefühl geweckt und gleichzeitig der geistlichen Harfe, der Telyn der Barden und der Lyra der Griechen und Römer freie, kühne Weisen entlockt, Winkelmann hatte das Auge an einfachen, großen Formen gebildet, Lessing den innern Sinn durch die feinste Kritik gereinigt, Herder das Ohr für die freie Führung der Volksmelodie gewonnen, und wenn auch nur wenige in solcher Originalität, wie Goethe und etwa Bürger, diese Schule benutzen konnten, so waren doch alle darin einig, daß die Kunst ein Genie, eine Persönlichkeit, dichterisch vom Wirbel bis zur Zehe erfordere, die unbekümmert um den Lohn der Welt wie ein Wesen aus einer höheren Sphäre zu erscheinen, ihre Weisen zu spielen und nur den Einflüsterungen des Dämons zu gehorchen habe. Ganz im Gegensatz zu der bisherigen Ansicht verlangte man vor allem vom Dichter, daß er ein „ganzer Kerl" sei. Viele nahmen daher solch ein Wesen äußerlich an, im Leben sprang man über alle Form hinweg, wie z. B. die Stolberge, welche am hellen Tage vor den Augen des Volks in den Schweizer Seen badeten, bis die Steinwürfe der Gassenbuben sie von ihrer genialen Nacktheit heilten.

In den Schriften bildete sich ein eigentümlich derber, halb cynischer, halb dithyrambischer Stil aus, der weit über die Art

hinausging, wie Lessing von der Leber weg zu reden pflegte. Der Gang ward zum Sprung, das Komma zum Ausrufungszeichen, die Prosa zur Poesie und die Poesie oft zum Wahnsinn. Eine wahre Produktionsraserei ergriff die Nation; selbst so nüchterne Köpfe wie Merck und Knebel wurden davon angesteckt. Wer nicht singen konnte, rezensierte und kritisierte.

Es ist nötig, sich dieses Babel von Stimmen recht zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, was dazu gehörte, daß Schillers Auftreten durchschlug und daß er der eigentliche Meister der losgelassenen Dämonen wurde, der Führer in das Land des Maßes und einer allgemeineren, ja, wie er wollte, volkserziehenden Kunstbildung. Zuerst war sein Naturell in Zartheit und Gewaltsamkeit für eine solche Führerschaft wie geschaffen. Er machte nicht bloß die Mode mit, wie andere. Die Wahrhaftigkeit seiner Muse, das Mark eines unendlich liebefähigen Herzens, aus dem seine Darstellungskraft täglich neue Nahrung sog, fehlte den andern. Er liebte die Freiheit nicht, weil er selbst es besser haben wollte, oder wegen ihrer theatralischen Drapierung, sondern weil er die Menschheit glücklich, vollkommen, schön wissen wollte. Diese Forderung ward seine Leidenschaft, sie war der Kern seiner Reflexion, sie ist immer der ideelle Hintergrund seiner Kunstschöpfungen geblieben.

Solche Ideale aber nimmt man nicht ganz aus sich selbst. Sie sind die Erbschaft, welche die großen erziehenden Geister der Menschheit dem Einzelnen hinterlassen. Es ist immer lehrreich, zu verfolgen, wie der Genius diese Erbschaft aufnimmt und verwendet. Leider ist es nicht festzustellen, in welcher Reihenfolge Schiller mit den kritischen und philosophischen Größen bekannt wurde. Ob er im Spinoza schon jetzt blätterte, ob er Plato und Aristoteles nur überhaupt las, ist nicht zu ermitteln, trotzdem sich in einigen Gedichten der folgenden Jahre platonische Ideen finden. Er scheint mehr durch Vermittlung der psychologischen Vorlesungen Abels, der Popularphilosophen Mendelssohn, Sulzer und anderer, besonders auch durch Lessings und Herders kritische Schriften seine Ueberzeugungen gewonnen zu haben.

Eine höchst bedeutende Anregung aber empfing er durch Fergusons Moralphilosophie und Garves Anmerkungen dazu. Aus Schillers ersten philosophischen Versuchen noch mehr, als aus der

ausdrücklichen biographischen Notiz, läßt sich erkennen, daß in gleicher Stärke, wie Haller auf seine physiologischen Ansichten Einfluß hatte, die sogenannte schottische Schule und ihr verklärteres Urbild, Shaftesbury, auf seine philosophischen wirkte. Das Wesen der Moralphilosophie war: die Sittlichkeit nicht aus der Religion, sondern aus der Natur des Menschen herzuleiten. Sie war die andere Seite des Deismus. Indem die Vermittlung Christi zur Erlösung von der Sünde wegfiel, mußte ein Ersatz im Wesen des Menschen selbst gesucht werden. Dieses Wesen wurde von Shaftesbury so ideell wie möglich gefaßt. Er leitete zu einer sittlichen Vervollkommnung und Reinigung durch die Reinigung und Vervollkommnung des Schönheitsgefühls. Die Schöpfung als ein vollkommenes Kunstwerk anschauen war ihm das höchste Glück. Jeder sucht glücklich zu sein, und so wird jeder dieses Anschauen suchen. Aber dies geschieht nicht, ohne daß er zugleich durch das Anschaun des Vollkommenen gut würde.

Man wird diesen Sätzen in der weiteren Entwicklung Schillers noch lange wiederbegegnen. Ja, er fand sich später mit Herders Anschauung vom Universum auf demselben Wege, welchen der letztere von Shaftesbury aus gegangen war.

Die Ansicht von der Natur des Menschen modifiziert sich bei der schottischen Schule zwar, indem sie mehr zweckmäßig, verständig oder selbst materialistisch wird. Aber in Schillers ideeller Seele bleibt wesentlich ihre verklärtere Form haften, und die materialistische Ansicht gibt er sehr bald im Franz Moor dem Abscheu Preis.

Er empfing somit sein konservatives Ideal von England, aus germanischem Boden. Sein revolutionäres Ideal empfing er von Frankreich, und zwar unmittelbar aus Rousseaus Schriften. „Auf seine Freiheit Verzicht thun, heißt Verzicht thun darauf, daß man ein Mensch ist. Nicht frei zu sein, ist daher eine Verzichtleistung auf seine Menschenrechte, selbst auf seine Pflichten.“ Diese Sätze des contrat social standen mit Flammenschrift in seiner Seele. All der glühende Haß gegen Pfaffentum, Aberglauben, Verworfenheit der Gesinnung, das Prassen und Schwelgen bei öffentlichem Elend, gegen das Heer der kleinen Tyrannen und Müßiggänger, all diese Indignation, wie sie in dem despotischen, nicht reformierten Frankreich grollte, durchbebt die ersten vier Dramen Schillers mit

derselben Gewalt, die später im französischen Konvent donnerte und guillotinierte.

Es ist erlaubt, schon hier zu erwähnen, daß Schillers erste Dramen gerade in Frankreich und England ein lautes Echo fanden. Diese Sittlichkeits- und Freiheitsideale, ursprünglich ein und dasselbe, aber als Grundsäulen des Lebens, wie seines dramatischen Abbildes, immer zwiefacher Gestalt, fanden in Schillers Seele den fruchtbarsten Boden. Das Naturell unseres Dichters hielt fest und war weich genug, um Wurzeln zu bilden. Seine Phantasie war von der höchsten Aneignungskraft. Die Sagen von der jüngsten Vergangenheit Württembergs, manches schreckliche Beispiel der Gegenwart, das ganze „tintenklecksende Säculum" stellte er sich zu einer Welt zusammen, die von der besten himmelweit entfernt war, und maß dieses widrige Geschöpf seiner Einbildungskraft an den Gestalten seines Plutarch und an seinem Urbild der vollkommenen Welt. Weder in Frankreich noch in England konnte ein Dichter erstehen, der die sittlichen Ideale der neuen Zeit künstlerisch gestaltete. Im erstern Lande stand man der Gärung zu nah, im zweiten zu fern. Dies war allein in Deutschland möglich, und Schiller ward dieser Dichter.

Eins springt hier sogleich dem Beobachter entgegen: die leidenschaftliche Hingebung, welche er seinen Eltern, seinem Lehrer, seinen Freunden, ja selbst dem Herzog bewies, hatte er seinem Stoffe gegenüber. Er machte ihn ganz zu seinem Erlebnis und konnte zum Gott des Zornes und zum Eroberer so glühend sprechen, wie andere Dichter nur zu ihren Geliebten. Ja, sein Jugendfreund Petersen behauptet sogar, daß diese Hingebung Schiller zum Dichter machte. Er rang lange um die Gunst der Muse, und da er sie nicht erhielt, um die Gunst der Natur. Auch diese war der Stein Pygmalions für ihn. Seiner „Flammentriebe" bedurfte es, bis die Stumme eine Sprache fand, bis sie ihm „wiedergab den Kuß der Liebe" und seines Herzens Klang verstand!

„Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall.
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall."

Petersen gibt folgenden prosaischen Kommentar zu diesen Worten: „Man wähne ja nicht, daß Schillers frühere Dichtungen

leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen seien. Mit nichten! Erst nach langem Einsammeln und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellter Beobachtungen; erst nach vielen Bilderjagden und den hundertfachen Schwängerungen seiner Phantasie und den mannigfaltigsten Befruchtungen seines Geistes überhaupt; erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen, erst nach Anstrengungen, die nicht selten einem wahren Pressen und Herauspumpen glichen, hob er sich im Jahr 1777 so weit, daß scharfsichtige Prüfer der Fähigkeiten von ihm glauben durften, er werde dereinst os magna sonaturum ..... Er selbst ward auch der Inwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes nicht früher, als um diese Zeit, recht gewiß."

Diejenigen, welche, nach Lessings Vorgang, den Nichtdichter mehr in der Art des Schaffens als im Erfolge suchen, werden somit auch Schiller zu den Nichtdichtern stellen. Aber es ist etwas anderes um das Fabrizieren von Versen und um das Ringen nach einem zu hoch gesteckten Ideal. Schiller machte dieses Ringen bei jeder ernsteren Produktion durch. Unter Stampfen, Schnauben und Brausen brachte er seine Gedanken zu Papier, „eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundertmal, erzählt Petersen, haben Schillers Bekannte diese Erscheinung an ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte: Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schiller einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmusikus R. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, geriet er dichtend in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnsinn und Tobsucht verfallen sein." Auch in späteren Jahren behielt er eine ähnliche körperliche Unruhe. Das war das rechte Naturell für Sturm und Drang.

Wenn Petersen anführt, daß Pope und Hugo Grotius und viele andere in ihrem achten und zwölften Jahre bessere Gedichte lieferten, als Schiller in seinem sechzehnten und siebzehnten, so

fehlte jenen eben die ungeduldige Glut des Herzens, die die Hauptsache ins Auge faßt. Wer nicht imstande ist, sich zur Beurteilung großer Linien oder bei der Anerkennung eines glühenden Kolorits zur Duldung von inkorrekter Zeichnung, von kühnen Fehlern zu erheben, wird auch jetzt nicht die Bewunderung begreifen, welche Schillers erste Werke begleitete, und welche sie noch jetzt verdienen.

Schiller wurde um diese Zeit seiner Dichterkraft inne. Er fing an, sich an andern zu messen. Klopstocks Autorität wurde abgeworfen. Er durchstrich in seinem Exemplar die Ode an die Genesung. Er meinte, hier sei nichts herauszulesen, als: wär' ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte die Messiade nicht vollenden können. In der Ode „mein Vaterland“ strich er alles aus, was auf die Worte folgt: „ich liebe dich, mein Vaterland.“ Aber er verwarf nicht etwa nach der Art der Jugend den einen Götzen, um ihn morgen mit einem andern zu vertauschen. Die Elegie an Ebert, Bardale, die frühen Gräber, die Sommernacht, der Züricher See blieben ihm immer teuer.

So wuchs dieses Naturell dem Charakter der Epoche und derjenigen Kunstgattung zu, die ihn am vollsten aussprach, dem Drama. Dieses quoll in hunderten von Studien aus dem Boden der Zeit. Es stand ganz unter dem Einfluß der englischen Schule und nahm, je nachdem es sich mehr an die Begebenheit oder an die Charaktere anlehnte, zwei verschiedene Grundformen an. Die Vorbilder waren Götz von Berlichingen oder Emilia Galotti. Aeußerlich stellten sich diese Dramen nach Schinks Beschreibung ungeheuerlich genug dar: „Jetzt muß in einem Drama, wenn es dem Publikum behagen soll, alle Augenblicke ein Vorhang aufrollen, bald ein Schloß, bald eine Bauernstube, bald ein Gefängnis, bald eine Landstraße, bald ein Feldlager sich produzieren. Entweder will man Kampf- oder Ritterspiele, in denen die Helden sich die Köpfe blutig schlagen, Blutschande, Ehebruch und alle mögliche Gräuel treiben, die Pfalzgrafen, Herzoge und Könige eine Sprache reden, als ob sie in der Schenke groß geworden wären, und sich gebärden, als ob sie eben aus dem Stalle kämen; oder man will Ohnmachten, Fluch und Segen, Verzweiflung und laut wiehernde Freude, tragischen Bombast oder Burleskenspaß in ein und demselben Stücke.“

Geschichts- und Leidenschaftstragödie, politisches und Familien-

drama waren die Pole, zwischen welchen die Zeit schwankte. So unbequem sie dem Theaterdirigenten sein mochten, so achtungswert sind diese Anfänge. Und es ist mehr als ein Kompliment, wenn Schiller im Jahre 1803 an seinen Schwager Wolzogen nach Petersburg schrieb: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.“ Solch ein Ausspruch gibt dem Biographen wohl das Recht, Klingers damaliger Bedeutung zu gedenken. Von Lessing war es nicht zu verlangen, daß er Klingers Anfänge würdigte. Aber Goethe sagt von ihm: „In seinen Produktionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannigfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben, u. s. w.“ Dieses Urteil bezieht sich mit auf Klingers Romane, welche einer späteren Zeit angehören. Aber wenn man etwa seinen Konradin von Schwaben liest, so wird man diesen Ausspruch mit Befriedigung bestätigt finden. Als Zögling Rousseaus, dessen Emil sein Haupt- und Grundbuch war, stand er freilich mit seinem kräftig politischen Sinn weit über dem engherzig bürgerlichen Interesse der Zeit. Und seine Familientragödien, so sehr er die Nachtseite der menschlichen Natur darin zeichnet, sind bei aller Wildheit und, man möchte sagen weißglühenden Leidenschaft, trotz ihres verbissenen Hasses und ihrer haarsträubenden Situationen von einem Maß in den äußern Mitteln, daß er von den beiden genannten herrschenden Richtungen des Dramas mehr in der Schule der Emilia Galotti als in der des Götz von Berlichingen zu suchen ist. Er hat neben Lessing und Goethe wohl eine selbständige Stellung zu beanspruchen. Alle drei stehen in der Nachahmung Shakespeares. Klinger ist theatralischer, als Goethe im Götz, seine Scenen brechen nicht ohne Durchführung ab, aber seine Kompositionen sind nicht halb so konsequent als Lessings, und in seinen Charakteren erreicht er weder die Naturwahrheit des einen noch des andern. Aber ein Hauptgesetz des Dramas, die Bildung von schroffen Gegensätzen,

von einem Kampf auf Leben und Tod, hat er immer erfüllt. Man muß etwa die Zwillinge, Otto, das leidende Weib von ihm lesen, um die kühne Durchfahrt ganz zu würdigen, die Schiller nach solchem Entdecker zu seinem eigenen Drama hin auffand.

Es ist bezeichnend für den Geschmack jener Zeit, daß, als die Hamburger Theaterdirektion 1775 auf Bodes Anregung einen Preis auf ein Originalschauspiel ausschrieb, drei Stücke eingesendet wurden, welche das Thema des Brudermordes behandelten. Darunter waren Klingers „Zwillinge" und „Julius von Tarent" von Leisewitz. Beide Dramen spielen in Italien, dem Lande, wohin man gern die wildesten Geburten der Phantasie verlegte. Beide haben in der Komposition, sogar in der Diktion einige Aehnlichkeit. Thatendrang und Ruhmbegier leben kraftvoll in beiden. Zwei Brüder, unähnlich an Charakter, wenn auch nicht so weit entgegengesetzt, wie Karl und Franz Moor, lieben ein und dasselbe Mädchen, der jüngere ermordet den älteren, und der Vater tötet richtend mit eigener Hand den Mörder. So viel haben beide Stücke gemein. Das Klingerische läßt die Brüder Zwillinge sein. Es gewann den Preis. Schiller hielt es immer in Ehren. Aber Lessing zeichnete Julius von Tarent mit seinem liebenswürdigsten Lobe aus, und Schiller entschied trotz seiner Vorliebe für Klinger nach derselben Seite. Er kannte und verglich ohne Zweifel das Klingerische Werk mit Julius von Tarent, und er begrüßte in Leisewitz den ihm verwandteren Geist. Und in der That, kein Werk der Zeit hat so nachhaltig auf ihn gewirkt. Da war bei aller Regelmäßigkeit der Komposition, die nun einmal dem rhythmischen Geiste Schillers wohlthat, eine Kühnheit der Leidenschaft, eine Spitzfindigkeit der Grübelei und ein Schmelz der Behandlung, der nur noch mit dem volkstümlichen Mark der modernen Freiheitstendenzen erfüllt zu werden brauchte, um alles zu geben, was das Publikum der Stürmer und Dränger wollte. Allein die Volkstümlichkeit fehlte. Leisewitz hatte so wenig von echtem Mut, daß er die Entscheidung des Theaterdirektors nicht verwinden konnte. Julius von Tarent blieb seine einzige Arbeit. So großartig diese Entsagung auch aussieht, sie ist ein Zeichen, daß ihm die Herrschaft nicht gebührte. Aber es ist eine Entschädigung für den mangelnden Ruhm unvollendeter Geister, daß gerade sie es sind, welche oft mehr als ganz vollendete

auf den werdenden wirken. Hätte Leisewitz auch nichts vermocht, als in dem Jüngling Schiller eine verwandte Saite zu berühren, ihm gebührt dafür sein Platz im Andenken der Nachwelt.

Schiller wußte den Julius von Tarent beinahe wörtlich auswendig. Reminiscenzen daraus begegnen in seinen Werken. Aspermonte ruft dem toten Julius ins Ohr: „Blanka! Blanka! — — da er das nicht hört, wird er nie wieder hören.“ In den Räubern rüttelt Schweizer den erdrosselten Franz mit den Worten: „He du! es gibt einen Vater zu ermorden. — Er freut sich nicht — er ist maustot.“

Unter dem Eindruck dieser neuen Dramen — und er brauchte nach Streichers schönem Wort mit einem dramatischen Gedanken nur angehaucht zu werden, um sogleich in Flammen der Begeisterung aufzulodern — schrieb Schiller ein neues Stück, Cosmus von Medici. So nennt Petersen den Namen desselben, fügt hinzu, daß es in Stoff und Handlung dem Julius von Tarent nachgebildet war und daß Scenen und Züge daraus in die Räuber übergegangen sind. Boas nimmt an, daß dieses Stück zu einem poetischen Wettstreit bestimmt war, den die Mitglieder des Dichterbundes unter sich veranstalteten. Hoven lieferte einen Roman in der Art Werthers, Scharffenstein ein Ritterstück in der Phraseologie des Götz, Schiller den Mediceer, Petersen ein rührendes Schauspiel. Leisewitz schreibt am 21. Dezbr. 1779 an Reinwald in Meiningen: „Die erste Idee zu meinem Stücke (Julius von Tarent) nahm ich aus der Geschichte des Großherzog Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias.“ Schiller, der diesen Zusammenhang schwerlich kannte, behandelte also vielleicht den ursprünglichen Stoff des Julius. Was Wunder, daß sein Cosmus mit dem Julius von Tarent große Aehnlichkeit hatte?

Schiller hat sein Stück vernichtet. Er brütete schon über einem anderen Stoffe, der den Julius von Tarent aus dem Italienischen und aus der fürstlichen Sphäre ins Deutsche und Volkstümliche übersetzte. Es waren: Die Räuber.

In Haugs Schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775, hatte eine Erzählung gestanden, deren Verfasser Schubart war. Sie führte den Titel: Zur Geschichte des menschlichen Herzens. Hier ist ihr Hauptinhalt:

„Wann wir die Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus England und Frankreich beschenkt werden; so sollte man glauben, daß es nur allein in diesen glücklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gebe. Von uns armen Deutschen liest man nie ein Anekdötchen und aus dem Stillschweigen unserer Schriftsteller müssen die Ausländer schließen, daß wir uns nur maschinenmäßig bewegen, und daß Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Deutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlig niederstürzt und stirbt. Allein, wann man die Charaktere von seiner Nation abziehen will, so wird ein wenig mehr Freiheit erfordert, als wir arme Deutsche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröffnen kann." (Der Herzog von Württemberg ließ sich das öffentlich sagen.)

„An Beispielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform der Zustand eines Deutschen bloß passiv ist, so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben und handeln; so gut als ein Franzose oder ein Britte. — — Hier ist ein Geschichtchen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe sie einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; sondern auf deutschem Grund und Boden eröffnet.

„Ein B. . . . Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zwei Söhne, von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm, wenigstens betete er, so oft man es haben wollte, war streng gegen sich selber und gegen andere, wenn sie nicht gut handelten, war der gehorsamste Sohn seines Vaters, der emsigste Schüler seines Hofmeisters, der ein Zelot war, und ein misanthropischer Verehrer der Ordnung und Oekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegenteil seines Bruders. Er war offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl sich durch nichts, als durch seinen Kopf und sein Herz. Dieses machte ihn zwar zum Liebling des Hausgesindes und des ganzen Dorfes; seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines catonischen Bruders und seines zelotischen Lehr-

meisters, der oft vor Unmut über Karls Mutwillen fast in der Galle erstickte.

„Beide Brüder kamen auf das Gymnasium nach B..... und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines strengen Verehrers des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugnis eines leichtsinnigen, hüpfenden Jünglings."

Auf der Universität ist Karl ein vollständiger Tom Jones, er macht Schulden, wenn auch aus edeln Motiven. Ein unglückliches Duell bringt ihn vollends um die Gunst seines Vaters: er muß bei Nacht und Nebel die Akademie verlassen und nun liegt die weite, öde Welt vor ihm, eine pfadlose Nacht. Er wird Soldat, in der Schlacht von Freiberg verwundet, von Reue zerrissen, schreibt er an seinen Vater. Wilhelm unterschlägt den Brief. Durch den Frieden in neue Not versenkt, tritt Karl als Knecht bei einem Bauern, anderthalb Stunden von dem Rittersitze seines Vaters, ein. Unter dem Namen des guten Hansen wird er seinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt spricht. „Einstmal war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beschäftiget. Plötzlich hörte er von ferne ein dumpfes Geräusch. Er schlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu, und — welch ein Anblick! — sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen, und bereits den Mordstahl auf der Brust seines Vaters blinken. Kindlicher Enthusiasmus entflammte jetzt unsern Karl. Er stürzte wütend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so guten Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er setzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche, und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu.

„Wer ist mein Engel? fragte der Vater, als er die Augen aufschlug.

„Kein Engel, erwiderte Hans, sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist.

„Welcher Edelmut unter einem Zwilchkittel! — Aber sage mir Hans, hast du die Mörder alle getötet?

„Nein, gnädiger Herr, einer ist noch am Leben.

„Laß ihn herkommen.

„Der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade und spricht schluchzend: Ach, gnädiger

Herr, nicht ich! Ein anderer! Ach, — dürft' ich hier ewig verstummen! Ein anderer!

„So donnere den verfluchten Andern heraus, sprach der Edelmann. Wer ist dann der Mitschuldige dieses Mordes?

„Ach, ich muß es sagen: der Junker Wilhelm. Sie lebten ihm zu lang, und er wollte sich auf diese verfluchte Weise in den Besitz Ihres Vermögens setzen. Ja, gnädiger Herr, Ihr Mörder ist Wilhelm!

„Wilhelm? sagte der Vater mit dumpfem Tone, schlug die Augen zu und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie die Bildsäule des Entsetzens vor dem Bette seines Vaters stehen. Nach einigen Augenblicken dieser schrecklichen Unempfindsamkeit erhub der Vater die brechenden Augen und schrie im Tone der Verzweiflung: Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? — Ha, jene scheußliche Furie mit Schlangen umwunden, ist mein Sohn — die Hölle nenne seinen Namen! Und jener Jüngling mit Rosenwangen und dem fühlenden Herzen ist mein Sohn Karl, ein Opfer seiner Leidenschaften; — dem Elende preisgegeben! — Lebt vielleicht nicht mehr! — —

„Ja, er lebt noch! schrie Hans, dessen Empfindungen alle Dämme durchbrachen, er lebt noch, und krümmt sich hier vor den Füßen des besten Vaters! Ach, kennen Sie mich nicht? Meine Laster haben mich der Ehre beraubt, Ihr Sohn zu sein! Aber, kann Reue, können Thränen —

„Hier sprang der Vater aus seinem Bette, hob seinen Sohn von der Erde auf, schloß ihn in seine zitternden Arme, und beide verstummten. — Dies ist die Pause der heftigsten Leidenschaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu lassen.

„Mein Sohn, mein Karl ist also mein Schutzengel? sagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab. Schlag deine Augen auf, Karl! Siehe deinen Vater Freudenthränen weinen. Aber Karl stammelte nichts, als: bester Vater! und blieb an seinem Busen liegen."

Der Vater will Wilhelm der Strafe überliefern, indes Karl bittet für ihn und macht ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus.

Der Verfasser fügt hinzu: „Diese Geschichte, die aus den glaubwürdigsten Zeugnissen zusammengeflossen ist, beweist, daß es auch

deutsche Blefil und deutsche Jones gibt." Der Tom Jones von Fielding, worauf sich diese Bemerkung bezieht, wurde damals viel gelesen und auch Schiller blieb immer ein Freund davon. Es ist der uralte Stoff von den feindlichen Brüdern, von Edmund und Edgar im Licht der Aufklärungsepoche, welches noch greller in unserer Erzählung und am grellsten in Schillers Räubern leuchtet. Uebrigens scheint die ganze Erzählung Schubarts einen historischen Untergrund gehabt zu haben; genaueres läßt sich darüber nicht mehr feststellen.

Hoven berichtet, er habe Schiller auf diese Erzählung aufmerksam gemacht. Der gütige Freund schenkte ihm auch die Idee. Hier könne dargestellt werden, meinte er, wie das Schicksal auch auf den schlimmsten Wegen zur Erreichung guter Zwecke führe. Das war die Moral des Talents. Schiller bewies sich sofort als Genie. Er brauchte den Stoff als Motiv, um seine tragischen Empfindungen und Gedanken, den ganzen Gehalt seines Selbst, seine spekulativen und medizinischen Kenntnisse, seinen Dichterbund und seine Bibel daran zur Geltung zu bringen. Er ließ Karl nicht unter die Soldaten gehen. Er machte ihn zum Helden von Sturm und Drang, zur revolutionären Persönlichkeit ohne Revolution. Darin liegt die unendliche Macht und die geschichtliche Bedeutung dieses Stückes. In ihm spielt unbewußt die Tragödie des damaligen deutschen Vaterlandes. Hier ist im Gegensatz zu Hamlet, der so oft als Symbol für Deutschland gefaßt ward, eine That, ein Entschluß, aber eine rohe That, die keinen Plan erfordert, keine andern Helfer hat, als Verzweifelte und Lumpe, keine andern Ziele, als Rache und Raub, keinen Erfolg, als ein elendes Ende und die Selbsterkenntnis eines großen, aber zertrümmerten Herzens.

Brutus und Cassius, die Republikaner ohne Republik, sind die Helden, zu denen die Sturm- und Drangzeit hinanschaut. Aber auch sie sind unerreichbare Ideale für einen Karl Moor. Wollte er in der Geschichte seine Brüder suchen, so mußte er die Raubritter, die Götz von Berlichingen, kaum konnte er die Bauern, vielleicht einen Michel Kohlhaas, nimmermehr Thomas Münzer als seinesgleichen ansehen. In den Banden der Familie einem Zeitalter gegenüber aufgewachsen, das seiner nach einem Schwert greifenden Hand nichts als Feder und Tinte darbot, ohne Rechtsgefühl und Rechtsschutz, mußte der Jüngling, den die Familie ausstieß,

zu Dolch und Pistole greifen, die er, wenn er eine Werthernatur war, gegen sich selbst, wenn er ein Karl war, erst gegen die Gesellschaft und dann gegen sich selbst kehrte.

Das waren damals die Elemente einer möglichen deutschen Revolution, und aus dieser tieferen vaterländischen Bedeutung ist der Eindruck zu erklären, den das Stück selbst auf die gebildetsten und ruhigsten Männer, wie Körner, Baggesen und tausend andere machte. Was man übrigens zur Erklärung dieses Wunders herbeigezogen hat, „Rousseau, Plutarch und die Kerkerpforten der Akademie," — ich wage nicht, auf drei bis vier Bücher oder auf drei bis vier Begriffe eine Gärung abzuziehen, die immer ein Wunder bleibt, auch wenn der Dichter selbst gesagt hat, daß Karl Moor seine Grundzüge dem Plutarch und dem edeln Räuber Roque im Don Quijote verdanke.

Es ist mehrfach bezeugt, daß die Räuber im Jahre 1777 begonnen worden sind. Den Namen Karl behielt Schiller aus seiner Quelle bei, den Bösewicht Wilhelm taufte er in Franz um. Die Arbeit zog sich indes hin, wurde wahrscheinlich mit Ende des Jahres ganz aufgegeben und vor 1780 nicht wieder vorgenommen.

Die Kunstwissenschaft hat Schiller vorzugsweise zum subjektiven Dichter gestempelt. Karl Moor soll demnach der Dichter selber sein. Die Biographie, indem sie den ganzen Menschen gibt, hat solchen, übrigens sehr berechtigten, Abstraktionen gegenüber nachzuweisen, daß Schiller auch objektiv genug war, um Dichter zu sein. Alle Dichter haben im Grunde nichts als ihr Ich gegeben. Ob Shakespeare sich in Romeo und Julie, Goethe sich in Weislingen und Götz, oder Schiller sich in Karl und Franz Moor vermummt, — ohne eine gewaltige Freiheit seinem Stoff gegenüber ist kein Dichter zu denken, und diese besitzt auch Schiller in hohem Maße. „Der Dichter trinkt den Kelch der Starkgeisterei tiefer aus, als Goethe, und geht dennoch ebenso nüchtern davon, als er." Dieses Wort von Gervinus wird durchaus durch Schillers Leben bestätigt.

Friedrich von Hoven stand in dieser Zeit dem Dichter sehr nahe. Er erwähnt nichts von einer räubermäßigen Empörung desselben. Der Vulkan warf nicht immer Feuer aus. Wäre der Verfasser der Räuber seinem Helden so ähnlich gewesen, so müßten, wenn er nicht ein Feigling war, mehr Uebertretungen, Liebschaften

mit den Demoiselles, mit denen er Komödie spielte, Fluchtversuche und dergleichen Teufeleien zu melden sein. Nichts von alle dem. Die Anzahl seiner Subordinationsfehler, nach den Listen im Ganzen sechs, ging nicht über den Durchschnitt hinaus. Geschah es, daß er mit einem oder dem andern seiner Vorgesetzten in Streit geriet, so wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der von seinen Gegnern selten, um so besser von seinen Freunden verstanden ward, abzubrechen. Nicht einmal die politischen Parteien, in die sich für und gegen die Nordamerikaner die Akademisten spalteten, konnten ihm ein Interesse abgewinnen.

Schiller nennt später seine Jugendlyrik wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus. Aber bei keiner andern Kunst ist Liebhaberei und Schule so schwer zu unterscheiden. Es kommt nur darauf an, wie ernst es jemand mit der Liebhaberei ist. Ihm war es ernst damit. Sein Ehrgeiz ging auf einen großen Dichter, nicht auf einen großen Räuber.

Der Dichterbund hielt noch fest zusammen. Man teilte sich die Arbeiten, wie sie im stillen entstanden, auch in tiefster Stille mit. Man kritisierte sich dann schriftlich, lobte und tadelte sich gegenseitig, das erste natürlich mehr als das letzte. „Unser ganzer Kram," sagt Scharffenstein, „taugte aber im Grunde den Teufel nichts, und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werter Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es gar zu schön sein und paradieren sollte." Derselben Ansicht muß auch der Miteleve Masson gewesen sein, der ihr geheimes poetisches Treiben und ihren poetischen Wettstreit kannte. Während Scharffenstein sich in Sprache und Umgang zu den Deutschen hielt, war Masson — auch ein Franzose — ganz Franzmann geblieben. Masson griff sie schonungslos an. Schiller muß frühe den Feind gewittert haben. Es heißt in seiner Schüler-Charakteristik von Masson: zwar bedaure er den Verlust ihn zu kennen, doch würde er vielleicht auch Unangenehmes entdeckt haben, hätte er ihn genau kennen lernen wollen. Jetzt lernte er ihn kennen. Masson schrieb eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Posse auf den Bund, „worin," so erzählt Scharffenstein, „jeder von uns in dem angenommenen Gewand tüchtig und plump verklopft wurde. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an, und unsere Efferveszenz von Autorschaft hatte vor jetzt ein Ende."

Scharffenstein hätte nicht im Plural sprechen sollen. Seine Glut ließ allerdings nach. Er hatte Neigung zur bildenden Kunst und ward um ihretwillen der Dichtung untreu. Er ging viel mit den Malern und Bildhauern Scheffauer, Heideloff, Hetsch, Dannecker um. Er war der Dilettant, der durch mißlungene Versuche und Unfertigkeit abgeschreckt, mit seinen eigenen Produkten am liebsten auch die anderer verurteilt. Der Bund konnte Satyre ertragen. Sonst hätte er schwerlich das Epigramm in Person des Eleven Christoph Friedrich Haug als neues Mitglied aufgenommen. Haug war ein Sohn von Schillers erstem Rezensenten. Er besaß einen lebhaften Geist und verriet schon damals durch witzige Einfälle den späteren Epigrammatiker. Folgende Geschichte mag ihn und den ganzen Ton der jungen Witzbolde charakterisieren. Eines Morgens im Schlafsaal erzählte Haug beim Ankleiden, er habe in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Ihm träumte, es wäre der jüngste Tag. Die Engel hätten mit aller Macht angefangen zu posaunen, die Toten angefangen zu erwachen. Aber es habe mit dem Auferstehen nicht recht vorwärts gehen wollen, die Engel hätten immer stärker posaunt. Hierauf seien zwar mehr Tote als zuvor auferstanden, allein es sei den Engeln nicht genug gewesen. „Es müssen hier weit mehr Tote begraben liegen, sagten sie, was sollen wir nun, um sie zu erwecken, anfangen, da all unser Posaunen nichts hilft?" Dies habe ein eben auferstandener ehemaliger Akademist gehört und zu den verlegenen Engeln gesagt, er wüßte wohl Rat zu schaffen, wenn unter den Auferstandenen der vormalige Oberaufseher der Akademie (Nies) wäre, denn dieser dürfte nur mit seiner bei Lebzeiten gehabten Stimme, mit der er in der Akademie „zum Gebet!" zu kommandieren pflegte, jetzt „zum Gericht!" kommandieren. Der Oberaufseher sei glücklich gefunden worden, und auf sein Kommando habe es alsbald von Auferstandenen gewimmelt, so daß die Engel vollkommen zufrieden aufgeflogen seien, um dem Herrn Christus zu melden, daß nunmehr alles zum Gericht bereit sei.

Solch ein Kumpan brachte ein neues, erfrischendes Element in den Bund, wiewohl auch Schiller schon lange nicht mehr der verschüchterte, verschlossene Schüler war, als der er aus der lateinischen Schule kam. Er trat mit Selbstgefühl auf und erschien denen, die ihn nicht kannten, durch seine stolze Haltung sogar hochmütig.

Als seine hohe Gestalt, die nur dazu zu dienen schien, das energische Antlitz um eines Hauptes Länge über die Menge emporzuheben, einmal dahinschritt, entlockte er einer Frau den Ausruf: der bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Württemberg! Er konnte necken und spotten. Es war die Zeit der Stammbuchmanie. Auch ihm, dem Dichter, überreichte ein schwärmerischer Eleve, der zugleich ein starker Esser war, sein Stammbuch. Und der Mephisto schrieb hinein: „Wenn du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben." Er hielt mit Haug förmlich Kampfspiele der Grobheit. Schiller that sein bestes, aber Haug flüchtete sich, wie er pflegte, in die himmlischen Gefilde, von wo er mit Sicherheit und unerreichbar zielen konnte. Er schilderte die Göttin der Grobheit, wie sie in den Wolken schwebte und zu Schiller sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Schiller erklärte sich für besiegt. Hatte der Wettkampf auch zartere Ziele, so mag doch die „Rosalinde im Bade", ein Thema, bei welchem Hoven, Haug, Petersen und Schiller um die Palme stritten, der Göttin der Derbheit nicht geringeres Wohlgefallen entlockt haben. Die ganze „Bande" sprudelte von Epigrammen, welche sich zum Teil in der Anthologie finden und bei denen die Vaterschaft schwer zu erkennen ist. Göttliche Grobheit, Jugendlust, Humor und — die Räuber in demselben Herzen.

Mit Herders Uebersetzung von Volksliedern aus fast allen Sprachen empfing der Bund eine neue Anregung. Bürger hatte den Volkston meisterhaft getroffen. Man wollte nicht zurückbleiben. Vielleicht ist „Graf Eberhard" aus dieser Zeit.

Leider ist von Schillers Versuchen nichts vorhanden. Ein Gedicht: „Die Gruft der Könige" fing an:

Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte.

Eine Ode: „Triumphgesang der Hölle" war regellos, unförmlich, jedoch voll grauenhafter Schönheit. Satan zählte darin all seine Erfindungen auf, die er vom Beginn der Welt bis zur Gegenwart gemacht, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein.

So brachten die Genossen nach und nach eine ziemliche Anzahl von poetischen Produktionen zusammen, welche nach ihrer Meinung wohl gedruckt zu werden verdienten. Sie standen vor

der bangen Frage junger Schriftsteller: wo einen Verleger finden? Hoven mußte an einen Buchhändler in Tübingen schreiben, von welchem sie gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften — denn die Zöglinge der Akademie durften sich nicht nennen — in Verlag nehme. Auf geheimem Wege wurde der Brief abgeschickt. Es erfolgte keine Antwort. Ein zweiter Brief hatte nicht bessern Erfolg. Hoven hatte an einen Toten geschrieben. So blieb zwar die Sammlung ungedruckt, aber einzelnes daraus wurde, wie Hoven erzählt, in die von Schwan in Mannheim redigierte „Schreibtafel“ eingesandt oder für spätere Zeit aufbewahrt.

VI.

Von der Medizin zur Dichtkunst.

In solchem glücklichen Rausch schwand das Jahr 1777 den Jünglingen hin und beschenkte sie wahrscheinlich bei den öffentlichen Prüfungen, während es Preise an fleißigere austeilte, mit einigen ernsthaften Reflexionen. Schiller hat inzwischen wohl öfter an seine Eltern gedacht, als wir. Die Familie hatte sich in diesem Jahre nach fast dreißigjähriger Ehe noch um eine Schwester vermehrt. Man sah den hoffnungsvollen Sohn als die künftige Stütze seiner Geschwister an. Grund genug für diesen, sich ernstlicher seinem Brotstudium zuzuwenden. Der medizinische Lehrkursus war auf fünf Jahre festgesetzt. Die fünf Jahre waren mit dem Dezember 1780 vorüber. Man schrieb Dezember 1777. Die angefangenen Räuber wurden in den verstecktesten Winkel verpackt, und Schiller, energisch wie er war, um auch im Berufsfleiß etwas Großes zu leisten, legte es darauf an, so bald als möglich seine Studien zu absolvieren.

Gab es doch in der Akademie immer Ablenkungen genug, die in der eigentümlich höfischen Struktur dieser Anstalt gegründet waren. Da galt es vor allem, den Geburtstag Franziskas, den 10. Januar, und des Herzogs, den 11. Februar, zu feiern. Auch Schiller brachte seine rhetorisch-theatralischen Festopfer, von denen eins nur seinem Titel nach, andere ohne Jahreszahl auf uns ge-

kommen sind. Das erstere ist ein launiges Vorspiel, „Der Jahrmarkt", zum Geburtstag des Herzogs von den Eleven aufgeführt, welches, wie Petersen berichtet, schon den genialischen Kopf verriet, der sich mit Proteus' Zauberkraft in alle Formen zu wandeln wußte. Die andern sind Huldigungen an Franziska, darunter Inschriften für ein Hoffest, deren erste: „über die Pforte: So thun sich Ihr alle Herzen auf," in Bezug auf die Eleven zweifellos Wahrheit enthielt. Eine Rede, als deren Verfasser früher Schiller bezeichnet wurde, „Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei, wie die eines Privatmanns?" ist allerdings nach neueren Forschungen sicher nicht von ihm; wohl aber eine poetische Anrede: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim." Die Akademisten sagten ihr mit Schillers Versen:

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unsterblichkeit verheißt ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet sie — und Freudenthränen spiegeln
Franziskens holdes Himmelbild zurück.

O Freunde! laßt uns nie von unsrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unser Herz Franziskens Denkmal sein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweihn.

Die École des Demoiselles ließ der Dichter einen ähnlichen Glückwunsch mit denselben Vorsätzen schließen:

Und feuervoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dem Meisterbild der Tugend nachzustreben.

War dieses Meisterbild der Tugend doch das einzige weibliche Wesen, welches die Akademie zu jeder Stunde des Tages betreten durfte. Gleich einer Fee schritt sie durch die Hallen und Gärten, verschlungen von den entzückten Blicken der Jünglinge. Ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme, der geheime Reiz ihrer Beziehung zum Herzog, die segensreiche Gewalt, die sie über ihn ausübte, das alles mochte manche Phantasie entflammen, manches Herz in Enthusiasmus höher schlagen lassen. Fast jeder von den Eleven schwärmte für die glänzende Frau, die in dem für Jünglinge so reizvollen Alter von noch nicht dreißig Jahren stand. Sie hatte es in einer zweifelhaften äußern Stellung durch Würde errungen, daß sie, die Geliebte des Herzogs, dem Lande wie der Aka-

demie als die rechtmäßige Gemahlin galt. Und so verherrlichte sie der junge Dichter mit einer Bewunderung, die ihn keinen Zwang kostete.

In treuer Genossenschaft mit seinem Hoven setzte Schiller sein Berufsstudium fort, lebte sich in Hallers Physiologie ein, mit Bewunderung, aber ohne blinde Anerkennung für den großen Mann. Professor Consbruch, der Physiologie, Pathologie und Therapie las, ein Schüler des verstorbenen Professors Brendel in Göttingen, besaß dessen treffliche Kollegienhefte. Schiller verschaffte sich eine Abschrift davon. Doch auch hier trug bei aller Schätzung für den lebenden und den toten Professor seine Einbildungskraft manche Gesetze in die Natur und Arzneikunst hinein, die vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen konnten. Die beiden Poeten kamen nun in nähere Verbindung mit ihren medizinischen Kameraden, unter diesen vorzüglich mit Plieninger, Jacobi, Liesching und Elwert, demselben Elwert, mit dem Schiller einst als Knabe den Katechismus aufzusagen hatte. Zwar waren die vier als fleißige Studenten den beiden voraus, aber durch die wissenschaftlichen Unterhaltungen mit jenen gefördert, holten Schiller und Hoven sie bald wieder ein.

Ein Denkblatt der medizinischen Studien unseres Dichters ist uns in seinen Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleven Hiller vom 10. Oktober 1778 aufbewahrt.

Die Blütezeit des Dichterbundes war vorüber, doch wurde Schiller noch einmal durch eine bittere Erfahrung an sie erinnert.

Wie wählerisch, wie leidenschaftlich seine Freundschaft war, davon geben zwei Briefe Zeugnis, welche Schiller um diese Zeit mit blutendem Herzen schrieb. Der eine war an einen Eleven Boigeol, geb. 1756 zu Hericourt in Mömpelgard, der andere an Scharffenstein gerichtet. Boigeol war mit letzterem befreundet. Beide hatten in einer jener treuherzigen Stunden, in denen sich die Jugend ihre Ideale gesteht, Schillern ihr poetisches Glaubensbekenntnis abgelegt und dabei die innere Wahrheit seines Charakters und seiner Muse bestritten. Boigeol, welcher in einem Briefe an den verletzten Schiller viel über sein eigenes Innere zum besten gegeben, wurde ernst und für immer abgewiesen. „Sagt nicht Ihr letzter Brief genug, ich hätte nur darum Freunde, damit sie mir schmeichelten? — — Sagten Sie nicht immer, ich hätte das wahre Gefühl des Herzens nicht, alles sei Phantasie, Poesie, die ich mir

durchs Lesen Klopstocks angeeignet hätte." Mit einem „Leben Sie wohl" schied er sich ohne Schmerz von Boigeol. Aber Scharffenstein! Ihn hatten Schillers Oden gefeiert, er war der Sangir, den sein Selim-Schiller mit aller Glut jugendlicher Zärtlichkeit liebte. „Rede! rede aufrichtig!" schrieb er an diesen, „wo hättest Du einen andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der stillen Sternennacht vor meinem Fenster, oder auf dem Abendspaziergang mit Blicken uns sagten! ... — Meinst Du, es war Prahlerei, Phantast, meinst, ich hätte Dich darum erwählt, um einen zu haben, von dem ich in meinem Gedicht plaudern kann! Hör Elender, wende Dein Angesicht ewig zur Erde, wenn er noch einmal in Dir aufsteigt der schändliche Gedanke .... Wie oft, wie oft hab ichs hören müssen von Dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Wesen eben ein Gedicht sei, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung von Gott, Religion, Freundschaft rc. Phantasie, kurz alles bloß vom Dichter, nicht vom Christen, nicht vom Freund herausgequollen — o weh, o weh, was das mein Herz ergriff."

„... Auch äußertest Du einem Freunde, mich bald in der Rangierung nach Dir zu sehen. — Verzeih mir's, Scharffenstein, wenn ich in diesem Augenblicke von Gott das Gegenteil erbeten müßte, und es gab Augenblicke, wo es mein einziges Sehnen war, an Dich hinstehen zu kommen!" Schließlich ruft er ihm ein feierlich wiederholtes: ich vergebe Dir! zu.

„Schiller", so erzählt Scharffenstein in seinen Aufzeichnungen, „wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht sein, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften denke...... Schiller schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war, nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affektvoll geschrieben worden. Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt rc.; aber seie es gegenseitige mauvaise honte oder sonsten was für eine Trutzerei gewesen, seie es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie, als tief im Herzen steckte, die Verstimmung blieb, ohne je ein Wort mehr miteinander zu sprechen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie."

Armer Schiller! Von welchen Empfindungen zerrissen gingst du diesmal den öffentlichen Prüfungen entgegen, denen er zum letztenmale beiwohnte! Konnte dich ein zu hoffender Preis über den verlorenen Freund trösten?

In der That hatte Schiller mit Pleininger, Jacobi und Elwert um den Preis zu losen. Alle vier hatten sich gleich gut gezeigt. Elwert siegte. Scharffenstein verließ die Anstalt, doch sollte ihn der Bruch der alten Freundschaft bald aufs bitterste quälen. Wir sehen ihn noch mit all der ungeduldigen Glut zurückkehren, die er in dem edelsten Herzen verletzte.

Schillers Persönlichkeit hatte schon damals eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Er hatte Verständnis für alle Tüchtigkeit. Zumsteeg, der in der Akademie Musik studierte und sich nachmals als Komponist auszeichnete, vergötterte ihn und setzte seine Gedichte. Außer der Musik war ihm die Plastik der Akademie treu ergeben. Dannecker, der Sohn eines herzoglichen Stallknechts, hatte sich bei einem Volksfest zum Eintritt in die Pflanzschule gemeldet. Alle Welt weiß, wie er ihr Ehre machte. Er war Schillers vertrauter Freund. Regte solcher Umgang und der Blick in verwandte Kunstgebiete den Dichter an, so fand er in dem kenntnisreichen Albrecht Friedrich Lempp, einem neu eingetretenen Eleven, einen reichen Ersatz für Scharffenstein. Schiller sprach noch später mit einer Art Kultus von ihm. Beide sollen in brieflichem Austausch geblieben sein.

Bei den Schlußprüfungen des Jahres 1778 disputierte Schiller mit Hoven und andern über Gegenstände der Pathologie und Therapie.

Zu dem am 10. Januar 1779 wiederkehrenden Geburtstage der Gräfin Franziska hatte der Herzog den Eleven das Thema gestellt: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“ Schillers Rede, welche sich unter neunundzwanzig andern über dasselbe Thema geschriebenen vorgefunden hat und vielleicht nicht öffentlich gehalten worden ist, verneinte die Frage, aber das Nein war ein begeisterter Lobgesang auf Franziska und Karl. Unter den kühnsten Variationen klingt das Thema heraus: Tugend ist das harmonische Band zwischen Liebe und Weisheit. Der Redner schließt:

„Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamrot machenden

Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt) — nein — mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen: Sie ist's, die liebenswürdige Freundin Karls — Sie, die Menschenfreundin! — Sie, unser aller besondere Freundin! Mutter! Franziska! Nicht den prangenden Hof — die Großen Karls nicht, nicht meine hier versammelten Freunde, die alle glühend vor Dankbarkeit den Wink erwarten, in ein strömendes Lob auszubrechen — Nein! die Armen in den Hütten rufe ich jetzt auf — Thränen in ihren Augen — Franziska! — Thränen der Dankbarkeit und Freude — Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieser Versammlung — Wenn dann der größte Kenner und Freund der Tugend Tugend belohnet? — Karl — wo hat ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Karl — feiert das Fest von Franziska! — Wer ist größer, der so die Tugend ausübt — oder der sie belohnet? — Beides Nachahmung der Gottheit! — Ich schweige — Aber ich sehe — ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie neidisch über uns sein — ich sehe sie an diesem und — noch einem Feste versammelt, ich sehe sie irren in den Grabmälern ihrer Voreltern, sie suchen — suchen — Wo ist Karl, Wirtembergs trefflicher Karl? Wo ist Franziska, die Freundin der Menschen?"

Mag die Rede auch so viel Ueberschwenglichkeiten haben, als sie Ausrufungszeichen und Gedankenstriche hat, die kühne Hinweisung auf die Gruft ist eine erhabene Naivetät. Der Herzog war damit einverstanden, daß seinem Zöglinge schon in diesem Jahre die übliche medizinische Dissertation zu schreiben gestattet sein sollte.

An demselben 10. Januar wurde von den Eleven ein Festspiel aufgeführt: „Der Preis der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern." Das Ganze war eine höfische Schmeichelei im Rokokostil. Bürger, Bauern, Schäfer, Götter, Cyklopen, Sylvane, Faune, Nymphen und viele andere Figuren traten darin auf. Im ersten Teil — das Ganze zerfiel in drei Teile — erschien „Görge, ein Bauer, Herr Schiller, sein Weib Herr Hopfenstock". Görge und sein Weib mit einem Korb traten in den „Schloßsaal", wo sie der „Anwalt" mit folgenden Worten empfing:

Woher so spät? Gewiß aus einer Zeche?
Ihr bringet doch was Neues mit?

Darauf antwortete Görge-Schiller:

> Wir aus der Zeche? Keinen Tritt:
> Da warten wir schon ganze Stunden
> Und fragen jeden Fremden aus:
> Ist's auf dem Hof? Ist sie zu Haus?
> Ist unser Anwalt schon herein?
> Vielleicht kann's gar in Stuttgart sein?
> Der eine sagt: ich weiß es nicht, der andre: nein,
> Und endlich hab' ich ihn gefunden,
> Den Hansen, da, der will was anders wissen.
> Fragt ihr ihn selbst.

Die Rolle war hiermit zu Ende. Sie konnte ihm über seine schauspielerische Befähigung keine besondere Erleuchtung geben.

Aber diese Uebungen und Vorstellungen belebten die Einförmigkeit der Berufsstudien, zu denen unser Held mit verdoppelter Kraft zurückkehrte. Er mußte der Gewohnheit gemäß eine öffentliche, in Gegenwart des Herzogs zu verteidigende Dissertation schreiben. Die Wahl des Themas stand ihm frei. Sie bewies seine Neigungen. Die Dissertation führte den Titel: „Philosophie der Physiologie.“ Der Verfasser geht vom geistigen Leben aus. Die Bestimmung des Menschen sei Gottgleichheit. „Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen. Eine Seele, sagt ein Weiser dieses Jahrhunderts, die bis zu dem Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im ganzen vor Augen hat, ist die glücklichste Seele. Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sei nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen, was ihn schmerzt, wird er meiden, was ihn ergötzt, darnach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt; er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten mit den wenigsten Unvollkommenheiten ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dies ist Glückseligkeit. So ist es dann gleichviel, ob ich sage: der Mensch ist da, um

glücklich zu sein: oder — er ist da, um vollkommen zu sein. Nur dann ist er vollkommen, wann er glücklich ist. Nur dann ist er glücklich, wann er vollkommen ist. Aber ein ebenso schönes, weises Gesetz, Nebenzweig des ersten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen, ja Menschen mit Tieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe also, der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, ist nichts anderes, als die Verwechslung meiner selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen." So lautet es im Anfang des ersten Kapitels, das allein elf Paragraphen enthielt. Und es waren fünf solcher Kapitel. Es war ein förmliches Buch. Was wir davon besitzen, ist ein Fragment des ersten Kapitels.

Mag Shaftesburys Moralphilosophie dieser Gedanken Mutter sein, mag die heutige Wissenschaft sie belächeln, es waren die Gedanken, die Schillers Charakter zusagten. Er bekennt sich zu ihnen. Er konnte sich nicht genügen lassen, in seiner Dissertation ein Schulexercitium zu liefern, er wollte den ganzen Umfang seiner sittlichen Ueberzeugungen geben.

Bruchstücke aus dieser Arbeit könnte Julius meinen, wenn er an Raphael schreibt: „Diesen Morgen durchstöbre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner Begeisterung .... Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre." In Julius' Theosophie heißt es dann: „Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. — — Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen, Liebe. ..... Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch untereinander." Als Karoline von Wolzogen später Shaftesbury las, fand sie die Aehnlichkeit mit Schillers Ansichten heraus. Das christliche Gebot der Liebe ist in diesem System so aufgelöst, daß die Liebe als innerste Natur, die Tugend als Bedürfnis des Menschen, das Laster nur als ein Verkennen des Weges zur Glückseligkeit gefaßt wird. Es ist die in den Willen der Menschheit

aufgenommene, von ihrem Thron gestiegene Gottheit. Dieser Kern von Schillers sittlicher Weltansicht bleibt, er wächst zwar in reichere Blätter und Früchte, aber aus ihm stammen sie.

VII.

Gedämpftes Feuer.

Die Professoren der Akademie, als sie die Dissertation zur Prüfung erhielten, „blickten ihrem flügge gewordenen Schüler unwillig erstaunt nach, als er plötzlich in alle Lüfte davonflog.“ Sie hatten zu begutachten, ob die Schrift zum Drucke tauglich sei. Sie verneinten es sämtlich, der Chirurgien-Major Christian Klein mit folgenden sprechenden Worten: „Zweimal habe ich diese weitläuftige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht erraten können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurteil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzuviel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, aber daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllt. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigsten Männer hart und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greifet er den unsterblichen Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Ebenso redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lektionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekriegt er alles, was nicht vor seine neue Theorien passend ist. Uebrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternehmenden, nützlichen Gelehrten.“

Auf solche Beschuldigungen hin und nachdem er die eingesandten Probeschriften gelesen, schrieb der Herzog an den Intendanten von Seeger, daß die Dissertationen des Eleven Plieninger und des Kavaliersohns von Schönfeld ohne Anstand dem Drucke übergeben werden sollten. „Die Disputation des Reinhard, fuhr der Brief fort, solle nicht gedruckt werden, und so auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obschon Ich gestehen muß, daß der junge Mann viel schönes darinnen gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Es ist nicht sicher auszumachen (obschon eine Wendung in dem herzoglichen Reskript darauf hinzudeuten scheint), daß Schiller mit seiner Dissertation den Austritt aus der Akademie zu erringen gehofft habe; denn dieser Austritt ist nachweislich bei andern auch auf den Druck der Dissertation hin nicht immer erfolgt, und die regelmäßige Zeit des Medizinstudiums waren fünf, nicht vier Jahre. Doch mußte ihn schon die Verwerfung einer mit Liebe ausgeführten Arbeit schmerzlich genug enttäuschen. Aus Schillers Verhalten bei ähnlichen Täuschungen, deren ihm von nun an noch manche beschieden waren, ist der Schluß erlaubt, daß auch nicht ein bitteres Wort seinen Lippen entfiel, als ihm der Intendant dieses niederschlagende Ergebnis mitgeteilt hatte. Aber in ihm sah es um so öder aus. Es trat eine tiefe Abspannung ein. Seine Arbeit war mit dem Aufwand aller seiner Kräfte geschrieben. Sie wurde verworfen, und er verzweifelte an diesen Kräften. Durch eine Reihe von Eindrücken, die sich in raschem Wirbel folgten, sank seine Stimmung bis zur Lebensmüdigkeit.

Wenige Tage nach der traurigen Entscheidung sah er zum erstenmal den Dichter des Götz, des Werther und jetzt auch des Clavigo. Er sah ihn in der Fülle des Glücks, als Begleiter, als Freund des Herzogs Karl August von Weimar. Clavigo hatte noch mehr als Werther den jungen Dramatiker entflammt. Da war modernes

aufgenommene, von ihrem Thron gestiegene Gottheit. Dieser Kern von Schillers sittlicher Weltansicht bleibt, er wächst zwar in reichere Blätter und Früchte, aber aus ihm stammen sie.

VII.
Gedämpftes Feuer.

Die Professoren der Akademie, als sie die Dissertation zur Prüfung erhielten, „blickten ihrem flügge gewordenen Schüler unwillig erstaunt nach, als er plötzlich in alle Lüfte davonflog." Sie hatten zu begutachten, ob die Schrift zum Drucke tauglich sei. Sie verneinten es sämtlich, der Chirurgien-Major Christian Klein mit folgenden sprechenden Worten: „Zweimal habe ich diese weitläuftige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht erraten können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurteil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzuviel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, aber daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllt. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigsten Männer hart und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greifet er den unsterblichen Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Ebenso redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lektionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekriegt er alles, was nicht vor seine neue Theorien passend ist. Uebrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternehmenden, nützlichen Gelehrten."

Auf solche Beschuldigungen hin und nachdem er die eingesandten Probeschriften gelesen, schrieb der Herzog an den Intendanten von Seeger, daß die Dissertationen des Eleven Plieninger und des Kavaliersohns von Schönfeld ohne Anstand dem Drucke übergeben werden sollten. „Die Disputation des Reinhard, fuhr der Brief fort, solle nicht gedruckt werden, und so auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obschon Ich gestehen muß, daß der junge Mann viel schönes darinnen gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Es ist nicht sicher auszumachen (obschon eine Wendung in dem herzoglichen Reskript darauf hinzudeuten scheint), daß Schiller mit seiner Dissertation den Austritt aus der Akademie zu erringen gehofft habe; denn dieser Austritt ist nachweislich bei andern auch auf den Druck der Dissertation hin nicht immer erfolgt, und die regelmäßige Zeit des Medizinstudiums waren fünf, nicht vier Jahre. Doch mußte ihn schon die Verwerfung einer mit Liebe ausgeführten Arbeit schmerzlich genug enttäuschen. Aus Schillers Verhalten bei ähnlichen Täuschungen, deren ihm von nun an noch manche beschieden waren, ist der Schluß erlaubt, daß auch nicht ein bitteres Wort seinen Lippen entfiel, als ihm der Intendant dieses niederschlagende Ergebnis mitgeteilt hatte. Aber in ihm sah es um so öder aus. Es trat eine tiefe Abspannung ein. Seine Arbeit war mit dem Aufwand aller seiner Kräfte geschrieben. Sie wurde verworfen, und er verzweifelte an diesen Kräften. Durch eine Reihe von Eindrücken, die sich in raschem Wirbel folgten, sank seine Stimmung bis zur Lebensmüdigkeit.

Wenige Tage nach der traurigen Entscheidung sah er zum erstenmal den Dichter des Götz, des Werther und jetzt auch des Clavigo. Er sah ihn in der Fülle des Glücks, als Begleiter, als Freund des Herzogs Karl August von Weimar. Clavigo hatte noch mehr als Werther den jungen Dramatiker entflammt. Da war modernes

Leben, ja, noch lebende Personen waren mit Maß und doch voll Kraft und Naturwahrheit dargestellt. Zwischen dem Weltmann und Dichter stand die Rechtschaffenheit, die berechtigtste Leidenschaft, wenn je eine berechtigt war. Beaumarchais war die reinste Gestalt edler Männlichkeit, die das Drama bis jetzt hervorgebracht. Sie war aus Schillers Seele gestohlen. Nun sollte er den von ganz Deutschland vergötterten Dichter selbst sehen. Die üblichen Prüfungen im Dezember, bei welchen Schiller wie ein Jahr vorher zu disputieren hatte, waren vorüber, als am Abend des 12. Dezembers die beiden Gäste in den Speisesaal traten. Sie nahmen auch an den Stiftungsfestlichkeiten des 14. Dezembers teil. Man sah Goethe vormittags in der Akademiekirche. Mittags speiste er mit seinem Fürsten an der herzoglichen Tafel. Am Abend bei der Preisverteilung stand Karl August zur Rechten des Herzogs, Goethe zur Linken.

Welch ein Anblick für die ehrliebenden Jünglinge! Goethe soll während der Rede des Professors Consbruch errötet sein, vielleicht vor den Feuerblicken, welche ihn statt des Professors trafen. Wie mag Schillers Herz geschlagen haben, wenn sein Name aufgerufen wurde, wenn er einen Preis empfing, wenn er dem Herzog dankend den Rock küßte! Der arme Eleve stand später statt seines Herzogs als Dritter in der Gruppe.

Schiller erhielt vier Preise, einen in der praktischen Medizin, einen zweiten in der materia medica, einen dritten in der Chirurgie, einen vierten in der deutschen Sprache und Schreibart. Seine Freunde hatten gleichen Anspruch an diese Preise. Es wurde gelost. Die Glücksgöttin, die Goethe begleitete, erkannte den jungen Genius und streifte ihn mit flüchtiger Berührung. Er blieb zweimal Sieger. Wie leicht wäre es ihm gewesen, durch eine Erklärung, einen Brief, wie sie so oft an den Verfasser des Werther gerichtet wurden, der Berühmtheit sein Dasein anzuzeigen. Diese Sucht der Zeit war Schiller fremd. Aus seinem Innern erwartete er seine Zukunft und seine Größe.

Diese Eindrücke waren noch nicht erloschen, als der Geburtstag Franziskas von neuem herannahte. Der Herzog fand hier das Feuer des jungen Eleven nicht zu stark, er wählte Schiller zum Festredner und stellte das Thema: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.“ Schiller lebte ganz in den Ideen, die wir aus dem

Anfang seiner Dissertation kennen. Diese Gedanken konnte er in jedes Gewand kleiden, und unerschöpflich strömten ihm Bilder und Worte. Vollkommenheit der ganzen Geisterwelt ist die äußere Folge der Tugend; die Freude an dieser Harmonie aller Wesen, die Glückseligkeit, ist der innere Lohn des Tugendhaften. Gellert, Haller, Montesquieu, Addison werden als die Wohlthäter der Menschheit, Lamettrie und Voltaire als ihre Schandsäulen dargestellt. Vorgefühle des Himmels gibt uns die Tugend. „So groß —," schloß er, „so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt — dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu sein — — dieses Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge — aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!"

Die Rede fand vielen Beifall, und Professor Haug erwähnte sie im Schwäbischen Magazin. Der Gräfin wurde eine Abschrift derselben überreicht, die sie mit Pietät aufbewahrt hat.

Nun kam auch des Herzogs Geburtstag. Man pflegte ihn durch ein Schauspiel zu feiern. Bisher hatte Uriot französische Komödien und Operetten mit den Zöglingen und Demoiselles aufgeführt. Jetzt waren die Eleven, die sich dem Schauspielerstande verschrieben hatten, so weit ausgebildet, daß die deutsche Schule sich zeigen konnte. Schiller war eine Autorität in Sachen des Dramas. Mochte er der Ansicht sein, daß der Herzog, welcher den Dichter des Clavigo kennen gelernt und ausgezeichnet hatte, durch ein Werk desselben erfreut werden könnte, oder war es eigener Antrieb, genug, er wählte den Clavigo. Man überließ ihm die Direktion.

Er machte es nicht, wie die Direktoren pflegen, er nahm sich keine gute Rolle. Der Clavigo ist wohl eine der schwierigsten, aber nicht eine der dankbarsten, die es gibt. Schiller that zu viel. Und er wurde ausgelacht. Daß er nicht sogleich, nachdem der

Vorhang gefallen, mitlachte, ist sehr wahrscheinlich. Er hatte die Rolle ernsthaft angegriffen. Er konnte sie zu seiner Dissertation, zu seinen vereitelten Hoffnungen legen.

In demselben Schubfach — es ist das geheimste des menschlichen Herzens — lagen ohne Zweifel, nur um sie Ries' Augen zu verbergen, die angefangenen Räuber. Er schlug sie auf.

Jetzt war das Gewitter beisammen. Die vorhergehende Schwüle und Mattigkeit, die dumpfe Trauer hat es verkündet, es entlädt sich mit majestätischer Gewalt.

Vielleicht kein Werk eines Dichters ist in solcher stürmischen Schaffensangst ins Dasein getreten, wie die Räuber. Er deklamierte jede neue Scene, so wie sie entstanden, im Gefühl des Gelingens seinen Genossen. Ries' unvermutete Runden störten oft die Schar auf; die Freunde trafen sich oft in den Freistunden in einem Winkel des Gartens oder in einem vergessenen Versteck des weitläufigen Gebäudes, oder auf einem Spaziergang an entlegener Waldesstelle, und schlürften im Flug die Neige der köstlichen Zeit. Auch ließ sich der Verfasser einzelne Auftritte von den Freunden vorlesen, um als Zuhörer urteilen zu können. Das Geheimnis mehrte die Intensität des Dichtens. Es entstand im eigentlichen Sinne des Worts ein Nachtstück. Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Nur im Krankensaal war eine Lampe gestattet. Um die Nacht für seine Arbeit zu gewinnen, gab Schiller sich für krank aus. Manchmal visitierte der Herzog den Saal, dann fuhren die Räuber schnell unter den Tisch, und ein medizinisches Buch, auf dem sie gelegen hatten, mußte Karl Eugen in dem Glauben bestärken, daß sein Zögling mit einem wahren Fanatismus seinem Beruf ergeben sei, daß er sogar die Nächte für seine Wissenschaft benutze.

War eine Scene auf diese Weise unter Angst und innerem Jubel gewonnen, so ward sie am Tage den Freunden vorgelesen. Sie waren elektrisiert. Je kühner, desto besser, und der Applaus spornte wieder den wilden Pegasus zu ungeheuren Flügen.

Manche Zöglinge der Akademie, z. B. von Moor, Schweizer, mußten ihm vielleicht ihre Namen für seine Personen hergeben, andere benutzte er als Modelle. Spiegelbergs Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, ist eine Idee, womit ein Eleve oft

zu prahlen pflegte. Folgende Scene überstieg selbst das, was die Freunde vertragen konnten. Franz hatte, wie er im dritten Akt gedroht, Amalie in ein Kloster gesperrt. Karl Moor läßt das geweihte Asyl von seiner Bande umzingeln und dringt mit Waffengewalt hinein. Die zitternden Nonnen beten, Karl steht der Geliebten gegenüber und fordert sie als sein Eigentum zurück. Man will sie ihm verweigern, doch er droht, von furchtbarem Zorne bewegt, bei dem geringsten Widerstande die ganze Kirche auf einen Wink in ein Bordell umzuschaffen.

Schiller hat nachmals diese Scene getilgt, vielleicht auch darum, weil sie ihn an eine ähnliche Scene aus Julius von Tarent erinnerte. Daß das Stück in diesem Jahre seinen Hauptscenen nach vollendet wurde, ergibt sich unter anderm aus Schillers neuer Dissertation, in welcher eine Scene aus dem fünften Akt citiert wird, und aus einzelnen ganz an Karl Moor erinnernden Ergüssen, die uns aus dieser Zeit erhalten sind. Eine tief tragische Stimmung hatte sich des jungen Dichters bemeistert, eine fast lebensmüde Trauer, die namentlich bei einem erschütternden Todesfall zum Ausbruch kam. Der jüngere Hoven, Friedrichs Bruder, starb am 14. Juni 1780 in einem Alter von 18 Jahren. Die Akademie verlor in ihm einen ihrer hoffnungsvollsten Eleven, und selbst der Herzog bezeigte den Eltern seine Teilnahme in der herablassendsten Weise. Mit seinem Herzblut schrieb Schiller dem Toten zu Ehren seine Leichenphantasie und am 15. Juni an den unglücklichen Vater des Entschlafenen einen Brief, der selbst die Verzweiflung rühren mußte. „Ist er, heißt es nach dem Eingange, zu bedauern, oder nicht vielmehr zu beneiden? .... Was verlor er, das nicht dort unendlich wieder ersetzt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig wieder finden, ewig wieder behalten wird? Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh er noch die Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Plane scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele Hoffnungen vereitelt werden? Das Buch der Weisheit sagt vom frühen Tode des Gerechten: ‚Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben, er ist bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerückt, daß die Bosheit seinen

Verstand nicht verkehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge.' So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen ist, so kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles."

Weiterhin heißt es: „Tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier ich von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tod Ihres teuren Sohnes geizig sein, so aber gehört es einer Mutter und dreien ohne mich hülflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen."

„Könnte ich Ihnen," schließt er, „in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder schenken, so wollt' ich stolz auf mich selbst sein."

Eine ähnliche Grabessehnsucht klingt uns aus einem Briefe an seine Schwester Christophine vom 19. Juni entgegen. „O meine gute Schwester, was Dein empfindungsvolles Herz — was die zärtliche Mutter — was ach mein ehrwürdiger, mein bester Vater, der so viel auf mich rechnet, mehr als ich ihm jemals leisten werde, — gelitten haben würden, wenn ich der einzige Sohn und Bruder an dieses Stelle gewesen wäre, und doch, doch hätte es ja sein können; kann es vielleicht noch sein, daß ihr die Freude nicht mehr erlebt, mich aus der Akademie treten zu sehen, daß ich — siehst Du, ich mag Dir's nicht aussprechen, aber es kann ja sein — wer hier in die geheimen Bücher des Schicksals schauen könnte — mir wärs erwünscht, zehntausendmal erwünscht ꝛc."

Wie gesund bei alledem der Kern dieser verzweifelnden Jünglingsseele war, davon gibt eine Reihe medizinischer Rapporte Zeug-

nis, welche Schiller in diesen Tagen über einen kranken Freund abstatten mußte. Er bezeichnet das Leiden desselben am 26. Juni als eine wahre Hypochondrie, „denjenigen unglücklichen Zustand eines Menschen, in welchem er das bedauernswerte Opfer der genauen Sympathie zwischen dem Unterleib und der Seele ist, die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten großen Gelehrten."

„Pietistische Schwärmerei schien den Grund zum ganzen nachfolgenden Uebel gelegt zu haben. Sie schärfte sein Gewissen, machte ihn gegen alle Gegenstände von Tugend und Religion äußerst empfindlich und verwirrte seine Begriffe. Das Studium der Metaphysik machte ihm zuletzt alle Wahrheit verdächtig, und riß ihn zum andern Extremo über, so daß er, der die Religion vorhero übertrieben hatte, durch sceptische Grübeleien nicht selten dahin gebracht wurde an ihren Grundpfeilern zu zweifeln. Diese schwankende Ungewißheit der wichtigsten Wahrheiten ertrug sein vortreffliches Herz nicht. Er strebte nach Ueberzeugung, aber verirrte auf einen falschen Weg, da er sie suchen wollte, versank in die finstersten Zweifel, verzweifelte an der Glückseligkeit, an der Gottheit, und glaubte sich den unglückseligsten Menschen auf Erden..... Mit dieser Unordnung seiner Begriffe verband sich nach und nach eine körperliche Zerrüttung (ich getraue mir nicht zu bestimmen, ob ein organischer Fehler im Unterleib zum Grund liegt). Es folgten Fehler im Verdauungsgeschäfte, Mattigkeit, und Kopfschmerzen, welche, so wie sie Wirkungen eines zerrütteten Seelenzustands waren, hinwiederum diesen Zustand rückwärts verschlimmerten."

Der Kranke hatte den lebhaften Wunsch, die Akademie zu verlassen. Nach Schillers Rapport über sein Befinden am 16. Juli beharrte der Freund auf dem Gedanken, „„daß er schlechterdings nicht in der Akademie genesen könnte. Alles sei ihm hier zuwider, alles zu einförmig, um ihn zu zerstreuen. Alles wecke seine Melancholie nur desto heftiger."" „Ich gab ihm," fährt Schiller fort, „zu bedenken, wie er nirgends keine Aussicht in der Welt hätte, da er nicht ausstudiert, da er ohnehin einen siechen Körper hätte u. s. w." Aber, wiewohl sich der Kranke unter Schillers Umgang besserte, der Arzt geriet, wie er im nächsten Bericht mit Verdruß bemerkt, in den Verdacht, die Meinungen seines Patienten heimlich

zu begünstigen. Sein Einfluß auf den Freund wurde gehemmt, und der Intendant sprach dem Patienten sein Mißtrauen ziemlich unverblümt aus. Das war Schiller empfindlich.

Er schrieb an den Oberst von Seeger eine umfassende und nachdrückliche Rechtfertigung seines Verfahrens. Unter anderm heißt es: „Es würde mir unendlich gefehlt sein, wenn ich dazu schweigen müßte, da es für mich von Folgen sein könnte und meinem Charakter gänzlich zuwiderläuft." Er legt mit oft pathetischem Ausdruck dar, daß er den Freund vom Selbstmord gerettet. Er weist jede Zumutung, als ob er ordnungsliebende Eleven beim Patienten verdächtigt, heftig zurück: bald acht Jahre habe er das Glück, in der Akademie zu leben, und in dieser Zeit sei er noch keinem Menschen unter dem „schändlichen Charakter eines Ohrenbläsers" bekannt geworden. Nachdem er seine Ansichten über die Akademie entschieden von denen des Kranken getrennt hat, erklärt er als Ursache des Verdachts den notwendigen Kunstgriff jedes Arztes, die Sprache des Kranken zu reden; „und jener Tolle", sagt er, „der sich einbildete, er habe zwei Köpfe, war nicht durch ein diktatorisches Nein überwiesen, sondern man setzte ihm einen künstlichen auf, und diesen schlug man ihm ab."

Gegen die eigene Hypochondrie, welche den jungen Dichter darnieder beugte, gab es sicher kein besseres Heilmittel, als das Seziermesser, mit dem er die Leiden des Freundes in ihre Bestandteile zerlegte. Aber vor allem rettete er sich aus dem Dunst der Krankenstube wieder und wieder in die Region des Schönen. Man sah den Mediziner in den Homervorlesungen des Professors Nast, und er ward tief und freudig erregt, als der Professor einzelne Gesänge aus Bürgers Jambenübersetzung mitteilte. Vielleicht verdankte die lyrische Operette Semele dieser Anregung den Blankvers. Auch Drücks Vorlesungen über Virgil wurden besucht. Im Schwäbischen Magazin von 1780 Stück 11 erschien unter der Ueberschrift: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer", eine kühne Probe von Virgilübersetzung in Hexametern, eine Arbeit Schillers, welche vielleicht bis in sein sechzehntes Jahr zurückreichen könnte, falls sich auf sie Schillers Bemerkung bezieht, daß er in seinem sechzehnten Jahr in Hexametern sich versucht habe. Geschichtliche und philosophische Werke, Searchs „Licht der Natur", Herders „Auch eine Philosophie

der Menschheit", Schlözers „Vorstellung einer Universalgeschichte", mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann wurden gelesen, der Stoff zum Fiesko wahrscheinlich ins Auge gefaßt. Vor allem aber beschäftigte ihn im Herbst 1780 die Arbeit, welche ihm die Pforten der Akademie erschließen sollte, seine neue Dissertation.

VIII.

Entlassung.

Als die Prüfungsthemata ausgeteilt werden sollten, gab Schiller an, der hauptsächlichste Gegenstand seines Studierens seien in diesem Jahr folgende Materien gewesen: I. Ueber den großen Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit der geistigen. II. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen. Es war denn doch den Professoren um eine mehr medizinische, als philosophische Arbeit zu thun. Sie wählten also das erste Thema und gaben ihm, um den allzu Wilden bei der Stange zu halten, auf, noch eine lateinische Dissertation über den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber zu schreiben. Letztere Abhandlung fiel so aus, daß die Professoren sie nicht des Druckes würdig erachteten. Dagegen lag die deutsche Arbeit ganz auf seinem Wege. Den Tadel des allzu vielen Feuers hatte er sich gemerkt. Und doch scheint die neue Dissertation wesentlich aus der alten herausgewachsen zu sein; nur daß das physiologische Element neben dem philosophischen jetzt verhältnismäßig zurücktritt.

Die Kapitelüberschriften der alten Dissertation lauteten: I. Das geistige Leben. II. Das nährende Leben. III. Zeugung. IV. Zusammenhang dieser drei Systeme. V. Schlaf und natürlicher Tod. Nun vergleiche man hiermit den Inhalt der uns erhaltenen späteren Arbeit: „Ueber den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen."

Auch hier steht wieder in der kurzen Schilderung des geistigen Lebens der Gedanke obenan: Vollkommenheit des Menschen liegt in der Uebung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans. Dann führt der Verfasser aus, daß die Thätigkeit der Seele an

die Materie gebunden sei durch die Systeme der Empfindung, der Ernährung, der Zeugung. Dies nennt er physischen Zusammenhang.

Der Hauptabschnitt: Philosophischer Zusammenhang gelangt zu dem Satz: Der Körper also ist der erste Sporn zur Thätigkeit, Sinnlichkeit der erste Leiter zur Vollkommenheit, aber die errungene Vollkommenheit des Geistes wirkt wieder aufs innigste auf den Körper zurück. Beide sind in ihrer Existenz durch einander bedingt. Dies wird der Inhalt vom Kapitel IV. der alten Dissertation mit der Ueberschrift: „Zusammenhang dieser drei Systeme“ gewesen sein. Der Schluß beider Arbeiten fällt dem Inhalt nach ganz zusammen: beide schließen mit Schlaf und Tod.

Wenn man die spielende Ueberlegenheit, ja den genialen Uebermut erwägt, mit dem die neue Dissertation geschrieben ist, so erscheint ihr Schlußsatz fast wie einer jener Sarkasmen, die Schiller, nur für die Freunde verständlich, seinen Gegnern zuzuschleudern pflegte. Er heißt, mit Bezug auf unsere mögliche Vervollkommnung nach dem Tode: „Wir legen jetzo manches Buch weg, das wir nicht verstehn, aber vielleicht verstehn wir es in einigen Jahren besser.“

Der Verfasser citiert alle seine Lieblinge: Shakespeare, Gerstenberg und — es sieht fast nach einer Wette mit seinen Freunden aus — die Räuber, unter dem Titel: Life of Moor, Tragedy by Krake. So gut maskiert der Löwe hier lag, so konnte er es doch nicht lassen, die Klaue vorzustrecken, und die Herren Professoren schnitten eifrig in die Krallen. „Tönender Wohlklang auf die Laute der Natur“, „da grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwirkenden Merkur“, solche und ähnliche Wendungen wurden getadelt, indessen die Arbeit für druckwürdig befunden. Sie erschien mit einigen Aenderungen bei „Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Kanzleibuchdrucker“. Schiller nahm sie nicht in die Sammlung seiner prosaischen Schriften auf. Sie steht seit 1838 in der Cottaschen Ausgabe, ohne die Zueignung an den Herzog, welche von Gefühlen der Ergebenheit und Dankbarkeit überfloß. Schiller nennt seinen Erzieher den Stifter seines Glücks. Er erkennt in seiner Erziehung „die Wege einer höheren Vorsicht“, den Grund zu dem Glück seines ganzen Lebens, und setzt ahnungsvoll hinzu: „Und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigene Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen.“

Sein Fürst war ihm gnädig gesinnt, er ahnte das Bündnis nicht, das sein Zögling mit dem Dämon des Jahrhunderts gemacht hatte. Er ahnte nicht, daß dieser Zögling ihm innerlich so weit entfremdet sei, als er mit seinem Maß von sechs Fuß drei Zoll äußerlich aus dem Kamisol ohne Aermel herausgewachsen war, mit welchem er auf die Solitude kam. „Laßt mir diesen gewähren! Aus dem wird etwas!“ Das Wort des Herzogs hat sich erfüllt, aber auch in des Herzogs Sinn?

Jetzt waren nur noch die mündlichen Prüfungen zu überstehen. Das Programm von 1780 sagt nichts davon, daß Schiller seine Dissertation verteidigt habe. Dagegen weiß man, daß er einem Professor in lateinischer Sprache opponiert hat. Man kann sich den Eindruck, den Schillers Persönlichkeit damals machte, nicht lebendiger und treuer vergegenwärtigen, als durch die Erzählung eines Augenzeugen, der sich am Tage dieser Disputation unter den Zuschauern auf der Galerie befand und der in den nächsten Lebensjahren unseres Dichters eine so einzige Rolle spielt. Dieser Augenzeuge war Andreas Streicher, ein angehender Tonkünstler.

Er hat ein Büchlein geschrieben, dieser Andreas Streicher, das erst nach seinem Tod erschienen ist. Es heißt: Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Es ist wahrlich ein Edelstein. Sein etwas altväterischer Ton, sein nicht immer ganz regelrechter Stil und eine gewisse Umständlichkeit haben vielleicht die Biographen veranlaßt, seine Erzählung in ihr schulgerechteres Deutsch zu übersetzen. Ich glaube, sie hätten sich nichts Leideres thun können. Es sind einige wenige Unrichtigkeiten darin, aber in dem Ganzen waltet eine Treue, über den Worten liegt ein so bezaubernder Hauch der Empfindung, daß man bei der Erzählung des Musikus einen ähnlichen Eindruck empfängt, wie beim Anhören einer schönen Haydnischen Sonate. Es gibt keine biographische Aufzeichnung über Schiller, in welcher sein Jugendbild so groß, so wahr, so einfach, so echt künstlerisch gezeichnet ist. Es weht einen das Gefühl an, als hätte Schillers Geist, wie ihn Goethe in den Worten gibt:

> Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine, —

als hätte dieser Geist an dem Büchlein mitgearbeitet.

Ich werde Streichers Worte gebrauchen, so oft es der Plan meines Werkes irgend erlaubt. Er erzählt:

„Es war im Jahre 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden und welche Streicher als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schiller das erstemal sah. Dieser war bei einer medizinischen, in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl Streicher dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die rötlichen Haare — die gegeneinander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Streicher hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Scene auf das lebendigste darstellen könnte.

„Als Streicher nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponierte.

„Als im Frühjahr 1781 die Räuber in Druck erschienen waren und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte Streicher einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und Streicher hatte die Ueberraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte.'

„Wie jeder Leser eines Buches sich von dem Autor desselben

ein Bild seiner Person, Haltung, Stimme, seiner Sprache vormalt, so konnte es wohl nicht anders sein, als daß man sich in dem Verfasser der Räuber einen heftigen jungen Mann dachte, dessen Aeußeres zwar schon den tief empfindenden Dichter ankündigt, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke, sowie seine Ansicht der Weltverhältnisse alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse. Aber wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut! Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchsten Grade natürlich. Die Aeußerungen über die Werke anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung, und nie ohne Beweise. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte und vor dem vieles, was bisher so groß schien, ins kleine zusammenschrumpfte und manches, was als gewöhnlich beurteilt war, nun bedeutend wurde. Das anfängliche blasse Aussehen, das im Verfolg des Gesprächs in hohe Röte überging — die kranken Augen — die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vorteilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren. Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien aneinander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, und trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte und die Möglichkeit des schnellen Verlaufs der Zeit nicht begreifen konnte. Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gesinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verrieten — mußten von einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen

und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen."

Streichers Erzählung hat uns aus der Akademie herausgeführt. Ich wollte sein Schillerbild vollständig geben. Er hatte schwerlich Lessings Laokoon gelesen, und doch wußte er, daß die lebendigsten Bilder von einem Menschen diejenigen sind, welche seine Bewegung zeichnen. Alles andere bleibt angestrichene Statue in Worten. Hoffmeister sagt, daß man „durchaus unrecht thue, Schiller einen tiefen, kühnen Adlerblick zuzuschreiben". Da muß ich Streicher doch verteidigen. Zwar beruft sich Hoffmeister darauf, daß Goethe des Freundes Augen sanft nennt und Petersen sagt: „Den Ordensstern des Genius, um mit Lavater zu reden, trug Schiller nicht im Auge." Ich will noch hinzufügen, was die Mitschüler vergessen haben, daß Schiller kurzsichtig war. Aber ein Blick auf Danneckers kleinere Büste, die Scharffenstein unverbesserlich nennt, wird Streicher recht geben. Der „tiefe, kühne Adlerblick" liegt nicht so sehr im Feuer des Auges, als in dem Ensemble von Brauen und Nase. Streicher sah den Dichter in der Entfernung, er sah ihn öffentlich im Affekt auftreten. Da prägten sich die großen Charakterstriche ein. Nachher spricht er von kranken Augen. Das kann sehr wohl mit der ersteren Eigenschaft bestehen. Eins tritt aus allen Zeichnungen entgegen. Mit Schillers Körper, soweit er vom Geist aus sich bildete, war eine auffällige Umformung und Verschönerung vorgegangen.

So dunkel auch das Gebiet der Physiognomik ist, so wird man doch versucht sein, ohne Schiller damit definieren zu wollen, die Linien seines Jugendbildes zu deuten. Und hier hat das Einzelne sein Recht.

Der hohe, gestreckte Gliederbau würde, gymnastisch gebildet, mit der gewölbten Brust, mit dem schlanken und langen Halse, an die schwungvolle Erhabenheit eines Apoll erinnert haben. Aber die vollständige Befreiung der Glieder fehlte, das angestrengte Denken und die Stubenbildung machte sie zu bloßen Sklaven des Kopfes, und so mischt sich in jenes Bild viel vom Gelehrten. Die Brust war gewölbt; die starken, mehr motorischen als sensiblen Hände, deren Spiel mehr energisch als graziös war, bezeichnen die männliche Seele, den willenskräftigen Menschen. Das Haupthaar nennt Scharffenstein buschig, rot, von der dunklen Farbe; nach andern

Angaben wäre es eher goldrot gewesen. Damit hängt das Pigment zusammen, eine weiße Haut mit feinster Erregbarkeit. Schneller Wechsel von blaß und rot blieb Schiller immer eigen. Auf den ersten Blick hat das Gesicht etwas Vogelartiges. Die gebogene spitze Nase macht den Eindruck des Spürenden, auch wohl Empfindenden, Zerteilenden, Ahnenden, womit die auffangende, vorstehende Unterlippe korrespondiert. Aber in starkem Kontrast zu der Nase erscheint die felsichte Stirn breit, viereckig, löwenartig, gegen die Augenbrauen und Nase steht wirklich, wie Aristoteles von der Löwenstirn sagt, etwas wie eine Wolke. Solche Stirn soll den Mann von großen Ideen bezeichnen. In den tiefliegenden Augen, die nach Scharffenstein dunkelgrau, nach Karoline von Wolzogen zwischen lichtbraun und blau, also jedenfalls sehr unbestimmt gefärbt waren, faßt sich die Intelligenz und der Charakter zusammen, die Anschauung geht nach innen. Diese ganze Partie des Kopfes hatte viel Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck. Die Lippen waren, nach Scharffenstein, dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war, wenn Danneckers Büste recht hat, stark; es liegt Ausdauer, Sicherheit, eine gewisse trotzige Kühnheit darin. Die Stimme war hoch, im Affekt damals schneidend, wie Robespierres, Napoleons und Luthers Stimme.

Aber wie viele Rätsel bleiben in den feineren Uebergängen und in dem mannigfaltigen Durcheinander ungelöst! Fast so viele, wie in der künstlerischen Physiognomie, die wir nach ihren Grundzügen schon bei dem Jünglinge fixieren können, um sie gelegentlich im Lauf der Biographie zu vervollständigen. Ein lebendiges Naturgefühl, wie es das Gedicht „der Abend“ ausspricht, die gesunde Grundlage der Künstlerphantasie, tritt zurück vor den Idealen des Geistes, das einfach Schöne vor dem Erhabenen. Der Schritt zum Komischen, zum derben Witz und Epigramm schützt vor nebelhaftem Zerfließen; das Gefühlvolle, welches Schiller in Hölderlin als sein eigen Jugendteil wiedererkannte und das sich an Klopstock anlehnte, bleibt als rhythmischer Niederschlag, und versetzt mit starker Leidenschaft wird es tauglich zu dramatischem Stahlguß. Eine solche Phantasie ist vorzugsweise auf die Massen der Geschichte,

auf das Politische, das sittlich Große gerichtet, im Genre mehr auf das Soldatische, als das Ländliche, im Bürgerlichen mehr auf das Zerwürfnis der Stände, als auf idyllische Behaglichkeit. Sonnenaufgang über dem Meere, Sonnenuntergang, Sturm, Einöden, Aufruhr des Wassers und der Menschen und, wenn man einzelnes herausgreifen darf, die Kampflust der Bestien, das Gewimmel der Meeresungeheuer werden ihr Bilder geben. Man vergleiche den Handschuh und das Sturmbild im Tell mit der Novelle von Goethe, in welcher der Mensch selbst mit dem Löwen auf kindlichem Fuße steht. Man kann vielleicht die äußerst markierte Körperlichkeit, die sich der Normalbildung gegenüber isoliert sieht, mit in Rechnung ziehen, wenn man diese Anlage zum Kontrast, zum Erhabenen sich erklären will. Goethe mit seinem offenen Tagesgesicht, mit seinen großen klaren Augen, mit seinem durchaus harmonischen Körper findet sich mit der umgebenden Welt auf du und du. Schillers Geist fühlte sich nicht in seinem Körper heimisch, er ließ ihn zum Teil verfallen und erkannte zu spät den Wert einer gesunden Geisteswohnung. Eine solche Natur sucht den Mangel auf der einen Seite durch einen Ueberschuß auf der andern zu decken. Das Individuelle, das an ihr selbst hindert und stört, wird ihr leicht an den Dingen gleichgültig oder zuwider sein. Sie sucht die Idee, den Brennpunkt des Geistes, in dem sich die Strahlen des Persönlichen sammeln.

Nur ein reiches, vielbewegtes Leben kann die Einseitigkeit, die hier erwähnt ist, aufheben, kann dem Dichter ein unbefangenes, natürliches Weltbild zuführen, und Schiller verdient wahrlich, wenn man die innern und äußern Hemmnisse seines Lebens kennt, eine immer neue Bewunderung, daß er diese Hemmnisse in Förderungen seiner Kunst nach Gehalt und Form verwandelte.

Schiller wurde am 15. Dezember 1780 aus der Akademie entlassen.

Wir treten jetzt mit ihm ein in das „Leben“, wie man charakteristisch genug den Zeitraum nennt, der auf die Schule folgt.

Drittes Buch.

Regimentsmedicus Schiller.

15. Dezember 1780 bis 22. September 1782.

I.

Schlechter Ruf.

Die Sonne der fürstlichen Gnade, welche den Dichter nach jener Disputation beschien, hatte viel Licht, aber wenig Wärme. Schiller wurde als Regimentsmedicus ohne Portepee beim Grenadierregiment General Augé angestellt. Achtzehn Gulden Reichswährung (etwa zehn Thaler) monatlicher Sold war eine magere Erfüllung des Versprechens, daß eine besonders gute Anstellung Eltern und Sohn für das Opfer des theologischen Berufs schadlos halten solle.

Der Vater hoffte, sein Friedrich werde, ohne seine Stellung zu beeinträchtigen, daneben eine anständige Land- und Stadtpraxis gewinnen können, und hatte für diesen Zweck zwei kostspielige Civilanzüge bestellt, als plötzlich nach der Parade der Befehl des Herzogs verlautete, Schiller solle die Uniform der Regimentsfeldscherer tragen. Mit Ausdrücken heißesten Danks für die Anstellung bat der Vater in einer Eingabe vom 17. Dezember um die Erlaubnis, daß sein Sohn „außerhalb seiner Verrichtungen beim Regiment" sich bürgerlich kleiden dürfe. Die lakonische Antwort lautete: Sein Sohn soll Uniform tragen. Der Herzog war bis dahin sein Vater gewesen, jetzt war er sein Herr.

Nichts entfremdet innerlich leichter, als der Uebergang eines Herzensbandes in ein Dienstverhältnis. Den berechtigten Zwang der Schule hatte Schiller getragen, die Fortdauer desselben in seiner neuen Stellung ward ihm bald unerträglich. Als er sich in seiner abscheulichen Uniform auf der Wachtparade vorstellte, erinnerte ihn jede Berührung seines Degens an die mangelnde Quaste und an seine subordinierte Stellung. Was ihm jedoch am härtesten fiel, war, daß er ohne ausdrückliche Erlaubnis seines

Generals sich nicht aus der Stadt entfernen durfte. Seine Eltern wohnten nur eine Stunde von Stuttgart. Einen jeden Besuch bei ihnen sollte er sich von der Laune seines Chefs erbitten. Das war keine Freiheit, wie er sie geträumt haben mochte.

Dazu ruhte auf seiner ganzen Stellung ein Fluch der Lächerlichkeit. Der größte Teil der Grenadiere des Regiments Augé bestand aus Invaliden. Sie sahen miserabel aus. Das Soldatenspiel war beim Herzog jetzt in Mißkredit, und die Praxis des Regimentsmedicus schlich in geflickter Uniform, eine Reihe von Jammerbildern, durch die Straßen von Stuttgart. Der Arzt selbst — doch wie der aussah, erfahren wir am besten von einem, der es verstand, fürs Lachen zu zeichnen. Es ist niemand anders, als Scharffenstein. Wir wissen, wie er und Schiller auseinander kamen. „Ich wurde, erzählt Scharffenstein, als Lieutenant bei einem Infanterieregiment angestellt. Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz blieb mein Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu sein, wurde mir unerträglich. Ich schrieb an ihn, er antwortete in gleicher Stimmung, alle Wolken verschwanden, Alles war rein vergessen. Inzwischen waren wir durch unsre Lage getrennt und hatten beinahe keine Kommunikation miteinander."

Da sieht er den neugebackenen Regimentsmedicus sich auf der Wachtparade präsentieren. „Wie gram war ich dem Decorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen. Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt, und, vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern, steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei starre, vergipste Rollen; der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war, der lange Hals war in eine sehr schmale, roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Gamaschen untergelegten Filz waren seine Beine, wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser

ganze, mit der Idee von Schiller so kontrastierende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen."

Der Regimentsmedicus war eine Karikatur auf den Dichter. Was Wunder, daß der erstere dem letzteren nicht gefiel! Als Scharffensteins Lachen vorüber war und er den Menschen unter der Vogelscheuche gewahr wurde, beugte sich sein Geist vor der imponierenden Superiorität und den Fortschritten, die er bei Schiller antraf. „Sein Herz, sagt Scharffenstein, hatte mit seinem Geist den Takt gefunden."

Welche widrigen Eindrücke hatte dieses Herz zu verwinden, und wie offen und unverbittert blieb es bei alledem! Seine Klagen, seine Anklagen flossen nur, wenn es einen Freund zu beweinen hatte.

Der Tod wurde abermals Schillers schreckliche Muse. Er schrieb gegen die Mitte Januars die Worte:

> Banges Stöhnen, wie vorm nahen Sturme,
> Hallet her vom öden Trauerhaus,
> Totentöne fallen von des Stiftes Turme —
> Einen Jüngling trägt man hier heraus.
> Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
> Einen Jüngling — in dem Mai der Jahre —
> Weggepflückt in früher Morgenblüt'!
> Einen Sohn — das Prahlen seiner Mutter,
> Unsern teuren, vielgeliebten Bruder —
> Auf! was Mensch heißt, folge mit!

Wer könnte zurückbleiben, emporgerissen von solchem Ruf! Aber wer unter den Leidtragenden mochte wohl mit dem Führer in Prometheusgroll gen Himmel rufen:

> O, ein Mißklang auf der großen Laute!
> Weltregierer, ich begreif' es nicht!
> Hier — auf den er seinen Himmel baute —
> Hier im Sarg — barbarisches Gericht!

Welche hinreißende, ich möchte sagen, hinmähende Gewalt in der Klage! Welche sicheren und festen Ruderschläge in dieser schaurigen Charonsfahrt! Welche elektrische Wirkung der verketteten Klänge und Bilder in diesen Versen:

Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn unsre Thränen stromweis rollten, —
Ewig, ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Und dem Freund zum grausen Totenopfer häuft er alle Erbärmlichkeiten des Irdischen, vernichtet sie in den Flammen seines Ideals und gibt ihre Asche mit der Asche des Toten dem Sturmwind preis. Weiß er doch, daß der Geist und seine Liebe ewig dauert.

Ueber dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Ueber dich der Pharisäer eifern,
Pfaffen brüllend dich der Hölle weih'n rc.
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!

Es war Joh. Christian Weckerlin, ein akademischer Freund, in dessen Stammbuch sich Schiller mit den Worten eingezeichnet hatte:

„Auf ewig bleibt mit dir vereint
Der Arzt, der Dichter und dein Freund"

und dem nun das

„Fahr' dann wohl, du Trauter unsrer Seele"

nachgesungen wurde. Die vereinigten Mediziner ließen das Leichenkarmen drucken und irrten gewiß nicht, wenn sie die Eltern des Toten durch die Uebersendung desselben zu trösten glaubten.

In dieser Dichtung malt der Verfasser noch mit grellen Farben die Auferstehung des Fleisches. Noch konnte er fromme Eltern trösten, noch klammert er sich an die Vorstellung vom Wiederfinden nach dem Tode. Diesen tröstlichen Glauben hält er den Widersprüchen und Gebrechen der Welt und der Härte der Weltregierung entgegen.

Aber schon reizt ihn die Darstellung dieser Widersprüche mehr und mehr und zersprengt die Grenzen seiner Lyrik. Der Verfasser der Räuber kündigte sich durch diesen Gesang dem Publikum an. Wie entsetzt dieses war, erfahren wir aus einem burschikosen Brief an Friedrich von Hoven, dem ersten dieser Art, den wir von Schiller

besitzen. Er gewährt zugleich einen Blick in das innige Verhältnis der Jünglinge und führt aus den Kirchhofsmauern wieder in das gesunde, volle Leben. Schiller schreibt:

Bester Freund!

Denk doch den Tausendsakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — ist der Hunds . . . . mein Kerl schuld. Nimm's also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Eltern gut warst, so nahm ich's auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina ins Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Eltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2. 12 Xr., denn so viel beträgt der Anteil eines jeden, der aufgeschrieben ist und Teil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft.) Weil aber alle Mediziner, selbst Dr. Elwert, ungefragt dazugezogen worden sind, so nahm ich um so weniger Anstand, in Deinem Namen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Totlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Endlich! Ich fange an, in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Namen, wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!

Sei so gut und schicke mit dem nächsten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Komplimente an Deinen vortrefflichen Herrn Vater, Mutter und Schwestern.

Ich bin der Deinige Schiller.

„Ein Namen, wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte!“ Er ging mit vollen Segeln auf diese Art von Berühmtheit los.

Schon die Wahl seiner Wohnung war bedenklich. Zwar gehörte das Haus dem Professor Haug, es lag auf dem „kleinen Graben“, der damals die Begrenzung von Stuttgart nach der Stadtmauer hin bildete, auf der jetzigen Eberhardsstraße. Aber es wohnte darin eine Offizierswitwe von dreißig Jahren, die Frau Hauptmann Vischer, welche, wie aus Streichers handschriftlichem Nachlaß erhellt, an Schiller ein Zimmer vermietet hatte.

Dies war das kleine Zimmer, dessen Conz erwähnt, das Parterrezimmer, von welchem Scharffenstein eine so drastische Schilderung entwirft. Hier hausten die „kleinen Kreise“, hier erscholl das „tolle Gelächter“. Man merkt es Gustav Schwabs Worten an, was sich die Leute davon erzählt haben mögen. Schwab spricht von einem Genossen jener Stunden, vom Lieutenant Kapff. Nach Boas trat er 1779, nach Scharffenstein und Schwab 1780, nach Wagner am 15. Dezember 1781 aus der Akademie. Dort hatte er anfangs, wie die Charakteristik der Mitschüler ausweist, nicht eben hoch in Schillers Gnade gestanden. Später zählte er unter die besten Köpfe, und jedenfalls besaß er eine bedeutende Anziehungskraft. Conz und Scharffenstein berichten, Schiller habe mit Kapff zusammengewohnt. Conz nennt ihn einen jungen Mann voll Talent, aber heftig und aufbrausend, „wie Schiller selbst damals war“. Was sagt Schwab von ihm? „Ungedruckte, sehr glaubwürdige Nachrichten schildern ihn als einen verdorbenen Menschen, der unglücklich auf die Sitten des plötzlich entfesselten Jünglings einwirkte, und ihr, wie noch einiger Genossen Leben als ein zügelloses, rohes, nicht selten unordentlicher Lust wild ergebenes.“

Sehen wir uns das zügellose Leben etwas näher an.

Der Humor, dieser germanische Bruder der Grazien, dieser treue Hausgott armer Schlucker, junger Künstler und Studenten, verschmähte die Prunkgemächer Stuttgarts und wohnte in dem Parterrezimmer. Ihn freut das holde Nichts und das Chaos, woraus auch er seine Welten schafft; ihn freut der Opferduft des virginischen Krautes und die reichliche Spende der Thorheit. An allem diesem war kein Mangel, wenn die ganze Gesellschaft des ehemaligen Dichterbundes zusammen war, als deren Mitglieder Petersen und Reichenbach, beide jetzt Unterbibliothekare in Stuttgart, sowie Scharffenstein genannt werden. Sie waren samt und sonders arm. Kochte

der große Curius Dentatus sich seine Rüben selbst, warum sollten sie nicht Kartoffelsalat essen und ihn auch in Hoffnung künftiger Größe mit eignen Händen bereiten? Sie wichen leider bedeutend von der Frugalität des Römers ab, denn sie aßen Knackwurst dazu. Und was erzählt Scharffenstein? „Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines Magazins überraschen und erfreuen konnte. Da war die Welt unser." Der gute Schiller that dies ohne Zweifel nur, um Petersen, der an seiner „Geschichte der deutschen National-Neigung zum Trunke" schrieb, einige Studien unterzubreiten. In solche gastronomisch-nationale Bestrebungen ragte die mangelhafte Gestalt von Schillers Aufwärter hinein, den er sich aus seinen Grenadieren ausgesucht hatte. Er führte den klassischen Namen: Kronenbitter. Er richtete allerhand Konfusion an, er ist es, welchen der ärgerliche Dichter in dem Briefe an Hoven unter dem „Hunds .... mein Kerl" versteht. Aber trennen mochte er sich nicht von ihm.

Die frohe Jugendweise war übrigens von Liederlichkeit weit entfernt. Die innere Zucht der Jünglinge mag nicht bei allen das Maß erreicht haben, wie bei Hoven, der im Angesicht des Todes gesteht, daß seine Verheiratung im siebenundzwanzigsten Jahre ihn so fand, wie Don Carlos von sich im dreiundzwanzigsten rühmt. Aber der Wert, den Schiller auf diese Eigenschaft des Helden legt, beweist genug. Schiller sagt selbst, Don Carlos habe den Puls von ihm. Die Worte „Sinnentaumel und jugendliche Thorheit", womit Karoline von Wolzogen wahrscheinlich sehr verzeihliche Excesse zu verhüllen glaubte, haben durch ihre Allgemeinheit dazu beigetragen, Schillers herrliches Jugendbild zu trüben. Es ist wahrlich nicht zu Schillers Unehren, wenn die Ingredienzien des „Sinnentaumels" genau bekannt werden. Es ist begreiflich, daß einer Frauennatur manches als bodenloser Leichtsinn erscheint, was nichts als das göttliche Selbstvertrauen einer genialen Kraft oder der Ausdruck eines freigebigen Herzens ist.

Schiller war, wie so viele Aerzte, ein gewaltiger Schnupfer, er spielte gern eine Partie Manille, er schob eine gute Kugel, ging gern zum Wein in den Ochsen auf der Hauptstätterstraße, und ein Diskurs mit einer hübschen Kellnerin war ihm keineswegs zuwider,

wiewohl Petersen behauptet, er sei im Sinnlichen ohne alles Feingefühl gewesen.

Eine unquittierte Rechnung von der Hand des würdigen Ochsenwirts: „Nota über Herrn D. Schiller und Herrn Bibliotarius Petersinn“ hat sich erhalten, welche darthut, daß der Herr Regimentsmedicus gewöhnlich eine halbe oder auch wohl eine ganze Maß Wein zu trinken pflegten. Hierzu wurde Schinken und Salat gespeist.

Der Ton, in welchem man verkehrte, war recht gesund. Schiller ließ einmal folgenden Zettel zurück: „Seid mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“

Die tolle Wirtschaft vollständig zu machen, übernahm der Regimentsmedicus die Redaktion eines politischen Wochenblatts, welches unter dem Titel: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ Dienstags und Freitags bei dem Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien. Das war das Magazin, welches Scharffenstein als die Weinquelle Schillers anführt. Am 6. März 1781 brachten die „Nachrichten“ eine feurige „Ode auf die glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten.“ Es heißt darin unter anderm:

> Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
> Wär' euer Herrscher — er?

Und der Sänger dieser excentrischen Ansicht war im Begriff, die Räuber herauszugeben!

Dem Stuttgarter Censor erschien diese Huldigung gegen seinen Landesherrn als „eine Beleidigung fremder Fürsten“. Doch ließ er die Ode passieren. Ein andermal aber mußte Schiller so energisch gegen ihn auftreten, daß dem erhitzten Autor die Thür gewiesen und gedroht wurde, man würde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er sich nicht entferne.

Friedrich den Großen nennt das Blatt stets mit Verehrung, Joseph den Zweiten mit Enthusiasmus. Lessings Tod wird gemeldet. Er starb am 15. Februar 1781. Es war Zeit, in die Stelle des gefallenen Kämpfers einzurücken.

Die praktische Medizin sagte Schiller wenig zu. Ein Plan, zu docieren, lag in unbestimmtem Dunkel vor ihm. Der „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781", das einzige medizinische Buch, das er in seiner ganzen Stuttgarter Laufbahn kaufte, zielte schwerlich nach dem Katheder. Vielmehr wies der Plutarch, den er sich in einer teuren Uebersetzung, und der Shakespeare, den er sich in Wielands Verdeutschung gleich nach seinem Austritt aus der Akademie anschaffte, ganz wo anders hin. Das ewige Einerlei der Lazarettbesuche und der Parade ekelte ihn an. Wenn er auch durch eine kühne und selbständige Behandlung des Typhus einmal mehreren seiner Grenadiere das Leben rettete, die Aerzte vom alten System schüttelten den Kopf dazu. Er ging seinen eigenen Weg und lieferte auch hier gern Kraftstücke. Der Herzog hatte den ausdrücklichen Befehl erlassen, er solle sich in allen bedenklichen Fällen an seinen Vorgesetzten, den Leibmedicus Elwert, wenden. Elwert, ein praktischer, wohlwollender Mann, sah sich genötigt, nach manchen vergeblichen Einschärfungen des Befehls, um bei dem Hitzkopf zu seinem Zweck zu gelangen, an alle Militärärzte, die unter ihm standen, die Weisung zu erlassen, ihm jedes Rezept vorzulegen, ehe es zur Anwendung kam. Es entstand jene wilde Ironie über seinen Stand bei Schiller, die sich am stärksten in den Räubern und in der Selbstrecension über die Räuber ausspricht, wo es heißt: „Der Verfasser soll ein Arzt bei einem württembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben."

Schiller war keiner von den jungen Medizinern, die sich den Rath Mephistos an den Schüler zu nutze machen. Von der Eleganz des Auftretens war niemand entfernter als er, niemand weniger für Richters Ansicht gestimmt, daß ein Arzt ein Drittel Wissenschaft und zwei Drittel savoir faire haben müsse. Dazu fiel der Anfang seiner Laufbahn in die Zeit, wo alle Welt und er doppelt begierig war, den Regeln einer scheinheiligen Decenz Trotz zu bieten. Bald stand er in dem Rufe des ausschweifendsten Menschen. In einer lustigen Gesellschaft, die es darauf angelegt hatte, die Macht des Dionysos an ihm zu erproben, war er demselben Gott,

der die Tragödie beschert, auf einem dem Dürftigen so ungewohnten, dem Lebhaften so gefährlichen Felde erlegen. Besondern Eklat machte diese Niederlage bei einem Gastmahl, das General Augé den Offizieren seines Regimentes gab. Man mußte den Medicus nach Hause tragen. Seitdem galt er in Stuttgart für einen notorischen Trunkenbold. Sein Lehrer Abel, den dies tief schmerzte, untersuchte das Gerücht, und was wir erzählt haben, war das Ergebnis seiner gewissenhaftesten Nachforschungen.

Bei solchen Gerüchten war natürlich an eine Stadtpraxis, die ihn mit seinem Berufe aussöhnen konnte, nicht zu denken.

Mit um so größerer Vorliebe wandte sich Schiller wieder seinem Drama zu. Es gab noch manchen Drucker darauf zu setzen, manche Scene abzurunden und das Ganze so einzurichten, daß er zu Scharffenstein sagen konnte: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß.“

II.

Die Räuber im Druck.

Wenn man diesen burschikosen, nicht schuldenfreien, Pferdekuren liebenden Stubenkameraden Kapffs mit dem lächelnden, anspruchslosen, wenn auch bestimmten Dichter vergleicht, den Streicher gewiß nach dem Leben schildert, so scheint sich ein Widerspruch zu ergeben. Aber Schiller war eine von den vielseitigen Naturen, die, wie Hegel einmal von den Shakespearischen Charakteren rühmt, für jeden aus ihrer Umgebung einen andern Reichtum entfalten. Er konnte, wie Lessing, seine Würde weit von sich wegwerfen, in der festen Sicherheit, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können. Karoline von Wolzogen rühmt an ihm eine Spur von geschäftsmännischem Talent. Er konnte jeden in seiner Weise nehmen, ohne falsch zu sein; er war selbstbewußt, wie Young es vom Genie verlangt, aber gewiß in den wenigsten Fällen eitel. Sein eigentliches Wesen war, wie es Streicher sah; alles übrige drängte ihm

seine traurige Lage und die Umgebung auf, welche anfing, weit unter seinen wahren Bedürfnissen zu stehen.

Während er mit Abel und Petersen spazieren ging, bildeten die Mängel seines Dramas gewöhnlich den ununterbrochenen Stoff des Gesprächs. Mit großem Scharfsinn spürte er selbst diesen Mängeln nach, nahm ohne Unwillen den Tadel der Gefährten auf und — nahm bei der Arbeit selbst wenig Notiz davon. Sie war nun druckfertig.

Von der Vollendung eines Dramas bis zu seiner Veröffentlichung ist ein weiterer Sprung, als bei jedem andern Produkt. An die Bühne dachte er nicht. Diejenigen, welche es als Evangelium predigen, daß allein von einer Wiedererweckung der Bühne eine neue dramatische Epoche ausgehe, kann der Umstand wenigstens für Deutschland eines Besseren belehren, daß die beiden größten deutschen Dichter den umgekehrten Weg einschlugen.

In Stuttgart fand sich kein Verleger, der auch nur die Druckkosten wagen wollte. Schiller wandte sich nach auswärts. Petersen befand sich damals auf einer Reise in Mannheim, und in dieses Getreuen Hände glaubte der Dichter sein Wohl und Wehe legen zu müssen. Er that es mit folgendem Brief:

„Daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du, wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich Dich jetzt schriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven schon, nach allen Künsten des überredenden Kanzlers, gehört haben wirst. Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache nicht ansteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollt' ich für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz 12—14 Bogen enggedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht ebensoviel — nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfällt — ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem interessierten Wege ertappen wollte (ich kenne Dich ja), sondern das hast Du treu und redlich verdient und kannst es brauchen."

Als zweiten Grund gibt er sein Verlangen nach dem Urteil der Welt an.

„Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amte, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudieren und nutzen kann, und wenn ich etwas dreister schreibe, so ist es in diesem Fache. Schriften auf dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor der Physiologie und Medizin zu werden, eher hinderlich sein. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

Schreibe mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es, — so ist es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor ausstreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst, will ich Dir nicht zumuten, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Produkte gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapff habens wirklich sehr nötig. Betreib es ja. Vier bis fünf Gulden kannst Du doch immer dafür erhalten. P. S. Höre Kerl! wenns reüßiert. Ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen."

Das Postscriptum, wußte er, ging Petersen zu Herzen. Hoffentlich hat der Leichtsinn mit dem Burgunder gewartet, denn die Mannheimer Verleger waren nicht mutiger als die Stuttgarter. Aber das Stück mußte heraus. Es war nur möglich auf Kosten des Verfassers. Er ging einen Akkord mit einem Buchdrucker ein, welcher, dem Dinge nicht recht trauend, bar Geld zu sehen verlangte. Schillers Geldkräfte kennen wir; er mußte die erforderliche Summe borgen. Ein Freund leistete Bürgschaft. Unter solchen armseligen Umständen, belastet mit Verpflichtungen, welche in der Folge den Dichter oft zur Verzweiflung brachten, ging das Werk in die Presse.

Um wo möglich zu einigem Ersatz seiner Auslagen zu kommen und sein Stück auch im Auslande bekannt zu machen, schrieb er, noch ehe der Druck ganz beendigt war, an den Hofkammerrat und Buchhändler Schwan zu Mannheim, einen als Gönner der schönen

Wissenschaften bekannten Mann, und sandte ihm die fertigen Druckbogen. Schwan antwortete freundlich, mit Ratschlägen, und die Bogen gingen, mit Bemerkungen begleitet, die er für nichts als Anmerkungen anzusehen bat, wieder an den Dichter zurück. Ob allein die Ansichten des Herrn Schwan den Verfasser darauf aufmerksam machten, oder ob er selbst darüber erschrak, wie grell und widerlich sich manches dem Auge darstellte, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in den Bogen wurde einiges geändert, die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt.

Die unterdrückte Vorrede war eine gewaltige Kriegserklärung der Dichtkunst gegen die Bühne. Die dramatische Manier, hieß es, sei allerdings die wirksamste, sie könne die Seele bei den geheimsten Operationen ertappen. Dazu bedürfe es jedoch des Theaters nicht. Möge das Stück auch nur ein dramatischer Roman heißen. Aber nicht bloß die Oekonomie desselben — auch sein Inhalt, die Kühnheit seiner Charaktere schließe es vom Schauplatz aus, und doch sei diese Kühnheit notwendig. Der Verfasser besieht sich das Theaterpublikum, seine Gönner, in der Nähe und singt ein Lied nach der Melodie: halb sind sie kalt, halb sind sie roh. Ferner fürchtet er für sein Kind von den haarbuschigen Gesellen; ja selbst der Theaterbeifall ist ihm verdächtig. „Der Zuschauer, vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht oft ebensowohl die feinsten Schönheiten, als die untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblößen.“

Daß sein Werk wie Rousseaus Emil vom Henker verbrannt werden müsse, scheint der Dichter doch nicht für so notwendig erachtet zu haben, denn die zweite Vorrede, wiewohl sie die stolze Haltung der Bühne gegenüber behauptet, sucht vor allem die moralische Seite des Stückes herauszukehren. Man darf hier nicht, wie wohl geschehen ist, ein ästhetisches Glaubensbekenntnis suchen. Der Dichter witterte, daß von dieser Richtung her die künstlerische Wirkung seines Werkes Anfechtungen und Schmälerungen erleiden werde.

Der Druck war nun vollendet. Der Titel hieß: Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781.

Die ersten Exemplare machten dem Dichter unbeschreibliche Freude. Inzwischen, da „der Kram“, nach Scharffensteins Wort,

„in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet war", hatte er wenig Abgang, und Schiller sah nachgerade das Wachstum des Haufens mit komisch bedenklichen Augen an. Aber die Exemplare, welche in die Welt kamen, hatten die Kraft von Extrablättern, welche ein ungeheures Ereignis verkünden.

Es war im Vorsommer 1781. Kein Kriegslärm in Deutschland, noch keine Guillotine in Frankreich. Alles still in Stuttgart, wie am Morgen in einem Großvaterzimmer. Lüsternheit im längsten Mantel der Moral, Dichtung zur Ehre des Herrn war die gewohnte litterarische Kost. Am liebsten las man Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Karl von Burgheim und ähnliche Romane, die Dichtungen von Uz, Gellert, Haller, Klopstock, allerhöchstens Wieland und Bürger. Ugolino galt für das schauderhafteste, Götz von Berlichingen für das ausschweifendste Produkt. Shakespeare war den wenigsten bekannt. Nur die Jugend und eine im Verborgenen murrende Schar verbitterter Herzen, das Publikum Wekhrlins und Schubarts, war der neuen Litteratur gefolgt.

Nun erschien von einem ehemaligen Zögling der Akademie ein Stück, gegen das die Elegie auf den Tod eines Jünglings wie Wiegengesang gegen Sturmläuten war! Ganz Stuttgart schrie Feuer, die Jugend jauchzte. Diese blendende Darstellung, dieser gewaltige Rhythmus der Leidenschaft riß wie ein bacchantischer Tanz alles in seine Wirbel. Die Jugend drängte sich zu dem Dichter, das Parterrezimmer ward zum Tempel des Ruhms.

Aber Schiller war nicht gemacht, sich passiv beräuchern zu lassen. Im neuen Glück zeigt sich die hohe Liebenswürdigkeit seines Charakters. Als Streicher ihm vorgestellt wurde — meine Leser erinnern sich der Scene —, erkannte der Dichter sogleich das treffliche Herz und erwiderte die schwärmerische Hingebung des jungen Musikers mit rückhaltslosem Vertrauen und täglichem Umgang. Seinen Lorcher Jugendfreund Conz, der die Klosterschulen durchgemacht hatte, nahm er mit dem liebreichsten Wohlwollen auf. Conz war eine schüchterne, lyrische Natur und poetisierte. Schiller, dessen Brust von kraftvolleren Gefühlen schwoll, zeigte dennoch dem Jugendgespielen aufmunternde Teilnahme. Er suchte ihn zu kräftigen. Er that dasselbe an Conz, was er an Scharffenstein that, welcher erzählt: „Den fürs Leben so praktischen, stählenden Satz, Glück-

seligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgierte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige." Er fühlte sich nun in seiner Sphäre, er hatte das Zeugnis des Publikums in hundert enthusiastischen Bestätigungen, und es war gewiß aufrichtig gemeint, wenn er mit einem gutmütigen und harmlosen Blick auf Conzens theologische Laufbahn seinen eigenen Lebensweg pries und sich fertig, ausgerüstet für die Welt nannte. Was wär' ich jetzt? setzte er hinzu, ein Tübingisches Magisterchen. Wir müssen hinzufügen: Schwerlich! Eher könnte man Scharffensteins Ansicht beistimmen, welcher sagt: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im aktiven öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

Und doch sind alle solche Annahmen eine Verkennung des gebornen Dichters. Schillers eigentümlich zusammengesetzte Natur hätte, vom Leben noch so oft gedreht und bewegt, immer wieder nach dem Pol der Dichtung gezeigt. Schrieb er doch selbst später: „Zum Poeten machte mich das Schicksal und ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren." Seine Natur war nicht so eisern, daß er die Disharmonie der täglichen Plackerei ohne die Harmonie der Dichtkunst ertragen hätte. Glück brauchte er; Vollkommenheit anzuschauen, machte ihn glücklich, und Vollkommenheit als Glück und Genuß lag ihm im Reiche des Schönen.

Den Wahlspruch adeligen Ehrgeizes aus dem Sallust, womit alle catilinarischen Bestrebungen verurteilt sind, den Wahlspruch, der den Geist mit der Herrschaft, den Körper mit der Knechtschaft verknüpft und weit über die Spanne Zeit hinaus als Ziel den Ruhm eines großen Geistes pflanzt, diesen Wahlspruch schrieb er seinem Conz ins Stammbuch. Ja, so sehr er auch in seiner physiologischen Doktrin den Geist vom Körper abhängig machte, so sehr behandelte er im Leben seinen eigenen Körper als Sklaven und als den, der zur Sklaverei führt. Es ist in Schiller etwas, was ich puritanisch nennen möchte und was mit seinen ersten Jugendeindrücken und mit seiner Gestalt zusammenhängt.

Lewes entwickelt in seinem Leben Goethes den Unterschied des christlichen Ideals vom hellenischen an der Sage vom Tann-

häuser und von der Venus. Wenn auch bei den Alten die Göttin schon in dämonischer Gestalt als zornige Venus erscheint, so geschieht dies nur als Ausnahme. Aber in der deutschen Sage ist Venus nicht mehr Aphrodite, sondern „ein liebreizender Teufel, der die Seelen der Männer zum ewigen Verderben lockt. — Die Heiden machten die Natur zur Göttin, die Christen machten sie zum Teufel.“ Lewes hätte diese seine Ansicht durch ein neueres, eklatantes Beispiel bestätigen können. Denn so übel, wie bei Schiller, ist die Göttin niemals weggekommen. Er gab im Jahr 1781 ein Gedicht bei Metzler heraus: Der Venuswagen betitelt. Es enthält einige sechszig Strophen, und jede ist ein Staupenschlag für die „Hexe“, die „Metze“, das Ganze ein grimmiges Gericht der Wollust.

Schon Schillers äußere Erscheinung konnte besser von einem Bildhauer des christlichen Mittelalters aufgefaßt werden, der die Plastik der Gestalt vor dem Seelenausdruck des Antlitzes zurücktreten ließ. Und selbst das Antlitz, so viel Bedeutendes und Energisches es hatte, war eher geistermäßig als männlich. Während Lessing bei nicht größerer Wohlhabenheit, als Schiller, stets auf eine gewisse Eleganz des Aeußern hielt, besaß letzterer, wiewohl er jetzt viel in Frauengesellschaft war, noch nicht die geringste Achtung für Manschetten und Jabot. Er ging mit den Dingen, die keinen Verstand haben, barbarisch um. Als er mit Conz einmal in sein Parterrezimmer eintreten will, findet er die Thür verschlossen. Anstatt beim Hauswirt einen Schlüssel zu holen oder zu warten, bis Kapff den mitgenommenen wiederbringt, macht er kurzen Prozeß und donnert die Thür mit einem Fußtritt ein. Daß er in seinem Klopstock die Oden, die ihm nicht gefielen, mit derben Tintenzügen durchstrich, ist ein Fußtritt ähnlicher Art.

Und wie sah es vollends in seinem Zimmer aus! Der Zeichner Scharffenstein konnte eine Studie à la Hogarth daraus machen. „Ich erinnere mich,“ erzählt er, „daß einige reisende Belesprits in schöner Equipage angefahren kamen, z. B. Leuchsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man befand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Négligé, in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei

Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen untereinander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran."

Schiller hat später in der Ankündigung der rheinischen Thalia beklagt, daß die Akademie ihm den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht entzogen habe. Und das ist sicher eine gerechte Klage. Ob er aber in so freier Weise, wie etwa Goethe, den bildenden Einfluß der Frauenwelt erfahren hätte? In der Regel ist die Schönheit keine Freundin des Mangels. Jetzt war er frei, er konnte wählen, und doch hatte er keinen weiblichen Umgang, als den er seinen persönlichsten Verhältnissen und seiner geistigen Bedeutung verdankte.

Eine der folgenreichsten Frauenbekanntschaften schloß sich mittelbar an die Räuber. Auf der Akademie befanden sich zwei Brüder von Wolzogen, Karl und Wilhelm, Söhne des verstorbenen Freiherrn Ludwig von Wolzogen, Geheimen Legationsrats und Herrn zu Bauerbach in Franken. Sie gehörten zu einer andern Lehrabteilung als Schiller, darum hatten sie wenig Berührung mit ihm. Seine Dichtungen zündeten, wie bei andern Jünglingen, so auch bei Wilhelm und schufen ein Band zwischen ihm und dem Dichter, an welches die Folgezeit das Gewebe von Schillers wichtigsten Lebensschicksalen knüpfte. Wilhelm führte seinen neuen Freund bei seiner Mutter ein. Diese, eine Frau von seltener Herzensgüte, hatte bei der Sorge für vier Söhne und eine Tochter, bei verhältnismäßig beschränkten Umständen, so viel angebornen Sinn für alles Gute und Schöne, daß der junge Dichter bald ihre zärtlichste Teilnahme gewann. Sie lebte sonst auf dem Familiengut Bauerbach bei Meiningen, doch hielt sie sich mit ihrer jetzt fünfzehnjährigen Tochter Charlotte oft in Stuttgart auf, wo sich die Gräfin Franziska für ihr und ihrer Söhne Schicksal lebhaft interessierte. Schiller schloß sich mit hingebender Liebe an sie an, er machte sie mit seiner Familie und noch mit einer andern Freundin bekannt, deren Verhältnis zu Schiller oft Mißdeutungen erfahren hat, aber wenigstens von solcher Form war, daß Frau von Wolzogen so wenig

wie Schillers Familie Ursache hatte, ihre Bekanntschaft zu meiden. Es war die Frau Hauptmann Vischer, bei welcher Schiller wohnte. Sie war seit zwei Jahren Witwe und stand in dem Alter von dreißig Jahren, eine Blondine mit blauen Augen. In Streichers handschriftlichem Nachlaß heißt sie eine niedliche kleine Frau. Sie hatte etwas Anziehendes und Pikantes. Conz nennt sie eine junge, geistvolle Offizierswitwe. Sie war eine äußerst gutherzige Frau und voll Enthusiasmus für den Dichter. Sie musizierte, wenn auch nicht mit großer Fertigkeit, doch genügend, um seine durch Musik so leicht erregbare Phantasie zu beflügeln. Sie soll zwei Kinder gehabt haben, mit denen Schiller allerhand Possen trieb und die mit derselben Liebe an ihm hingen, wie die Mutter.

Ob dieses Verhältnis nach den Begriffen der Welt ein reines, das heißt, ohne einen sinnlichen Anflug war? Petersen und nach ihm Schwab lassen gar arge Dinge ahnen. Abel versichert, es sei zwischen Schiller und seiner Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient habe. Von Wissen kann hier wohl keine Rede sein. Ich glaube, daß das Verhältnis ein leidenschaftliches war und daß Luise Vischer die Kunst besaß, sich diese Leidenschaft zu erhalten. Was hier nicht aus ihren Reizen zu erklären ist — sie besaß nach Petersens Zeugnis sogar das entschiedene Gegenteil davon —, das erklärt der vollere Puls des Zeitalters und die ganze Anlage unseres Dichters.

Wenn man bedenkt, wie gern Schiller die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe aufhob, wie schwärmerisch er Scharffenstein besang; wenn man sieht, wie leicht sein edles, argloses Herz in der nächsten Folgezeit jedem vertraut, der ihm auch nur mit einem Schein von Teilnahme entgegenkommt, wie er regelmäßig die Tochter vom Hause und am liebsten zwei zugleich verehrt: so ist es höchst glaublich, daß er alle Glut seines Herzens auch in die Freundschaft mit Luise Vischer hineintrug. Scharffenstein, dessen Ausdruck sonst nicht gelinde ist, spricht von einem platonischen Flug, den der Dichter ehrlich durchmachte.

Es hat sich eine halbe Lächerlichkeit an diese Liebe geheftet. Das Publikum verzeiht am wenigsten, daß die Geliebte Schillers nicht die erste Schönheit Stuttgarts war. Sie war die erste Frauengestalt im Alter der Gräfin Franziska, die dem schwärmeri-

schen Verehrer Franziskas mit liebevollem Herzen und in körperlicher Nähe entgegenkam. Sie konnte sehr wohl an ein näheres Bündnis mit Schiller denken, wie ihre späteren Erfahrungen beweisen. Denn als durch Schillers Entfernung ihr Verhältnis zu ihm sich mehr und mehr auflöste, verliebte sich ein junger Mann in sie, der in der Akademie Jura studierte. Sie entfloh mit ihm und untergrub dadurch ihren Ruf für immer.

Karoline von Wolzogen, Schillers nachherige Schwägerin, sagt ausdrücklich: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständnis mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin;“ setzt aber gleich hinzu: „sie scheinen mehr das Erzeugnis eines ihm bis jetzt unbekannten exaltierten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den Gegenstand entsprungen.“ Leider ist der Frau Vischer, als sie später still und eingezogen bei ihrer Schwester in Tübingen lebte, die Schatulle entwendet worden, welche Schillers Briefe enthielt, und damit ist alle Möglichkeit verloren, über die Fragen, welcher Art das Verhältnis gewesen sei und ob die Oden an Laura auf demselben beruhen oder reines Erzeugnis der frei schaltenden dichterischen Schöpferkraft sind, etwas Bestimmtes und Zuverlässiges auszusagen.

Neben diesen Frauengestalten trat ihm auch jungfräuliche Weiblichkeit nicht bloß in seinen Schwestern nahe. Bei Christophine verkehrte unter andern die liebenswürdige Ludovike Reichenbach, welche bei ihrem Oheim, dem herzoglichen Leibmedicus, erzogen wurde. Sie war der besondere Liebling von Schillers Mutter und mit Friedrich von gleichem Alter. Sie besaß neben dem seltensten Talent für Malerei, das sie später in vortrefflichen Portraits des Dichters und seiner Familie bewährt hat, alle Eigenschaften einer hohen und reinen Weiblichkeit, wie sie Schiller so oft verherrlicht. Sie war mit dem Lieutenant Simanowitz verlobt und wurde seine Gattin. Außerdem deuten die Gedichte auf Minna und Fanny in der Anthologie vielleicht auf vorübergehende Neigungen Schillers, und die fünfzehnjährige Tochter der Frau von Wolzogen war ihm ohne Zweifel in manchen Augenblicken sehr gefährlich.

Niemand kann die Frauenwelt bei jungen Männern edler vertreten, als eine gute Schwester. Christophine war ganz das geworden, was sie versprach, eine blühende Jungfrau, voll männlichen

Verstandes, verschwiegen, verständnisvoll, in der Ausübung mehrerer Künste geschickt, voll Bewunderung für den Bruder. Sie erhielt jedes wild hingeworfene, vielfach durchstrichene Gedicht zuerst und lieferte es gewöhnlich in sauberer Abschrift wieder zurück. Sie lachte ihn nicht aus, wenn er seiner großen Neigung, Komödie zu spielen, nachgab; die Geschwister vertraten jetzt in Person die früheren Papierdocken. Sie holten auch sonst die „Elysiumsscenen“ der Kindheit wieder hervor, indem sie einen Ausflug nach dem Thale von Lorch machten, an welches Schiller auch in späteren Jahren eine innige Anhänglichkeit behielt. Christophine gedenkt in ihren Briefen dieser Jugendscenen. „Welche Gewalt er schon damals über die Herzen so vieler hatte; wenn er so in eine große Gesellschaft kam, auf die Redoute oder sonst wohin, machten sie ihm unwillkürlich Platz, wo er kam! Oft hörte ich leise hinter mir sagen: ‚seht, da kommt Schiller!‘ Wie mich das emporhob!“

Und nun vollends die Mutter. „Wie oft, erzählt Scharffenstein, sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wundertier von Sohn gebacken und gebraten!“ General Augé mußte oft Urlaub geben, aber dieses innige Mitleben von Mutter und Schwester mit dem Bruder und Sohn, der Beifall, den dieser als Dichter fand, ermutigte die Frauen und erhob sie allmählich auch zu der gefährlichsten Höhe seiner Sendung; denn als eine Sendung betrachtete er schon jetzt sein Dasein, als ein heiliges Amt sah er seine Dichtkunst an, das er empfangen, die Laster und Thorheiten der Zeit zu strafen. Als ein Rächer der Wahrheit und Natur trat er in sein Jahrhundert. Dieses Bewußtsein atmet aus den Gedichten, die er in dieser Zeit schrieb und mit denen er, wie mit Schlachtgesängen des Fortschritts, der flachen Moral, den Vorurteilen, dem Eigennutz, der Scheinheiligkeit einen furchtbareren Gegner ankündigt, als es die Schubart und Klinger waren. Wie er Weckerlins erkaltete Stirn mit dem Kranze seines Gesanges schmückte, so weinte er seinem Geistesbruder Rousseau glühende Thränen nach in das Grab, das dieser nach so vielen Kämpfen im Jahre 1778 erreicht hatte.

Wie rührend ist es, an der Schwelle des Lebens, wo Leidenschaften und wilde Wünsche an der jugendlichen Seele zerren, wo Genuß und Zerstreuung in tausendfachen Bildern winken, unserm

Dichter auf einer so tiefen Bekümmernis, auf einer so mutvollen Sympathie zu begegnen, nachdem wir wissen, was für Thränen, Kümmernisse und Schicksale auf ihn selbst warteten! Wie bitter muß er den Druck seiner Verhältnisse empfunden haben, daß sich eine Verachtung des Lebens in ihm festsetzen konnte, wie sie in dem Gedicht auf Rousseau uns erschreckt und erschüttert, wenn er das Leben „diesen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuse" nennt!

Und doch erhob ihn über eine lebensmüde Zerrissenheit dieselbe reiche Erregbarkeit seines Herzens, welche ihn unter die Last solcher Schmerzen hinabbeugte. Indem er für die Rousseauklage die schöne Form des Gesanges fand, begrub er selbst schon in seiner Seele jede Härte und Einseitigkeit des edeln Kämpfers, und so sehr er mit dem Inhalt jener Klage die Welt von sich stößt, er hält sie mit der Gewalt der Töne wie mit einem zarten Bande fest.

Die Anerkennung im Kreise der Seinigen konnte dem jungen Dichter nicht genügen. Um das Urteil der Welt war's ihm zu thun. Dieses konnte ihm, wie er empfand, nur von Fachgenossen kommen. Er hatte deshalb die Räuber an Wieland geschickt und erhielt eine ebenso geistreiche, als nach Wielands Art schmeichelhafte Antwort. Sie machte ihn überglücklich. „Er hätte," schrieb der berühmte Mann in den schönsten, reinlichsten Schriftzügen, „mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen." Für die Freunde Schillers war es eine Art von Fest, diesen Brief zu lesen. Mit Stolz hoben sie hervor, daß „der Sänger der Musarion auch ein Schwabe sei, und von diesem Schwaben die Sprache der Grazien der feinsten, gebildetsten Welt vorgetragen werde".

Aber das Geschick dieses Schriftstellers, das in so sonnigem Schimmer vor ihren Augen lag, war im Auslande gegründet. Ein anderer schwäbischer Dichter zeigte eine um so grauenvollere Nachtseite des Schriftstellerlebens. Es ist von Bedeutung, daß Schiller auch diese kennen lernte, ohne von seinen Segeln auch nur ein einziges einzuziehen, ohne von dem Kern seines Wesens, der Liebe zur Menschheit und der daraus notwendig hervorgehenden Befehdung der Lüge und der Gewalt, eine Faser zu verlieren. Der Dichter Schubart saß, wie oben erzählt worden, seit 1777 auf dem Asperg gefangen. Durch den Aufenthalt in dem dumpfigen Turmloche war dieser kraftvolle Mann an Leib und Seele ruiniert. Ueber

ein Jahr hatte er ohne einen Luftzug, bei elender Kost, in Finsternis geschmachtet, und erst zu Ende des Jahres 1780 ward seine Haft so weit gemildert, daß er Mittel und Erlaubnis zum Schreiben erhielt. Jetzt durfte er auch Besuche empfangen, und viele kamen von fern und nah, um den Unglücklichen zu sehen. Unter diesen war auch Schiller, und zwar kam er auf die besondere Einladung des Obersten Rieger, welcher jetzt bereits aus dem Kerker wieder erlöst und Kommandant auf derselben Festung war, wo Schubart schmachtete.

Rieger war einer von den Charakteren, die Schiller zu dem Geständnis veranlassen konnten, „je fruchtbarer seine Weltkenntnis werde, um so ärmer werde sein Karikaturenregister". Im Kerker war Rieger fromm geworden, aber seine Frömmigkeit war Zerknirschung und trug die Spuren des dumpfigen Aufenthalts. Sein Herz, als es den milden Geist der Religion empfing, mußte sich an einer Kröte versehen haben, denn der Glaube, den es gebar, war ein Scheusal. Bezeigte Schubart sich bußfertig und demütig, dann wurde er milder behandelt. Schien er aber einmal in der Kirche nicht andächtig oder gegen Rieger nicht unterwürfig genug, so warf dieser Ungnade und Zorn auf ihn und folterte ihn mit schrecklichen Reden. Dann hatte er wieder Anwandlungen von Weichherzigkeit. Während Schubarts strengster Absperrung gab er ihm die angekommenen Briefe zu lesen, tröstete seine Gattin und ließ ihm Erfrischungen reichen. Zumal war er ganz Gnade, wenn Schubarts Dichtungen ihn priesen; denn Rieger war ein Freund der Poesie. Er richtete sogar theatralische Vorstellungen auf dem Asperg ein. Friedrich von Hoven erzählt, wie er einer solchen am Geburtstage des Kommandanten beigewohnt habe. Der Prologus begann: Edler Rieger! Schon bei dieser Anrede klatschte der General und rief Da capo! Dies wiederholte sich bei jeder Stelle, die ihm schmeichelte. Alle Zuschauer klatschten mit und Hoven so auffallend stark, daß er glaubte, die Ironie würde bemerkt werden. Im Gegenteil. Der General, der ganz in seiner Nähe saß, faßte den jungen Mann, der einen so trefflichen Geschmack bewies, liebevoll ins Auge. Hoven, im Bewußtsein seiner Schuld, schlich sich leise davon; aber das half ihm nichts. Am andern Morgen hatte er die schmeichelhafteste Einladung im Hause.

Er mußte ihr Folge leisten und machte nicht bloß mit seinem Besuch, der sich öfters wiederholte, den Kommandanten glücklich, sondern mußte auch versprechen, sobald als möglich andere schöne Geister, namentlich den Verfasser der Räuber, mitzubringen. In dem „Curriculum vitae meum“ von Schillers Vater findet sich, wie früher erwähnt ist, gegen den Schluß die Bemerkung, daß Rieger sich als Taufpate Schillers nachher angegeben habe. Es ist also doppelt begreiflich, daß der Dichter das Versprechen des Freundes erfüllte.

Der General, um sich den Besuch Schillers zu einem Feste zu machen — man liebte damals solche Komödien —, forderte den armen Schubart, der Schiller noch nicht persönlich kannte, zu einer Recension der Räuber auf. Schubart schrieb dieselbe. Als Hoven nun mit Schiller auf die Festung kam, weihte der General, nachdem er den Dichter mit Höflichkeiten überhäuft hatte, sie in das Geheimnis der Ueberraschung ein, die er Schubart zugedacht hatte. Schiller sollte sich als Dr. Fischer vorstellen lassen. Man ging zu Schubart. Welch ein Anblick für den vermeintlichen Dr. Fischer! Das Gespräch, das Schiller meisterhaft zu handhaben wußte, lenkte sich auf die Räuber. Dr. Fischer ließ fallen, daß er den Verfasser der Räuber genau kenne und auf Schubarts Urteil sehr begierig sei. „Sie haben ja,“ sagte der General, sich zu letzterem wendend, „eine Recension der Räuber verfaßt, wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?“ Schubart holte sein Manuskript, und nachdem er zu Ende gelesen, äußerte er in der Begeisterung für das Drama den Wunsch, er möchte wohl den großen Dichter persönlich kennen lernen. „Ihr Wunsch ist erfüllt,“ sprach Rieger, indem er ihm auf die Schulter klopfte: „hier steht er vor Ihnen.“ — „Ist es möglich,“ rief Schubart frohlockend, „das ist also der Verfasser der Räuber!“ Mit diesen Worten fiel er Schiller um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten ihm in den Augen.

Schiller vergaß diese Scene nicht. Sie war vielleicht Ursache, daß er Riegers Charakter damals in milderem Lichte erblickte. Aber die Gewaltthätigkeiten der Zeit gruben sich mit Schubarts und Riegers Bild unauslöschlich in seine Seele.

III.

Dichtung und Bühne.

Während er so den Erfolg seines Werkes genoß, fing die Kreatur an, ihren Schöpfer allmählich von sich abhängig zu machen. Die Räuber zündeten, packten, rissen hin, kurz: thaten, wo sie gelesen wurden, alles das, was man von einem tüchtigen Gewitter zu rühmen pflegt, nur daß sie nicht aufhörten, zu toben.

Und gerade dasjenige Institut, welchem der Dichter seinen Fehdehandschuh so heftig hingeworfen, das Theater, sorgte dafür, daß der Nachhall fortdauerte und wahrscheinlich so lange fortdauern wird, als es Charakterspieler und junge Leute gibt. Jedes Drama hat, wie Tamino, eine Wasser- und eine Feuerprobe durchzumachen. Die kühlere von beiden, die Kritik, hatten die Räuber glücklich überstanden. Außer einer Recension von Knigge war noch in der Erfurtischen Gelehrtenzeitung vom 24. Juli 1781 eine umfassende und gründliche Anerkennnng erschienen. Sie ist ein Muster schöpferischer Kritik; sie bringt zu der bekannten Ausstellung: ist ein Franz Moor möglich? noch einige andere, die, wie wir sehen werden, für die Vervollkommnung des Stücks von wesentlicher Folge waren. Sie gab Schiller zu einer Umschmelzung die Handhabe; ihr Verfasser war vermutlich Chr. Fr. Timme aus Arnstadt.

Nun war noch die Feuerprobe übrig. Die Verhandlungen, welche der Dichter mit der Bühne pflog, sind weitläufig, aber von einem Gesichtspunkt aus höchst interessant. Sie erneuen einen Bund, den Lessing durch Miß Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia geschlossen und durch den Nathan wieder zerrissen hatte, den Bund zwischen Dichtung und Theater, zwischen den höchsten Interessen der Menschheit und dem lebendigen Auge und Herzen des Volks. Dieser Bund wurde durch Schillers Räuber wieder geschlossen, und die Verhandlungen darüber sind ein Muster für alle Zeiten, wie er zu erhalten ist.

Das Gerede, daß dieser Bund nicht wichtig sei und daß wir Deutsche ihn zu wichtig nehmen, ist ein Mißverstehen unserer besten Eigenschaften. Wer — rein philanthropisch betrachtet — es gern

sieht, wie seine Mitmenschen sich erniedrigen vor einer Komödie, die nur scheinbar civilisierter, aber nicht inhaltreicher ist, als ein Stiergefecht oder Hahnenkampf, der kann auch, mag seine Brust noch so hoch von politischem Bewußtsein schwellen, sich seiner Liebe für allgemeines Wohl nicht rühmen. So lange nicht der liebe Gott lauter Heißsporne erschafft, wird es bei uns Leute geben, die Dichter lesen, und Leute, die Dichtungen schreiben, Theater sind in Fülle vorhanden. Was ein dichterisches Theaterstück leisten kann, weiß jeder, der einmal Emilia Galotti, Don Carlos, Nathan erträglich hat aufführen sehen und den Eindruck mit demjenigen vergleicht, den etwa Ifflands Plattheiten oder Kotzebues Gemeinheiten auf ihn gemacht haben.

Je schneidender der Gegensatz war zwischen dem, was der damaligen Kultur gefiel, und dem, was die bessere Natur der Nation verlangte, um so ängstlicher und stolzer mußte die Dichtung einen Schauplatz fliehen, wo noch unlängst Unnatur im Bunde mit den Franzosen unumschränkt herrschte. Schiller erbt darum den Zorn Lessings gegen die französische Schule und verwaltet diese Erbschaft mit jugendlichem Feuer. Er erbt Lessings Liebe zum englischen Drama, und indem die von Lessing aufgegebene Bühne, lebensklug, wie sie ist, dem jungen Dichter die Hand zur Versöhnung bietet, vergißt er alles, was vorgefallen, ist ganz Hoffnung, ganz Bereitwilligkeit, und die erste Aufführung der Räuber in Mannheim feiert die Herstellung des alten Bundes.

Meine Leser erinnern sich, daß der Hofkammerrat Schwan die ersten Aushängebogen von Schiller zugesandt bekam. Er war damit voll Enthusiasmus zum Theaterintendanten, Freiherrn v. Dalberg gelaufen und hatte sie ihm „brühwarm" vorgelesen. Dalberg war scharfsichtig genug, sogleich die Genialität des Stückes zu erkennen. Er schrieb Schiller einen wohlwollenden Brief und ermunterte ihn, das Werk bühnengerecht zu machen. Die Mannheimer Theaterdirektion sei bereit, das Trauerspiel aufführen zu lassen und die neue Bearbeitung selbst in Verlag zu nehmen. Zugleich muß Schwan, der mit diesem Selbstverlag des Theaters sehr unzufrieden war, dem Dichter günstige Vorschläge gemacht haben. Schiller, den wir bereits so vielgestaltig auftreten sahen, zeigt sich in dieser Verhandlung als der, wenn auch etwas zu gläubige, doch gereifte junge

Mann, den wir aus Streichers Beschreibung kennen. Er ergreift mit Begier den Finger, den ihm das „Ausland" bietet, und sucht die ganze Hand zu bekommen. Er schreibt an Dalberg: „Wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterwerk hinaufklettern können, so dank' ich es Euer Excellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt. — — — Auch, gestehe ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, zu etablieren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Württemberg erschwert werden dürfte."

Nun kam das Stück im Selbstverlage heraus. Schwan that alles zur Verbreitung desselben und riet dem Dichter mit großem Eifer, sich dem braven Dalberg ganz zu vertrauen, ohne sich gleich anfangs die Hände zu binden. Schiller thut dies bereits am 17. August mit einem Schreiben an den Freiherrn, worin er sich die Erklärung erbittet:

1) ob er mit Sr. Excellenz selbst zu traktieren die Ehre haben werde;

2) ob sich auch alle seine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, sie seien dramatisch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden?

Er hätte sich, wie die Jugend pflegt, wahrscheinlich, um das Geschäft los zu sein, ganz und gar für alle Zukunft verkauft. Er hoffte in dem Briefe, in vierzehn Tagen die Bühnenbearbeitung zu stande zu bringen. Wie Dalberg mit ihm verhandelte, ist nicht bekannt. Es scheint, daß er Schwan die ganze Sache überließ. Die vierzehn Tage dehnten sich inzwischen bis zum 21. September aus. An diesem Datum schickt der Dichter das Stück an Petersen mit der Bitte um eine aufrichtige Beurteilung. Er schreibt: „Wenn die Recension unter sechs Bogen ist, muß ich schon das Maul krümmen." Mittlerweile erschien in Haugs Journal: „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben", der Fortsetzung seines Schwäbischen Magazins, folgende Anzeige: „Frankfurt und Leipzig. Ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will. Also in Frankfurt und Leipzig kam heraus: Die Räuber, ein Schauspiel in 8. 1781, hat ohne Vorwort 222 Seiten und ein paar artige Kupfer. Ein Phänomen, das im Entstehen schon

Aufsehen gemacht und noch viel größeres machen wird, — — wenn vollends — — Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritt schon Karawanen — der Theaterschriftsteller hinter sich schleudert — Wenn der nicht epoque macht für unsere Nationalbühne! Nun was ist's denn? Weiter? — Inhalt? — Genug, wenn ich zum erstenmal sage: daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wer's nun verlegen, wer's zuerst aufführen soll, wenn es erst eigentlich zum Aufführen fürs Theater umgearbeitet ist, das ursprünglich die Absicht nicht war. Und das ist wirklich die Beschäftigung des Verfassers. Also bis dahin versparen wir auch die umständliche Anzeige und Beurteilung von einem neuen Produkte des deutschen Witzes, an dem nächstens viele Kleinmeister, wie Zwergen, hinaufgaffen werden." Man sieht, an Posaunenstößen fehlte es der damaligen Journalistik nicht.

Endlich am 6. Oktober 1781 ging das Manuskript an Dalberg ab. Der Dichter entschuldigte die Verzögerung mit der ungeahnten Schwierigkeit der Arbeit und einer Ruhrepidemie in seinem Lazarett. Er macht geltend, daß es für eine Idee, eine Empfindung nur einen Ausdruck, ein Kolorit gebe. Diese Grundforderung aller Poesie beherrsche auch die Komposition. Er schreibt: „Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu und, nach meiner Meinung, das ganze Stück wert. Darunter gehören: Hermanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommnen Sinn meines Erfurter Recensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. . . . . . Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam. Eine Scene, wie seine Verurteilung im fünften Akt, ist meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, ebensowenig, als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stücks däucht mich nun die Krone desselben zu sein. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß sein sollte, so steht es in der Willkür des Theaters, Raisonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestiere ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich

hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele."

So war nun ein Bühnenmanuskript da, nach welchem noch heute auf fast allen größeren Theatern die Räuber gegeben werden. Nach ihm spielte Iffland, Ludwig Devrient (nicht Fleck, wie Boas und Hoffmeister anführt) den Franz Moor. Der berühmte Monolog Franzens bei Karls Aufenthalt im Schlosse, eine Zuthat der Bühnenbearbeitung, beweist am besten, welche Kraft, welche Präcision, welcher Rhythmus im Ausdruck herrscht, und warum die Darsteller immer wieder nach dem Franz Moor greifen werden.

Noch ehe das Stück in Mannheim zur Darstellung kam, waren viele von den Exemplaren abgesetzt, welche Schiller auf eigene Kosten hatte drucken lassen. Er hielt es für angemessen, sein Drama auch in der ursprünglichen Form von neuem herauszugeben. Hier und da wurde ein rauher Ausdruck gemildert. Das Stück erschien mit dem Namen des Verfassers und mit der Vignette, welche den aufsteigenden Löwen mit zornig erhobener Tatze zeigt. Jetzt erst ward dem Stücke die Tendenz an die Stirn geschrieben mit der Devise: in Tirannos. Der Titel hieß: „Die Räuber. Ein Schauspiel von fünf Akten, herausgegeben von Friderich Schiller. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig bei Tobias Löffler 1782."

Es sind also zwei Fassungen des Stücks zu unterscheiden, die litterarische Ausgabe, die Schiller auf eigene Kosten drucken ließ und die im wesentlichen derjenigen gleichkommt, welche in aller Händen ist, und zweitens die Bühnenausgabe, die im wesentlichen mit dem Mannheimer Manuskript übereinstimmt. Sie erschien gleich nach der Aufführung im Verlage von Schwan unter dem Titel: „Die Räuber ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. Mannheim, in der Schwan'schen Buchhandlung 1782." Die kleinen Veränderungen, welche das gedruckte Exemplar gegen das geschriebene enthält, sind meiner Ansicht nach Verbesserungen.

Dalberg aber war mit der Umarbeitung noch nicht ganz zufrieden. Er wünschte, Karl sollte Amalie erschießen, statt erstechen; dann, als Schiller dies zugab, Amalie sollte sich selbst ermorden. Dal-

berg wollte sogar am Texte mit ziemlich nüchternen Aenderungen rütteln. Aber Schiller blieb fest, obgleich der Schalk die Worte des Freiherrn „fürtrefflich“ nannte.

Eine Veränderung jedoch mußte er in die gedruckte Bühnenausgabe mit aufnehmen, gegen die er sich anfangs hartnäckig sträubte. Es handelte sich um das Kostüm. Schiller hatte darüber keine klaren Begriffe, er sprach von Stock und Federbusch, aber die Theaterschneider konnte er nicht anweisen. Da machte Dalberg, der eben die Agnes Bernauerin in neuem Kostüm mit Beifall gegeben hatte, den Vorschlag, die ganze Handlung ins 16. Jahrhundert zu verlegen. Vergebens erklärten sich die Schauspieler im Theaterausschuß, vergebens sträubte sich der Dichter aus innern und äußern Gründen dagegen und wollte die moderne Färbung retten. Dalberg erklärte, in unsern Polizeistaaten sei eine solche Räuberbande nicht möglich; der Dichter entgegnete, dem Mittelalter widersprächen Franzens Raisonnements. Dalberg wies auf die Möglichkeit hin, daß der Bösewicht auch im sechzehnten Jahrhundert eine sophistische Anwendung von der aristotelischen Philosophie gemacht haben könne. Schiller bekannte, er sei so scharfsinnig nach Haus geschickt worden, daß er nun schweigen und abwarten müsse.

So verkündete denn Spiegelberg im ersten Akt: der Landfriede sei in Deutschland ausgerufen. Historische Genauigkeit wurde nicht aufgewandt. Aber wir verdanken Dalbergs Vorschlag die Worte Karls, die später so oft ihre Anwendung fanden: „Friede in Deutschland! Fluch über den Frieden, der zum Schneckengange verderbt, was Adlerflug geworden wäre . . . . . Ah! daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland — aus Deutschland — Doch! Nein! nein! Laß! Es soll herunter! Seine Stunde ist gekommen. — Kein freier Aderschlag in Barbarossas Enkel mehr übrig. — Ich will's Fechten verlernen in meinen väterlichen Hainen.“

Nun waren Dichtung und Bühne einig. Die erste hatte Raisonnements verloren und dafür Handlung und Komposition gewonnen. Die zweite hatte ein Zugstück, mit drei bis fünf guten Rollen und einer Fülle der originellsten Poesie. Schiller freute sich nach seinen eigenen Worten wie ein Kind auf die Darstellung. Indes noch war er nicht am Ziel. Schwan schrieb ihm, das Stück

würde mit Musik und Pausen gegen fünf Stunden spielen. Eine neue Abkürzung schien notwendig. Der Verfasser wünschte sie selbst vorzunehmen und erbot sich gegen Reisekostenvergütigung bei der Generalprobe anwesend sein zu wollen. Er sprach die wärmsten Wünsche aus, die Mannheimer Gönner persönlich kennen zu lernen. Gemmingen, der Verfasser des „deutschen Hausvaters", hatte in Mannheim die Räuber vorgelesen. Schiller will sich auch „in die Arme" jenes Herrn drängen und ihm sagen, „wie lieb ihm solche Seelen seien, wie Dalberg und Gemmingen".

Ob man des Dichters Rat entbehren zu können glaubte? genug, die Anwesenheit Schillers bei der Generalprobe hatte nicht statt. Er wurde benachrichtigt, daß die Aufführung um den zehnten Januar herum stattfinden solle. Neue Verlegenheit. Am zehnten Januar war das Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim, von welchem niemand vom Militärstand und am allerwenigsten der Zögling des Herzogs wegbleiben konnte. Schiller bat deshalb, die Aufführung um etliche Tage zu verschieben, übrigens über seine Reise das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Dalberg willigte ein, und so klebte denn am dreizehnten Januar 1782 — es war an einem Sonntag — an den Straßen und Brunnenröhren Mannheims der Theaterzettel der Räuber, mit der Bemerkung, daß wegen Länge des Stücks präcis fünf Uhr angefangen werde. Unter dem Zettel stand ein Avertissement, „der Verfasser an das Publikum", auf Dalbergs Veranlassung entworfen. Nach einer kurzen Charakteristik der Personen heißt es:

„Man wird nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht töten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen her sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne."

Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier, waren die Leute zu Roß und zu

Wagen herbeigeströmt, um das vielberufene Stück von Mannheims trefflichen Künstlern aufführen zu sehen. Der kleine Raum des Schauspielhauses nötigte diejenigen, welche keine Loge bestellt hatten, schon mittags ein Uhr ihre Plätze zu suchen und geduldig zu warten, bis endlich um fünf Uhr der Vorhang aufrollen würde. Für den Dichter, der sich mit unter den Zureisenden befand, war ein Platz reserviert. Es war nötig; denn sonst hätte er schwerlich einen bekommen.

Er hatte sich, nachdem die Gratulation bei der Gräfin Franziska glücklich abgestattet war, sobald als möglich, ohne Urlaub zu nehmen und in tiefster Heimlichkeit, von Petersen begleitet, auf die Reise gemacht. In Schwetzingen hielt man an, und im Wirtshaus zu Schwetzingen war ein sehr hübsches Kellnermädchen. War es das Gefühl, mit dem zum Tode Verurteilte Schach spielen, oder die siegesgewisse Selbstvergessenheit, mit der Prinz Heinz im wilden Schweinskopf der Schlacht bei Shrewsbury entgegenlacht; oder hat in geistiger Aufregung jeder eine Ader von Don Giovanni oder Tom Jones: kurz das schmucke Kellnermädchen plauderte sich so zur unrechten Zeit zwischen den Dichter und sein Stück, daß die Weiterfahrt über die Gebühr verzögert wurde.

IV.

Die Räuber auf der Bühne.

Werfen wir, während das Publikum vor dem geheimnisvollen Vorhang sich versammelt, einen Blick auf die Bühne. Schiller verdankt der Schauspielkunst manches Blatt in seinem Lorbeerkranz, und es ist nötig, ihrer und ihrer damaligen Stellung zu gedenken. Ueberdies gehört seine Einwirkung auf das deutsche Theater zu seinen glänzendsten und tiefgreifendsten Thaten, und so sehr die Geschichte der deutschen Schauspielkunst diese Einwirkung anerkannt hat, so wird die Biographie noch manche ihrer Anklagen zu entkräften wissen, indem sie von dem Grundsatz ausgeht, daß die Bühne erst da ihren höchsten Beruf findet, wo sie Dichtungen darstellt.

Bis auf Ackermann und Eckhof war die deutsche Schauspielkunst, soweit von einer solchen hier die Rede sein kann, abhängig von der Manier der französischen Tragödie. Eckhof wird mit Recht als der erste angesehen, der sie aus diesen Banden mit Bewußtsein erlöste. Er war eine norddeutsche Natur, wie im Gegensatz zu den Dichtern fast alle großen Schauspieler. Er war durch und durch ein Kernmensch, von ehrenhafter Haltung im Privatleben. Er führte ins Trauerspiel den einfachen Ton ein, der zum Herzen spricht, er gab dem Worte seinen vollen Wert, nicht nach seinem musikalischen, sondern nach seinem geistigen Gehalt, und wußte durch Sparsamkeit der Aktion, bei einem Organ ohnegleichen, seine Rolle in den rührendsten wie in den leidenschaftlichsten Stellen so energisch herauszuarbeiten, daß er selbst in der Perückentracht französischer Alexandriner das praktisch leistete, dessen sich Lessing vermaß: er korrigierte Corneille in jeder Scene und übertrug ihn ins Natürliche.

Nun stellte Lessing im Tellheim und Odoardo ihm Aufgaben, denen seine ganze Anlage entgegenkam. Unbewußt und bewußt bildete sich neben ihm und durch ihn eine Schule, die die Natur zu ihrem Panier erhob, aber im Gegensatz zu den Stürmern und Drängern die bescheidene und damit freilich auch oft die platte Natur. Am Mannheimer Theater waren Iffland, Beil, Beck unmittelbar aus Eckhofs Schule.

Mit dem Bewußtsein und der Würde der Schauspieler hatte sich zugleich die öffentliche Stellung des Theaters gehoben, und während in Frankreich sich alle Verhältnisse zu einer Nationalversammlung anließen, waren in Deutschland unter dem ruhmvollen Vorgang von Hamburg Nationaltheater entstanden, in Wien unter unmittelbarem, edelstem Machtspruch Josephs des Zweiten, in Mannheim unter der Leitung des Reichsfreiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg.

Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der bis dahin sein Hoftheater in Mannheim gehalten, hatte Bayern geerbt und siedelte mit seinem Hof und seiner neu errichteten Bühne nach München über, indem er zugleich dem Freiherrn von Dalberg den Auftrag gab, für Mannheim eine neue Truppe zu engagieren. Im Herbst 1779 wurde das Nationaltheater in Mannheim eröffnet. Das

Mannheimer Publikum, an die französische Spielweise gewöhnt, konnte sich anfangs nicht in den natürlichen Ton der neuen Schule finden. Da kam Schröder, der große Nebenbuhler und geniale Nachfolger Eckhofs, schon im vollen Glanz seines Ruhmes, zum Gastspiel. Dem Meister glaubte das Publikum, was es den Jüngern nicht zugab. Seine Darstellung des König Lear schlug vollständig durch und verschaffte der Hamburger Schule den Sieg. Beck, Beil, Iffland, schon früher in einem ähnlichen Bunde wie die Göttinger Dichter zusammenstrebend, waren zu neuen Aufgaben ermutigt. Die Organisation der Bühne hatte alle Anlage, um Einheit in die Vorstellungen zu bringen, ohne die Selbständigkeit der Schauspieler zu brechen. Dalberg ließ, indem er die künstlerische Autorität auf das allgemeine Vertrauen stützte, den dirigierenden Regisseur unter der Benennung des ersten Ausschusses vom Gesamtpersonal erwählen. Daneben ward vom Intendanten selbst ein zweiter „Ausschuß" in der Person eines Schauspielers ernannt, welcher zwischen dem ersten Ausschuß und dem Personal vermittelnd eintrat. Letzteres, soweit es stimmfähig war, versammelte der Intendant unter seinem Vorsitz alle vierzehn Tage zu Beratungen über Verbesserung des Theaters, über neue Stücke; Kunstfragen wurden zu schriftlicher Beantwortung aufgegeben, Lob und Tadel über bedeutende Vorstellungen ausgesprochen. Freimütige Widerlegung war nie versagt. Dalbergs Kritik war stets mit Gründen gegeben, nie einseitig noch auf vorgefaßter Meinung beruhend. In ebenso bescheidener als liberaler Gesinnung wollte er den Gesamtgeist, die künstlerische Intelligenz zum Lenker des Nationaltheaters machen. Er bearbeitete selbst Dramen und trat mit eigenen Dichtungen auf. Das Publikum war, wie es in kleineren Residenzen sein kann, doch fehlte es nicht an einzelnen verständnisvollen Köpfen, wie Schwan, Gemmingen, Lamey, Hofgerichtsrat Meyer.

Mit der Aufführung der Räuber unternahm Dalberg ein unstreitig rühmliches Wagstück. Die Rollen waren zum Teil in guten Händen. Iffland, damals dreiundzwanzig Jahr alt, spielte den Franz Moor. Er scheint noch nicht so reflektiert gewesen zu sein, als später, wo er mehr den räsonnierenden Bösewicht herauskehrte. Der geniale, kraftvolle Beil als Schweizer, der junge Beck als Kosinsky waren ganz an ihrem Platze. Nur Böks untersetzte,

etwas beleibte Figur und seine Stumpfnase ließen für die Gestalt des Karl Moor manches zu wünschen übrig.

Die Erwartung der Schauspieler war sicher nicht geringer, als die des Publikums und des Dichters. Dieser kam kurz vor Anfang des Stücks auf den für ihn reservierten Platz. Das Haus war überfüllt. Eine große Menge war abgewiesen worden. Der Vorhang ging auf, das Stück begann. Lag es daran, daß Böks Figur zu der Idee, die man sich von dem Räuberhauptmann mit dem langen Gänsehals machte, nicht stimmen wollte, oder war noch nicht genug gestrichen, waren zu viel „Realitäten" im Stück, kurz, die ersten drei Akte machten die Wirkung nicht, die man erwartet hatte. Aber als Bök-Karl in der mitternächtlichen Scene am Turm mit pathetischer Sprache den Mond und die Sterne beschwur, als Iffland-Franz, mit seinem schmächtigen Körper und bleichen Gesicht bis in die feinsten Schattierungen in seine Rolle verwandelt, die ganze Windrose der Gewissensqualen durchlief, als er — zermalmend für alle, die es hörten — dem alten Daniel seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte und, die Lampe in der Hand, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete, am Ende ohnmächtig zusammensank; als er, während draußen der Lärm der andringenden Räuber erschallte, in der ausdrucksvollsten Stellung, „die der ganzen lautbejahenden Natur entgegenstund", fragte: „Richtet einer droben über den Sternen?" und dann sein ruchloses „Nein!" ausstieß, dann, wie von einer unsichtbaren Hand berührt, mit tonlosem „Ja, ja!" ohnmächtig umsank, als er, während um ihn die Gemächer des Schlosses brennen, auf den Knien lag und betete, in gottlosem Wahnwitz lallend: „Es ist das erste Mal — soll auch gewiß nicht wieder geschehen, mein Herrgott!" da war der Sieg des Stückes entschieden. Der Erfolg übertraf die überspanntesten Erwartungen. Dalbergs Kostüm hatte sich glänzend bewährt. Dichter und Schauspieler feierten den neugeschlossenen Bund. Schiller speiste mit Petersen in Gesellschaft aller Schauspieler, welche in dem Drama beschäftigt gewesen waren. Mit ganz besonderer Artigkeit nahm Schwan den sieggekrönten Dichter auf und überreichte demselben sogleich die ihm zugesicherte Reisevergütung, bestehend in vier Karolin. Schiller kehrte aus dem „Paradies der Muse" in sein Stuttgarter Sibirien zurück.

Er ruhte nicht auf seinen Lorbeeren. War seine Rastlosigkeit im verflossenen Jahre schon bewundernswürdig, so wird im Jahre 1782 das Wort an ihm selber wahr:

Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Er hatte immerhin doch Berufsgeschäfte. Aber er ist nach allen Seiten thätig. Er schreibt einen Bericht über die Aufführung, eine Recension über den Text der Räuber. Er kämpft eine litterarische Fehde durch, „zermalmt" einen Dichter und seinen Musenalmanach, indem er seine Anthologie herausgibt, er ist die Seele eines neuen wissenschaftlichen Journals, des Württembergischen Repertoriums, er macht ein Leichencarmen, komponiert den Fiesko, denkt an eine Dissertation, um den Doktor zu machen, sitzt vierzehn Tage im Arrest, und ist im Herbst mit all diesem fertig.

Ehe wir dem Stürmer schrittweise folgen, ist es wohl in der Ordnung, zu erkunden, was die Welt zur Aufführung der Räuber sagte. Hören wir zuerst den Verfasser. Man hat ihm zwar die öffentlichen Selbstrecensionen verdacht; aber es mag jedem gestattet sein, sich so zu recensieren, wie Schiller, vorausgesetzt, daß er so dichtet.

Um der neuen Litteraturepoche ein Organ zu schaffen, verbanden sich Abel, Petersen und Schiller, zum Jahre 1782 ein neues Journal auf eigene Kosten herauszugeben. Dieses, das „Württembergische Repertorium", brachte vom 15. Januar eine Korrespondenz aus Worms, unter der sich Schillers Autorschaft verbarg. Er berichtet den Erfolg der Räuber als Augenzeuge, lobt Dalberg, den Mondschein, Iffland, an dem er nur das Verschlingen der Worte tadelt, dessen künftige Meisterschaft er prophezeit, lobt alles, nur — den Dichter nicht.

„Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — Dieses Stück ist demohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer ... Man spricht indes Langes und Breites davon."

Ja wohl that man das. Das Journal Potpourri, welches in französischer Sprache erschien, sagte: „La noblesse n'y a point paru ... Comment peut-on prendre pour succès le suffrage

du peuple? Ce n'est qu'une curiosité passagère, encore quelques représentations de cinq heures et le parterre fera lui-même justice.“ Das „Parterre“ nahm dies übel, und ein Kritiker replizierte, daß der Stand nicht den Grad der Einsicht gebe. Die Räuber gingen indes über die deutschen Bühnen, zuerst in den Handelsstädten Hamburg und Leipzig. In Hamburg spielte Fleck den Karl Moor. In Leipzig, wo gerade Messe war, verbot man das Stück, weil ungewöhnlich viel in der Messe gestohlen wurde. In Berlin war der Beifall unendlich.

Uebrigens blieb das Lächerliche nach dem Erhabenen nicht aus. Es erschienen Bearbeitungen von Plümicke, von Thomas; letzterer ließ den weichherzigen Lesern zu Gefallen alle Personen außer Franz am Leben. Es erscheint jetzt fast unglaublich, wie das Stück in alle Schichten durchsickerte. In Bayern bildete sich eine Räuberbande aus Knaben, die nur daran im Entstehen scheiterte, daß einer der Karl Moore erst von seiner Mama Abschied nahm, ehe er in die böhmischen Wälder zog. Die Kritiken blieben fast alle über das ungezogene Stück tantenhaft entrüstet. Eine Flut von Banditenromanen brach mit ihm herein, Spieß, Cramer, Vulpius folgten wie Raben allen möglichen Kandidaten des Galgens. Die Verdrehungen und Mißdeutungen, welche die Moral des Stücks erfuhr, brachten Schiller auf den verzweifelten Gedanken, eine Fortsetzung zu schreiben. In der That hat er Versuche dazu gemacht. Er wartete glücklicherweise mit deren Vollendung, denn 1801 kam ihm noch eine Dame zuvor, und mit dieser wollen wir die Akten für Deutschland schließen. Ihr Drama in sechs Aufzügen erschien unter dem Titel: Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsscene beim alten Turm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. Von Frau von Wallenrodt. Mainz und Hamburg 1801. Sie sagte im Vorwort, da sie den alten Moor und Amalia zur Vermehrung interessanter Situationen höchst notwendig brauchte, habe sie beide nicht sterben, sondern nur ohnmächtig werden und sich dann, nachdem Karl abgegangen, wieder ermuntern lassen.

In Frankreich veranlaßte Beaumarchais einen jüngeren Schriftsteller, das Stück zuzuschneiden, und es entstand im Jahr 1787: Robert, Chef de Brigands, imité de l'Allemand par le Citoyen

La Martelière. Auch dieses Stück hat wieder seine Geschichte. In England, dem Lande, aus dem Schillers Drama ein gut Teil seines Lebensblutes gezogen, fanden die Räuber einen Uebersetzer und Kritiker an Benjamin Thompson: The Robbers etc. London 1792. Coleridge und Carlyle, namentlich letzterer in seinem Leben Schillers, haben den poetischen Wert des Werkes gewürdigt.

Kehren wir von dem Werk zu seinem Schöpfer zurück. Dieser schrieb am 17. Januar einen innigen Danksagungsbrief an Dalberg mit dem Geständnis: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ So viel verdankte der Dichter dem Theater. Ein Vorsatz, das Spiel zu beurteilen, unterblieb. Statt dessen ließ er im Württembergischen Repertorium eine ausführliche Kritik erscheinen; es ist die beste, die über die Räuber geschrieben ist. Da sie zugleich die beste Gelegenheit bietet, Schillers revolutionäre Aesthetik zu entwickeln, so will ich die Grundzüge der Recension hier angeben.

Der Verfasser läßt die Verteidigung der Moralität des Stücks fallen und erhebt sich ganz auf den künstlerischen Standpunkt, von dem aus es geschrieben ist und allein betrachtet werden kann. Nach Angabe der Fabel sagt er: „Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte.“ Schiller gibt ihm recht; er führt aus, daß für die dramatische Kunst der große Verbrecher doppelt geeignet sei, denn in ihr komme alles auf Verwicklung, auf Gegensatz von Licht und Schatten, auf einen Knoten an, und das Herz schlage sich am liebsten auf die Seite des Verlierers. Beides leiste der dramatischen Kunst die Nachtseite der menschlichen Natur. Miltons Satan mache auch den zartfühlendsten Leser für einige Augenblicke zum gefallenen Engel. Der Verfasser führt dann dieses Interesse, das wir dem Verbrecher schenken, auf eine eigentümliche Anlage des menschlichen Herzens zurück. Er sagt:

„Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber, und einer, der auch Räuber niederwägt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisieren, je weniger Gehilfen wir darin haben; daß wir dem, den die Welt ausstößt, unsere Thränen in die Wüste nachtragen; daß

wir lieber mit Crusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühl der Welt mitschwimmen. Dies wenigstens ist es, was uns in vorliegendem Stück an die so äußerst unmoralischen Gaunerhorden festbindet. Ebendieses eigentümliche Corpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formieren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen, aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unsern Beitritt, welches zugleich auch unserm Stolze schmeichelt, ihre leichte unmoralische Schale so lange beschweren zu müssen, bis sie wagrecht mit der Gerechtigkeit steht. Je entferntern Zusammenhang sie mit der Welt haben, desto nähern hat unser Herz mit ihnen."

Unser Herz! Der Dichter denkt sich hier sein Publikum, auf das er wirken will, nach seinem Ebenbilde. Das thut jeder Schriftsteller. Hat er Darstellungskraft, so wird er das wirkliche Publikum zu diesem Ebenbild erniedrigen, wie Kotzebue, oder erheben, wie Lessing, Schiller und Goethe. Es ist die weltbewegende Macht großer Dichter, von der Menschheit groß zu denken.

Man kann keinen helleren Schein auf Schillers Persönlichkeit werfen, als indem man das Publikum, wie es in seinem Kopfe lebte, mit demjenigen vergleicht, wie es in andern Köpfen sich gestaltete. Sein Erfolg, wie sein Mißlingen beruht unter anderem auch darauf, daß er von dem Menschen größer dachte, als alle deutschen Dichter. Lessing forderte anfangs vom deutschen Publikum nichts, als was es notdürftig leisten konnte. Er schloß sich mit Miß Sara Sampson dem Familieninteresse der Zeit an. Auf Mitleid und Furcht, als auf die allgemeinsten Affekte aller Menschen, baute er als Kritiker seine Aesthetik vom Drama. Aber er hatte das Bühnenpublikum in seine Rechnung gezogen, und diese Rechnung trog ihn nie. Im Nathan indes nimmt ihn ein Menschheitsinteresse so ein, daß er das wirkliche Publikum fallen läßt; er appelliert an einen schon gereinigteren Sinn, an die Fähigkeit der Toleranz, zu der ja auch jetzt noch nicht alle Gebildeten reif sind. Goethe verlangt mit Götz und Clavigo nichts Unerhörtes vom Publikum, und mit der Iphigenie etwas, was nur dem kleinsten Teil desselben durch Bildung möglich ist.

Schiller hingegen wendet sich sofort an ein ideales Publikum,

ideal nicht in dem Sinn, daß es Mythologie versteht und tadellose Jamben verlangt, sondern ideal in dem Sinne einer Menschenliebe, welche auch die freieste Freiheit, die größte Verirrung mit in das erbarmende Herz aufnimmt, ja, welche den gefallenen Engel, den Teufel in die den Millionen geöffneten Arme zieht, weil die Welt sie ausgestoßen hat. Schiller setzt eine Tragkraft des Mitleids voraus, an welcher schwache Nerven oder beschränkte Herzen und Egoisten rettungslos erlahmen. Während Goethe fast nie das Böse schildert, außer wo er es im Mephisto den Schranken der Menschheit entrückt, zieht Schiller auch das Scheusal eines Franz Moor, eines Wurm, eines Philipp in die Grenzen der Menschheit hinein. Seine beste Welt hat auch das Böse in ihrem Schoß. Und darum ist er nächst Shakespeare, wenn man das Wort recht versteht, der christlichste aller Dramatiker. So sagt er in der Recension der Räuber: „Kraft eines ewigen Hangs, alles in dem Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor, und Engel herunter.“ So bringt er im Lied an die Freude sein Glas dem guten Geist und läßt die Hölle nicht mehr sein. Die Zöllner und Sünder legt er an unser Herz, und der Protestant versöhnt uns mit der katholischen Maria.

War denn das wirkliche Publikum so, wie er dachte? Schrien nicht viele Zeter über die Räuber? Aber im Kern des Publikums hatte sich Schiller nicht getäuscht. Und er wußte, so sehr er auf die gesteigerte Humanität des Jahrhunderts trotzte, dennoch die eine große Bedingung des Mitleids zu schätzen, welche Lessing mit dem Worte stempelt: der Held müsse mit uns von einem Schrot und Korn sein. Er sagt: „Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft. Der Mordbrenner liebt und wird geliebt.“

Was den Franz Moor betrifft, so hat Schiller, nach der Recension zu urteilen, über diesen Charakter seine Ansicht, vielleicht infolge der doch nicht ganz ausfüllenden Darstellung Ifflands, geändert. In der unterdrückten Vorrede zu den Räubern sagt er, je weiter seine Weltkenntnis werde, je ärmer werde sein Karikaturenregister. Und an einer andern Stelle heißt es: „Auch ist, wie Garve sagt, kein Mensch durchaus unvollkommen: auch der

Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen." Hiermit war auch Franz Moor verteidigt. Dagegen heißt es in der Recension: „So gewiß die Natur an lächerlichen Originalen auch die luxurierendste Phantasie des Karikaturisten hinter sich läßt .... so wenig wird sie jedennoch diese Idee unsers Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen." Er sucht alle Gründe auf, aus welchen der Charakter künstlerisch zu verwerfen ist. Auch die Ansicht Carlyles stand längst in dieser Recension, daß nämlich die Begriffe, welche dieser Grad von spitzfindigem Denken voraussetzt, ihn notwendig veredeln mußten, oder wie Carlyle sagt, daß er einsehen mußte, die Politik der Redlichkeit sei die beste. Aber um wie viel scharfsinniger auch, als alle nachfolgenden Kritiker, der Dichter selbst seinen Fehlern nachspürt, er rettet die Konsequenz der Durchführung und gibt zu, daß Franz, sobald er leidet, unsere menschliche Teilnahme gewinnt. Und er setzt mit einem Hinblick auf den Befehl Franzens, ihn zu durchbohren, hinzu: „Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele?"

Amalie und der alte Moor können kaum grausamer kritisiert werden, als es hier geschieht. Welch eine übermütige Unabhängigkeit von seinem Werke spricht sich in den Worten des Verfassers aus: „Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann! .... Doch der Dichter ist ja auch Arzt und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben!" Die Plastik der Räubergestalten wird anerkannt und die Bühnenausgabe auch in Bezug auf Hermanns Charakter vorgezogen.

Fern sei es von mir, das Drama gegen den Dichter zu verteidigen. Aber es möchte richtiger sein, als ihm nachzubeten. Gibt er nicht seinem Franz erklärende Züge genug, die Bürde von Häßlichkeit, die durch rasende Wollust befleckte Phantasie, ein von Kindheit an zurückgestoßenes Herz? Wußte ein Ludwig Devrient diesem schrecklichen Schwätzer, diesem Ausbund aller modernen Bösewichter nicht die individuellste Wahrheit einzuhauchen? Denkt Jago weniger scharf und Edmund weniger ruchlos, und hat ein systematisches Grübeln nicht bis in die neuesten Zeiten neben der raffiniertesten Genußsucht und Heuchelei Platz gefunden? Und Amalie?

— Charlotte von Ostheim war nicht das einzige Mädchen, das ihr nachfühlte. Sie sagt: „Wie spricht Amalia das Unerklärliche aus, die seelenreiche, subtile Wahrheit, so allein der Schonung würdig. Welcher Inhalt in den Worten: Du hassest ihn, du hassest mich doch auch?“ Amalie ist der erste Versuch deutscher Dramatiker, in einer weiblichen Gestalt die ausschließliche Liebe für alles, was am Manne frei, kühn, groß ist, zu verkörpern. Sie folgt dem Ausgestoßenen in die Wüste. Es sind bedeutende Lücken in der Rolle, aber ohne Zweifel gab es damals deutsche Mädchen genug, die über das Ideal des Strickstrumpfs und eines guten Auskommens mit einer wohlassortierten Mannsseele hinaus waren, und von dieser Seite gesehen ist Amalie ein trefflicher Abdruck der Zeit.

Karl Moor ist als unreifes Knabenideal ebenfalls von der Kritik verworfen worden. Ich will gegen diese Ansicht Hegels die Darstellung reden lassen, welche Fleck dieser Rolle gab. Sie war sein größter Triumph. Tieck schildert sie folgendermaßen: „Dieses titanenartige Geschöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn furchtbare Wahrheit, edle Erhabenheit, die Wildheit war mit so rührender Zartheit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstaunen müssen. Hier konnte der Künstler alle seine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entsetzte sich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieses Jünglings die volle Kraft antraf, so erstarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber, nach Erkennung des Vaters, noch gewaltiger derselbe Mensch rafet, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuersten niederwirft, er die Stimme verliert, schluchzt, in Lachen ausbricht über seine Schwäche, sich knirschend aufrafft und noch Donnertöne ausstößt, wie sie vorher noch nie gehört waren.“

V.

Die Anthologie und das Würtembergische Repertorium.

Im Jahre 1781 hatte ein Landsmann Schillers, Namens Gotthold Friedrich Stäudlin, die schwäbischen Dichter unter seiner Fahne gesammelt und einen schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782 in Tübingen bei Johann Georg Cotta herausgegeben. Als Vignette trug sie eine über das Schwabenland aufgehende Sonne. Auch Schiller war zur Beisteuer aufgefordert worden und hatte dem Herausgeber mehrere seiner Oden und Gedichte zur Verfügung gestellt. Dieser nahm, wie es scheint aus Unfähigkeit oder aus Neid, nur ein einziges Gedicht, die Entzückung an Laura, und dieses mit Verstümmelungen auf. Schiller hatte ein stolzes Bewußtsein seiner Kraft. „Das erste Schauspiel auf württembergischem Boden gewachsen!" heißt es in seiner Selbstrecension der Räuber. Er fühlte, daß die schwäbische Muse durch einen Poeten wie Stäudlin nicht würdig vertreten sei, durch einen Poeten, der ganz der süßlichen französischen Manier huldigte. Die anmaßende Censur, die Stäudlin an ihm selbst geübt hatte, mochte ihn gereizt haben. Genug, er schrieb eine zwar anerkennende, aber beißende Kritik des Almanachs, namentlich machte er sich über die aufgehende Sonne lustig und über Stäudlins Versuch, als Gärtner in dem nordischen Klima Schwabens Blumen zu ziehen. Es war eine patriotische und ästhetische Forderung, dieses Unkraut in seiner nächsten Nähe auszurotten.

Er nahm sich vor, Stäudlins Almanach zu „zermalmen". Er sammelte seine Truppen, und um durch eine scheinbare Menge seinem Gegner zu imponieren, erschien er selbst auf allen gefährlichen Punkten in Person unter immer neuer Chiffer. Da indes alle Punkte gefährlich waren (seine Mitarbeiter waren weit unter ihm), so lieferte er hier thatsächlich jene Schlacht aus den Räubern, in der achtzig Räuber gegen siebzehnhundert Soldaten fechten. Scharffenstein, Petersen, Hoven, vielleicht auch Haug, ein Graf Zuccato, ein Ferdinand Friedrich Pfeiffer waren als akademische

Genossen seiner Trommel gefolgt. Schillers Fahne, sagt Scharffenstein, hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichherzige poetische Rekruten eher abschreckte, als anzog.

In der That unheimlich genug. Schillers Blumenlese war „dem Tod" gewidmet. „Großmächtigster Zar alles Fleisches, allezeit Vermindrer des Reichs, unergründlicher Nimmersatt der ganzen Natur. Mit unterthänigstem Hautschauern u. s. w." Eine gebührende Huldigung folgt dieser Anrede. „Auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brot schmeckt gut. Nein! dedicieren will ich dir's lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdest. Doch Spaß beiseite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem äskulapischen Orden, dem Erstgeborenen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altar, habe, wie der Sohn Hamilkars den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur" — — — Wie mußte dieser Goliathhumor den Herren Kollegen und — dem Herzoge vorkommen!

Die „Anthologie auf das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko", mit einem sauber gestochenen Apollobrustbild als Vignette, erschien. Das Vorwort, das der Widmung folgt, ist datiert aus Tobolsko, den 2. Februar. — „Tum primum radiis gelidi incaluere Triones". „Blumen in Sibirien? — Dahinter steckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen." — — — Der Spaß wird indes ziemlich deutlicher Ernst. „Wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen versteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — , ..."

Das Tobolsko, wo die Anthologie verlegt wurde, war jenes Parterrezimmer, unter dessen Dach der Gott Mammon nicht hausen wollte. Während Stäudlin einen Louisdor für den Bogen bekam, fand der Verfasser der Räuber keinen Verleger. Da der ganze Kram wieder in Gottes Namen und auf eigene Kosten unternommen wurde, so kam zu den Räuberschulden noch eine Summe hinzu. Und zu dem Sündenregister des Verfassers der Räuber eine Fortsetzung, die fast ganz mit dem Inhaltsverzeichnis der Anthologie übereinstimmte.

Denn diese enthielt neben einigen unschuldigen Versuchen, z. B. der nach Christophinens Zeugnis in seinem vierzehnten Jahr gedichteten Ode „An die Sonne“, alle Flammengeburten seiner jugendlichen Seele. Bürger, der das Aeußerste im Aussprechen sinnlicher Dinge gewagt hatte, war überboten. Bürger hatte gesungen:

Wem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesundheit Mark entsog,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!

Und Schiller stimmt mit ein (Kastraten und Männer):

Ich bin ein Mann! — wer ist es mehr?

und führt das Thema mit einer Derbheit ohnegleichen geschichtlich und physiologisch durch.

Er hatte die Leichenphantasie, die Elegie auf den Tod eines Jünglings, die ihm einen Namen wie den Herostrats eintrug, er hatte viel stärkere Dichtungen, die schlimmen Monarchen, welche die Maitressenwirtschaft und dadurch mittelbar das Verhältnis des Herzogs zu Franziska brandmarkten, „Rousseau“, eine grimmbittere Verklärung des Freiheitsmärtyrers und eine Verwünschung seiner Feinde, er hatte die Lauragedichte aufgenommen, die alle beschränkten Köpfe empören mußten. Er hatte dem Räuber Moor ein „Monument“ gesetzt, dessen Piedestal zwar die Schande war, aber die Schande, überschüttet mit den Kränzen, die ihm die Bewunderung, das Mitleid künftiger Geschlechter zollen. Was half es, daß auch ein patriotisches Kriegslied: „Graf Eberhard der Greiner“ darunter stand? Das konnte ja fremde Fürsten beleidigen, das mochte vielleicht nicht von Schiller sein. Das war ja gar nicht seine unverständliche Manier. Das war gewiß vom Verfasser des Bauernständchens und des Gedichts „In einer Bataille“.

Und doch war wahrscheinlich alles von ihm, was unter den Chiffern Y., Wd., O., P., A., R., v. R. und noch unter andern spottete und weinte, mit Empörung schalt, leidenschaftlich stammelte und erhaben richtete. Die Gestalt, in welcher die Anthologie unter den Gedichten der ersten Periode in den nicht kritischen Ausgaben erscheint, gleicht fast dem verödeten Sommerbette eines Gebirgs-

stroms, der im Frühling gewaltig, übervoll, brausend und rauschend dahinfährt. Letzterer ist das wahre Bild der sibirischen Blumenlese. So zählt z. B. das Gedicht „Rousseau", welches in den gesammelten Werken auf zwei Strophen verkürzt ist, hier deren vierzehn. So fehlen in den Werken die „Schlimmen Monarchen" ganz, ebenso das „Monument Moors des Räubers, vom Verfasser der Räuber", die „Hymne an den Unendlichen", die „Rache der Musen" (ein Hieb auf Stäudlin) und noch so manches wilde und geniale Produkt, das unzweifelhaft von Schiller ist. Ich will nur für diejenigen Leser, welche die Anthologie nicht kennen, durch einige Proben gleichsam die entgegengesetzten Grenzpunkte bezeichnen, innerhalb welcher sich die Phantasie des Dichters bewegt. Die Schlußstrophen aus den „Schlimmen Monarchen" erinnern lebhaft an manches neuere Produkt der politischen Posie. Der Dichter folgt den Erdengöttern in alle ihre Gebrechen, ja in die Gruft:

Decken euch Seraile dann und Schlösser,
Wann des Himmels fürchterlicher Presser
  An des großen Pfundes Zinsen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
  Die — Hanswurst erfand.

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majestätsrechts Nachtgewande!
  Bübelt aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
  Fürstenherzen kalt.

Von einer ganz andern Seite erscheint der Dichter in den Stücken: „Die Größe der Welt", „In einer Bataille" (die Schlacht), „An die Morgensonne" (der Flüchtling). Und gar in die naive Gattung begibt er sich, am meisten in seinem „Bauernständchen". Ein junger Bauernbursch, mit der Laterne bei schlechtem Wetter zum Kiltgang schleichend, bricht in folgende zarte Liebesklage aus:

Mensch! Ich bitte, guck heraus!
Klecken nicht zwo Stunden,
Steh' ich so vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.

'S regnet, was vom Himmel mag,
'S g'wittert wie zum jüngsten Tag,
Pudelnaß die Hosen!
Platschnaß Rock und Mantel ei!
Rock und Mantel nagelneu!
Alles dieser Loosen.
Draußen, draußen Saus und Braus!
Mensch! Ich bitte, guck heraus.

Wenn man bedenkt, daß neben diesen Dorffideltönen auch Töne von einer Zartheit und Innigkeit angeschlagen sind, wie in dem Stück: „Meine Blumen", so wird man über den Umfang erstaunen müssen, der seiner Leier zu Gebote stand. Welcher Wohllaut, welche schöne Bewegung des Rhythmus in diesem Blumensang:

— — — — — — — —
Liebe hat sie euch verneinet,
Trauert, Blümchen auf der Flur!
Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter schickt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Flügelboten, süßer Schmerzen!
Goß euch dies Berühren ein.
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hain!

Auch das epigrammatische Talent Schillers ist reichlich vertreten. Es übt sich an der Sittenlosigkeit der Zeit, an dem ärztlichen Beruf und an litterarischen Antipathien. Hier sind Keime zu den Xenien. So lautet das Epigramm „Klopstock und Wieland (als ihre Silhouetten nebeneinander hingen)":

Gewiß! bin ich nur überm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst schrieb dieser Mann für mich.
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Ihn darf auch unser einer lieben,
Komm linker Mann! Ich küsse dich.

Auch auf Spinoza findet sich ein Epigramm in der Sammlung. Es kann sehr wohl von Schiller sein, ohne daß man daraus schließen darf, er habe Spinoza studiert. Denn nach seiner Versicherung an Körner hatte er sich mit der strengeren metaphysischen Wissenschaft unglaublich wenig befaßt. Wenn man den spezifisch größern Dichter im sangbaren Liede sucht, so erscheint Schiller in der Anthologie viel kleiner, als Goethe in seinen Jugendgedichten. Man kann fast keinem seiner Gedichte das Lob erteilen, welches Vischer als das höchste erklärt, das einem lyrischen Gedicht zu erteilen sei, nämlich, daß es „Duft" habe. Aber man muß hier in der That solche Kennzeichen aufgeben, man muß den gewaltigen Ueberschuß des Gedankens berücksichtigen, der die Form fast überall zersprengt, ein Fehler, welcher die einzige Möglichkeit zur Tugend des Dramatikers ist, und ein Reichtum, dessen zweifelhafter Wert für die Lyrik dem Dichter sehr wohl bewußt war.

Doch warum lasse ich nicht lieber diesen selbst sprechen, der auch hier wieder das Dasein seines neuen Buches eigenhändig ins Protokoll der Litteraturgeschichte setzen mußte? Im Württembergischen Repertorium stand seine Kritik. Er macht sich über den Titel lustig und tadelt die Veranlassung. „Der Herausgeber mag dem Herrn Stäbele (so nennt Schiller seinen Gegner mit boshafter Anspielung auf einen Memminger Hutmacher und Schulmeister Christoph Stäbele, der eben damals Proben seiner autodidaktischen Poeterei gegeben hatte) nicht hold sein und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseitige läppische Zänkerei — — — Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle, und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert."

Die Gedichte werden dann gruppenweise charakterisiert; „Der Triumph der Liebe" sei wahrscheinlich auf Veranlassung von Bürgers „Nachtfeier der Venus" geschrieben, die meisten der Epigramme werden als bloße Füllung verurteilt, „was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet." Er parodiert Tante Kritik,

indem er ehrbar sagt: „Möchten sich doch unsere junge Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität.... möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten sie" — nun ist er des trocknen Tones satt — „doch was sollten sie nicht alle mögen! Unsere modischen Skribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entree zu bekommen." — Schließlich schlägt er das Publikum zum Abschied ins Gesicht. „Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hatte, schlimm betrogen zu finden; denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte."

Diese tolle Rezension, in welcher Uebermut, Stolz und Bescheidenheit miteinander streiten, war zwar nicht die einzige, welche erschien, aber die lyrischen Räuber machten nicht so viel Glück, als die dramatischen. Die Berliner Literatur- und Theaterzeitung vom 16. Februar 1782 kündigte ihr Erscheinen als bevorstehend an, aber das war auch alles. Stäudlin war ebenfalls nicht zu zermalmen, er tauchte sogleich nach dem Sturzbad wieder auf und zwar mit einem Band Gedichtchen, worin eins, „das Kraftgenie", eine giftige Karikatur Schillers gab. Das Württembergische Repertorium antwortete mit einer derben Abfertigung. Sie ist C—z unterzeichnet, aber ganz in Schillers Ton. Dann schwieg er und überließ die Rache dem Geschick, das sie nur zu grausam vollführte. Stäudlin erlebte den vollen Ruhm des Gegners, er nahm die Miene seines Verehrers an, verfiel endlich in Trübsinn und machte seinem Leben freiwillig ein Ende.

Aber wenn die sibirischen Blumen der Welt nicht gefielen, in einen Kerker zauberte ihr Duft den Frühling hinein, für den gefangenen Dichter hatten sie Leben, Sprache, Seelen, Herzen. Schubart dichtete eine Ode an Schiller, welche begann:

Dank dir, Schiller, für die Wonne,
Die deinem Gesang entquoll!
Meines Berges Genius, der Riese,
Ein Schätzer hohen Sangs,

Lauscht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolligen Rechten!
Auch ich schlang deinen Gesang,
Wie der Langdurstende
Mit wollüstig geschloßnem Auge
Schlürft aus des Baches Frische.
Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm.
Denn du sangst!
Schiller, du sangst!
Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte seinem Wogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Fluth.
Da trat vor mich ein Bote des Himmels; —

und dieser Bote verkündigt ihm Gottes Befehle, eine vollständige himmlische Kritik der Laura-Gedichte und eine Mahnung, sich treu zu bleiben, die Schiller ehrlich beherzigt hat. „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß ihn", schreibt Schubart an seine Gattin.

Konnte Schiller eine schönere Genugthuung für die Angriffe der kleinen Geister haben? An seinem Halse weinte sich der Gefangene aus. Solche Thränen verwischten ohne Zweifel manchen Zug von Karl Eugens väterlichem Bilde, wie es in Schillers Brust lebte. Und wenn der Dichter gar Schubarts Kerker mit dem griechischen Klima in Mannheim verglich ....

Noch hielt er solche trübe Gedanken nieder; aber im Lazaret, auf der Parade konnte er keine besseren gebrauchen. Das Theater beschäftigte ihn unaufhörlich, ihm schwebte ein Ideal vor, das nur zu erreichen schien, wenn Publikum, Dichter, Schauspieler gleich sehr von der Würde der Bühne durchdrungen waren. Er untersuchte die Unvollkommenheit der damaligen Bühne und fand, daß der Geist der Zeit zwar zum Drama drängte, daß das Drama zwar diesen Geist durch seine mächtige Wirkung reinigen könnte: wenn nur

nicht das Publikum im Theater bloßen Zeitvertreib oder Sinnenkitzel suchte, worin die Aktricen ihm entgegenkämen; wenn nur nicht im löblichen Streben nach Naturwahrheit die Dichter das Maß so sehr überschritten; wenn nur der Spieler nicht das Wort des Dichters so sehr vernachlässigte.

Diese Untersuchung erschien unter dem Titel: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater" im Württembergischen Repertorium. Es sind dieselben Ansichten, die in der ersten unterdrückten Vorrede zu den Räubern ausgesprochen waren; nur eins hatte er in Mannheim gelernt, daß nicht alle Schuld dem Spieler und dem Publikum, sondern auch einige dem Dichter zuzumessen sei. „Zu einer guten Kopie der Natur gehört beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine schüchterne Blödigkeit, um die grassen Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern." Der Aufsatz enthält goldene Worte. Und was namentlich auffällt, der schönste Ernst verklärt die Züge des Sprechers, sobald er vom Drama spricht, er, der mit der Lyrik beinahe Possen treibt. Schon klingt ein hoffender Ton in seiner Brust: „Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim roheren Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach." Der Aufsatz ist mit U. unterzeichnet. Mit Auslassung der stärksten Stellen, die später als unnötige Provokationen fürstlicher Mißgunst erschienen und es damals waren, ging er in die Körnerische Ausgabe über. Eine zweite Arbeit Schillers im Württembergischen Repertorium: „Der Spaziergang unter den Linden", ist gewissermaßen ein psychologisches Seitenstück zu dem philosophischen Freundespaar Julius und Raphael. In Edwin ist die naive Natur, die zum Genuß und Glauben neigt, in Wollmar die sentimentale Natur dargestellt. Wollmar ist ein moderner Hamlet auf dem Kirchhof. Er sagt vom Spiel der Welt ähnlich wie Karl Moor: „Es ist ein betrügliches Lotto, die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten." Der Dialog war K. unterschrieben und am Schlusse hieß es: Vielleicht Fortsetzungen.

Außer diesen beiden abgerundeteren Aufsätzen brachte das Repertorium noch fünf mit Gz. unterzeichnete Rezensionen von Schiller,

darunter eine durchaus harmlose, zum Teil sehr lobende über eine Gedichtsammlung von Gustav Schwabs Vater, der früher Schillers Lehrer gewesen war. Diese hat in der Schwabischen Biographie Schillers folgende ungerechte Beschuldigung veranlaßt: „Daneben benützte Schiller sein Repertorium, wie gleichzeitig die Anthologie, nicht nur sich selbst hervorzuheben, sondern literarische Feindschaft auf nicht ganz ungehässige Weise zu üben. So scheute er sich z. B. nicht, einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmüthige Weise in einer literarischen Beurtheilung zu verletzen.“ Ein solcher Akt niedriger Gesinnung lag ihm wahrlich fern und ist aus der Rezension nicht zu erkennen.

Schiller schrieb fürs zweite Heft noch die auch in die Cottasche Ausgabe aufgenommene Erzählung: „Eine großmüthige Handlung, aus der neuesten Geschichte.“ Sie erzählt eine Begebenheit aus dem Leben der Brüder der Frau von Lengefeld, welche nachmals Schillers Schwiegermutter wurde. Die Wolzogensche Familie, verwandt mit ihnen, wird sie dem Dichter mitgeteilt haben. Es ist eine Novelle, wie sie sein soll.

Er war in allen Sätteln gerecht. Zu einem Plane architektonischer Denkmäler für große Männer von Atzel lieferte er die lateinischen Inschriften, z. B. auf Luther: MARTINVS LVTHERVS IN TERRA NOTVS ET COELO ET INFERNO, und ein Dialog von Scharffenstein: „Der Jüngling und der Greis“, ward von unserm Dichter für das zweite Heft des Repertoriums bearbeitet. Der Jüngling Selim preist das rastlose Vorwärtsstreben, bei allem Schmerz, den es verursacht. „Ich weine nur ein Mensch zu sein, ich jauchze ein Gott sein zu können.“ Eine Ergänzung des Wollmar, der in der That weint, ein Mensch zu sein, aber dabei in Schwermut versinkt, während Selim das Ideal als Leitstern zum Genuß und zur Thätigkeit empfindet. „Nur die Ahndung, die Hoffnung des Genusses ist die Würze des Vergnügens; der Genuß selbst ist sein Tod.“ Der Vertreter der in sich ruhenden ungetrübten und naiven Natur, dort ein jüngerer Freund, hier ein Greis, sind beide stiefmütterlich genug behandelt. Schillers Herz war bei den beiden sentimentalischen Naturen.

VI.

Fürst und Dichter.

Mit Schillers Journalistik war es für diesmal zu Ende, und, nachdem diese Triebkraft gewichen war, bald auch mit dem Journal. Das dritte Heft erschien 1783; es war das letzte. Wir müssen dem Rastlosen auf ein anderes Gebiet folgen. Sein Beruf war ihm jetzt ganz klar. Er hatte im Beifall des Bühnenpublikums, im Urteil der Kenner die überzeugendsten Bürgschaften für diesen Beruf. Er war zum Dramatiker geboren. Jetzt erschien ihm jede Stunde, die er der Kunst entzog, wie ein Raub an seinem bessern Selbst. Er ward mißmutig, aber er blieb thätig. Er ward ruhiger, und nun war er erst recht thätig. Seine Seele brütete über neuen dramatischen Stoffen.

Konradin von Schwaben und die Verschwörung des Fiesko standen längst vor seinen prüfenden Augen. Der Genueser taucht schon einmal mit sehr bestimmter Physiognomie in seiner zweiten Dissertation auf. „Doria hatte sich gewaltig geirret, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dürfen glaubte.“ Und welche größere Empfehlung konnte der Stoff haben, als daß Rousseau den Fiesko für einen der merkwürdigsten Charaktere der Geschichte erklärt hatte? Hier konnte er ganz seiner Theorie von großen Verbrechern, von isolierten Menschen treu bleiben, die er in der Kritik der Räuber aufstellt. Der Verschwörer bot ungleich größere Verwicklungen als der schuldlose Konradin, zumal Fiesko das Verbrechen unter der Maske des Lasters versteckt. Schiller entschied sich, lebte sich in den Stoff hinein, studierte Schauplatz, Sitten, Zeitalter, besuchte eifrig die Bibliothek, las und notierte. Der Stoff führte ihn unvermerkt zur Geschichte. Er benutzte die Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque von J. F. P. de Gondi, nachmaligem Kardinal Retz, den dritten Teil von Robertsons Geschichte Kaiser Karls des Fünften und die Histoire de la république de Gênes des Chevalier v. Mailly. Streicher, nun schon sein täglicher, unentbehrlicher Umgang, verwunderte sich, wie kurz und trocken das Schema aussah. Der Inhalt der Akte und Scenen war streng

punktiert, wie das Scenarienbuch eines Theaterinspizienten. Nach Lust und Laune arbeitete er dann die einzelnen Auftritte und Monologe aus und las sie mit der ganzen Wonne, seine Dichtung in der Seele des aufmerksamsten Zuhörers abgespiegelt zu sehen, dem jüngeren Freunde vor, der seiner Mitteilung und Besprechung eine an Schwärmerei grenzende Empfänglichkeit und Teilnahme entgegenbrachte.

Der Dichter gedachte wieder, das neue Drama solle die Frucht eines Sommers sein. Indessen traten Hindernisse dazwischen, die ihn gerade jetzt aufs widrigste an seine medizinischen Studien erinnerten. Kaiser Joseph hatte die Militärakademie am 22. Dezember 1781 in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben. Sie hieß fortan „die hohe Karlsschule". (Schiller war also, beiläufig gesagt, niemals „Karlsschüler".) Ein kaiserliches Diplom erklärte, daß ihre immatrikulierten Schüler „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- oder Doktorwürde nach der bei anderen Universitäten herkömmlichen Art und Feierlichkeit befördert werden könnten und sollten". Diese Auszeichnung, welche die Akademie erfuhr, kam den frühern Eleven in so weit zu gute, daß sie nicht erst nach Tübingen zur Promotion mußten. Hoven war das sehr erwünscht; weniger unserm Schiller. Die Promotion zur Doktorwürde und die damit verbundene neue Dissertation, die er Ehren halber sobald als möglich einzureichen hatte, war für ihn eine überflüssige Formalität, die ihn in seinen dramatischen Arbeiten unterbrach. Dazu lockte gerade jetzt die Sirenenstimme von Mannheim. Dalberg hatte ihm ein deutsches Thema zu einem Nationalschauspiel versprochen, hatte ihm die Bearbeitung des Götz empfohlen. Schiller schreibt ihm am 1. April die traurigen Gründe, weshalb er mit Fiesko nicht vor Ende des Jahres fertig werden könne, lehnt — klug genug — die Bearbeitung des Götz ab, wenn Goethe nicht seine Einwilligung gebe, und erinnert an das Versprechen eines deutschen Themas.

Schiller hat nicht promoviert. Ob er die Dissertation angefangen — es scheint fast so. Sie war jedenfalls eine von den vielen Wolken, die seinen Himmel umdüsterten und auf seine Stimmung drückten. Während die Leidenschaft fürs Drama alle seine Lebensfibern überreizte und anspannte, kam immer wieder der trockne

Schleicher Beruf in die Fülle seiner Gesichte und erzeugte jene Stimmung, in welcher dämonische Mächte am liebsten erscheinen. Und sie kamen, gerufen und ungerufen, und machten den Meister der Helden zum Helden eines der ergreifendsten Dramen, die je in dem Leben eines Dichters gespielt haben. Die beiden Hauptpersonen sind Schiller und Karl Eugen.

Der Herzog hatte im stillen dem bedenklichen Gange seines Zöglings zugesehen. Er hatte an den genialen Reden über die Tugend Gefallen gefunden. Dies erstreckte sich selbst auf den Stil und die Gedankenstriche. Schiller konnte bemerken, daß in mehreren kleinen Handbillets, welche sein Verhältnis zum Herzog veranlaßte, eben dieser Stil, eben diese Gedankenstriche von seinem fürstlichen Erzieher nachgeahmt wurden. Karl Eugen war scharfsichtig genug, zu erkennen, daß einmal, wenn sein Feuer gedämpft würde, „ein recht großes Subjektum“ aus Schiller werden könne. Daß in der Akademie noch ein Poet so ganz nebenher gediehen war, hätte er ganz gern gesehen, wäre dieser Poet nur so nebenher Poet gewesen, anstatt nebenher Arzt zu sein. Der Herzog bezahlte den Mediziner und nicht den Poeten.

Man findet es brutal, daß der Herzog nicht auf der Höhe unserer Zeit stand, daß er das Genie nicht erkannte. Im Gegenteil, es ist unbegreiflich, daß Karl Eugen nach Erscheinung der Räuber seinem Geschöpf nicht sofort alles Schreiben verbot, da einige Stellen darin auf seine wilde Vergangenheit ohne Mühe gedeutet werden konnten. Und nun gar die schlimmen Monarchen! der Venuswagen! Konnte er solche Ausfälle von dem erwarten, der ihn noch vor kurzem den Stifter seines Glücks genannt hatte? Und die Art, wie Schiller bei jeder Gelegenheit vom ärztlichen Stande, ja von seiner eigenen Anstellung sprach, hieß das nicht die Gabe des Herzogs, die er zuerst als eine Wohlthat gepriesen, verachten und dem allgemeinen Gelächter preisgeben? Und was mochte dem Herzog von seinem Lasterleben, seinen Pferdekuren, seiner Trunksucht hinterbracht worden sein? Und ob die erste Reise nach Mannheim ein Geheimnis blieb, da Schiller mit den Schauspielern speiste?

Trotzdem gab Karl Eugen seinen Zögling nicht auf. Er hoffte, dessen Talent auf eine vorgeschriebene Bahn zu lenken; er ließ

ihn zu sich kommen und warnte ihn auf väterliche Art vor Verstößen gegen den besseren Geschmack, wie er solche häufig in seinen Produkten finde. Schiller blieb nicht ungerührt. Der Herzog befahl ihm, alle seine poetischen Produkte in Zukunft vorzulegen. Das war dem Dichter unmöglich. Er weigerte sich. Diese Weigerung durch eine offene Diskussion zu begründen, gestattete das Dienstverhältnis nicht und wäre trotz des scharfen Verstandes, mit dem Karl Eugen alles in seiner Sphäre Liegende erfaßte, ohne Erfolg gewesen. Die Grundanschauung der Schillerischen Poesie lag außer dieser Sphäre. Sie quoll aus dem Souveränetätsgefühl des einzelnen Menschen, des Dichters, des Volks, und dies konnte ein Souverän, so sehr er es als Erzieher durch gleichmäßige Bildung und Behandlung aller pflegte, im praktischen Leben weder begreifen noch dulden. Dennoch erließ er auch nach dieser Weigerung kein Verbot gegen den Dichter. Nun war Schiller wie von einem innern Gebot getrieben, die Souveränetät des Dichters zu beweisen.

Am 15. Mai 1782 starb Rieger eines plötzlichen Todes. Schubart mußte „im Namen sämmtlicher Offiziere seines Bataillons“ ein Leichencarmen machen. Es fiel durchaus maßvoll aus. Auch Schiller schrieb im Auftrag „sämmtlicher Herzoglich-Wirtembergischen Generalität“ eine Totenfeier, die als Einzeldruck verbreitet wurde. Rieger war sein Pate und hatte ihm stets nur Wohlwollen gezeigt. Daß der Dichter ihn besang, war natürlich, aber wie besang er ihn? Bisher hatte er nie Karl Eugen persönlich angetastet. Die schlimmen Monarchen konnten als Gegensatz zu Karl Eugen gedeutet werden. Hier aber hieß es von einem Mann, den der Herzog grausam und ohne Anklage in den Kerker geworfen hatte:

> Höher, als das Lächeln deines Fürsten,
> (Ach, wornach so manche geizig dürsten!)
> Höher war dir der, der ewig ist.
>
> Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
> Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
> Zu erwuchern war dein Trachten nie.

Und wieder:

> Dort, wo Rieger unter Edens Wonne
> Dieses Lebens Folterbank verträumt. — —

Karl Eugen hatte diese Folter geschärft, er dachte wohl nicht allzu gern daran. Rieger war allerdings kein kriechender Charakter, aber dieses Lob verdiente er offenbar nicht. Die Unterthanenflüche hatte er reichlich auf sich geladen. Wie gehässig mußte der Umgebung des Fürsten ein Freiheitssänger erscheinen, der selbst einen Rieger mit Glorie umgab, weil der General die Gunst seines Fürsten für nichts achtete! Der Dichter teilte für die Nichtachtung dieser Gunst gleichsam einen Kranz aus, er verband die Unterthanenflüche so eng mit dieser Gunst, als ob beide Begriffe unzertrennlich wären.

Und dagegen war der wilde Schubart so maßvoll gewesen! Gewiß erhoben sich Stimmen, welche meinten, daß Schiller die Festungsstrafe mehr verdiene, als der fromme Schubart. Das Gedicht erregte das Mißfallen des Herzogs, und dieses Mißfallen ward von allen genährt, von denen es mit so viel Grund geteilt wurde.

Mittlerweile wurden in Mannheim die Räuber mit demselben Zulauf, mit dem gleichen Beifall wie das erste Mal gegeben. Der Ruf von der ungeheuren Wirkung, sowie von der meisterhaften Darstellung war nach Stuttgart gelangt. In den nächsten Umgebungen des Dichters besprach man diese Dinge mit dem wärmsten Interesse, mit dem lebhaften Wunsch, der Aufführung in Mannheim beizuwohnen. Schiller sehnte sich, die Eindrücke zu wiederholen, sie in seinen liebsten Seelen abgespiegelt zu sehen. Frau von Wolzogen, Frau Vischer waren so voll Teilnahme für ihn, erkannten so ganz seinen Wert; mußte es diesen Freundinnen nicht tröstlich sein, ihr Urteil anderswo glänzend bestätigt, ihre Verehrung geteilt zu sehen? Sie bestürmten Schiller mit Bitten, sie nach Mannheim zu begleiten. Dazu kam es höchst gelegen, daß der Herzog auf kurze Zeit verreisen wollte. Wie, wenn Schiller zum zweitenmale die Fahrt wagte? Auf Urlaub war doch niemals zu rechnen. Und ließ sich nicht in einer Unterredung mit Dalberg seine ganze Lage besser als schriftlich darlegen?

Der Herzog war wirklich abgereist. Es galt einen raschen Entschluß. Schiller setzte sich hin und schrieb an Dalberg: Das ungeduldige Verlangen, sein Schauspiel zum zweitenmale aufführen zu sehen, die Abwesenheit seines Herzogs veranlaßten ihn

und einige Freunde und Damen, die ebenso begierig seien wie er, die Räuber auf Dalbergs Bühne zu sehen, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen. Es koste Dalberg nur einen Wink, von den Schauspielern könne Schiller die Gefälligkeit erwarten. Er hoffe von der Vorstellung alles für sein neues Stück und denke zweien Schauspielen in Mannheim beizuwohnen. Dies war am 24. Mai. Am 25. schrieb er zugleich an Friedrich von Hoven, ob er die Partie mitmachen wolle; er solle sich in diesem Fall präzis halb zwei Uhr im Chausseehause zwischen Zuffenhausen und Ludwigsburg einfinden. Er schloß: „Uebrigens stillschweigen!“

Schiller ließ sich bei seinem Chef krank melden, und so fuhr die Gesellschaft, Frau von Wolzogen, Frau Vischer und der Dichter, in viersitziger Chaise nachmittags in den Frühling hinein. Die Gegenwart so lieber Freundinnen, die Aussicht auf herrliche Stunden, die schöne Landschaft mit Dörfern und Städten, in weiter Fläche bis an den Saum der blauen Vogesen ausgegossen, die Hoffnung, Dalbergs Teilnahme durch eine umfassende Darlegung seiner traurigen Verhältnisse zu irgend einer menschlich schönen, rettenden Handlung zu rühren, alles dies schwellte seine Brust. Als man nun das Land betrat, wo eine milde Regierung Kunst und Wissen pflegte, wo seine Kunst eine ehrenvolle Heimat gefunden, — wie schwand jedes Bangen, jeder Kummer, jede Bedenklichkeit, was für Folgen diese heimliche Reise haben könne, vor dem Hochgefühl, in der Liebe der Mitwelt den Ruhm der Nachwelt vorauszunehmen!

Die Umstände selbst verbanden sich, dieser Stimmung entgegenzukommen. Dalberg war auf Schillers Bitte sofort eingegangen: die Räuber wurden gegeben. Mit ganzer Seele in die Vorstellung verloren, empfand er, empfanden es seine Begleiterinnen, was er mit seinen ersten jugendlichen Kräften unter dem Druck seiner Fesseln geleistet. Wenn diese Kräfte freien Spielraum erhielten! Dieser Gedanke ward von seiner enthusiastischen Umgebung um so mehr angefeuert und unterhalten, je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Scenen bei ihnen zurückgelassen hatten. Dieser Gedanke führte ihn zu Dalberg. Der Freiherr gönnte ihm eine vertrauliche Stunde. Schiller schüttete sein Herz aus, er bat um Rettung. Er las in Dalbergs offenem

Anblick noch mehr, als die Mannheimer Freunde ihm vorausgesagt hatten. Dalberg schien bewegt, er versprach ihm, das Seine zu thun; er schien mehr Schwierigkeit in dem Mittel zu finden, wie man Schiller von Stuttgart weg bekäme, als in der Art, ihn in Mannheim zu beschäftigen. Doch versprach er, alles zu thun, was in seinen Kräften stand, und besiegelte dieses Versprechen mit einem Händedruck. Bestimmtes ward nicht festgesetzt.

Nun ging es an die Heimreise. Das Vergnügen fing an, seine Kehrseite zu zeigen. Eine heftige Grippe, die den Dichter befiel, verwandelte den Rausch in eine fatale Ernüchterung. Je näher man Stuttgart kam, um so niedergeschlagener wurde seine Stimmung. Bestimmte Garantien hatte er nicht mitgebracht, statt ihrer eine Krankheit, die so heftig war, daß Streicher wenige Minuten, nachdem er den Freund umarmt, gleichfalls von Fieberschauern befallen wurde. Schiller teilte ihm die Hoffnung mit, die ihm Dalberg gemacht hatte. Aber so gesunken waren seine Lebensgeister, so widerwärtig erschienen ihm alle Scenen in Stuttgart, daß er verdüstert hinzusetzte, wenn der Mannheimer Plan nicht gelänge, werde er notgedrungen sein, einen verzweifelten Schritt zu thun. Er nahm sich vor, sowie er nur den Kopf wieder beisammen habe, sogleich nach Mannheim zu schreiben, um Dalberg zu einer bestimmten Maßregel zu bewegen. In Stuttgart werde und müsse er zu Grunde gehen.

Den meisten Lesern wird es unbegreiflich erscheinen, warum Schiller nicht schon jetzt diesen verzweifelten Schritt that. Ein Erklärungsgrund liegt in der Pietät gegen den Herzog. Außerdem hielten ihn seine Eltern und ihre Stellung zum Herzog. Und endlich war die Aussicht, die Dalberg auf eine gütliche Vermittlung bot, der Hauptanlaß, um die Folter, auf der der arme Gefangene litt, zu verlängern.

Er schrieb an Dalberg unter dem 4. Juni: „Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hieherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat, E. E. für so viele Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich, durch einen

höchst widrigen Kontrast meines Vaterlands mit Mannheim, schon so weit verleidet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbische Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand sein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht." Nun wirft er sich Dalberg von neuem ganz in die Arme. Er ist aufs rührendste überzeugt, daß Dalberg ihm helfen wird. Er sagt: „E. E. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht und ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen; wenn E. E. diese drei Ideen goutieren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg. Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann."

Er gibt in einer Beilage drei Grundideen zu solchem Briefe. Sie waren auf die genaueste Kenntnis vom Charakter des Herzogs berechnet. Aber sie waren ganz in der Unbesonnenheit eines Jünglings hingeschrieben, der die Welt und ihre Solidaritäten nicht kennt. Die diplomatische Anleitung, die er dem Freiherrn, seinem zukünftigen Chef, gab, war folgende: es müsse dem Herzog die Sache so erscheinen, als ob sie ganz mit seinem Willen geschehe. „Daher, schreibt er, würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beim Herzog." Zweitens müsse sein Aufenthalt in Mannheim mehr wie eine längere Reise als wie eine völlige „Entschwäbung" erscheinen. Und drittens solle die Aussicht auf Fortsetzung seiner Praxis auch in Mannheim eröffnet

werden, damit man ihn nicht unter dem Vorwande, für sein Wohl zu sorgen, „cujoniere und weniger fortlasse". Ob Dalberg den Herzog besser kannte, als Streicher, welcher meint, derselbe würde unter dem letzten Gesichtspunkt das Gesuch bewilligt haben, oder ob er eine wohl erklärliche Scheu trug, in diesem Grade für das Lebensgeschick des Dichters verantwortlich zu werden; genug, er schrieb nicht, und Schiller blieb mehrere Wochen hindurch in der qualvollsten Erwartung. Dennoch verlor der Dichter den Mut nicht, dennoch behielt er Seelenruhe genug, um an seiner neuen Schöpfung zu arbeiten.

Da tritt ein Fall ein, den er nicht in seine Rechnung aufgenommen. Die Freundinnen des Dichters hatten nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die Räuber aufführen gesehen. Sie konnten dem Drange nicht widerstehen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die Wirkung des Trauerspiels, sowie das Verdienst der Schauspieler auch andern nach Würden zu schildern. Unter dem Siegel einer immer geringern Verschwiegenheit erfährt es der General Augé, und endlich mit Ausmalung der kleinsten Umstände der Herzog selbst. Dieser ist im höchsten Grade aufgebracht. Welche Vermessenheit seines ehemaligen Zöglings, sich ohne Urlaub mehrere Tage ins Ausland zu entfernen, den Lazaretdienst zu vernachlässigen! Er läßt den Dichter vor sich kommen, erteilt ihm das strengste Verbot, sich je wieder mit dem Ausland einzulassen, und befiehlt ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und vierzehn Tage in Arrest zu bleiben.

Kein Romanschriftsteller kann eine Situation ersinnen, einladender und passender zu jenen Komödien, welche die sich anklagenden und entschuldigenden Gedanken miteinander im Kopfe eines Menschen aufzuführen belieben. Der Arrestant war schlechte Zimmer gewohnt, aber die Wachtstube war ihm das abscheuliche Vorbild der Festung, zu der ihn unfehlbar jede weitere litterarische Produktion verdammte. Und daß dieser Arrest so gerecht war! Das war eine so grimmig bittere Betrachtung! Daß durch diesen Ordnungsfehler die üble Ansicht des Herzogs gerechtfertigt, sein Zorn erhöht war, zu einer Zeit, wo Schiller Hoffnung hatte, durch Dalbergs Einfluß seinen Fürsten zu milderen Maßregeln umzu-

stimmen! Ein unschuldiger Gefangener, der, in einem beinahe gelungenen Fluchtversuch gehemmt, an stärkere Ketten geschlossen wird — das war ein Bild für ihn und seine Bedrängnis. Nun war alles verloren. Nun mußte der „verzweifelte Schritt“, den er seinen Streicher mit jenem hingeworfenen Worte hatte ahnen lassen, gewagt werden. Seine Poesie aufgeben — aus allen Fibern schrie es in ihm: lieber das Leben! Wohlan, so blieb nichts übrig, als fortzugehen. Der Gedanke war kühn, um so besser.

Karoline von Wolzogen gibt an, daß er während dieses Arrestes den Plan zu Kabale und Liebe entworfen, und so, sagt sie, „erklären sich leicht die etwas grellen Farben dieses Stückes“. Eduard Boas nimmt diesen Gedanken auf und führt die Stellen, welche die wilde Vergangenheit des Herzogs berühren und die jeder nach unserer Skizze seiner Geschichte leicht finden wird, auf ein persönliches Rachegefühl Schillers zurück. Andere haben ihm nachgesprochen. Aber es braucht diese Erklärung nicht. Ich folge hier Streichers Angabe, der den Plan zu Kabale und Liebe erst entstehen läßt, als Schiller von Stuttgart entfernt war. Die Aufregung, unter welcher der Dichter im Arrest litt, war einem Drama am wenigsten günstig. Karoline von Wolzogen setzt sehr unbestimmt hinzu: „Auch die Idee zur Verschwörung Fiesko's entstand damals, die ihn mehr anzog und die er noch großenteils in Stuttgart ausführte.“ Streicher kannte bereits vor dem Arrest Scenen aus dem Fiesko, und so muß auch sein Zeugnis über die Entstehung von Kabale und Liebe als das gewissere angesehen werden. Wie aus einem Briefe von Schillers Vater an den Sohn erhellt, vertrieb sich letzterer die Langeweile des Gefängnisses mit Kartenspiel.

Aber es war mit diesem Unheil noch nicht genug; auch die Schlechtigkeit eines ganz Unbeteiligten sollte die Hand im Spiel haben. Den Verfasser der Räuber zu denunzieren, war ein sicherer Beweis der Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung, an die Person des Fürsten. Die Handhaben zu einer solchen Denunziation kamen mittelbar aus den Räubern. Schiller hatte seinem Spiegelberg die Worte in den Mund gelegt: „Zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigenes National-Genie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbuben-Klima, und da rath' ich dir, reis ins Graubünder Land, das ist das Athen der heutigen

Gauner.“ Diese Stelle griff ein junger Litterat, Namens Wredow, der in Graubünden mehrere Jahre als Hofmeister gelebt hatte, auf. Er war ein geborner Deutscher. Aber seine Anhänglichkeit an Graubünden war von der weltbürgerlichen Zärtlichkeit, welche beschränkte Köpfe oft die größten Torheiten auf Kosten ihres Vaterlandes begehen läßt. Wredow beging eine solche an Schiller. In den Hamburgischen Adreßkomtoir-Nachrichten vom 13. Dezember 1781 verteidigte er das Graubündner Land gegen die Anklage in einem langen Artikel, sprach freilich zugleich die Vermutung aus, daß nur ein Ländchen gemeint sein könne, das unter der Verwaltung Graubündens stehe und auf welches allerdings Spiegelbergs Ausfall passe. Dieses Ländchen war das Veltlin, von Italienern bewohnt. In der angeführten Stelle aus den Räubern antwortet Razmann dem Spiegelberg: „Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.“

Ob Wredows Artikel nach Württemberg durchdrang, ist nicht bekannt. Aber in Chur kam er dem Dr. Amstein oder Am Stein zu Gesicht. Dieser, ein durchaus ehrenwerter Mann, mochte vielleicht allzu ängstlich für den Ruf seines Adoptivlandes sein (er war ein geborner Schweizer, aber kein Bündner). Er druckte in dem „Sammler“, einer von ihm redigierten bündnischen Zeitschrift, den Artikel Wredows ab und fügte eine Einleitung sowie begleitende Anmerkungen hinzu. Das Ganze, das jedenfalls ernst und wohl gemeint war und Schillers gute Absicht anerkannte, führte den Titel: „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers“ und erschien Ende April 1782. Zugleich schrieb ein anderer Bündner, der schwerlich mit Amstein identisch ist, an Schiller und forderte Revokation. Da keine erfolgte, so ließ derselbe Schiller mahnen durch die Person eines korrespondierenden Mitglieds der Bündnerischen ökonomischen Gesellschaft, des herzoglichen Garteninspektors Walter in Ludwigsburg. Dieser war ein überaus eitler, ehrsüchtiger und unverschämter Mensch, vielleicht eben deswegen ein Feind der Familie Schiller. Er wollte sich beim Herzog wohl dran machen und überbrachte ihm die ganze Geschichte. Der Herzog war in hohem Grade aufgebracht. Die Republik war schon ein übler Nachbar, in Chur wurden die gehässigsten Dinge über Württemberg gedruckt. Nun hatte ein

Zögling der mit so vieler Sorgfalt und Mühe von ihm gepflegten Akademie in das Wespennest gestochen. Das war nicht zu dulden. Sofort erging die Weisung an Schiller, sich nach dem Schlosse Hohenheim zu verfügen, wo der Herzog eben residierte. Dort gab es eine heftige Scene, in welcher Schiller den bestimmten Befehl erhielt, keine andere als medizinische Schriften mehr zu schreiben.

War der strenge Verweis und das Mißfallen seines Fürsten, das er auf eine so zufällige und ganz unschuldige Art sich zugezogen, schon im höchsten Grade unangenehm für Schiller, so war dieser Befehl noch schmerzlicher für ihn. Damit war seinen dramatischen Plänen und Bestrebungen der Lebensnerv durchschnitten. Und das alles der einen elenden Stelle in den Räubern zu verdanken! Es war die lächerlichste Ursache einer unverhältnismäßigen Strenge.

Um Entlassung durfte Schiller nicht anhalten, denn als Zögling der Akademie hatte er die Verpflichtung, in Württemberg zu dienen, und der Landesherr würde durch ein solches Gesuch vollends in Jähzorn versetzt worden sein. Hätte Schiller nicht eine so tiefe innere Beziehung zum Herzog gehabt, so würde es ihm leichter geworden sein, sich auf dem natürlichsten Rechte jedes geringsten Unterthanen, von seinen Naturgaben in den gesetzlichen Schranken freien Gebrauch zu machen, wenigstens innerlich eine feste Position dem Herzog gegenüber zu gründen. Aber es mußte, bei seiner billigen und edlen Denkungsart, ihm den bittersten Schmerz verursachen, in den Augen eines Mannes als schreiend undankbar zu erscheinen, den er so oft der Dankbarkeit versichert hatte. So schien dem Dichter nichts übrig zu bleiben, als sich abermals nach Mannheim zu wenden, von wo die Erlösung winkte. Die zuletzt berichteten Ereignisse fielen etwa in den Anfang Julis. Am 15. Juli schrieb Schiller an Dalberg; er schickte Wagners Kindesmörderin und dessen Macbethübersetzung zurück, welche ihm Dalberg zur Beurteilung mitgegeben. Den Fiesko verspricht er bis Mitte August fertig zu liefern und setzt hinzu, Don Carlos — dieser Stoff war ihm von Dalberg empfohlen — werde vielleicht eins der nächsten Süjets sein, die er bearbeiten wolle. Er meldet seinen Arrest, seine Unterredung mit dem Herzog. „Wenn E. E. glauben, daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen.

Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursach, die ich keinem Brief anvertrauen kann. Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben."

VII.

Die Flucht.

Wieder verflossen vierzehn Tage. Dalberg mochte nach dem zwischen dem Herzog und Schiller ausgebrochenen Konflikt es für unmöglich halten, jetzt einen Vermittlungsversuch zu wagen. Er unterließ ihn. Nun ging dem Dichter die Ueberzeugung auf, daß von daher, wo die Hilfe am leichtesten schien, kein Beistand zu erwarten war. Sein heiterer Sinn verwandelte sich in finstere, trübe Laune; was ihn sonst auf das lebhafteste aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig; selbst seine Jugendfreunde, die sonst immer auf den herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm, mit Ausnahme sehr weniger, beinahe zuwider. Der Fiesko konnte bei dieser Stimmung nur langsam vorrücken. Lange oder gar immer durfte dieser Zustand nicht fortdauern: es war für seinen Verstand, bei seiner ohnehin nicht festen Gesundheit für sein Leben zu fürchten. Er hielt sich für den unglücklichsten aller Menschen. So lange ihm noch ein Funke von Kraft in diesem verzehrenden Jammer blieb, mußte etwas gewagt werden. Durchreißen mußte er dieses Gewebe von Pflichten und Verboten, das ihn erstickte. Nur wie? auf welche Art? Er sann auf einen Zufluchtsort. Er teilte seine Bedrängnis, die Unmöglichkeit, länger in Stuttgart zu bleiben, der Frau von Wolzogen mit. Die edle Freundin gab ihm die feierliche Zusage, ihm für den äußersten Fall so lange in Bauerbach eine Wohnung zu geben und ihn mit allem Nötigen zu versehen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe.

Nach langer Ueberlegung entstand ein Plan, noch einmal heim-

lich nach Mannheim zu reisen und von dort aus an den Herzog zu schreiben. Wurde dann das Verbot desselben nicht aufgehoben, so wollte er nicht nach Stuttgart zurückkehren. Dann hoffte er um so leichter in Mannheim als Theaterdichter angestellt zu werden, je zuversichtlicher ihm von vielen versichert worden war, daß ein solcher Dichter, wie er, die dortige Bühne auf die höchste Stufe des Ruhmes heben würde.

Es fragte sich nun, in welcher Zeit die heimliche Reise am besten auszuführen sei. Alle seine Handlungen waren beobachtet. Der geringste Verdacht konnte ihn für immer an sein Gefängnis fesseln. „In diesem Zustande“, erzählt Streicher, „konnte er sein Herz mit voller Sicherheit nur einem einzigen Freund eröffnen, durch dessen Bekanntschaft er seit achtzehn Monaten die Ueberzeugung erlangt hatte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung bauen könne, die an Schwärmerei grenzten, und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth und Geist ebenso viele Liebe und Freundschaft als Verehrung und Hochachtung verdienen“. Dieser Freund war Streicher. Ein Vertrauen setzte sich zwischen ihm und Schiller fest, das keinen Rückhalt kannte, und die unglückliche Lage des letztern wurde der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche. Schillers Plan, dem Herzoge auf neutralem Boden zu schreiben, hatte Streichers vollen Beifall. Auch Christophine wurde mit diesem Plane bekannt gemacht, und, weit entfernt davon abzuraten, meinte sie, daß, weil ihm das Versprechen einer besonders guten Anstellung nicht erfüllt worden, jeder Schritt entschuldigt werden könne, den er, um sich vor gänzlichem Verderben zu retten, unternehme.

Ein Begleiter, mit dem die heimliche Reise zu unternehmen war und der die nötigen Anstalten dazu erleichtern konnte, war in Streicher gefunden. Dieser wollte im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten, um daselbst bei dem berühmten Philipp Emanuel Bach seine musikalischen Studien zu vollenden, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstützung versprochen hatten. Um seinen angebeteten Freund nicht allein — er wußte wohl, wie rat- und mittellos — der See von Plagen preiszugeben, die ihn erwarteten, wußte er es bei seiner Mutter dahin zu bringen, daß er schon jetzt die Hamburger Reise antreten durfte.

Dem Vater Schillers mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimnis bleiben, damit er im schlimmsten Fall als Offizier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber auch in diesem Punkte die Freunde beruhigte, war, daß der Herzog in wahrhaft edler Gesinnung seine Beziehung zu den Zöglingen vollständig von seinem Verhältnis zu ihren Angehörigen schied und und nie den einen Teil entgelten ließ, was der andere fehlte.

Nachdem alles zur Sache Erforderliche zwischen beiden Freunden mit der gehörigen Selbsttäuschung überlegt war, stand der Entschluß Schillers unwiderruflich fest. Nun aber mußte er sich mit Anspannung aller Kräfte seinem Fiesko widmen. Bevor dieser vollendet war, wäre die Reise zwecklos gewesen, und bis jetzt war — da Schiller in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte — außer dem Plan kaum die Hälfte des Stücks niedergeschrieben. Die Gewißheit des Entschlusses belebte seinen Mut, seine gewöhnliche Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Gedanken, alle Sorgen, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, bloß für die Zukunft zu leben, die Gegenwart nur insofern zu beachten, als er ihr nicht ausweichen durfte. Der Fiesko schritt rasch vorwärts, und wie freute es ihn, wenn er dem Freunde eine in der letzten Nacht gedichtete Scene vorlesen konnte, wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sei und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben! Schiller hielt viel auf diese neue Schöpfung, er äußerte: „Meine Räuber mögen untergehen — mein Fiesko soll bleiben."

Die Außenwelt bildete gerade damals den geräuschvollsten Kontrast zu der stillen Dichterzelle. Der Hof erwartete allerhöchste russische Gäste. Schon zu Anfang August wurden in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude die umfassendsten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin gemacht, die eine Nichte des Herzogs von Württemberg war. In der ersten Hälfte des September sollten die hohen Reisenden eintreffen. Schon einige Tage früher waren die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge Fremder vorangeeilt. Auffahrten von prachtvollen Equipagen mit

den seltensten Pferden stellten alles, was man anderswo an Eleganz entfalten konnte, in Schatten. Aber wahrhaft kaiserlich waren die Anstalten zu einem Jagdschauspiel, welches dem Pinsel eines Rubens und Snyders eine glänzende Aufgabe geboten hätte. Sechstausend Hirsche, der Wildadel vieler Jagdreviere, waren in einen nahe bei der Solitude liegenden Wald zusammengetrieben. Eine Menge Bauern, zwischen einer engen Kette von Wachtfeuern verteilt, verhinderten sie am Durchbrechen. Um das Vergnügen zu erhöhen, waren die edlen Tiere bestimmt, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie, in einem eigens dazu erbauten Lusthause, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

Während diese Vorbereitungen getroffen wurden, rieten wohlmeinende Freunde dem unglücklichen Dichter, den Herzog durch ein Lobgedicht zu versöhnen. Bei seinem jetzigen Verhältnis wäre das eine Erbärmlichkeit gewesen. Er schlug es ab und schrieb, um das Letzte zu versuchen, noch einmal an den Herzog. Der Brief ist vom 1. September datiert. Er bittet darin um die Erlaubnis, ferner litterarische Schriften bekannt machen zu dürfen. „Eine innere Ueberzeugung," schreibt er, „daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sei, gibt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Litterarisches mehr zu schreiben, oder mit Ausländern zu kommunizieren, zur Absicht haben." Er gibt die beiden Gründe an, welche dem Herzoge am faßlichsten und in der That aufrichtig waren: Vorteil und Auszeichnung. Herzog Karl hat diese Bittschrift niemals gelesen. Er verweigerte die Annahme und ließ dem Dichter bei Strafe des Arrestes verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten.

Mittlerweile mehrte sich mit den Gästen das Geräusch. Unter allen Fremden, welche ankamen, war für Schiller keiner von solchem Interesse, wie Herr von Dalberg. Man erinnert sich des letzten verzweifelten Briefes, den Schiller an ihn geschrieben. Wollte Dalberg ihn mündlich beantworten? Wollte er jetzt, da der Herzog so zugänglich war, etwas für seinen unglücklichen Schützling unternehmen? Schiller machte ihm seinen Besuch. Dalberg muß sein Versprechen erneuert, aber ebenso seine Bedenklichkeiten, wie man

Schiller aus den Diensten des Herzogs wegbekäme, wiederholt haben. Denn Schiller hielt es für ratsam, ihm nicht das Geringste von seinem Vorhaben mitzuteilen, ohne doch seine Hoffnungen auf Mannheim aufzugeben. Sein Entschluß stand fest. Er wollte alle Bedenklichkeiten durch eine That abschneiden.

Die Zeit mußte genutzt werden. Die russischen Gäste waren angekommen. Nur wenige der noch übrigen festlichen Tage boten eine so allgemeine Aufregung und Unruhe, daß man unbemerkt eine Reise antreten konnte. Schiller wollte seine Eltern und Schwestern noch einmal sehen. Seine Mutter war jetzt von allem aufs genaueste unterrichtet. Er wollte sie beruhigen und von ihr Abschied nehmen.

Unter den angekommenen Fremden befand sich auch die Frau des Regisseurs Meyer vom Mannheimer Theater, der in den Räubern den Hermann gespielt und nebst seiner Frau, einer gebornen Stuttgarterin, ein herzliches Interesse für den Dichter gezeigt hatte. Schiller sah sie öfters, sagte ihr aber nichts von seinem Plan. Mit ihr und seinem Streicher ging er zur Solitude. Den Weg, den er so oft in besseren Tagen gemacht, wanderte er zum letztenmal auf lange Zeit. Er suchte unterwegs unvermerkt von Madame Meyer alles zu erfahren, was die inneren Verhältnisse des Theaters, was seine eigenen Hoffnungen betraf. Aber da alles dahin Einschlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernsthaftere Fragen aus Furcht, daß seine Absicht erraten werde, nicht wohl gestellt werden konnten, so ließ das Gespräch die Zukunft in jener Dämmerung, in welcher ein gutes Glück, vom lebhaften Wunsche beleuchtet, als der einzige hellere Punkt erscheint.

So kam man auf der Solitude an. Die Mutter und Christophine waren allein. „So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich sich so zu bemeistern, daß Streicher die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz auf sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. . . . .
Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber —

ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den vorhabenden Schritt als eine Notwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemütsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! — — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, sowie an seinen feuchten, geröteten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

„Auf der Solitude erfuhr man, daß daselbst am 22. September die große Hirschjagd, Schauspiel und eine allgemeine, prächtige Beleuchtung stattfinden solle. Zu Hause angelangt, wurde zwischen Schiller und Streicher alles, was ihre Reise betraf, noch um so eifriger besprochen, als keine Zeit mehr zu verlieren war, da die Festlichkeiten bald zu Ende sein würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu besetzen habe, er folglich unter den Stadtthoren Soldaten treffen werde, denen er nicht so genau, wie seinen alten Grenadieren bekannt sei, so wurde die Abreise auf den 22. September abends um neun Uhr festgesetzt.“

Die letzte Nacht brachte Schiller auf der Wacht bei Scharffenstein zu. In ihm umfaßte der Jüngling noch einmal alles Weh, alles Glück seiner akademischen Jahre. Seine ganze Seele stand offen. Er vermachte ihm Bücher, gab ihm seinen Shakespeare zur Aufbewahrung und, als hätte er gefühlt, daß er fortan nicht die ausschließende und sich täglich beweisende Freundschaft zu geben imstande sein würde, die Scharffenstein verlangte, vermachte er

ihm in seinem Lempp einen Freund. Scharffenstein sagt dazu in seinen Aufzeichnungen: ‚Es hat seine Zinsen getragen; ohne dieses Kapital wäre ich sehr arm geblieben.‘

„Die bürgerliche Kleidung, welche sich Schiller hatte machen lassen, seine Wäsche, die Werke von Haller, Shakespeare ꝛc. wurden nach und nach von Streicher weggebracht, so daß für die spätern Stunden nur wenig mehr zu thun übrig blieb. Am letzten Vormittag sollte, nach der Abrede, um 10 Uhr alles bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war, und Streicher fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem Besuch in dem Lazaret zu Hause gekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen und aufs neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letzterem — gewiß weniger aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund — der Schönheit der Sprache und Bestimmtheit der Bilder wegen Streicher einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sei, sowie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und abends neun Uhr kam Schiller in die Wohnung von Streicher mit einem Paar alter Pistolen unter seinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrat an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nötigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und Streichern noch achtundzwanzig Gulden

übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Mut auf das Zehnfache gesteigert wurden.

„Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus sich jetzt schon entfernen wollen, so würde Streicher die nötige Summe bis Hamburg in Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entscheidung herbeizuführen, ließ sich schon darum nicht bezähmen, weil er fürchtete, eine so gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenutzt vorbeigehen zu lassen und dann weit mehr Schwierigkeit beim Herzog für die Gewährung seiner Bitten zu finden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daselbst, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, sollte Streichern nachgeschickt werden.

„Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an Streicher, — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. — Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um 10 Uhr nachts in den Wagen steigen und abfahren.

„Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war, und einer der bewährtesten Freunde Schillers als Lieutenant die Wache hatte, damit, wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittelung des Offiziers sogleich gehoben werden könne. Es war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. — — —

„So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache: Halt, Werda! Unteroffizier heraus! einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von Streicher des Dichters Name in Doktor Ritter und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reisend, angegeben und so aufgeschrieben.

Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie außer dem Thore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, solange als sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röte am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Anhöhe liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das überraschendste ausnahm. Die reine, heitre Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: ‚Meine Mutter!‘ —

„Morgens zwischen ein und zwei Uhr war die Station Enzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee erteilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das merkwürdigste darunter war die Fürstengruft.“

Schöner konnte der schuldlose, freie Dichter nicht von seiner Heimat scheiden, als indem er des gefangenen mit liebender Begeisterung gedachte. Die traurigen Klänge von Schubarts Gedichten gaben ihm das Geleite, das einzige, mit welchem das Vaterland seinen größten Sohn in die Verbannung sandte! Das einzige? Seien wir nicht ungerecht. Für die verlorene Fürstengunst, für sein geraubtes Menschenrecht gab es ihm das Köstlichste, was es besaß, aus dem Schoße seines edlen Volksstammes einen Freund, und in dem Freunde sein ganzes, getreues Herz.

Viertes Buch.

Im Strom der Welt und in der Stille.

September 1782 bis 17. Juli 1783.

I.

Dr. Ritter in Mannheim.

Die Reisenden erreichten ungehindert um acht Uhr morgens die kurpfälzische Grenze. Sie wurde mit einer Freude betreten, als ob hinter ihnen alles Leid, vor ihnen ein Eldorado läge. Streicher hat diese Stunden in treuem Gedächtnis aufbewahrt. „Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu sein, verbunden mit dem heiligen Vorsatz, demselben sich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düstere Gemüt Schillers zur gefälligsten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. ‚Sehen Sie,‘ rief er seinem Begleiter zu, ‚sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung!‘ Ein lebhaftes Gespräch, das durch diese Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergestalt, daß es kaum möglich schien, um zehn Uhr schon in Bretten angekommen zu sein. Dort wurde bei dem Postmeister Pallavicini abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, nachmittags die Post genommen und über Waghäusel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach neun Uhr abends erfolgte. Da in Mannheim, als einer Hauptfestung, die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, so mußte in Schwetzingen übernachtet werden; welches auf zwei unruhige Tage und eine schlaflose Nacht um so erwünschter war.

„Am 24. September waren die Reisenden des Morgens sehr früh geschäftig, um sich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beste, was die Koffer faßten, wurde hervorgesucht, um durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern,

die dem dürftig oder leidend Aussehenden fast immer versagt wird. Die Hoffnung Schillers, seine kranke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung. Es ließ sich für gewiß erwarten — die Entscheidung des Herzogs möge nun gewährend oder verneinend ausfallen — daß noch in diesem Jahre Fiesko aufgeführt werde, und dann war der Verfasser durch eine freie Einnahme oder ein beträchtliches Honorar auf so lange geborgen, daß er sich wieder neue Hilfsmittel schaffen konnte. Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Vermutungen in volle Gewißheit umwandeln müßten, wurde die Postchaise zum letztenmale bestiegen und nach Mannheim eingelenkt, das in zwei Stunden, ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt an dem Thore der Festung, erreicht war.

„Der Theaterregisseur, Herr Meyer, bei welchem abgestiegen wurde, war sehr überrascht, Schillern zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er ihn in lauter Feste und Zerstreuungen versunken glaubte; aber seine Ueberraschung ging in Erstaunen über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er so hoch verehrte, jetzt als Flüchtling vor ihm stehe. Obwohl Herr Meyer bei der zweimaligen Anwesenheit Schillers in Mannheim von diesem selbst über sein mißbehagliches Leben und Treiben in Stuttgart unterrichtet war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß diese Verhältnisse auf eine so gewagte und plötzliche Art abgerissen werden sollten. Als gebildeter Weltmann enthielt er sich, bei den weiteren Erklärungen Schillers hierüber, jedes Widerspruchs und bestärkte ihn nur in dem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden und durch seine Bitte eine Aussöhnung bewirken zu wollen. Die Reisenden wurden von ihm zum Mittagessen eingeladen, und er hatte auch die Gefälligkeit, in der Nähe seines Hauses eine Wohnung, die in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich zu haben war, aufnehmen zu lassen, wohin sogleich das Reisegerät geschafft wurde. Nach Tische begab sich Schiller in das Nebenzimmer, um daselbst an seinen Fürsten zu schreiben." Der Brief, von welchem früher nur das Fragment eines Konzeptes vorhanden war, ist aufgefunden worden. Er beginnt:

„Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes kann

dem Fürsten und Vater niemals gleichgültig sein. Ich habe einen schrecklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei schwerer Ahndung verboten worden sind. Höchstdieselben haben mir auf das strengste verboten, litterarische Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulassen" u. s. w. Er bittet aufs beweglichste um Aufhebung des bekannten Verbots, um die Erlaubnis, sich civil tragen und Reisen ins Ausland unternehmen zu dürfen, um Gelehrte kennen zu lernen; unter diesen Bedingungen wünscht er nichts sehnlicher, als in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen.

Dieses Schreiben wurde einem Briefe an den Intendanten von Seeger beigeschlossen und dieser ersucht, die vorgelegten Bitten nach seinen besten Kräften, sowie durch seinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterstützen zu wollen. Schiller glaubte für seine Sicherheit so wenig befürchten zu dürfen, daß er den Intendanten bat, ihm seine Antwort durch die Adresse des Herrn Meyer zukommen zu lassen. „Obwohl Letzterer," erzählt Streicher, „über das wahrscheinliche Verfahren des Herzogs nicht so ruhig sein konnte, als derjenige, den es zunächst betraf, so mußte er doch die Möglichkeit zugestehen, daß der Fürst durch die rührenden und bescheidenen Vorstellungen seines ehmaligen Günstlings, wie aus Rücksicht gegen dessen Eltern, vielleicht bewogen werden könne, von den gewöhnlichen Verfügungen für diesmal abzugehen und wenigstens einen Teil der Bitten zu bewilligen."

„Den andern Tag abends traf Madame Meyer von Stuttgart wieder zu Hause ein. Sie erzählte, daß sie schon am 23sten vormittags Schillers Verschwinden erfahren, daß jedermann davon spreche und allgemein vermutet werde, man würde ihm nachsetzen lassen oder seine Auslieferung verlangen." Scharffenstein erzählt: ‚Die Meisten sahen hier ein Pendant zu den Räubern.' „Schiller beruhigte jedoch seine Freunde durch die Versicherung, daß er den großmütigen Charakter seines Herzogs durch zu viele Proben habe kennen lernen, als daß er nur die geringste Gefahr befürchte, so lang er den Willen zeige, wieder zurückzukommen. Dies sei geschehen, eines Vergehens könne man ihn nicht anklagen; eigentlicher Soldat sei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Klasse derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen

nachgesetzt wird. Indessen wurde es doch für ratsam gehalten, daß er sich nirgends öffentlich zeigen solle, wodurch er nun auf seine Wohnung und das Meyersche Haus allein eingeschränkt blieb. Für die Reisenden war es sehr angenehm, in der Hausfrau eine teilnehmende Landsmännin und sehr gebildete Freundin zu finden, die in alles einging, was ihr jetziges oder künftiges Schicksal betraf, und dasjenige mit leichter Zunge behandelte, über was sich Männer nur sehr ungern offen erklären. Nicht nur für diese bedenkliche Zeit, sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schillers aufrichtigste, wahrste Freunde, und Madame Meyer bewies sich, besonders bei dieser Gelegenheit, so sorgsam und thätig, wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat.

„Mittlerweile hatte Streicher schon am ersten Abend mit Herrn Meyer über das neue, beinahe ganz fertige Trauerspiel Fiesko gesprochen und desselben als einer Arbeit erwähnt, die den Räubern aus vielen Rücksichten vorzuziehen sei. Es ergab sich nun von selbst, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mitteilung des Manuskriptes zu befriedigen, wozu sich aber dieser nur unter der Bedingung verstand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig sei. — — Es wurde sogleich ein Tag festgesetzt, auf welchen die bedeutendsten Künstler des Theaters eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stücks beizuwohnen."

Streicher erzählt, daß umgehend eine Antwort auf Schillers Schreiben eingetroffen sei, worin ihm im Auftrag des Herzogs angekündigt wurde, da Se. Herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, solle er nur zurückkommen. Da dieses Schreiben von allem dem nicht das Geringste erwähnt habe, um was Schiller zur Erleichterung seines Schicksals so dringend gebeten, so habe er augenblicklich zurückgeschrieben, daß er diese Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich als eine Gewährung seines Gesuches betrachten könne, folglich genötigt sei, bei dem Inhalt seiner Bittschrift zu beharren. „Durch diese Antwort in Zweifel gesetzt, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, schrieb Schiller — was er schon am zweiten Tage seiner Ankunft an seine Eltern gethan — sogleich an einige Freunde, damit, wenn sie etwas erführen, was ihm schaden könnte, sie ihm

doch alsobald Nachricht geben möchten, und sah den Antworten mit ebensoviel Unruhe als Neugierde entgegen.

„Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt, wozu sich gegen vier Uhr außer Iffland, Beil, Beck, noch mehrere Schauspieler einfanden, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, sowie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkt eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

„Für Streicher war das Beisammensehen so berühmter Künstler, wie Iffland, Meyer, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang gehabt hatte. Im stillen feierte er schon den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen sein würden, die schon in den ersten Scenen, sowie in den folgenden noch häufiger vorkommen. . . . .

„Aber der erste Akt wurde, zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte, und die übrigen sich von der Geschichte Fieskos oder von Tagesneuigkeiten unterhielten. Der zweite Akt wurde von Schiller weiter gelesen, ebenso aufmerksam wie der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben &c. herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler, Namens Frank (Streicher hätte ihn ohne Zweifel kaltblütig ermorden können), schlug ein Bolzenschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr nachts entfernte."

Wir können Schillers Stimmung ziemlich richtig zeichnen, wenn wir annehmen, daß er etwa die Hälfte der Empörung empfand, die seinen Freund erfaßte. Dieser ist außer sich. Alle Schreckenssagen von Neid und Kabale der Schauspieler stehen ihm

vor Augen, und mit diesen Leuten soll sein Schiller zusammenleben und wirken! Er ist im Begriff, sich über die „ungewöhnliche und beinahe verächtliche“ Behandlung Schillers bei Herrn Meyer zu beklagen. Dieser zieht ihn in ein Nebenzimmer und fragt:

„Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?“

„Zuverlässig! wie können Sie daran zweifeln!“

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein anderer dieses Stück geschrieben, und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand anderer daran geholfen?“

„Ich kenne Schillern schon im zweiten Jahre und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geschrieben und ebenso auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieses alles?“

„Weil der Fiesko das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben.“

Das war dafür, daß Streicher den Fiesko über die Räuber gesetzt hatte. Umsonst sind alle Versuche, Meyer umzustimmen. Er beharrt auf seiner Meinung. „Ihm als einem erfahrenen Schauspieler,“ sagt er, „müsse es zukommen, aus einigen Scenen den Gehalt des Ganzen sogleich beurteilen zu können.“ Sein Schluß ist: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, schwulstiges, unsinniges Zeug hervorbringen.“

Streicher ist sprachlos. So redete ein Mann von Fach, der wärmste Freund Schillers? Bald ist er geneigt, an seinem eigenen Urteil zu verzweifeln, bald an eine allgemeine Verschwörung gegen den Dichter zu glauben. Die qualvollen Abendstunden werden von den Anwesenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Von Fiesko erwähnt niemand mehr eine Silbe. Schiller selbst ist äußerst verstimmt und nimmt mit seinem Gefährten zeitig Abschied. Beim Weggehen hat Meyer doch so viel Höflichkeit, sich für die Nacht das Manuskript zu erbitten, indem er nur die zwei

ersten Akte gehört und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme.

Niedergeschlagen langen die Freunde in ihrer Wohnung an. Ein jeder vermeidet über das, was sie eigentlich drückt, zu sprechen. Endlich macht sich Schiller Luft, und zu der berechtigten Klage über den Unverstand der Schauspieler fügt auch er den Vorwurf von Neid und Kabale. Noch mehr. Jetzt, zum erstenmal, spricht er den ernstlichen Vorsatz aus, daß, wenn er hier nicht als Schauspieldichter angenommen werde, er selbst als Schauspieler auftreten wolle. Denn eigentlich könne doch niemand seine Werke so deklamieren wie er. Streicher ist zartfühlend genug, dem mißlaunigen Freunde diese wohlthuende Illusion zu lassen, gibt aber doch durch eine ernstliche Mahnung an seine Eltern, an das Vorurteil gegen den Schauspielerstand, an die Hoffnungen, die sich an die Wiederkehr des Baron Dalberg knüpften, den Gedanken des Freundes eine andere Richtung.

„Mit bangen Erwartungen wegen des Endurteils, das über Fiesko und seinen Verfasser gefällt werden sollte, begab sich Streicher den andern Morgen ziemlich früh zu Meyer, der ihn kaum ansichtig wurde, als er ausrief: ‚Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen.‘“

Streicher hätte gern den herabsetzenden Ausspruch über Schillers Deklamation widerlegt, aber die Freude treibt ihn sofort wieder nach Hause. Schiller ist eben in gesunkener Stimmung aufgestanden. Die Nachricht, sein Trauerspiel werde nun bald in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen, überrascht ihn aufs freudigste. Die Erklärung dieses Rätsels aber verschweigt der Freund aufs sorgfältigste, „um sein ohnehin krankes Gemüt nicht zu reizen.“

Am andern Tage trifft die Antwort auf das zweite Schreiben Schillers ein, desselben Inhalts, wie die erste, „da Se. Herzogliche Durchlaucht jetzt sehr gnädig wären, solle er nur zurückkommen." Allein Schiller konnte ebensowenig als früher wagen, hierauf einzugehen. Der entscheidende Schritt war einmal geschehen. Jedes Band mit seinem Fürsten war gelöst. Er schrieb nicht wieder. Er folgte dem Rat seiner Freunde, sich auf einige Wochen zu entfernen, indem es doch möglich wäre, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, weil er auf Kosten des Herzogs in der Akademie erzogen worden und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärstande gerechnet werden könne. Geschähe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so wäre man beinahe versichert, seine Entweichung sei vergessen, oder der Herzog werde, seiner gewöhnlichen Großmut gemäß, nicht weiter nach ihm fragen.

Da auch Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte und seine Rückkehr ungewiß blieb, folglich für die Bestimmung Schillers nichts gethan werden konnte, so wurde nach einem Aufenthalt von zehn bis zwölf Tagen die Reise über Darmstadt nach Frankfurt am Main beschlossen, wo auch die weiteren Nachrichten von Hause oder von Mannheim abgewartet werden konnten. „Aber diese Reise mußte zu Fuß gemacht werden; denn das kleine Kapital, das jeder von Stuttgart mit sich nehmen konnte, war durch die Herreise, durch das Verweilen in Mannheim so herab geschwunden, daß es bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn oder zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht thunlich, sich bei seinen Eltern um Hilfe zu bewerben, denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn keinem Verdachte bloßzustellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er würde einem sehr behaglichen Zustand entgegengehen. Es schrieb daher Streicher an seine Mutter, ihm vorläufig, aber sobald als möglich, dreißig Gulden auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seien, und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne."

II.

Fußwanderung.

„Nach dem herzlichsten Abschied von Herrn und Madame Meyer und nur mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen gingen die Reisenden nach Tisch über die Neckarbrücke von Mannheim ab, schlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorf über Nacht und gingen den andern Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergstraße nach Darmstadt, wo sie abends gegen sechs Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten zwölfstündigen Marsch, begaben sie sich in einen Gasthof, und waren sehr froh, nach einem guten Abendessen in reinlichen Betten ausruhen und sich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres sollte ihnen aber nicht zu teil werden; denn aus dem tiefsten Schlafe wurden sie durch ein so lärmendes, fürchterliches Trommeln aufgeschreckt, daß man glauben mußte, es sei ein sehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das schreckliche Getöse sich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder schreien höre; sie öffneten die Fenster, ob sich keine Helle von Flammen zeige; aber alles blieb ruhig, und wenn es nur einer allein gehört hätte, würde er sich endlich selbst überredet haben, es sei ein Traum gewesen. Am Morgen erkundigten sie sich bei dem Wirt, was das außerordentlich starke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erstaunen, daß dieses jede Nacht mit dem Schlage zwölf Uhr so wäre. Es sei die Reveille!

„Des Morgens fühlte sich Schiller etwas unpäßlich, bestand aber doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er allsogleich nach Mannheim schreiben und sich die indessen an ihn eingelaufenen Briefe schicken lassen könne.

„Es war ein sehr schöner, heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Kirschengeist, in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu

Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirtshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schillers kaum zuzulassen schien; denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer stand zu sein noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

„In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mit-leiden und Mit-tragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Teilnahme um so größer sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüt, den höchsten Adel der Seele kund gab und all das Erhabene und Schöne schon im voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten, düstern Zügen ließ sich noch der stolze Mut wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verriet, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so günstig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von niemand betreten wurde. Erst nach Verlauf dieser Zeit zeigte sich plötzlich ein Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: ‚Ah! hier ruht man sich aus!‘ einen der in Frankfurt liegenden Werber vermuten ließ. Er näherte sich mit der Frage: ‚Wer sind die Herren?‘ worauf Streicher etwas laut und barsch antwortete: ‚Reisende‘. Schiller erwachte,

richtete sich schnell auf und maß den Fremden mit scharfem, verwundertem Blick, der sich nun auch, da er wohl merken mochte, daß hier für ihn nichts zu angeln sei, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernte.

„Auf die schnelle Frage von Streicher: ‚Wie geht's, wie ist Ihnen?‘ erfolgte zu seiner großen Beruhigung die Antwort: ‚Mir ist etwas besser, ich glaube, daß wir unsern Marsch wieder antreten können.‘ Er stand auf, durch den Schlaf so weit gestärkt, daß er, anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche die Entfernung der Stadt noch auf eine kleine Stunde angaben. Diese Nachricht belebte den Mut, es wurde etwas schneller gegangen, und ganz unvermutet zeigte sich das altertümlich gebaute, merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat. Teils aus nötiger Sparsamkeit, teils auch, wenn Nachforschungen geschehen sollten, um so leichter verborgen zu sein, wurde die Wohnung in der Vorstadt Sachsenhausen bei einem Wirte, der Mainbrücke gegenüber, gewählt, und mit demselben sogleich der Betrag für Zimmer und Verköstigung auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrat noch ausreichen würde.

„Die Gewißheit, hier genugsam verborgen zu sein, die vergönnte Ruhe und ein erquickender Schlaf gaben Schillern die nötigen Kräfte, daß er des andern Tages einige Briefe nach Mannheim schreiben konnte. Unter diesen befand sich auch ein Brief an Dalberg. Man überschlage ihn nicht, denn er wurde mit gepreßtem Gemüt und nicht mit trockenen Augen geschrieben:

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die nötigen Hilfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können.

Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen notwendigen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachstum und Vollendung abspricht.

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimütig um Unterstützung zu bitten. So höchst notwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Mut, Euer Excellenz um gütigen Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benötigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe!

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hierzu 100 fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Wert meines Schauspiels bestimmen würde.

„In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein (wenn

meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege) beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu applanieren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Not zu quälen.

„Schnelle Hilfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzuteilen und Sie selbst des Geschäfts mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich

Euer Excellenz

wahrsten Verehrer

Friedrich Schiller."

Ich erinnere meine Leser daran, daß der Selbstverlag und andere Veranlassungen, zu denen eine herbe Beschuldigung des Vaters auch das Spiel während des Arrests rechnet, die Schulden Schillers auf mehrere hundert Gulden gebracht hatten und daß ein Freund, wie Streicher angibt, für 200 Gulden Bürgschaft geleistet hatte. Nach der Abreise Schillers von Stuttgart konnte sich der Darleiher nur an diesen Bürgen halten, und da letzterer zur Zahlung unvermögend war, konnte er in den Fall geraten, verhaftet zu werden.

Der Brief wurde an Meyer geschickt und dieser in einer Beilage ersucht, die Antwort Dalbergs entgegenzunehmen und sie nach Frankfurt zu senden, wo man sie von der Post abholen wolle.

„Da Schiller durch obiges Schreiben die schwerste Last von seinem Herzen abgewälzt hatte, gewann er zum Teil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische

Gewühl, die ineinander greifende Thätigkeit so vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege übersah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst einem Teil von Frankfurt, Sachsenhausen, sowie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüt wieder hoben und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab, und die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schillers so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen, und er ohne Unterlaß von allen Musen umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachtessen geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beschäftigt sei; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Aussicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden, überließ er sich um so behaglicher seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde, und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte. In solchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt. Der nächste Vormittag wurde dazu verwendet um die in der Geschichte Deutschlands so merkwürdige Stadt etwas sorgfältiger, als gestern geschehen konnte, zu besehen, und auch einige Buchläden zu besuchen. In dem ersten derselben erkundigte sich Schiller, ob das berüchtigte Schauspiel, die Räuber, guten Absatz finde, und was das Publikum darüber urteile? Die Nach-

richt über das erste fiel so günstig aus, und die Meinung der großen Welt wurde so außerordentlich schmeichelhaft geschildert, daß der Autor sich überraschen ließ, und ungeachtet er als Doktor Ritter vorgestellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß er, der gegenwärtig das Vergnügen habe, mit ihm zu sprechen, der Verfasser sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müsse, daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne? Indes verbarg er seine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgesprochene Urteil, welches man so ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieser Auftritt sehr erheiternd; denn in einem solchen Zustande, wie er damals war, konnte auf sein bekümmertes Gemüt nichts so angenehmen Eindruck haben, als die Anerkennung seines Talentes und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen waren. Zu Haus angelangt, überließ sich Schiller aufs neue seinen dichterischen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erst nach dem Abendessen, wo er dann auch seinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beschäftige.

„Da man allgemein glaubt, daß bei dem Empfangen und an das Licht bringen der Geisteskinder gute oder schlimme Umstände ebenso vielen Einfluß wie bei den leiblichen äußern, so sei dem Leser schon jetzt vertraut, daß Schiller seit der Abreise von Mannheim mit der Idee umging, ein bürgerliches Trauerspiel zu dichten, und er schon so weit im Plan desselben vorgerückt war, daß die Hauptmomente hell und bestimmt vor seinem Geiste standen. Dieses Trauerspiel, das wir jetzt unter dem Namen Kabale und Liebe kennen, welches aber ursprünglich Luise Millerin hatte benannt werden sollen, wollte er mehr als einen Versuch unternehmen, ob er sich auch in die bürgerliche Sphäre herablassen könne, als daß er sich öfters oder gar für immer dieser Gattung hätte widmen wollen. Er dachte so eifrig darüber nach, daß in den nächsten vierzehn Tagen schon ein bedeutender Teil der Auftritte niedergeschrieben war.

„Am nächsten Morgen fragten die Reisenden auf der Post nach, ob keine Briefe für sie angelangt wären? Aber der Gang war fruchtlos, und da die Witterung trübe und regnerisch war, so mußte die Zuflucht wieder zur Stube genommen werden. Am Nachmittag wurde auf der Post noch einmal angefragt, aber ebenso vergeblich, wie in der Frühe. Diese Verspätung deutete Streicher (immer Pylades!) um so mehr als ein gutes Zeichen, indem der angesuchte Betrag entweder durch Wechsel oder durch den Postwagen übermacht werden müsse, was dann notwendig einige Tage mehr erfordern könne, als ein bloßer Brief. Er war seiner Sache so gewiß, daß er Schillern ersuchte, ihm seine in Mannheim zurückgelassenen Sachen nach Frankfurt zu schicken, weil er dann, sowie die Hilfe von Baron Dalberg eintreffe, seine Mutter ersuchen wolle, ihm außer dem, was er jetzt schon besitze, noch mehr zu senden, damit er von hier aus die Reise nach Hamburg fortsetzen könne. Schiller sagte dieses sehr gern zu und versprach noch weiter, ihm auch von Meyer, sowie von seinen andern Freunden Empfehlungsbriefe zu verschaffen, indem ein junger Tonkünstler nie zu viele Bekanntschaften haben könne. Diese Hoffnungen, die von beiden Seiten noch durch viele Zuthaten verschönert wurden, erheiterten den durch eine bessere Witterung begünstigten Spaziergang und störten auch abends die Phantasie des Dichters so wenig, daß er sich derselben, im Zimmer auf und ab gehend, mehrere Stunden ganz ruhig überließ.

„Den nächsten Morgen gingen die Reisenden schon um neun Uhr aus, um die vielleicht in der Nacht an sie eingelaufenen Briefe abzuholen, die auch zu ihrer großen Freude wirklich eingetroffen waren. Sie eilten so schnell als möglich nach Hause, um den Inhalt derselben ungestört besprechen zu können, und waren kaum an der Thür ihrer Wohnung, als Schiller schon das ‚An Dr. Ritter‘ überschriebene Paket erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthaltes anrieten, aber doch nicht das mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide

betraf und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meyer der angenehmsten Nachricht entgegensahen. Schiller las dieses für sich allein, und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meyer nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache, daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei; daß die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne."

Streicher erzählt, daß Schiller nicht die geringste Klage hören ließ. Kein hartes und heftiges Wort kam über seine Lippen, so wenig er sich vor seinem Freunde zu scheuen brauchte. Was das Schlimmste war: der edle Jüngling, der unter den Thränen brennender Scham seinen Stolz bis zur schmählichen Bitte herabgewürdigt hatte und in diesem Stolz tödlich verwundet war, er mußte nach Streichers Zeugnis selbst in diesem Augenblicke daran denken, mit Dalberg zu verhandeln.

„Da die Hoffnung geblieben war, daß, wenn Fiesko für das Theater brauchbar eingerichtet sei, derselbe angenommen und bezahlt würde, oder wenn dieses auch nicht der Fall wäre, doch das Stück in Druck gegeben und dafür etwas eingenommen werden könne, so beschloß er in die Gegend von Mannheim zu gehen, weil es dort wohlfeiler als in Frankfurt zu leben sei, und auch um den Herren Schwan und Meyer nahe zu sein, damit, wenn es auf die tiefste Stufe des Mangels kommen sollte, von diesen einige Hilfe erwartet werden könne. Er wäre sogleich dahin aufgebrochen, allein man war noch an Frankfurt gebannt, denn bei jedem Griff in den Beutel war schon sein Boden erreicht, und die durch Streicher von seiner Mutter erbetene Beihilfe war noch nicht angelangt. Bis diese eintreffe, mußte man hier aushalten, und um gegen die Möglichkeit, daß sie spät ankäme oder vielleicht gar ausbliebe, doch einigermaßen gedeckt zu sein, entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, ‚Teufel Amor' betitelt, an einen Buchhändler zu verkaufen.

„Dieses Gedicht, von dem sich der Verfasser nur noch folgender zwei Verse:

‚Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug‘

mit Zuverlässigkeit erinnert, war eins der vollkommensten, die Schiller bisher gemacht, und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache so hinreißend, daß er selbst — was bei seinen andern Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden schien und seinen jungen Freund mehrmals durch dessen Vorlesung erfreute. Leider ging es in den nächsten vier Wochen mit noch andern Sachen, wahrscheinlich durch die Zerstreuung des Dichters selbst, in Verlust ....

„Von dem Buchhändler kam Schiller aber ganz mißmutig wieder zurück, indem er fünfundzwanzig Gulden dafür verlangte, jener jedoch nur achtzehn geben wollte. So benötigt er aber auch dieser kleinen Summe war, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, diese Arbeit unter dem einmal ausgesprochenen Preise wegzugeben, und zwar sowohl aus herzlicher Verachtung gegen alle Knickerei, als auch weil er den Wert des Gedichtes selbst nicht gering achtete. Endlich, nachdem der Reichtum der geängstigten Freunde schon in kleine Scheidemünze sich umgewandelt hatte, kamen den nächsten Tag auf dem Postwagen die bescheidenen dreißig Gulden für Streicher an, der auch, ohne das geringste Bedenken, für jetzt seinen Plan nach Hamburg aufgab und bei Schillern blieb, um ihn nach seinem neuen Aufenthaltsort zu begleiten. Dieser schrieb noch am nämlichen Abend an Herrn Meyer, daß er den nächsten Vormittag nach Mainz abgehen, am folgenden Abend in Worms eintreffen werde, wo er auf der Post Nachricht erwarte, wohin er sich zu begeben habe, um ihn zu sprechen, und den Ort zu bestimmen, in welchem er sein Trauerspiel ruhig umarbeiten könne. Gleich den andern Morgen begaben sich die Reisenden auf das von Frankfurt nach Mainz täglich abgehende Marktschiff, mit welchem sie des Nachmittags bei guter Zeit in letztbenannter Stadt anlangten, dort sogleich in einem Gasthofe das wenige, was sie bei sich hatten, ablegten und noch ausgingen, um den Dom und die Stadt zu besichtigen.

„Am nächsten Tage verließen sie Mainz sehr früh, wo sie, die Favorite vorbei, den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrom bei der schönsten Morgenbeleuchtung genossen und den echt deutschen Eigensinn bewunderten, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung zur Vereinigung durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farben bezeichneten. Da man auf den Abend in Worms eintreffen wollte, so mußten die Wanderer als ungeübte Fußgänger sich ziemlich anstrengen, um den neun Stunden langen Weg zurückzulegen. Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten beide der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem in der Gegend wachsenden Wein, den sie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten, zu stärken, welches besonders Schiller, der von Mainz bis hieher nur wenige Worte gesprochen, sehr zu bedürfen schien. Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirtshaus und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen einen Schoppen oder ein Viertelmaß von dem besten ältesten Wein, der sich im Keller fand und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte. Als Nichtkennern edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenständen, der Ruf größer sei, als die Sache verdiene. Aber als sie ins Freie gelangten, als die Füße sich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hülle etwas lüftete, und man ihr mit mehr Mut als bisher entgegenzutreten wagte, glaubten sie einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieser angenehme Zustand erstreckte sich aber kaum über drei Stunden; denn so fest auch der Wille war, so sehr die Notwendigkeit zur Eile antrieb, so konnte Schiller doch das anstrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten; was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war, und nichts so sehr ermüdet, als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung ist. Man entschloß sich daher, eine Station weiter zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr nachts erreicht wurde."

III.

Dr. Schmidt in Oggersheim.

Ich habe Streichers Erzählung, welche wie ein ruhiger Spiegel rein und deutlich das Bild des leidenden Dichters wiedergibt, so wenig als möglich unterbrochen. Ich hoffe, meine Leser werden es mir Dank wissen. Nach meiner Empfindung wenigstens liegt ein Licht der Liebe über diesen Worten, das ich um keinen Preis mit dem Lichte irgend eines Biographen vertauschen möchte. Alle Details, die hier im Munde des Augenzeugen ein rührendes Interesse gewinnen, müssen in jedem andern verlieren. Zwingt aber dennoch der Plan des größeren Lebensbildes zu einer Abkürzung, so bleibt einer so organischen Form gegenüber nichts übrig, als die Thatsachen in Form von Tagebuchnotizen herauszunehmen. Ich mache von diesem Verfahren Gebrauch.

Schiller findet am andern Morgen auf der Post einen Brief von Meyer vor. Dieser bezeichnet das Gasthaus zum Viehhof in Oggersheim, einem Städtchen bei Mannheim, als einen gelegenen Platz für das verlangte Rendezvous. Die Reisenden treffen zur rechten Zeit dort ein. Meyer und seine Frau nebst zwei Verehrern des Dichters empfangen sie. Meyer weiß Dalbergs Ansicht über Fiesko und seine Verweigerung des Vorschusses in einem gelinderen Lichte darzustellen, versichert, das Stück werde gewiß angenommen, nur müsse es beendigt und gekürzt werden. Schiller verrät mit keiner Silbe eine Empfindlichkeit. Mit der freundlichen, männlichen Art, die ihm eigen, leitet er das Gespräch auf den Ort, wo er sich ohne Gefahr und in der für die Umarbeitung des Fiesko nötigen Ruhe aufhalten könne. Der Viehhof in Oggersheim wird als solcher bestimmt, Kost und Wohnung bedungen. Da Stuttgarter Briefe noch immer von Gefahr sprechen, wird der Name Ritter in Doktor Schmidt verwandelt. Madame Meyer wird ersucht, die Sachen der Reisenden und Streichers Klavier von Mannheim zu besorgen. Die Gesellschaft trennt sich am Abend. Die Freunde gehen auf ihr Zimmer, Schiller fängt sogleich an, den Plan zu Luise Millerin aufzuschreiben. Sie wollen endlich

schlafen, es findet sich nur ein Bett in dem Zimmer vor, sie teilen sich brüderlich darein.

Schiller, anstatt am Fiesko zu leimen, arbeitet eifrig an Luise Millerin. Schon bei dem Entwurf dieses Stücks hat er seine Charaktere den Mannheimer Schauspielern auf den Leib gepaßt und ergötzt sich im voraus an Beils Darstellung des Musikus Miller. Aus einer Bemerkung Streichers ist zu schließen, daß die Vermischung des Tragischen und Komischen im ersten Entwurf noch stärker war, als sie uns in der jetzigen Gestalt des Stücks vorliegt. Unser Erzähler sagt: „Da er die Werke Shakespeares nur gelesen, aber keins seiner Stücke hatte aufführen sehen, so konnte er auch noch nicht aus der Erfahrung wissen, wie viel Kunst von seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Kontrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, und wie klein die Anzahl derer im Publikum ist, welche die große Einsicht des Dichters oder die Selbstverleugnung des Schauspielers zu würdigen verstehen.“ Wie innig hatte sich Streicher in die Kunst des Freundes eingelebt, und wie wußte er durch seine eigene Kunst die Stimmung und die so vielfach behinderte Schöpferkraft des Dichters zu beleben! „Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf eine Art zu benutzen, die demselben ebenso förderlich als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschüttern sollte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne. Er machte daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: ‚Werden Sie nicht heute abend wieder Klavier spielen?‘ — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf und ab ging, und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach.“

So verfließen mehrere Wochen. Es ist Schiller fast unmöglich, an seinem Fiesko zu arbeiten. Schon der Zwang eines bestimmten Termines, zu welchem das Drama vollendet sein muß, ist ihm unbequem. Dazu will sich der Schluß desselben immer nicht mit der Geschichte vermitteln lassen. Auch beherrscht ihn der neue Stoff des bürgerlichen Dramas mit einer unwiderstehlichen Gewalt. Die trüben, feuchten Oktobertage, das laute Zanken des Wirtes, unter dessen Grobheit seine freundliche Frau und Tochter viel zu leiden hatten, machten den Aufenthalt in dem elenden Zimmer des Gasthofs bald unerträglich, und die kahle, flache, sandige Gegend ließ auch draußen die schönen Landschaftsbilder und den Bergesatem der Heimat schmerzlich vermissen.

Nach Mannheim konnte man sich nur bei anbrechender Dämmerung hineinwagen, und die frühgeschlossenen Festungsthore legten den Zwang auf, nach jedem solchen Besuche dort zu übernachten. Freilich fand Schiller bei Schwans und Meyers, in deren Hause auch der Bassist Gern der ältere und der Violinist Cranz verkehrten, die freundlichste Aufnahme, und ein wahres Original des Humanitäts-Jahrhunderts lernte er in einem Herrn Derain kennen.

„In dem kleinen Oggersheim,“ erzählt Streicher, „war Herr Derain (Derheim) der einzige Kaufmann, welcher sich aber weit mehr mit Politik, Litteratur, besonders aber mit Aufklärung des Landvolkes, als mit dem Vertrieb seiner Waren beschäftigte. Seinen Eifer für das Wohl der Landleute, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz oder andere entbehrliche Sachen kaufen wollten, trieb er so weit, daß er ihnen oft recht dringend vorstellte, wie schädlich diese Dinge sowohl ihnen als ihren Kindern seien, und daß sie weit klüger handeln würden, sich an diejenigen Mittel zu halten, welche ihnen ihr Feld, Garten und Viehstand liefern könne. Daß solche Ermahnungen die Käufer eher abschreckten als herbeizogen, war ganz natürlich. Aber Herr Derain, als lediger Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, der ein kleines Vermögen besaß, kümmerte sich um so weniger hierüber, je seltner er durch das Geklingel seiner Ladenthür im Lesen oder in seinen Betrachtungen gestört wurde. Das Gemüt des Mannes war aber von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte seinen Um-

gang äußerst angenehm. Er brachte auf eine sonderbare Art in Erfahrung, wer denn eigentlich die Herren Schmidt und Wolf seien, die in seiner Nähe wohnten und deren Bekanntschaft er schon lange gewünscht hatte.

„Es wurden nämlich bei der gänzlichen Abänderung des Fiesko die früher beschriebenen Scenen gar nicht mehr beachtet, sondern wie jedes unnütze Papier behandelt. Mit diesen, sowie mit vielen Blättern, worauf die Entwürfe zu Luise Millerin verzeichnet waren, wurde nun nichts weniger als schonend verfahren, was dann die Gelegenheit gab, daß die Frau Wirtin — die mit einer sehr großen Neigung zum Lesen ebensoviel Neugier für alles Geschriebene verband — diese Blätter, deren Sprache ihr ganz neu und ungewöhnlich schien, sammelte und solche zu Herrn Derain brachte, welchen sie öfters sprach, um ihm ihre häuslichen Leiden zu klagen oder durch ein geliehenes Buch sich Trost und Vergessenheit zu verschaffen. Dieser zeigte den Fund seinem Verwandten, Herrn Kaufmann Stein in Mannheim, der eine sehr reizende und in allen neueren Werken der Dichtkunst ganz einheimische Tochter hatte.

„Streicher war von Stuttgart aus Herrn Stein empfohlen. Die Blätter seines Reisegefährten wurden ihm vorgezeigt, und dasjenige, was mit der größten Standhaftigkeit jedem Manne verleugnet worden wäre, wußte das schmeichelnde Mädchen allmählich herauszulocken. Herr Derain, dem unter Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit dieses Geheimnis auch anvertraut wurde, unterließ bei dieser Gelegenheit nicht, seine hohe Achtung für ausgezeichnete Dichter oder Schriftsteller auf das herzlichste kund zu thun. Mit wahrem Eifer bat er um Erlaubnis, die Bekanntschaft eines noch so jungen und schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche auch um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, nebligen Novemberabenden eine wahre Erquickung war. Die Freundschaft und Achtung für Herrn Derain erhielt sich auch noch in den nächstfolgenden Jahren."

Für die Blätter, welche Herr Derain vom Fiesko in Händen hat, rücken inzwischen neue in Schillers Werk hinein und es naht sich seiner Vollendung. Streichers Gulden sind verbraucht. Er

schreibt noch einmal an seine Mutter um den Rest des für die Hamburger Reise bestimmten Geldes. Er will bei Schiller bleiben, bis dessen Lage sich bessert. Endlich in den ersten Tagen des November ist Fiesko fertig, der Schluß der Geschichte genähert. „Man darf glauben," erzählt Streicher, „daß die letzten Scenen dem Dichter weit mehr Nachdenken kosteten, als das ganze übrige Stück, und daß er den begangenen Fehler, die Art des Schlusses nicht genau vorher bestimmt zu haben, mit großer Mühe gut zu machen suchen mußte." So wandert das Manuskript zu Meyer.

Man muß sich die Bedrängnis, mit welcher Schiller damals rang, deutlich vergegenwärtigen, um ihre ganze Größe zu empfinden. Streicher konnte die Briefe nicht mitteilen, die uns jetzt vorliegen. Schiller hatte nicht bloß selbst zu überwinden, er hatte noch die Seinigen zu trösten. Er schrieb am 6. November an Christophine: „Gestern abend erhalte ich Deinen lieben Brief und eile, Dich aus Deinen und unserer besten Eltern Besorgnissen über mein Schicksal zu reißen. Daß meine völlige Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft sein, wenn ich sie nicht erwartet und selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die notwendigste Fügung des Himmels betrachten müßte. — — Losgerissen aus euren Armen, weiß ich keine bessere, keine sicherere Niederlage meines teuersten Schatzes, als Gott. Von seinen Händen will ich euch wiederempfangen, und das sei die letzte Thräne, die hier fällt. Dein Verlangen, mich zu Mannheim etabliert zu wissen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreis meines Glückes läge, dort zu sein, so gern wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimer Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte." Er spricht von einem Plane, nach Berlin, nach Petersburg zu gehen, und — wir wissen das traurige Gegenteil — sagt, daß er bis jetzt auch keine Kleinigkeit habe entbehren müssen, welche er zu Stuttgart gewohnt gewesen. Er schreibt, daß ihm seine Arbeiten gut bezahlt werden, und stellt Nicolai in Berlin als den ihm unfehlbaren Retter aus aller Not dar, dann spricht er wieder von der Medizin und will in einem halben Jahre Doktor sein. Große

Gelehrte und Fürsten, an die er Adressen habe, läßt er vor der Schwester wie die ehemaligen Papierdocken spielen. Ueber seine Schulden hat er eine Ansicht, worin alle Schuldner merkwürdig mit Schiller übereinstimmen: „Ich hätte bereits die Hälfte davon abgetragen, wenn es nicht meine Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etablieren . . . und wofür wäre ich denn so lang ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn mir dieses Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Kredit machte? Sage dieses den Leuten, so wird alles sich zufrieden geben." — Eine jämmerliche Lage würdig zu ertragen, ist schwer; aber in einer jämmerlichen Lage großthun zu müssen, ist das Schwerste des Schweren. Das mußte Schiller den Stuttgarter Freunden gegenüber. Ein Brief an seinen Bekannten Jacobi steht in einem grausamen Kontrast zu seiner wirklichen Stimmung. Er stellt die beiden Briefe an den Herzog und an Seeger als ein Mittel dar, seine Familie zu sichern und seinen gewaltsamen Schritt in das möglichst rechtmäßige Feld hinüberzuspielen. „Dieses Ziel," schreibt er, „scheine ich wirklich erreicht zu haben, und hiemit bleibt auch die ganze Maschinerie auf sich beruhen. Wenn ich die Einwilligung des Herzogs in meine Forderungen ohne alle Zweideutigkeit erhalten hätte, so hätte ich natürlich nicht nur zurückgehen müssen, sondern auch mit Ehren und Vorteil können, und mein ganzer Plan hätte ein neues Ansehen gewonnen." Er schreibt: „Gegenwärtig war ich nur Flüchtling. Innerhalb drei bis vier Wochen hoffe ich freier Weltbürger zu sein." Er will um alles nicht bedauernswert erscheinen und renommiert lieber wie ein angehender Student mit seinen Fußmärschen und wie ein angehender Dichter mit seiner Berühmtheit: „Erst neulich zu Mainz wurde in einem Zimmer, das an das meinige stieß, vom Verfasser der Räuber gesprochen, und zwar von Frauenzimmern, die brennend wünschten, mich einmal nur zu sehen, und mit denen ich den Kaffee trank. In Frankfurt bin ich in sechs Buchhandlungen gewesen und habe meine Räuber gefordert und überall die Antwort erhalten, es sei kein Bogen mehr zu bekommen, man habe sie schon etliche Male nachgefordert."

Ob es innerlich noch so ernst bei ihm aussah, mit dieser liebenswürdigen Renommisterei verkaufte er sich dem Kobold des

Lustspiels, der jedem angenommenen Namen und jeder außergewöhnlichen Lage auflauert. Eine Woche war vergangen, ohne daß Dalbergs Antwort über Fiesko, welche auf die nächsten Tage zugesagt war, erfolgte. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, entschließt sich Schiller, an Dalberg zu schreiben. Er bittet sich, wenn noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit des Stückes gegeben werden könne, vorläufig nur das Urteil des Dramaturgisten aus.

Mit diesem Briefe, der vom 16. November datiert ist, gehen Schiller und Streicher am Abend nach Mannheim. Als sie bei Meyer eintreten, finden sie ihn und seine Frau in der höchsten Bestürzung. Sie erfahren, daß ein württembergischer Offizier dort gewesen, der sich angelegentlich nach Schiller erkundigt habe. Natürlich sei der Fremde mit der Antwort fortgeschickt worden, daß man nicht wisse, wo sich der Dichter aufhalte. Meyers besorgen, daß es auf Schillers Verhaftung abgesehen sei. In demselben Augenblick klingelt die Hausthür, man drängt Schiller und Streicher eiligst in ein Kabinett. Diesmal ist's blinder Lärm. Der Eintretende ist ein Bekannter vom Hause, der ebenfalls ganz bestürzt erzählt, daß der verhängnisvolle Offizier sehr sorgfältig nach Schiller gefragt habe. Die beiden Gefangenen kommen aus ihrem Versteck hervor. Sie fragen nach Uniform und Person, um vielleicht einen Bekannten in dem Offizier zu entdecken. Neue Ankommende führen dieselbe Scene auf, die Angaben über die Persönlichkeit des Offiziers werden immer verschiedener. Die Aengstlichkeit um die Freunde wächst, weil diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch nach Oggersheim gehen können.

„Wie aber," bemerkt der galante Streicher, „der feine, gewandte Sinn des zarteren Geschlechtes allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren, wenn die Männer — immer gewohnt nur starke Mittel anzuwenden — nicht mehr Rat zu schaffen wissen, so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sei heute noch ihr Name genannt) erbot sich, Schiller und Streicher in dem Palais des Prinzen von Baden, über welches sie Aufsicht und Vollmacht hatte, nicht nur für heute, sondern so

lange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre. Dieses mit der anmutigsten Güte gemachte Anerbieten wurde mit um so lebhafterer Erkenntlichkeit aufgenommen, da man daselbst am leichtesten unerkannt sein konnte, und sich auch niemand, in der Absicht, um jemand zu verhaften, in dieses Palais hätte wagen dürfen. Auf der Stelle wurden die nötigen Anstalten zur Aufnahme der verfolgt Geglaubten getroffen, und sie dann sogleich dahin geleitet."

Die Insassen des Viehhofs im fürstlichen Palais versteckt vor dem Arm fürstlicher Gewalt! Schiller bewohnt zum erstenmal ein prachtvoll dekoriertes Zimmer, er vergißt Not und Gefahr und ist von diesem plötzlichen Zaubermärchen aufs reizendste umfangen. Die Wände leben von den schönsten Kupferstichen. Die Schlachten Alexanders, von Lebrun, fesseln die Jünglinge bis tief in die Nacht hinein, und umschwebt von Bildern unsterblichen Ruhms ruhen sie für wenige Stunden in den Armen des Glücks.

Am andern Morgen wagt sich Streicher aus dem Palais und erfährt von Meyer, der gefürchtete Offizier sei schon gestern abend abgereist. Er habe keine Aufträge an den Kommandanten, also auch wohl keinen Verhaftsbefehl gehabt. Später ergab es sich, daß es ein guter Bekannter von Schiller gewesen war, und daß man zwei Freunde aufs sorgsamste verhindert hatte, sich zu umarmen.

Schiller wird aus seinem schönen Gefängnis befreit. Im Meyerischen Hause bespricht man umständlich die unsichere Lage des Dichters, und es wird der Beschluß gefaßt, daß er, sobald die Annahme des Fiesko entschieden sei, Mannheim verlassen solle. Schiller schreibt sofort an Frau von Wolzogen nach Stuttgart und bittet sie, ihm in ihrem Bauerbach den versprochenen Zufluchtsort zu gewähren. Er dachte seine Gönnerin persönlich zu sprechen; auch drängte es ihn, die Seinigen noch einmal zu umarmen. In einem noch vorhandenen Briefe vom 19. November, worin er seine Eltern um eine letzte Zusammenkunft zum 22. in Bretten bittet, schreibt er, er hoffe, daß wenigstens die Mutter und Christophine kommen könnten, und wünscht, man möge Frau Vischer und Frau von Wolzogen mitbringen, da er die erstere vielleicht zum letztenmal sprechen werde. Er verspricht einen Karolin Reisegeld beizusteuern. Streicher erwähnt einer Zusammenkunft Schillers mit den Seinigen erst beim zweiten Aufenthalt in

Mannheim. Und freilich befindet sich in seinem handschriftlichen Nachlaß ein Brief Christophinens vom 16. Februar 1828, in welchem sie erzählt: „Das erste Mal, daß meine Mutter und ich ihn wiedersah, war ungefähr ein Jahr nach seiner Entfernung.“ Christophine setzt dies Wiedersehen um die Weihnachtszeit. Es wird ohne Aufdeckung neuer Quellen nicht mehr auszumachen sein, ob die Zusammenkunft, die Schiller im November 1782 erbat, wirklich damals oder erst ein Jahr später stattgefunden hat.

Mutter und Schwester waren wirklich nach Bretten gereist. Um Mitternacht, während sie noch sorgenvoll wachten, hörten sie einen Reiter heransprengen. Als dieser den Kellner fragte, ob nicht zwei Damen da seien, erkannten sie seine Stimme, stürzten ihm entgegen, und lagen schluchzend an seinem Halse. Schiller war heiter, voll Hoffnung, plauderte bis zum Morgen und sie blieben drei volle Tage beisammen, „wo denn jedes wieder zurück mußte.“

Streicher war gerade in jenen Tagen gezwungen, sich von seinem Freunde zu trennen. Seine Mittel waren aufgezehrt, im Gasthof war es zu teuer, und ihre Not war schon so groß geworden, daß Schiller seine Uhr verkaufen mußte, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben. Dennoch hatte man schon vierzehn Tage auf Borg gelebt, „wo man dann auf der schwarzen Wirtstafel recht säuberlich mit Kreide geschrieben sehen konnte, was die Herren Schmidt und Wolf täglich verbraucht hatten.“ So zog denn Streicher, so schwer es ihm wurde, den Freund zu verlassen, in die Stadt, um dort sein Fortkommen zu suchen.

„Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die Entscheidung des Baron Dalberg über Fiesko, welche ganz kurz besagte: daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütigt werden könne. So zerschmetternd für Schiller ein solcher Ausspruch sein mußte, so war er dennoch viel zu edel, viel zu stolz, als daß er sein Gefühl für eine solche Behandlung hätte erraten lassen. Er begnügte sich, gegen Herrn Meyer, der ihm diese abweisende Entscheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sei.“

Wie sich aus den Akten des Mannheimer Theaters ergeben hat, teilte der Ausschuß der Schauspieler nicht ganz die Meinung des Intendanten. Ein Gutachten, zur Sitzung vom 27. November 1782 von Iffland verfaßt und mit seinem Namen unterzeichnet, ist noch vorhanden. Hierin ist der Fiesko vollständig kritisiert, der eigentliche Gehalt des Stückes zwar gänzlich unberücksichtigt gelassen und das historisch-politische Drama nach dem Maßstabe des nur für das Familienstück ausreichenden Ifflandischen Talents beurteilt; zwar wird das Benehmen der Julia angefochten, und scharf getadelt, daß der Dichter die Leiche des Gianettino durch Leonore plündern läßt; dagegen wird der Mohr als ein Meisterwurf der Charakteristik und mancher Moment in Fieskos Rolle gebührend anerkannt und schließlich die Ansicht ausgesprochen, daß so viel Genie und Fleiß, in Erwägung der traurigen Lage des Verfassers, eine Unterstützung verdiene.

Streicher gibt die Summe von acht Louisdor als dasjenige an, was Iffland vorgeschlagen habe. Vielleicht ward dieser Vorschlag wirklich mündlich gethan. „Allein Se. Excellenz Freiherr von Dalberg," fügt der noch nach so vielen Jahren erbitterte Freund des Dichters hinzu, „konnten diesem Gutachten ihren Beifall nicht schenken, sondern entließen den Dichter ebenso leer in Börse und Hoffnung aus Mannheim, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war."

Jetzt war die tiefste Stufe des Mangels da, und derselbe Dichter, der zu stolz gewesen war, Teufel Amor zu achtzehn Gulden zu verkaufen, mußte jetzt froh sein, an Schwan sein Drama mit einem Louisdor für den Bogen in Verlag zu geben. Schwan bedauerte, die vortreffliche Dichtung nicht höher honorieren zu können, weil ihm durch die überall lauernden Nachdrucker kein anderer Gewinn übrig bleibe, als den er aus dem ersten Verkauf ziehe. Dieses Honorar reichte gerade hin, um die Kreidestriche im Viehhof zu löschen, einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen und die Kosten für die Reise nach Bauerbach zu bestreiten.

Aber Streicher — das war der qualvollste Gedanke für Schiller — Streicher konnte nicht für alle seine Opfer entschädigt werden, ja jetzt ward es zur schmerzvollsten Gewißheit, daß das

nächste Glück eines edlen Menschen durch Schillers Flucht zerstört, der ganze Lebensweg desselben erschwert war. Streicher hätte schon im August unter vorteilhaften Aussichten, freilich ohne Förderung in seiner Kunst, nach Wien gehen können. Strebsam und ausdauernd, wie er war, hatte er es vorgezogen, dahin sich zu wenden, wo er bei einem Meister wie Bach selbst unter Entbehrungen künstlerische Fortschritte machen konnte. Schiller selbst hatte ihm zu der Entscheidung für Hamburg beigestimmt. Nun konnte Streicher weder an den einen, noch an den andern Ort gelangen. Die Mittel, welche es ihm möglich gemacht hätten, hatte er an das Schicksal des geliebten Freundes gewagt und mußte sich noch sagen, daß es vergebens geschehen sei. Seine Mutter war nicht wohlhabend genug, um ihm sogleich weitere Hilfe zukommen zu lassen. Er mußte vorderhand in Mannheim bleiben. Das war wohl — so winzig die paar Gulden, um die es sich hier handelt, aussehen — eine Erfahrung für den Tragödiendichter, die ihm für sein ganzes Leben die Wahrheit zurufen konnte, daß der Kampf der Großen Menschen verbraucht und daß es für den Redlichen keinen größeren Schmerz gibt, als den, ein schönes, ein liebendes Gemüt in diesen Kampf verwickelt zu haben.

Was Schiller selbst nie an seinem jungen Freunde gutmachen konnte, das soll die Nachwelt thun. Daß Schillers edler Charakter, daß sein Genius solche Thaten der Freundschaft hervorrief, ist ein köstlicher Ruhm für ihn, aber, die er so oft im Gedicht verherrlicht hat, die Erscheinung tritt hier in leuchtender Schönheit hervor, daß die einfache That der Liebe, auch wenn sie neben der That der höchsten Geisteskraft steht, unser Herz versucht, den Preis zwischen beiden zu teilen.

Schillers Reise war auf Ende November angesetzt. Er wollte mit der Post nach Meiningen fahren, von wo aus er Bauerbach am besten erreichen konnte. Im Posthause zu Mannheim durfte er sich nicht zeigen, und so wurde verabredet, daß Meyer, Streicher und einige andere Freunde ihn in Oggersheim abholen und von da nach Worms begleiten sollten. Ich lasse Streichers Erzählung wieder eintreten:

„An dem bestimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim, wo sie Schiller gerade beschäftigt fanden, seine wenige

Wäsche, seine Kleidungsstücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen, oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dies gar nicht so nötig, als wohl bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache hatte für sein Gemüt etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. Sowie aber einmal die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Mut, den ein wackrer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter thun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor ‚die Qual erlahme an meinem Stolze' bei Umständen, in welchen jeden andern die Kraft verlassen hätte.

„Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen waren, von einer wandernden Truppe Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß die Aufführung ebenso ärmlich als lächerlich sein mußte, ergibt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren, und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittels eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde.

„Meyer und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust, alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem, tiefem Blick und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Aehnliches gesehen hätte oder es zum letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der andern ihm kaum ein Lächeln entlocken; denn man sah es ihm an, daß er nicht gerne aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte. Das Nachtessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machte ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemut aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren und dem allen wert gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meyer und die andern schieden sehr unbefangen und redselig.

„Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über seine Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender, als alles, was sie hätten aussprechen können. Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmütige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen!

„Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Dezembers herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Ueberrocke versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zubringen mußte, dessen damaliger Schneckengang selbst in einer besseren Jahreszeit die Stunden zu Tagen ausdehnte. Seine Freunde beklagten ihn sehr, und ihre zu spät erwachte Gutmütigkeit erinnerte sich jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können; und je mehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht oder deshalb gemahnt worden. Ebenso natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schillern gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, ganz unbezweifelt darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten und solche für ebenso leichtsinnig als unbegreiflich erklärten ......

„Man berechnete sorgfältig den Reichtum berühmter Aerzte und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich nennen konnte. Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein erstes Schauspiel erregt, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen, oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte.

„Der einzige, aber auch sehr warme Verteidiger unseres Dichters war Iffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich füh-

lend, in noch jungen Jahren, bloß mit etlichen Thalern in der Tasche und mit den am Leibe tragenden Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden Vater entfloh, um sich zu Eckhof zu begeben und in dessen Schule zu bilden. Iffland allein wußte die Lage Schillers gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurteilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes, angebornes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu müssen, und nur das gemeine Alltägliche thun zu sollen, oder gar durch Zwang zu dessen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem mutigen Entschlusse Schillers seinen völligen Beifall, sondern machte auch mit dem ihm zu Gebot stehenden Witze den Kleinmut derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reisen zu müssen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden."

Während diese Herren unter solchen Gesprächen nach Mannheim zurückkehrten, saß unser fahrender „Ritter" — diesen Namen führte er jetzt wieder — mit leichtem Ueberrock im Postwagen, in der Aussicht auf einen Weg von einigen sechzig Stunden. Zeit genug, um in der bittern Winterkälte zu frieren und über die Vollkommenheit der Welt nachzudenken. Wir eilen ihm voraus in die fränkischen Berge und sehen uns sein Asyl etwas näher an.

IV.

Bauerbach.

Zwei Stunden südlich von Meiningen, auf dem die Werra und den Main scheidenden Berggelände, in einem einsamen Thal, durch welches sich ein kleines Wasser an Weiden und Erlen hinschlängelt, liegt das Dorf Bauerbach. Von diesem Dorfe ist zu unterscheiden das Lehngut gleichen Namens, welches bei der Erbabteilung zwischen den Brüdern von Wolzogen dem jüngeren Bruder aus zweiter Ehe, dem Geheimen Legationsrat Ludwig von Wolzogen, zugefallen war. Als dieser starb, sah sich seine

Witwe, Schillers Gönnerin, genötigt, bei dem schlechten Zustande des gutsherrschaftlichen Gebäudes ein Haus im Dorfe Bauerbach zu kaufen, in welchem sie wohnte, wenn die Verwaltung des Gutes, die sie als Vormünderin ihrer Kinder führte, ihre Anwesenheit forderte. Und in diesem Hause hat Schiller gelebt.

Wir sind auf reichsritterschaftlichem Boden. In diesen kleinen Herren war damals noch der vollblütige Gehalt, von dessen wilden Sprüngen die elenden, ausgesogenen Dorfschaften, die Armut und Verwahrlosung des Volks und manche geheime Geschichte erzählen konnten. Aber es waren neben den wüstesten Zügen der Libertinage auch wahrhaft adlige, neben den ausgetrocknetsten und durch Völlerei entnervten auch wahrhaft kraftvolle und liebenswürdige Gestalten anzutreffen. Schiller verdankte dieser Sphäre schon die kleine Novelle: Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte.

Es war eben auf allen Seiten noch ein volles Ausleben des deutschen Individualismus. Die krassesten Gegensätze wohnten oft scharf nebeneinander. So trug z. B. auf dem Gute Höchheim in der Familie von Bibra niemand etwas, was nicht dort verfertigt war. Wir können uns hier auf Schillers eigene Schilderung berufen. „Schuhe, Möbel," schreibt er, „alle Bedürfnisse des Lebens und fast alle des Luxus, werden auf dem Gute erzeugt und fabriziert, vieles von den Händen der Frauen, wie die Prinzessinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerste Reinlichkeit, Ordnung (selbst nicht ohne Glanz und Schönheit) gefällt dem Auge, von den Fräulein sind einige schön und alle sind einfach und wahr wie die Natur, in der sie leben. Der Vater ist ein wackrer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirt, auch ein burschikoser Tabakscompagnon. Zwei Stunden von da sieht man auf einem andern Dorfe just das Gegenteil. Hier wohnt der Kammerherr von Stein — — mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Herr von Stein ist ein imposanter Mensch von sehr vielen guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin im hohen Grade." Derselbe Herr von Stein ließ sich gern den Fürsten

der Rhön nennen und schickte das vom Kaiser ihm übersandte Grafendiplom mit dem Worte zurück, daß er lieber ein alter Freiherr, als ein neuer Graf sein wolle. Er brauchte bei einer Kaiserkrönung in Frankfurt 50 000 Gulden. Herr von Stein war der Vormund und Oheim von Charlotte von Marschalk-Ostheim, die später als Charlotte von Kalb in Schillers Leben eine so bedeutende Rolle gespielt hat.

Jagden, bei welchen steinalte Herren ihr Leben wagten, mörderische Duelle, Liebschaften, je mehr verboten, um so mehr beliebt, Bälle, Gelage, Reisen von einem Gut zum andern, daneben aber auch feine Sitte, echte Frömmigkeit oder humanistische Aufklärung, Kunstsinn, Empfindsamkeit, alles dies gehört zu dem Bild jener Zeiten.

Ein Dramatiker konnte manche Scene dem Leben nachschreiben. Hier ist eine: Fritz von Ostheim, der Bruder eben jener Charlotte von Kalb, war als Göttinger Student auf einem Balle bei der Gräfin Hardenberg. Der junge Freiherr war ein Muster aller ritterlichen Tugenden. Die Gräfin zeichnete ihn auffallend aus und erregte dadurch die Eifersucht ihres bisherigen Begünstigten, eines Engländers, bis zu dem Grade, daß dieser beschloß, sich an der Geliebten zu rächen. Er zieht den Freiherrn von Ostheim in ein Nebenzimmer und gibt ihm ein Billet, mit der Bitte, es zu lesen. Ostheim liest die Aufschrift und gibt es zurück mit den Worten: „Sie haben sich vergriffen, es ist an Sie gerichtet.“ Es war ein Billetdoux der Gräfin. Der Engländer droht, es mitten in den Ballsaal zu werfen. Da nimmt der junge Freiherr das Billet, zerreißt es in die kleinsten Stücke und wirft sie aus dem Fenster. Eine Forderung, ein Duell folgt, in welchem Friedrich von Ostheim fällt, der letzte männliche Sproß seines Hauses.

Bei so gewaltsamen und oft wüsten Sitten sieht die Frauenwelt sehr bald, daß, auch wenn sie anfangs mit einstimmt, auf sie der härteste Rückschlag fällt. Sie litt unter zerrütteten Verhältnissen und erzwungenen Ehen. Und so bildete sich auch in dieser Gegend eine stille Opposition der bessern Frauengemüter, welche an dem litterarisch aufstrebenden Mittelstande und an einer damals eben durch Lessings Nathan poetisch gehobenen Geistlichkeit

ihre Stütze fand. Für diese Klasse von Frauen ist Schiller im besten Sinne des Worts zum Ritter geworden, und eine der edelsten Missionen des Dichters, die Schranken der Stände auszugleichen, hat er von ihrem Umgang empfangen.

Eine solche Frau war auch Schillers edle Schützerin, Frau Henriette von Wolzogen. Frühzeitig Witwe, ganz allein auf die Revenüen des wenig bedeutenden Gutes angewiesen, war sie als Mutter von fünf Kindern in einer keineswegs glänzenden Lage. Das hinderte sie nicht, noch eine Pflegetochter zu erziehen und überall, wo sie konnte, zu helfen und zu fördern. Sie lebte abwechselnd in Bauerbach und Stuttgart, wo sie sich, wie schon früher erzählt ist, der besonderen Teilnahme der Gräfin Franziska erfreute.

Es war also eine doppelt edle Handlung, daß sie einem dem Herzog Mißliebigen in ihrem Hause einen Zufluchtsort gewährte. Das Unglück des Dichters, dessen Räuber sie entzückt hatten, das Vertrauen, sein Aufenthalt werde verborgen bleiben, und vor allem ihre großmütige Freundschaft hatten sie entschlossen gemacht, über die möglichen Folgen ihres Schrittes hinwegzusehen. Sie war zur Zeit in Stuttgart, hatte aber alle Anstalten zum Empfang des Doktor Ritter treffen lassen.

Dieser langte nach einer Reise von mehreren Tagen in Meiningen an. Er lernte dort den Bibliothekar Reinwald kennen, an welchen ihn Frau von Wolzogen als an einen zuverlässigen Mann empfohlen hatte. Mit dem tröstlichen Gefühl, in der Nähe der Einöde, die ihn erwartete, einen Freund zu besitzen, machte er sich nach Bauerbach auf. Es war spät am Abend, als er dort ankam. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend. Schon sank die Nacht auf das Thal. Aus den einzelnen zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend.

Nachdem er dem Verwalter Vogt seinen Beglaubigungsbrief eingehändigt hatte, ward er sogleich in seine Wohnung geführt. Hier nahm ihn ein niedriges, aber um so wärmeres Zimmer auf, dessen mächtiger Kachelofen für alle ausgestandenen Friertage eine energische Genugthuung verhieß. Ein Tisch mit einem gewundenen Fuß, zwei alte Fürstenbilder, ein Lehnstuhl werden noch als Gegenstände gezeigt, welche damals Doktor Ritters Zimmer zierten. Das ganze Gebäude war Fachwerk, lang und schmal, Schillers

Zimmer ging nach hinten hinaus. Alles gefiel dem Angekommenen anfangs ausnehmend wohl. Hier war er geborgen vor der Hartherzigkeit feindlicher Menschen, hier kamen ihm nur Leute aus der Klasse, welche Goethe die vor Gott höchste nennt, gefällig entgegen, hier waren nicht die Kreidestriche der Oggersheimer Wirtstafel und das mürrische Zanken eines groben Wirts; hier wurde Kost, Feuerung, Wäsche, Bedienung aufs freundlichste von den Leuten des Dorfes besorgt. Was Wunder, daß ihm zu Mute war wie dem Schiffbrüchigen, welcher der kalten Welle entronnen ist! Sein erster Gedanke war, an seine Wohlthäterin zu schreiben, an die Seinen, an alle, die ihm Liebes erwiesen hatten, an Streicher, Schwan, Meyers, Luise Vischer; sein zweiter Gedanke, ganz entsetzlich zu arbeiten. Diesen Winter wollte er, wie er an Schwan schreibt, ganz Dichter sein, um seine Umstände schneller zu arrangieren, und dann — er schob es doch ein wenig auf — ganz in sein Handwerk versinken. Aber so zufrieden und eingehend er auch an Streicher schrieb, ein schriller Ton klingt durch seine Worte: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrnen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H . . . . . t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter."

Er fing nun wirklich an, entsetzlich zu arbeiten. Reinwald mußte ihn mit Büchern versehen. Auch seine Luise Millerin hielt ihn im Zimmer fest. Die Totenstille des abgeschiedenen Landlebens, nur unterbrochen durch den Schrei der Krähen und das Tosen des Wintersturmes, förderte die Arbeit. Hier bot sich dem Auge nichts als elende Hütten, eine baufällige Kirche, Bauern in Leinenkitteln oder ärmliche Juden, welche im Dorfe wohnten, und das von Waldungen eingeschlossene Thal mit weithinziehenden Berglinien, auf deren einer die hochragenden Ruinen der Grafen von Henneberg etwa aufs Frühjahr zu einem Ausfluge verlocken konnten, wenn die grundlosen Wege zu passieren waren. Der Obstgarten, der rings das Haus umgab, lag winterwüst, und so eingekerkert überzählte der Dichter mit noch wundem Herzen den Schatz von Ruhe und Muße, der vor ihm lag. Aber er sollte nur zu bald erfahren, daß im menschlichen Herzen ein ewiger

Quell von Unruhe und Leid verborgen ist, auch wenn draußen die Stürme schweigen.

Frau von Wolzogen zeigte ihm an, daß sie nächstens in Bauerbach eintreffen werde. Diese Nachricht versetzte ihn in fieberhafte Spannung. Nicht bloß die Freude, seine Wohlthäterin wiederzusehen, auch noch ein anderes Gefühl ward in ihm rege. Schon früher hatte ihre schön erblühte Tochter Charlotte, welche auf Kosten der verwitweten Herzogin von Gotha in einer Pension erzogen wurde, bei ihrer zeitweiligen Anwesenheit in Stuttgart Eindruck auf ihn gemacht, und er glaubte aus einigen Anzeichen schließen zu dürfen, daß die Empfindungen des jungen Mädchens für ihn mehr als bloß freundschaftliche waren. Charlotte hatte bei einem Besuch, den er in Gesellschaft eines jungen Mannes der Frau von Wolzogen machte, kaum ihr Erröten, bei ihrer damaligen Abreise nicht ihre Thränen bergen können. Schiller hatte beides nur zu gern auf sich bezogen. Wie natürlich, daß er der Frau von Wolzogen, als sie nun wirklich in Bauerbach eintraf, mit aller Ungeduld der zärtlichen Freundschaft, mit dem seligen Bangen einer begünstigten Neigung entgegenflog, da er Aussicht hatte, nun auch Charlotten während der Anwesenheit ihrer Mutter öfter wieder zu sehen! Nach so langer Entbehrung Menschen, denen er Schiller, der Verfasser der Räuber war, nach so trüben Tagen ein köstlicher Hauch der Heimat, des Glücks, des Verständnisses! Er trank dieses Glück in vollen Zügen. Er kann sich nicht von seiner Wohlthäterin trennen. Sie reist am dritten Januar nach dem nahe gelegenen Walldorf. Er begleitet sie und kehrt nur nach Bauerbach zurück, um am vierten zu schreiben, daß er wahrscheinlich noch vor diesem Schreiben wieder in Walldorf sein werde. „Seit Ihrer Abwesenheit," sagt er, „bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet." Frau von Wolzogen hatte ihm die Bekanntschaft eines Freundes in Aussicht gestellt. „Sie glauben nicht," schreibt er in Bezug darauf, „wie nötig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinah über-

worfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so gern in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urteile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte." Auf dem Wege nach Walldorf war er über Meiningen gegangen, was Frau von Wolzogen wohl bedenklich erschien, da die kleine Residenz auf den seltsamen Fremdling ein spähendes Auge warf. „Ich geh' also nicht über Meiningen," schreibt er deshalb in demselben Briefe, „sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freude meines Lebens verderben." Jeder Atemzug seines Herzens gehört der Freundin und ihrer jetzt in Walldorf anwesenden Tochter. Diese Empfindungen auszusprechen, fand sich gerade jetzt eine Gelegenheit. Er spricht am Schluß jenes Schreibens von einem Briefe, den er mitbringen wolle, und setzt hinzu: „Ebenso mein Versprechen, das ich Henrietten gethan." Henriette Sturm, die erwähnte Pflegetochter von Frau Henriette von Wolzogen, war verlobt, und es mag jenes Versprechen auf ein Hochzeitsgedicht zu beziehen sein, welches wir aus dem Jahre 1783 von Schiller besitzen; der Anfang desselben weist darauf hin, daß es vor dem 1. Februar entstanden ist. Hier schildert er in warmen, herzlichen Worten die Freuden des häuslichen Glücks und sucht die Schranken des Standes umzuwerfen, welche auch ihn von Charlotte, wie Luise Millerin von Ferdinand trennten. Er singt:

Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele steh' ich lieber,
  Der die Empfindung Ahnen gab.

Frau von Wolzogen hatte Henrietten aus rohen Verhältnissen gerettet:

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend?
  Hast du auch schon an sie gedacht?

Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den haff' ich, den sie mitgebracht.)

Charlotte mochte sich folgende Stelle zu Herzen gehen lassen:

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Thränen Thränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund gethan.

Der Dichter zeichnet das Mutterglück selbst im Schmerz um ein liebes Kind:

Wie süß der Gram um Kleinigkeiten?
Wie süß die Angst: es möchte leiden?
Die Thräne, die sie still vergießt?

Auch Henriette hatte solches Mitgefühl ihrer Pflegemutter von Jugend auf erfahren:

Was Lieder nicht zu singen wagen,
Laß dir der Mütter beste sagen,
„Was einer Mutterfreude glich?"
Du hörtest ihre Seufzer hallen,
Du sahest ihre Thränen fallen,
Du liebst sie — darum lieb' ich dich.

Das vorstehende Gedicht ist in einer Epoche, aus der uns fast kein lyrisches Produkt von Schiller vorliegt, besonders durch seine Verständlichkeit, seine Herzlichkeit und den leichten Fluß der Gedanken sehr bemerkenswert. Ein kühner Bürgerstolz, wie er in Luise Millerin atmet, zeichnet es aus.

Ob Schiller nun vor oder nach seinem Briefe in Walldorf war, gewiß ließ er nicht lange auf sich warten. Die seligen Tage der Vereinigung flohen zu schnell dahin. Wieder ging er und wieder hofft er auf eine Zusammenkunft, diesmal in Meiningen. „Es ist schrecklich," klagt er in seinem Bauerbach, „ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch

auf der Welt nichts Bestand hat, notwendig einmal sich losreißen und verbluten muß." Man braucht nicht anzunehmen, daß hier allein Charlotte gemeint ist. Schillers Neigungen sind im Anfang immer so ideeller Natur, daß sie keine Ausschließlichkeit zulassen. Es ist hier in der That schon ein Verhältnis vorgebildet, das nachher in seiner Liebe zu den beiden Schwestern von Lengefeld die Verwunderung mancher Leser geworden ist. Man braucht seine Verehrung zu seiner Gönnerin gar nicht so ins Mütterlich-Kindliche hinüberzuspielen, um sie vollkommen begreiflich zu finden. Um allen üblen Folgen zu begegnen, welche der Frau von Wolzogen und ihren Söhnen von seiten des Herzogs von Württemberg erwachsen konnten, wenn er erfuhr, wer unter dem Dr. Ritter in Bauerbach verborgen sei, schrieb Schiller einen ostensiblen Brief, den seine Wohlthäterin nach Stuttgart mitgenommen zu haben scheint. Er ist datiert: Hannover d. 8. Jenner 1783. Darin heißt es: „Ich habe vor einigen Wochen — aber Sie müssen es mir verzeihen — ein Gerücht ausgestreut, daß ich nach Bauerbach sei. Ihnen kann es nichts schaden, aber mir nützen. Sehen Sie, für's erste hätte ich alle meine Freunde für den Kopf gestoßen, wenn ich ihnen gestanden hätte, daß ich nicht nach Berlin gehen wolle, wozu sie mir, die Mannheimischen besonders, so edle Offerten gemacht. Für's zweite wäre ich gern ohne Streichern gereist, der mich ohne Zweifel hätte begleiten wollen, wenn er meinen wahren Plan gewußt hätte. Zum dritten wäre ich gern incognito gereist. Sobald man es aber zu Mannheim oder Frankfurt erfahren hätte, würde es jetzt überall bekannt sein, daß ich nach Hannover sei. Glaubt man aber ich sei zu Bauerbach, so bin ich vor allen Entdeckungen sicher. Endlich und letztens bin ich vor überlästigen Briefen gesichert, wenn man meinen Aufenthalt zu Hannover nicht weiß. Nach Bauerbach kann man schreiben. Sie haben ja einen Verwalter dort? Nicht? — der kann die Correspondenz unterhalten?" . . . „Sie haben mich in Ihrem letzten Brief (vom 13. November) gebeten, den Herzog in Schriften zu schonen, weil ich doch (meinen Sie) der Academie viel zu verdanken hätte. Ich will nicht untersuchen, wie weit dem so ist, aber mein Wort haben Sie, daß ich den Herzog von Würtemberg niemals verkleinern will. Im Gegentheil habe ich seine

Parthie gegen Ausländer (Franken und Hannoveraner besonders) schon hitzig genommen.“ Solche irreleitenden und die Frau von Wolzogen vor jedem Verdacht schützenden Briefe hielt man vor allem nach Mannheim zu senden für nötig, zumal an Streicher, dessen Begeisterung für Schiller sich so wenig mit der Tugend der Verschwiegenheit vertragen konnte, dessen Beziehungen nach Stuttgart hin die Möglichkeit der Indiskretion nahe rückten. Ihn konnte Schiller nur durch das Vorgeben eines plötzlichen Zerwürfnisses mit Frau von Wolzogen zu täuschen hoffen, und so empfing Streicher zu seiner höchsten Verwunderung folgenden Brief:

„So bin ich doch der Narr des Schicksals! Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindesköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunarischen Welt herum! Hören Sie nur! Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach . . . Lieber Freund, trauen Sie Niemand mehr. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! das Letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte ein Werkzeug in dem Plane meines Glückes zu sein — aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme; das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühungen des Bibliothekars Reinwald, meines sehr erprobten Freundes, bin ich einem jungen Herrn von Wrmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Rang figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr, und nunmehr ist das für mich eins. Ich soll mit meinem Wrmb im Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst und der Freundschaft leben, und, was

das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll.“ Der Herr von Wurmb war einer jener beiden Brüder, von welchen Schiller die „großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte“ berichtet hatte, ein braver, gefühlvoller Mann und, wie oben erwähnt, ein Bruder von Schillers künftiger Schwiegermutter, der Frau von Lengefeld. Er wohnte auf Wolkramshausen im Bezirk Nordhausen. Schiller sandte ihm 1784 seinen Fiesko. Aber so intim, wie sie der Brief schildert, war die neue Freundschaft nicht. Schiller brauchte auch hier starke Dosen. Eine Nachschrift zu einem seiner spätern Briefe an Frau von Wolzogen gibt uns den Schlüssel zu jener Epistel an Streicher, der letzterem, wie es scheint, niemals gegeben wurde. Schiller schreibt: „p. p. Noch eine Hauptsache, beste Wolzogen. Weil ich nach Mannheim die bewußte Lüge wegen meiner Abreise geschrieben habe, also nothwendig und mit dem nächsten eine addresse nach einem andern Ort angeben muß, so fiel mir ein, ob nicht Sie in Bamberg durch Ihre oder Ihrer Freunde Bekanntschaften jemand ausfindig machen könnten, an den ich die Briefe, die von Mannheim an mich kommen, nach Bamberg schicken, und durch den hernach an Reinwalden hieher addressiren lassen könnte ꝛc.“ Außer dem oben erwähnten Herrn von Wurmb kam dem Dichter noch eine größere Anzahl anderer Persönlichkeiten nahe, welche zu Frau von Wolzogen in näherer oder entfernterer Beziehung standen. Sie konnten den Einsamen manchen Blick in die wirkliche Welt thun lassen, in das Spiel der guten und bösen Mächte der Zeit, in die Kämpfe des Herzens mit den Verhältnissen. Ein solcher Kampf hatte gerade damals in Nordheim, eine Stunde von Bauerbach, ein beklagenswertes Opfer gefordert.

Der Leser ist im Eingange des Kapitels bereits mit dem Gute Nordheim und seinem Besitzer, Herrn von Stein, bekannt geworden. Dieser, je mehr er selbst die Verdorbenheit der höheren Kreise, ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse kannte, suchte durch Zwangsheiraten mit reichen oder ältern und gewitzigten Männern seinen Töchtern und den unter seiner Vormundschaft stehenden Nichten eine feste Lebensstellung zu sichern. So ward gegen Ende des Jahres 1782 Eleonore von Ostheim an den weimarischen

Kammerpräsidenten von Kalb verheiratet, denselben, über den Goethe an Knebel schreibt, er habe sich als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt. Nach dem Tode ihres Bruders, jenes schon erwähnten Fritz von Ostheim, schien diese Verbindung den Verwandten ersprießlich, damit die Allodialherrschaft in einer geschäftskundigen Hand eine geordnete Verwaltung erhalte. Das junge, blühende Geschöpf wurde der schändlichsten Berechnung geopfert. Charlotte von Kalb hat uns in ihren Memoiren diese Tage des Kummers aufgezeichnet. Noch waren die Schwestern und Verwandten in Trauerkleidern um des jungen Freiherrn von Ostheim Tod. „Trauernd-teilnehmende Verwandte," schreibt Charlotte, „besuchten uns, so auch öfter Frau von Wolzogen. Die traurigen Ereignisse, welche uns betroffen, waren auch der Gegenstand ihrer Unterhaltung mit Ritter (wie Schiller sich damals nannte). Und Frau von Wolzogen teilte uns folgende Zeilen mit: ‚O sehe ich sie, die Trauernden? — ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien — drei sind es ja — und eine noch — wie nenne ich sie? — Psyche! von ihnen so ersehnt. — Heut hab' ich ja im Wieland erst gelesen, wie Psyche, von den drei Grazien erfleht, nun fürder wandeln will in ihren Reihen.'"

Diese Zeilen machen es sehr wahrscheinlich, daß Schiller schon damals Gelegenheit hatte, Charlotte von Ostheim in Gesellschaft ihrer Schwester und Lottens von Wolzogen aus der Entfernung zu sehen. Diese nennt er drei Grazien, Frau von Wolzogen Psyche. Er nahm den innigsten Anteil an dem traurigen Geschick Eleonorens von Ostheim, und wenn man einzelne Aeußerungen in dem Hochzeitsgedicht, die Namen und Verhältnisse auf Gut Nordheim mit den Namen und Verhältnissen von Luise Millerin, das Porträt der sechzehnjährigen Blondine Lotte von Wolzogen mit dem der Luise zusammenhält, so gewinnt der Bauerbacher Aufenthalt eine Bedeutung für dieses Stück, die durch Schillers Mitteilung in seinem Briefe an Streicher, daß sein Trauerspiel fertig sei, nicht geschwächt wird. G. Brückner hat die sinnige Vermutung aufgestellt, daß der Name des Hofmarschalls von Kalb von dem Präsidenten von Kalb, der Name jenes Fräuleins von Ostheim, welche Ferdinands Vater (in Szene 7, Akt I.) als Partie vor-

schlägt, von Eleonore von Ostheim entlehnt sei. Der Dichter, der sonst überall die leidende Menschheit rächt, scheint hier eine bestimmte Person gerächt zu haben, wie er in dem Pfarrer Moser seinen alten Lehrer verherrlicht. Es ist freilich immer gewagt, bei so guten Komödiennamen, wie Bock, Kalb, an bestimmte Personen zu denken. In den Listen der Karlsschule finden sich überdies schon zwei von Ostheim, und Sekretär Wurm hat vollends mit dem Herrn von Wurmb gar nichts zu thun. Immerhin mag man annehmen, daß die dunkeln Farben des socialen Dramas aus dem reichsritterschaftlichen Boden energische und klare Lasuren empfingen. Und gewiß war ein persönliches Interesse für die Ostheimischen Schwestern in Schiller geweckt, welches sich später so leidenschaftlich auf Charlotte von Kalb konzentrieren sollte.

Am 24. Januar reiste Frau von Wolzogen, diesmal mit ihrer Tochter, nach Stuttgart. „Gott sei Dank," schreibt Schiller am 1. Februar an sie, „eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Also von 14, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge.

„Meine Wünsche und meine Thränen haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch sind — werden Sie solches Gefolge von mir bekommen. Die Freude über die Erfüllung Ihres und meines Wunsches — daß Ihre Lotte mit Ihnen darf, machte mir den Gedanken Ihrer Abreise etwas erträglicher, und ich weiß nicht, ob ich bei Ihrem Hierbleiben, wenn nämlich die Lotte nicht mitgedurft hätte, nicht ebenso traurig gewesen wäre, so viel ich selbsten dabei gewonnen hätte.

„Eben wandert ein Brief an meine Eltern fort. Doch hab ich, soviel ich von Ihnen sprechen mußte, kein Wort von Ihrem bisherigen Hiersein, und den fröhlichen Augenblicken unsres hiesigen Beieinanderseins verloren. Sie selbst haben also das alles noch zu erzählen, und werden vermuthlich ein paar aufmerksame Zuhörer haben."

Auch in diesem Briefe, der Friedrich Chevalier unterzeichnet ist, dauert die Mystifikation noch fort. Der Schreiber sagt unter anderm: „Schreiben Sie mir auch, sobald Sie den Brief vom Herrn Doktor Schiller aus Stuttgart erhalten, und machen Sie mich dann mit dem Manne bekannt."

Versenkt in seine Arbeit, tröstete sich der Dichter mit dem Versprechen der Frau von Wolzogen, in vierzehn Wochen zurückzukehren, und richtete sich an dem schriftlichen und mündlichen Verkehr auf, den er mit seinem Freunde, dem Bibliothekar Reinwald unterhielt. Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald, 1737 in Wasungen geboren, war ursprünglich Jurist. Seine Fachbildung befähigte ihn zu den höchsten Staatsstellen. Dabei hatte er sehr umfassende wissenschaftliche Kenntnisse und Witz und Empfindung genug, ein derbes Lied oder ein elegisches Gedicht zu machen. Bei solchen Eigenschaften mußte er lange Jahre mit äußerst geringer Besoldung als Kanzlist arbeiten. So ward er verbittert und hypochondrisch, aber er war eine durch und durch brave und dem Bunde des Guten, Wahren und Schönen für alle Zeit zugeschworene Seele. Er konnte für Schiller ein Sporn und ein Zügel zu gleicher Zeit sein, er erkannte den ausfliegenden Genius und fühlte sehr bald, daß Schiller einen größeren Lebensschauplatz betreten müsse. An ihn wandte sich der jüngere Freund, wenn er Bücher und Schreibpapier, wenn er guten Rat und Ermunterung brauchte. Reinwald vermittelte unter anderm auch die Veröffentlichung des satirischen Gelegenheitsgedichtes, welches Schiller um diese Zeit zum großen Ergötzen des Meininger Publikums im dortigen Wochenblatt erscheinen ließ.

Zum Verständnis desselben müssen wir einen Blick in das fürstliche Residenzschloß zu Meiningen werfen. Hier herrschte damals der bessere Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Der Hof pflegte Musik und Litteratur, das fürstliche Liebhabertheater führte sogar Stücke wie Julius von Tarent auf. Im Jahre 1782 ward Herzog Georg Mitregent der Meininger Lande. Kurze Zeit nach seiner Vermählung fuhr er nach Römhild zu einer Jagd, kehrte aber schwer erkrankt zurück und lag viele Tage lebensgefährlich darnieder. An seinen zwei Augen hing die Selbständigkeit des Herzogtums. Wenn er starb, fiel es an Koburg. Der Koburger Linie kam die Nachricht von seiner tödlichen Erkrankung höchst erwünscht. Sofort wurden, wie es heißt, besonders auf Antrieb der Herzogin von Koburg, kriegerische Anstalten gemacht, die Milizen aufgerufen, am Neustädter Thor zu Koburg aufgestellt; jeder, der von Meiningen kam, ward als Trauerbote angesehen

und ausgefragt, damit man sofort in Meiningen einmarschieren und Besitz ergreifen könne. Aber alle diese Anstalten waren umsonst, der Herzog Georg genas, und Dr. Ritter züchtigte den ländersüchtigen Nachbar durch ein derbes Spottgedicht, das mit Milderungen in Reim und Leim durch Reinwalds Hand in den Meininger wöchentlichen Nachrichten im 5. Stück am 1. Hornung erschien. In der ursprünglichen Form lautete es bei weitem kecker. Hier wenigstens einige Proben:

In Juda — schreibt die Chronika —
War olim schon ein König,
Dem war von Dan bis Berseba
Bald alles unterthänig.
Und war dabei ein wackrer Fürst,
Desgleichen selten finden wirst.

Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom Chaldäerland
Ein Weibchen mitgenommen,
Im Herzen Himmel — und im Blick;
Ich küßte sie den Augenblick.

Nun wird der Fürst krank, die Nachricht kommt nach Assur-Koburg und hier macht man kriegerische Anstalten.

Die Wache vor dem Thor bekommt
Gemessene Befehle,
Daß undurchsucht, unangebrummt
Entwische keine Seele.
Brieftaschen und Patent heraus —
Sonst — Marsch, ihr Herrn, ins Narrenhaus!

So heißt es denn:

— — — — — —
Man visitirt von Pack zu Pack,
Doch zeigt sich nichts — als Schnupftaback.

Eine liebe Strophe ist:

Doch während daß der Vetter schon
Nach deiner Krone schielte,

Und auf dem noch besetzten Thron
 Schon Davids Harfe spielte,
Lagst du — o Fürst — beweint vom Land,
Noch unversehrt — in Gottes Hand.

Die Nachricht von der Genesung trifft nun in Assur-Koburg ein:

Die Post schleicht nach Assyrien,
 Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Königin
 Vom Schlitten heimgeführet. —
„Ihr Durchlaucht! ein Kurier!" — Herein!
 Es werden Trauerbriefe sein.

Schnell öffnet er den Brief und liest,
 Liest — Ach! der Posten trübste —
Daß Josaphat am Leben ist —
 Und flucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! — Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich!"

Eine jammervolle Entgegnung erfolgte im Koburger Wochenblatt. Außerdem haben wir auch noch einen „Prolog" von Schiller, wie es scheint, für eine von Kindern gespielte dramatische Darstellung zur Feier der Wiedergenesung des Herzogs Georg von Meiningen an dessen Geburtstag (4. Februar) bestimmt. „Sie glauben nicht," schreibt er an Reinwald bei Uebersendung des Gedichtchens, „wie wunderlich es mir vorkömmt, aus 2 Schauspielen großen Inhalts herauszutreten und Prologen für Kinderstücke zu machen." Unter dem heitern Eindruck solcher Produktionen meldete er am 1. Februar seiner Schützerin: „Das satirische Gedicht, wovon Sie wissen, ist fertig — ich weiß aber noch nicht, wie es der Herzog aufgenommen. —"

„Liebste Freundin — heute haben wir einen so trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft — die so angenehm vor mir liegt — zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Tage alsdann sein, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen. Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht schieß ich einen Raubvogel."

Aber noch schneite er einmal gründlich ein, so daß er selbst die Rendezvous nicht einhalten konnte, die er sich mit Reinwald zu geben pflegte. Seine einzige Erholung war, mit dem Verwalter Vogt Schach zu spielen. Die Eintönigkeit des Landlebens, wo alles nur gilt, nicht weil es bedeutend ist, sondern weil es da ist, fing an, auf seine Stimmung zu drücken. „Liebster Freund," sagt er seinem Reinwald, „ich wünschte Sie so oft — so oft in meine einsame grillenhafte Zelle herein und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben." Er empfand, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen könne, wenn ihm der Stoß von außen fehle. „Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehen Minuten bei einem guten denkenden Freunde von selbst anwandelt. — Wie groß muß das Originalgenie sein, das weder in seinem Himmelstrich und Erdreich noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet und aus der Barbarei selbst hervorspringt!" Das waren Klagen, die in Reinwalds verdüstertem Gemüt eine mitklingende Saite trafen. Der Mann und der Jüngling wurden sich mit jedem Tage unentbehrlicher. Auf beiden lastete der Druck einer harten Lebensschule, und beide stimmten in der reizbarsten Empfindung desselben überein. Schiller war damals von so vielem bedrängt. Seine Mutter war ernstlich krank. Seine Schulden in Stuttgart mußten am Ende den Seinigen bekannt werden, und wer weiß, welchen Eindruck diese Entdeckung auf die unglückliche Mutter machen konnte! Nach Bauerbach hatte er ebenfalls nichts mitgebracht, als den guten Willen, zu arbeiten. Er war oft in der entsetzlichsten Geldverlegenheit. Um so mehr wünschte er seine Luise Millerin in Druck zu geben. Schwans Gefälligkeit mochte er nicht von neuem beanspruchen. Er versuchte es mit dem Buchhändler Weygand in Leipzig und überlegte noch mit Reinwald andere Mittel und Wege, als plötzlich von einer Seite der Himmel sich klärte, wohin er gar nicht mehr mit den Augen der Hoffnung gesehen hatte. Er erhielt einen höflichen Brief von Dalberg, worin dieser wegen einer Aufführung der Luise Millerin bei dem Dichter anklopfte. Schiller war so überrascht, daß er an Meyer

in Mannheim schrieb, es müsse sich wohl ein dramatisches Unglück ereignet haben, daß er von Dalberg einen annähernden Brief erhalte.

Zu Anfang des Jahres 1783 war der Fiesko bei Schwan erschienen. Der Absatz war ein bedeutender und das Interesse für den Dichter fortwährend im Steigen. Außerdem wußte Streicher durch die lebhaftesten Schilderungen der Luise Millerin immer von neuem an den Freund zu erinnern, und vor allem schien der Herzog von Württemberg keine Anstalt zu machen, den Entflohenen zu verfolgen oder seine Beschützer ihre Handlungen entgelten zu lassen.

Schiller war diesmal nicht ohne Anlage zur Diplomatie. Er griff nicht so hastig zu, er überlegte mit seinem Reinwald, ob er sich überhaupt mit Dalberg einlasse. „Ich kenne ihn," schrieb er, „ziemlich, und meine Luise Millerin hat zerschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren. Z. E. die gothische Vermischung von Komischem und Tragischem, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannichfaltigkeit des Details." Allein wenn Schiller auch vermied, sich Dalberg von neuem in die Arme zu werfen, so trieben ihn doch mächtige Beweggründe, wenigstens die dargebotene Hand nicht zurückzustoßen. Einmal wußte er den Wert der Mannheimer Bühne zu schätzen. Und wenn eine Nötigung eintrat, Bauerbach zu verlassen, so fand er in Mannheim doch immer eine nächste Zuflucht. Solche Nötigung war gerade jetzt vor der Thür. Sein Pflichtgefühl, sein Stolz wurde soeben auf die härteste Probe gestellt.

Frau von Wolzogen hatte ihm nämlich geschrieben, daß ein Herr von Winkelmann, ein Verwandter des Hauses, sich nicht abhalten lasse, sie auf ihrer bevorstehenden Reise nach Meiningen zu begleiten. Dieser Herr war Schiller sehr wohl bekannt und auch bekannt als ein sehr gefährlicher Nebenbuhler in der Bewerbung um Charlottens Herz. Schiller hatte jene instinktive Abneigung gegen den Herrn von Winkelmann, welche die Leidenschaft ihren Kranken mitzugeben pflegt. Komme dieser nach Meiningen, erfahre dieser, daß ein Württemberger in Bauerbach sei und wie er aussehe, so sei, schreibt Schiller an seine Gönnerin,

eine Entdeckung unvermeidlich. Ins Geheimnis aber will er jenen Herrn nicht gezogen wissen. „Ich will ihm," fährt er fort, „durchaus nichts von seinem Werthe benehmen, denn er hat vielleicht einige schätzbare Seiten — aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer wie mein Leben sind." Mit Lauten, in denen Thränen zittern, sagt er: „Ich muß Sie verlassen. Ich muß Sie zum letztenmale gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne, herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in meinem ganzen künftigen Schicksale zurückläßt, aber die Beruhigung meiner Ehre gehet vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viel Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." Er will ihr nicht zumuten, einen Freund aufzuopfern. Inständigst bittet er sie, sich auch nicht durch Sorge für sein äußeres Wohl bestimmen zu lassen. Er führt die Mannheimer Aussichten zu ihrer Beruhigung als höchst vielversprechend an und hofft bald in der Lage zu sein, auch nach Berlin gehen zu können. Er schließt mit einem „Ewig Ihr Freund".

Dies war am 27. März. Am 3. April schrieb er an Dalberg. Nach einigen kühlen Worten der Entschuldigung, daß er so spät antworte, fährt er nachlässig heraus: „Sie wünschten zu hören, wie ich lebe? Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein. E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen." Und nun führt er die Bedenken aus, die wir aus seinem Briefe an Reinwald bereits kennen.

Dalberg indes ließ den zähen Dichter nicht wieder los, sondern bewog ihn, an eine Bühneneinrichtung von Luise Millerin zu gehen, worin wir also einen zweiten oder gar dritten Umschmelzungsversuch anzunehmen haben.

Aber wie das neue Stück Luise Millerin früher in den unfertigen Fiesko hineinbrach, so verschlang jetzt ein jungfräuliches Interesse für einen neuen Stoff die ausgelebten Ideale des bürgerlichen Dramas. An demselben Tage, an welchem er Frau von Wolzogen so unverhüllt seine Eifersucht auf den Nebenbuhler gestand, schrieb er an Reinwald, daß er Imhof und Maria Stuart bis auf weitere Ordre zurückgelegt und sich für Don Carlos fest entschieden habe.

Das Süjet „Friedrich Imhof", welches Schiller in mehreren Briefen an Reinwald erwähnt, bleibt dunkel. Nach Goedekes Ansicht scheinen hier Anfänge zum Geisterseher zu liegen. Von Maria Stuart wäre nach Reinwalds Zeugnis schon in Bauerbach ein Akt vollendet worden; aber doch gewiß keiner des uns jetzt vorliegenden, fast 20 Jahre späteren Stückes! Zunächst wurde Don Carlos zur beherrschenden Idee und Aufgabe.

Schiller, hat man wohl gemeint, sei im Gegensatz zu Goethe immer von der Idee ausgegangen. Das ist irrig, ebenso irrig, als daß er nur sich selbst in seinen Jugendhelden dargestellt habe. Bei keinem Drama unseres Dichters läßt sich das Werden seiner Schöpfungen so genau verfolgen, wie bei Don Carlos. In dem Briefe an Reinwald spricht er zuerst von der Ausgiebigkeit des Stoffes. „Ich finde," sagt er, „daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen giebt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln — und das Mannheimische Theater dieses Süjet von mir bearbeitet wünscht." Kann man praktischer, ich möchte sagen, handwerksmäßiger zu Werke gehen? Schiller war wieder in der trüben, brütenden Stimmung, welche den Räubern vorherging und immer das Werden der Geisteskinder ankündigt.

„Jetzt, bester Freund,“ ruft er aus, „fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurück kommen. Wie sehnlich erwarte ich sie.“ Nach seinem letzten Briefe an Frau von Wolzogen sind uns Worte wie diese doppelt verständlich: „Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüts, wenn ich so reden darf, verfälscht und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt.“ Reinwald mußte ihm die nötigen Geschichtsquellen senden, unter andern auch Brantomes Geschichte Philipps des Zweiten und die Novelle von St. Real: Histoire de Dom Carlos, fils de Philippe II. Roy d'Espagne; das nach glaubwürdiger Tradition von Schiller benutzte Exemplar habe ich auf der Meininger Bibliothek gesehen.

Schiller warf sich in das Studium der geschichtlichen Quellen mit so vielem Eifer, daß Reinwald befürchtete, er möchte sich ganz von der dramatischen Poesie abwenden. Er erließ deshalb eine poetische Mahnung an den Freund, worin folgende schöne Strophen stehen:

Freund! hier getrennt von Welt und Wonne,
Von Waldgebirgen rings umtürmt,
Erheiternd wie die Frühlingssonne,
Indes in dir Begeistrung stürmt:

Laß dich vom höchsten Ideale
Der Kunst, von ihrem Schöpferthron,
Apoll in diesem Hirtenthale!
Herab zu meiner Leier Ton.

Verschmähe nicht die fromme Bitte,
Der Sorge deines Ruhms geweiht:
Verlaß die Bahn mit keinem Schritte,
Die du begannst zur Ewigkeit .....

Erschüttre, wie Cherusker-Tannen,
Wie Cedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes, die Tyrannen
Und ihre Starken um den Thron,

Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geisterpöbel, der uns drängt: —
Denn deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor sprengt!

Der kommende Frühling löste mit lauem Hauch alle Keime, wie in Garten und Feld, so in der Seele des Dichters. Die mächtige Dorflinde und der Maulbeerbaum vor der Wohnung fingen an zu grünen. Der Gefangene begann, mit seinem Carlos in der Gegend von Bauerbach herumzuschwärmen. Ein Schritt aus dem Dorfe, und er war in der freien, frisch atmenden Natur. Die das Thal umrandenden Höhen und Waldungen, die Ufer der Werra boten einen reichen Wechsel von offenen und einsamen Wegen. Seine Schritte führten ihn oft zu den Geistlichen der Umgegend, deren biederer Sinn, deren patriarchalisches Leben seine ersten Jugendeindrücke vor seine Seele zauberten. Hier empfing er den Segen wahrer, ungeschminkter Gefühle wieder.

Da war der ausgezeichnete Theolog Sauerteig in Walldorf, ein philosophischer Kopf, außerdem Scharfenberg in Ritschenhausen, Rasche in Untermaßfeld, der als Numismatiker sogar eine europäische Größe war, ferner der als Dichter des Mönchs vom Libanon bekannte Hofprediger Pfranger in Meiningen, der junge Gelehrte Fleischmann daselbst, und die Pfarrer Freißlich in Bibra, zu deren Eingepfarrten die Bauerbacher gehörten. Diese Männer besuchten auch Schiller in seinem Asyl, wo er sie, so gut er konnte, bewirtete. In Bibra blieb er oft bis tief in die Nacht. „Ihre Pfarrer zu Bibra," schreibt er am 23. April an seine Gönnerin, „kenne ich sehr gut, und beide lieben mich, wie ich sie, von Herzen. Den jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vorteil bilden, sowie er mich in vielen, Ihnen auch sehr wichtigen Stücken befestigen soll." Hier gab es entgegengesetzte Ansichten auszugleichen, und Schillers spätere Briefe, die er von Mannheim aus an die fromme Frau von Wolzogen schreibt, verraten überall die Spuren dieses patriarchalischen Umgangs. Auch seine Anschauungen von der bürgerlichen Gesellschaft, welche er bisher fast nur durch das gefärbte Glas der Rousseauschen Ideen gesehen hatte, fanden durch tiefere Blicke in das Volksleben, durch die Urteile ruhiger, erfahrener

und toleranter Männer eine Berichtigung. Denn alle jene Pfarrer, außer dem Hofprediger Pfranger, waren Jünger Lessings, dessen Nathan, 1779 erschienen, auch in diesen stillen Thälern, welche auf der Grenzscheide des Protestantismus und Katholizismus liegen, die Geistlichen zu warmem Für und Wider erregte, zumal Pfranger in Meiningen durch seinen Mönch vom Libanon eine Widerlegung des Nathan zu Gunsten des Christentums versucht hatte. Schiller hörte hier ohne Zweifel vielfach den Nathan preisen, und wenn er auch noch so sehr die Verständigkeit Lessings angriff, wenn er ihn auch nur den Aufseher seiner Helden, nicht ihren Freund nannte, so mußte er sich gestehen, daß dieser Ausspruch beim Nathan nicht zutraf, daß hier die herrlichste Freundschaft zwischen dem Dichter und seinem Ideal bestand; und, wenn man den Dialog in einzelnen Scenen des Don Carlos mit dem des Nathan vergleicht, so muß man glauben, daß der Jünger, wenn auch widerwillig, dem gebietenden Wink des Meisters gefolgt ist.

Es ist höchst interessant, auch hier zu verfolgen, wie Schiller, man gestatte den Ausdruck, über die Mechanik von Mitleid und Furcht hinauszukommen, wie er diese Wirkungen organisch zu erzeugen sucht. Einer der schönsten Briefe, die wir von Schiller besitzen, der Brief an Reinwald vom 14. April 1783, reiht die aristotelischen Kunstbegriffe, die Lessing an verschiedenen Stellen kritisch untersucht und in ihre Rechte eingesetzt hatte, in die Idee des Universums ein, wie sie sich durch die deistisch-humanistische Weltanschauung in Leibnitz, Shaftesbury und ihren Schülern gestaltet hatte. Welch ein gewaltiges Ringen nach Einheit, nach dem Urquell des Schönen, Wahren und Guten hin, liegt in diesem Briefe, welche kühne Brücke schlägt er von den kritischen Forderungen des Verstandes zu dem lebendigen Schöpfungstrieb und dem Herzen des Künstlers! Der Brief ist datiert: „Bauerbach. Früh in der Gartenhütte. In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche. — Ich stelle mir vor — Jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers

Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen und unsre historische Kenntnis von fremden in andere Mischungen bringen — bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmen das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst." So denkt er sich auch den höchsten Künstler des Weltalls: „Gott sieht sein Bild aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen." Es ist derselbe Gedanke, der in den Worten ausgesprochen ist:

Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

So faßt Schiller die Vollkommenheit, das Ideal als das Wesen auch der menschlichen Seele. „Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existieren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges notwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen oder dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kuß bis zur innigsten Umarmung — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?"

Schiller führt nun aus, daß derselbe Trieb, welcher das Ideal im Freunde sucht, den Dichter zu seinen Geschöpfen ziehe, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft

besitzen müsse, und er schließt hieraus: „Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben ... Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein ... Darum rührte mich Julius von Tarent mehr, als Lessings Aemilia, wenngleich Lessing ungleich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund." Die Anwendung dieser höheren Technik auf Don Carlos zu machen, gesteht er, daß er ihn gewissermaßen statt seines Mädchens habe. Und um noch deutlicher zu sagen, wie viel oder wie wenig Carlos von ihm selbst habe, setzt er hinzu: „Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius, und den Puls von mir."

Nachdem dieses Bekenntnis, welches auf alle dichterische Charakterschöpfung Anwendung findet, abgethan ist, erst dann und zuletzt kommt er auf das, worin man die Idee des Don Carlos gefunden hat. „Außerdem," sagt er, „will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehn — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen." — —

Keuscher kann man kaum seine Intentionen verhüllen. Er hätte vermutlich noch manche andere „ich will" nennen können, als da sind: ich will den Fluch der erzwungenen Ehe, das Elend des einsamen und durch seine Laster verschanzten Despoten, ich will den Streit zwischen Ideal und Liebe, zwischen Liebe und Pflicht u. s. w. darstellen. Und wie, wenn er in dem unglücklichen Prinzen auch sein eigenes tragisches Geschick verklagte, das er so rührend in dem Schlusse seines Briefes gegen den gereiften Mann ausspricht? „Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es wert ist, daß er mich mitsamt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird

jene dulden und diese mit einer Thräne ehren. Teurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich."

Diese Motive und Antriebe zusammengefaßt, dazu die Atmosphäre von Bauerbach und endlich sein eigener Kampf zwischen Liebe und Pflicht wirkten neben dem Bilde des Hamlet und Julius belebend auf die neue Schöpfung ein. Bald indes wuchs das kleine Lebensdrama, welches den Dichter um diese Zeit ergriff, über das zu dichtende große hinaus.

Frau von Wolzogen war durch den letzten Brief des Freundes aufs tiefste erschreckt und erschüttert. Sie hing mit einer Zärtlichkeit an ihm, die ebensosehr aus der Bewunderung seines Talents, als aus der Hochachtung seines sittlichen Adels hervorquoll und die er mit schwärmerischer Liebe erwiderte. Sie ahnte wohl, um was es sich zuletzt handeln würde, ahnte, daß ihre Charlotte das Ziel seiner Wünsche sei. Aber dennoch opferte sie den armen Flüchtling nicht. Sie schrieb ihm, der Herr von Winkelmann werde nicht kommen, aber sie zweifelt, ob Schiller, um sein Glück in der großen Welt zu suchen, nicht doch von ihr scheiden werde.

Darauf antwortet Schiller am 23. April, über solches Mißtrauen leidenschaftlich erregt, die treuloseste und undankbarste That auf der Welt würde es sein, wenn er anderswo sein Glück zu suchen ginge. Und so blieb er nicht bloß für jetzt in Bauerbach, sondern richtete sich auch unverzagt für einen gemütlichen Aufenthalt ein, indem er mitten durch den Garten eine — Kegelbahn anlegte. Allmählich ward er bei groß und klein im Dorfe eine beliebte und wichtige Person und holte bald seine Medizin, einmal auch seine Juristerei hervor, um zu helfen und zu schlichten. Dorf und Gut lagen beständig in Fehde. Er hielt die persönliche Gegenwart der Herrschaft für äußerst notwendig, indem der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter täglich wachse. „Neulich," schreibt er, „entstund ein Streit zwischen beiden Parteien wegen der Schafe. Vogt und Konsorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirt und andere prätendierten das Gegenteil. Die Gerichte sprachen zweimal für den

Verwalter, und demungeachtet trieben die letztern die Schafe auf die Wiesen; Ihre eigenen nicht geschont. Ich kam zu einer Scene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kommen mit Knütteln, die Schafe wegzutreiben, die andern wehrten sich, man sagt sich Grobheiten, Wahrheiten u. dgl. Des Wirts Sohn hetzt den Hund an den Schulmeister, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun ist ihnen durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Exekution des Verbots untersagt und auf morgen ein Termin ausgesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Parteien gehört), Sie soutenieren Ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respektwidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur einen Befehl exequiert sehen wollen, und die Ruhe erhalten werden soll. Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen ... Geben Sie diesem positive Gewalt, aber behalten Sie sich vor, sein Verhalten zu untersuchen." Als beiläufige Nachschrift folgt: „Ich war unpäßlich, aber nicht krank. Ich ließ mir eine Ader schlagen."

Aber er hatte ja nicht Zeit, krank zu sein, er hatte ja bis zur Ankunft seiner Freundinnen noch entsetzlich viel zu thun. Er mußte allerorten selbst sein, er hatte Haus und Garten instandzusetzen, und machte sogar im letzteren eine neue Anlage. Man kann seine Geschäftigkeit, sein Behagen ermessen. Da erschreckt ihn das Gerücht, daß Lotte sich verlobt habe. Er gratuliert per Abschlag in einem Brief vom 8. Mai. Aber der Schluß: „Im neuen Testament hören die Opfer auf" sieht nicht aus, als ob er Lotte ohne Kampf einem anderen überlassen wollte.

Er beschloß, die Rückkehr der Herrschaft zu einem Fest zu machen. Vom äußersten Ende des Orts bis zu ihrem Hause wuchs eine Allee von Maien empor; am Hof des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, und auch die Kirche wurde mit Maien besteckt.

Endlich Mitte Mai hielten die Erwarteten, von den jubelnden Unterthanen empfangen, durch die Allee ihren Einzug. Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, wo eine Musik mit Blas-

instrumenten den Gesang accompagnierte und der Pfarrer eine festliche Einzugsrede hielt. Ein fröhlicher Tanzabend beschloß die Feierlichkeit.

Aber für Schiller war schon nach einigen Tagen die Blüte der freudigen Aufregung verwelkt, und mit innigen Worten bat er um Reinwalds Besuch. „Ich sehne mich nach Ihnen, guter, lieber Mann, und habe es nötig, neue Glut und neuen Geist in Ihren Armen zu sammeln.“

Frau von Wolzogen hatte in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit, im Anblick von Schillers wachsender Leidenschaft ihm das Tagebuch ihrer Tochter gezeigt, worin jene Thränen, die Charlotte bei ihrer Abreise von Stuttgart vergoß und welche Schiller auf sich deutete, eine für ihn niederschlagende Erklärung fanden. Ihre Bewegung hatte seinem Begleiter, nicht ihm gegolten. Er las in dem Tagebuch ein Geständnis, das ihn aufs tiefste ergriff. Lotte liebte bereits, liebte jenen Herrn von Winkelmann.

Ueberdies hatte Wilhelm von Wolzogen der Mutter einen Brief an Schiller mitgegeben, worin er großsinnig die Schwester dem Schutz und der Leitung des Freundes empfahl und zugleich offen um seine Meinung über den Herrn von Winkelmann bat. Man kann sich in einer so zarten Sache nicht edler benehmen, als Schiller that. Er antwortet dem Bruder:

„Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. — — Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel des Gemüts — so kenn' ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Anteil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist.

„Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat

mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt. Einem so zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig sein, auch eines Freundes Rat in einer so wichtigen Sache zu hören.

„Ich kenne den Herrn v. W . . . n. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns untereinander mißgestimmt, dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwert. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre, als zur Schande anrechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaftig, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie wie ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie ein Mädchen, das zum erstenmal liebt."

Schiller hoffte, bei aller ritterlichen Offenheit gegen den Bruder, daß Charlottens erste Liebe dennoch das gewöhnliche Schicksal der ersten Liebe haben könnte. Er würde sich selbst mit der zweiten begnügt haben. Er beobachtete das — nach dem Tagebuche — liebeskranke Mädchen mit dem scharfen Auge solcher Hoffnung. Charlotte zeigte nichts von den Seufzern, nichts von der üblichen Melancholie, „der armen, kranken Leidenschaft Gefolge". Nun brach die täuschende Hülle seiner Fassung. Die Nähe des geliebten Mädchens, die lösende Fülle des Frühlings, das trauliche Plaudern draußen in der Gartenlaube, auf Wiesen und Waldwegen — es bedurfte jetzt nur eines Hauchs von Ermutigung, gar einer Trennung, um seine Leidenschaft in lichte Flammen zu blasen.

Beides kam, die Ermutigung und die Trennung.

Der Stuttgarter Nebenbuhler, durch Lottens Liebe mehr geschmeichelt, als daß er sie feurig erwiderte, hatte zu ihrem Bruder Wilhelm einige nicht ganz zarte Aeußerungen in dieser Richtung gethan: er werde Charlotten nicht verlassen, ihre Thränen, ihre Melancholie wisse er zu würdigen.

Wilhelm, der dem ganzen Bündnis nicht sehr geneigt war, schrieb dies entrüstet nach Hause. Nun antwortete Schiller dem Freunde: „Wir haben Ihre liebe Schwester beinahe vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beob-

achtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigentümlich gehört. Im Ernst, liebster Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint." Er setzt den Bruder in den Stand, dem gewissenhaften Liebhaber, der Charlotten nicht verlassen wolle, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben. Er spricht von der Impertinenz des Herrn, der das Herz Charlottens noch erst verdienen müßte. Er wünscht, daß Wilhelm seine Antwort so einrichte, daß er Lotten dieselbe zeigen könne.

In welchen Kampf sah sich Frau von Wolzogen hiebei von neuem versetzt! Sie kannte Schillers Verhältnisse, den Wirrwarr seiner Schulden, die Unsicherheit seiner Aussichten. Mit rückhaltslosem Vertrauen ließ sie ihn von jeher in ihre finanziellen Umstände blicken. Sie wußte, daß, wenn ihre Lotte den jungen Dichter liebte, die Aussicht auf eine Verbindung in weiter, trüber Ferne lag. Aber sie wußte auch, daß Lotte ihn nicht mit einer Neigung umfaßte, die beide auf die Dauer glücklich machen konnte. An Schillers Entfernung konnte, mochte sie nicht denken.

Nach dem Aufruhr, in den ihn die Anmeldung jenes Besuchs gesetzt, war es ihr unmöglich, eine solche Zumutung an ihn zu richten.

Zwar war eine Entfernung ihrer Tochter dicht vor der Thür. Lotte war, wie wir wissen, in einer Pension. Aber ihr mißfiel der Aufenthalt darin, und sie suchte so viel als möglich daraus entfernt zu sein. So hatte man im Januar die Erlaubnis erwirkt, daß sie mit der Mutter nach Stuttgart reisen durfte. Man konnte sich den gütigen Anordnungen der Herzogin von Gotha nicht ganz entziehen, und Frau von Wolzogen, vielleicht um den Austritt Charlottens aus der Pension zu bewirken, was Schiller ihr auf die Seele band, reiste mit ihrer Tochter ab, um durch eine persönliche Unterredung mit der Herzogin diese Angelegenheit zu ordnen. Jetzt brach Schillers Leidenschaft durch alle Dämme. Er sendet der Freundin einen Brief nach, er wünscht der Mutter die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Wenn sie die ganze Pension absagt, so will er vor Freuden alle

Jahre eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für die Lotte. „Im Ernst, liebe Freundin, sehen Sie zu, daß Sie mit guter Art loskommen und die Lotte .... erlösen." Er schickt Lotten Blumen mit und hofft, beide um sieben Uhr bei der Pastorin in Maßfeld zu treffen. Aber er hoffte umsonst. Ein Brief kam statt der geliebten Personen, worin über Lottens Schicksal nichts Bestimmtes mitgeteilt wurde. Ein neuer, glühenderer Brief fliegt nach Meiningen. „Ach meine Beste," schreibt er unterm 30. Mai, „in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung bedürftiger, als eben jetzt, und weit und breit ist niemand, der meiner zerstörten, wilden Phantasie zu Hilfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selber in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig oder mehr, als Sie hören sollten und ich verantworten kann."

Während dieser aufreibenden Seelenkämpfe konnte weder die Ueberarbeitung der Luise Millerin, noch die Ausführung des Don Carlos weiter rücken. Aber die Hindernisse, die er zu überwinden hatte, lagen nicht bloß in ihm selbst. Ich habe schon erwähnt, wie sehr die Sorge ihn quälte, welche von Rechts wegen in einem Dichterleben nicht genannt werden müßte. Es fehlte ihm an Mitteln, sich das Notwendige, und, was am meisten drückt, die Bedürfnisse der holden Angewöhnung zu verschaffen. So muß er Frau von Wolzogen, als sie von Stuttgart kommt, bitten, ihm ein Pfund Marokkoschnupftabak mitzubringen, der ihm schon seit sechs Wochen nicht „zu Nase gekommen sei". In solchen Nöten, die er durch Anleihen selbst bei Leuten seiner Umgebung zu heben suchte, nahm er seine Zuflucht auch wohl zu Christophinen. Ihr gelang es, vom Vater ab und zu kleine Summen zu erbitten; denn so sehr der brave Mann wünschte, daß der Sohn die bittere Frucht seines unzeitigen Weggehens als eine Warnung für künftige Fälle kosten möchte, so handelte er doch nach den Worten, die er am 8. Dezember 1782 an Schwan in Mannheim schrieb: „Ich fürchte jedoch nicht, daß er Mangel an Notwendigem leiden sollte; denn in solchem Falle würde ich ihn nicht lassen können."

Und er ließ ihn nicht, nur mußte Christophine den Bruder jedesmal ermahnen, daß er sparsamer werden möchte. Sie stellte ihm dann auch vor, daß er sorgfältiger auf seine Sachen sehen möchte, der Vater könne ihn nicht mehr unterstützen, weil er selbst zu viel Ausgaben habe, und entwickelte mit vieler Eindringlichkeit die Grundsätze der Ordnung und der Sparsamkeit. Er machte der guten Schwester auch sonst viel Not. Sie mußte die ersten Ausbrüche seiner wechselnden Stimmung im treuen Herzen durchkämpfen. Sie antwortete dann mit jener Bestimmtheit und Freimütigkeit, die ihr eigen war. Diese Briefe trug Schiller mit sich herum und las sie öfters durch. Aber gerade seine Sorglosigkeit, seine Unordnung, welche in den Briefen getadelt ward, hatte die trefflichsten Folgen. Sie verschaffte der braven Christophine einen höchst ordentlichen und sparsamen Mann.

Eines Tages, erzählt sie selbst in einer Aufzeichnung vom Oktober 1845, wollte Schiller Reinwald besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause und wartete lange auf seinem Zimmer. „Endlich zog er seine Brieftasche heraus und las die darin befindlichen Briefe, unter diesen war auch einer von mir.... Als Reinwald immer noch nicht kam, so ging er verdrießlich fort und ließ seine Brieftasche liegen.... Reinwald las die darin enthaltenen Briefe," — so auch den Brief von Christophinen, las nochmals, schrieb ihn ab, und faßte eine solche Verehrung für die Schreiberin, daß er sich hinsetzte und in einem ausführlichen Briefe, mit vielem Lobe über ihr reifes Denken und ihr herzliches Wohlwollen, sie, so gut er konnte, über den Bruder beruhigte. Reinwald meinte, die Einsamkeit von Bauerbach habe das Gemüt seines jungen Freundes verdüstert.

„Die Gegend," schreibt er, „wo er sich jetzt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter-Insel, und ein zweiter Winter, da zugebracht, wird Herrn D. S. völlig hypochondrisch machen... Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inkliniert, er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und

Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Gesundheitsreise thun werde, ich wollte ihn den dasigen, zum Teil wichtigen Gelehrten präsentieren, ich wollte ihn wieder an die offne Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinah scheut und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt." — — —

Ein seltsamer Kontrast zwischen diesem braven Reinwald, der sich in das reife Denken eines Mädchens verliebt, und der wogenden Jünglingsseele, die alle Hindernisse der Welt überfliegt, um ihre Ruhmeskränze einer sechzehnjährigen Blondine zu Füßen zu legen! Sie war es, die ihn mit den lockenden Bildern häuslichen Glückes umschwebte. Sie hielt ihn von Weimar, von Wien und Berlin, von Mannheim und — von seiner nächsten Pflicht gegen die Seinigen zurück, die ihm in Christophinens ernster Gestalt winkte.

Als nun Lotte nicht zurückkam, als die Mutter ohne sie in Bauerbach eintraf, da übertrug er auf diese noch die Empfindungen, die ihn zu der Entfernten zogen, und wenn sie noch einer Steigerung fähig war, so erreichte jetzt seine Hingebung eine bis zu religiöser Stimmung gehobene Glut. Er wußte diese nicht anders zu retten, als im Verhältnis von Mutter und Sohn. Da, unter dem Namen Mutter, den er fortan so gern braucht, sicherten sich alle seine Gefühle für Lotte, fand seine Zärtlichkeit für die edle Frau eine heilige Stätte. Ihr that er alle die Geständnisse, die zu verbergen die Mutter weise genug war. Ein einziges an die Tochter hätte vielleicht die Wolke gelöst, die sich schwerer und schwerer über Schillers Seele legte. Aber konnte er dieses Geständnis thun? Eines Freundes Los hatte er bereits getrübt. Konnte er der jungen Geliebten ruhigen Sinn an sein rastlos umgetriebenes Schicksal fesseln? Erobern mußte er erst dieses Glück, in die Welt mußte er einen Schritt thun. Aber er haßte diesen Schritt. Er rechnete und wußte nur, wieviel daran fehle, daß er in Bauerbach leben könne, „daß man ihn in Bauerbach begrabe". Aber woher dies nehmen? Wie es erlangen?

In diesem ewigen Kreislauf erhitzten, verzehrten sich seine Gedanken. Diese Qualen und Gluten trug er durch Feld und Geklipp, durch die einsamen Pfade der Wälder.

In solchen Tagen war es wohl, wo ihn in tiefer Waldesnacht jene unheimliche Empfindung von der Nähe eines Toten befiel, wovon er späterhin Charlotten von Kalb und auch seiner Schwägerin erzählt hat. Es war in jener Gegend ein Mord geschehen, der wohl oft Gegenstand der Erinnerung im Munde der Leute war. Nach der Erzählung Charlottens scheint es, daß Schiller bereits von der Begebenheit und den beteiligten Personen gehört hatte. Der Mörder und der Ermordete hatten beide in den Diensten des Ostheimischen Hauses gestanden, und Charlotte von Kalb hatte beide gekannt. Ihre Fassung des Vorfalls, wie sie die natürlichste ist, mag wohl die richtige sein. Sie erzählt: Einst ging Schiller durch die Waldung, wo, wie man sagt, der Mord geschehen war. Einige Buchen durchkreuzten den Pfad. „Ich ging allein, sagte er, heftig bewegten sich die Aeste; wie Klage und Aechzen war das Rauschen der Zweige umher. Bei der Rückkehr nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieser hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: Hier lag Martin erschlagen."

Der Dichter war auf gefährlichem Wege. Er blickte immer anhaltender, immer versinkender in das nächtliche Antlitz der Natur, er wehrte müde, wie sein Don Carlos, die zürnenden Geister seines Ruhmes ab und sank in jene wonnige und verzweifelte Träumerei, die sich am liebsten in Thränen löst. Ein Briefwechsel mit Lotte war nicht möglich; denn seine Briefe wurden von der Vorsteherin der Pension gelesen, und solche Briefe, die gelesen werden konnten, mochte er ihr nicht schreiben. Der 18. Juni, der Geburtstag der Frau von Wolzogen, brachte wohl ein Wiedersehen Charlottens, aber keine Erklärung.

Frau von Wolzogen, in ihrem sorglichen Herzen nach Frauenart nur auf die nächste, die gegenwärtige Linderung bedacht, auch sie durch den Umgang des liebenswürdigen Jünglings verwöhnt, sah nur, daß er bei ihr in der Gartenhütte oder im Stübchen heiter war, und gab einer Gewohnheit nach, die ihnen beiden so wohl that. Als aber sein Zustand krankhafter ward, seine Thätig-

keit erschlaffte, seine Scheu vor allen ernsten Beziehungen des praktischen Lebens, ja vor allen Menschen immer wuchs, da ergriff sie das Gefühl, daß am Ende der Aufenthalt in Bauerbach ein Raub an seinem besseren Selbst sei, der ihm und ihr zum quälenden Vorwurf werden müsse. Die Befürchtungen, welche seine Verborgenheit nötig gemacht hatten, waren zugleich erloschen. Der Herzog von Württemberg, vielleicht durch die Verwendung der Gräfin von Hohenheim zu einem Verfahren geleitet, wie es Friedrich der Große und andere Fürsten gegen freie Rede und geistigen Fortschritt übten, that nichts, was auf eine Verfolgung seines ehemaligen Zöglings deutete.

Ob Schiller seiner Gönnerin selbst in solchen Gedanken entgegenkam, ob ein neuer Antrag von Mannheim ihn aus seiner Vergessenheit riß, ob die Aussicht, durch die Aufführung seiner Dramen der Abtragung seiner Schulden, einem offenen Geständnis und einer Verbindung mit Lotten näher zu kommen, seinen Entschluß reifte, genug, auf einem einsamen Waldspaziergang mit seiner Gönnerin, unter Gesprächen über Schillers Zukunft, trat ihnen wie von ungefähr der Gedanke entgegen, Schiller solle auf eine Zeitlang verreisen. Beide konnten die Vorstellung einer dauernden Trennung nicht fassen, und wenn Frau von Wolzogen wohl vorahnend die Vermutung aussprach, daß es ein Abschied auf lange Zeit sein werde, so wies Schiller diese Vermutung mit den zärtlichsten, den heiligsten Beteuerungen zurück. Er beschloß, nach Mannheim zu gehen. Die Theaterverhältnisse konnten ihn im schlimmsten Falle für den Winter fesseln, aber wiederkommen wollte und mußte er. Frau von Wolzogen nahm ihm sein Ehrenwort ab, sich wenigstens nicht zuerst in Mannheim anzubieten. Er konnte sich und der Freundin sagen, daß auch sie ihn nicht entbehren könne.

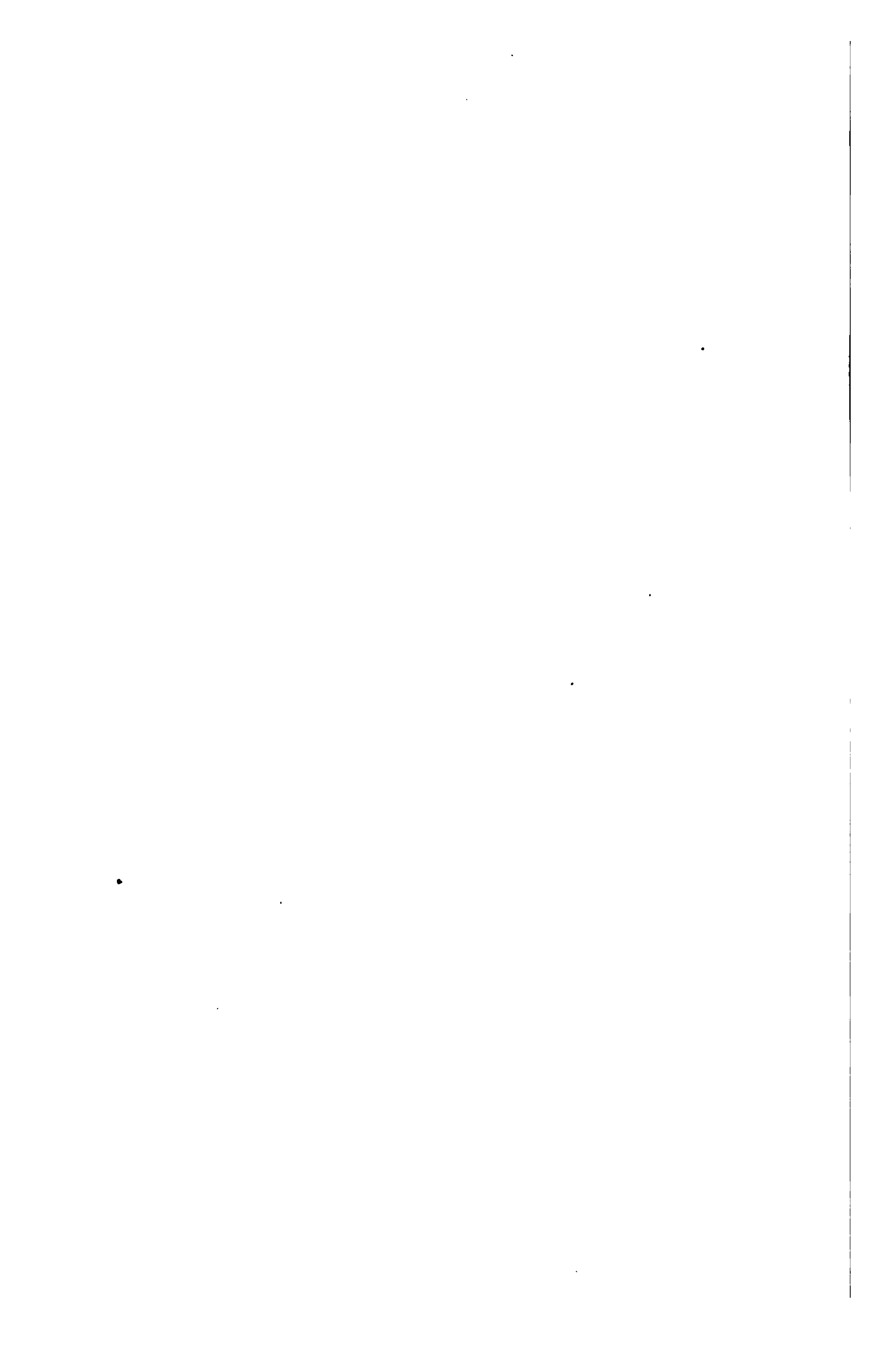
Der Tag der Abreise kam. Schiller packte nur das Notwendigste ein. In fünf bis sechs Wochen hoffte er zurückzukehren. Die von Reinwald entlehnten Bücher ließ er auf seinem Zimmer stehen, sowie auch Manuskripte von ihm in Reinwalds Händen blieben. Frau von Wolzogen versah ihn mit Fuhrwerk für die ersten Tage und mit einer Kasse, worin auch die Rückreise bedacht war.

Doch mochte sie wohl ahnen, daß Schiller nicht in Bauerbach würde begraben werden, und daß für sie die schöne Blüte des innigen und geistvollen Verkehrs, die ihr einsames, früh verkümmertes Leben schmückte, für immer verblich, als der Jüngling sich mit schmerzlicher Empfindung von ihr losriß, um aus der stillen, sichernden Bucht wieder aufs unwirtliche Meer des Lebens hinauszusteuern.

Fünftes Buch.

Mannheim.

Juli 1783 bis April 1785.



I.

Theaterdichter.

Weltscheu, ein wenig verzärtelt gegen rauhere Lebenslüfte, verwöhnt durch sanftere Pflege, reiste Schiller von Bauerbach ab. Mit andächtiger Trauer hingen alle seine Gedanken an dem lieben Fleck Erde, den er eben verlassen. Noch unterwegs, am folgenden Tage, trifft er einen Mann, der in die Gegend von Bauerbach geht. Dem muß er einen Brief mitgeben. „Liebste, zärtlichste Freundin", heißt es darin, „der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung." Und als er in Frankfurt ankommt, vertröstet er sie auf ausführlichere Nachrichten aus Mannheim. „So lange werden Sie doch wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünschte .... O meine beste, liebste Freundin, unter dem erschrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsre Hütte im Garten ein. Wär ich schon wieder dort!"

Man hat diese und ähnliche Stellen mit blöden Augen angesehen. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als indem man Frau von Wolzogen eine etwas sentimentale Frau nannte, oder indem man meinte, daß Schillers Zärtlichkeit ihr aufgedrungen gewesen sei, und daß größtenteils Charlotten gegolten habe, was er der Mutter sagte.

Aber dergleichen Erscheinungen standen damals nicht vereinzelt. Wir müssen uns bemühen, jene Herzensverhältnisse aus tieferen Quellen herzuleiten.

Die Menschheit gibt sich Götter, und um ihnen heilige Dauer zu leihen, befestigt sie das ewig Werdende mit Formen. Aber auch die beste Form ist sterblich. Sie fühlt ihre Endlichkeit, sie mißbraucht die Herrschaft, die ihr die Begeisterung lieh, sie wird

Tyrannin und freut sich einer entwürdigten, ins Dunkel gestoßenen Menschheit. Jahrhundertelang herrscht die Form, nachdem ihr Inhalt längst zu der Heimat zurückgekehrt ist, der er entstammte. Hier, in dem menschlichen Herzen, erweckt er das Gefühl der Freiheit, ein noch dunkles, einsichtsloses Gefühl. Es würde in der Masse verschwimmen, wenn es nicht zum Licht würde im Kopfe eines Heraklit, eines Anaxagoras. Der Gedanke des ewigen Wechsels erschüttert die alten Formen in ihren Grundtiefen. Die Götter fallen, ein neues Universum geht in dem Bewußtsein der Menschen auf. Mutig durch die Wahrheit, freudig über das neue Licht der Erkenntnis, sieht sich die kleine Schar der Erleuchteten aus dem Kerker der Form gerettet; und wie von einem großen Ereignis, das alle betrifft, gerührt und erschüttert, sinkt der befreite Gefangene, aufgelöst in Thränen der Wonne, an die Brust des Bruders. Solche Zeiten erzeugen begeisterte Hetärien; verschönert durch das Licht der Wahrheit, gefallen die Satyrzüge eines Sokrates dem Auge der Aspasia. Aber niemals waren diese Bündnisse so allgemein, so innig empfunden, als in der vielgeschmähten Epoche der Empfindsamkeit. Sei es, daß diese Bündnisse ein erneutes Christentum, sei es, daß sie ein durch die Naturwissenschaft und die Philosophie erneutes Weltbewußtsein zum Inhalt hatten, immer gaben sie den Menschen des vorigen Jahrhunderts jenes verklärte Ansehen, jene wunderbare geistige Aehnlichkeit, daß man oft die Verzückten, mit dem Dichter zu reden, „nur noch an ihren Kleidern und nicht mehr an ihren Zügen erkennen mochte“. So ward dem jungen Schiller die Gravitationslehre nicht bloß ein Sinnbild, sondern die Bürgschaft für einen unzerreißbaren Geisterbund. So sagte er schon in seiner Rede über die Folgen der Tugend: „Liebe ist es, die Seelen an Seelen fesselt .... Liebe ist es, die aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu so viel Söhnen eines alliebenden Vaters macht.“ Der Mensch ward dem Menschen wieder lieb und wichtig, und nicht die bloße Charakterform, nicht der Zug der Geschlechter, sondern die Liebe zum Guten, Wahren und Schönen knüpfte die edelsten Bande.

Schiller ist oft wegen seiner typischen Charaktere getadelt worden. Hier liegt die Naturwahrheit eines Posa, einer Johanna.

So stellte sich in der Verklärung einer neu erwachten Liebe zur Menschheit, eines neuen Opfermuts die Persönlichkeit dar, und wie Shakespeares Brutus, der der Idee lebt, typischer ist, als Cassius, so mußte auch Schiller, wenn er den Abdruck seines Jahrhunderts ganz wiedergeben wollte, nicht durch Temperament und Leidenschaft starr gewordene, sondern durch Begeisterung und Menschenliebe gleichsam aufgelöste, luftigere Charakterformen schaffen, die über dem erstaunten Auge der Menschensöhne wie Götter in Wolken dahinfahren. Hier fließt Zeit und Dichter in eins, und Schiller erscheint nur subjektiver als Shakespeare, weil der große Bewegungsgehalt der Zeit, den Schiller durchaus objektiv darstellt, sich auch in der Zeit zuerst als subjektiver Sturm und Drang ankündigte, bis dieser luftige Dunstkern allmählich in der französischen Revolution einen geschichtlichen, und folgerichtig in dem größten Dichter der geschichtlichen Zeitidee, soweit es damals einem deutschen Dichter möglich war, einen objektiv künstlerischen Körper annahm.

Ich will hier weder die Verirrungen dieser Epoche, noch ihre glänzenden Erscheinungen verfolgen, wie sie in den Freundschaften der Klopstock, Goethe, Jacobi und tausend Anderer Männer und Frauen verband, wie sie im Illuminaten- und Freimaurerorden Humanitätszwecke oft sehr unklarer Natur durchzusetzen suchte, nur daran will ich erinnern, daß sie es war, die das erste deutsche Publikum schuf. Von Riga bis Zürich spannte sich diese Aeolsharfe, die jedem geistigen Luftzug erklang; der Dichter konnte in seinen Freunden die Welt sehen und konnte an ein Nationalgefühl glauben, noch ehe die Deutschen eine Nation waren, weil die Besten des Volks so stark, so einig empfanden.

Je mehr die Frauenwelt sich diesen Bündnissen des Guten, Wahren und Schönen anschloß, um so reizvoller und leidenschaftlicher mußten sie werden. Durch Stand, durch Alter und Ehebande oft getrennt, verschmolzen die Seelen um so glühender in geistiger Freundschaft. Die Frauen brachten den neuen Schöpfungen der Männer eine Empfänglichkeit ohne Schranke entgegen und leiteten zum Maß, indem sie das Uebermaß nicht verhöhnten. Hingerissen von dem neuen Zauber, zerbrach die Freundschaft kühnlich Amors Bogen, um nur dem Gott des Gesanges zu gehören.

Aber während dieser die goldenen Saiten rührte, raubte der Gott der Liebe den ferntreffenden Bogen Apolls und schoß seine Pfeile von ihm in die lauschenden Herzen. Nun gab es Lust und wilde Klage, Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation, Wahlverwandtschaften und herzzerreißende Trennungen. Viele blieben in dieser Pein der Gefühle schweben und machten sie zum Inhalt der Kunst und des Lebens. Auch die Gemeinheit zog, wie immer, aus dem Kampfe der Edlen die Entschuldigung für ihre ruchlosen Systeme und brachte es dahin, daß man jetzt genötigt ist zu den herrlichsten Herzensbündnissen solcher Art die großen Ahnen und Verwandten zu nennen, um ihren Adel zu erweisen.

Matt und erschöpft kam Schiller am 27. Juli in Mannheim an. Meyer sorgte für eine Wohnung und für die tägliche Kost. Aber der Ankömmling zeigte keineswegs Lust, sich mit unzerreißbaren Banden an Mannheim zu fesseln. Das Theater empfing ihn mit schläfrigen Sommeraugen. Dalberg und Iffland waren verreist. Das Repertoire, ganz dem Geschmack der anwesenden Kurfürstin und des Herzogs von Zweibrücken angepaßt, bot nur Alltagskost. „Gestehen muß ich Ihnen," schrieb Schiller schon am 28. nach Bauerbach, „daß Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert. — Aber wie bringen Sie jetzt Ihre Tage zu, theure Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch, denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O es soll mich spornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu sein, und unterdessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken, ich will mich oft aus dem Cirkel der Gesellschaft losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ohne Zeugen ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen und am Ende stolz auf dieses untadelhafte Bündniß sein." Das Leben drängt seine Ansprüche,

seine gegenwärtigen Gestalten nur zu gern zwischen zwei eng verbundene Herzen, und so sehen wir unsern Dichter bald von seinen Freunden umringt, bei einem Ausfluge nach Oggersheim aufs innigste gerührt über den Jubel, mit dem ihn seine alten Wirtsleute daselbst empfangen, wir sehen ihn in Schwans Hause, wo er mit Beifall seine Luise Millerin vorliest, und allmählich in die „großen Zerstreuungen“ hineingeführt, in denen er seine Freundin nicht vergessen wollte. Eine ganz unerwartete Freude war seine Ankunft für Streicher. Diesem war von der neuen Anknüpfung mit Dalberg nichts gesagt worden, und Streicher wollte kaum seinen Augen glauben, daß es der in weiter Entfernung vermeinte Dichter sei, welcher mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehen ihm entgegentrat.

So gingen, während eine unerträgliche Hitze den Dichter an aller Arbeit verhinderte, vierzehn Tage hin. Gewaffnet mit Schwans praktischen Vorschlägen und seinem Vorsatz, so mißtrauisch als möglich in die Verhandlungen einzugehen, erwartete er sehnsüchtig Dalbergs Ankunft. Diese erfolgte etwa am 10. August. Dalberg kam ihm auf die verbindlichste Art entgegen, versprach, Fiesko anzunehmen, regte den Dichter zu einer nochmaligen Umarbeitung an, sagte ihm eine Aufführung der Räuber und anderer großer Stücke zu, um ihn in Feuer zu setzen, war selbst ganz Feuer, und diesmal nicht, wie Schiller argwöhnte, bloß Pulverfeuer; denn er bestimmte sogleich, daß seine Luise Millerin am 13. August im Gesamtausschuß, bei welchem der Intendant den Vorsitz führte, vorgelesen und auf ihre scenische Brauchbarkeit geprüft wurde. Auch Schwan hielt den Dichter in Atem; er zeigte ihm Briefe von Wieland, welche bewiesen, wie groß diese Berühmtheit von Schiller urteile. Noch erschütterten freilich alle diese Stimmen nicht seinen Vorsatz, sobald als möglich nach Bauerbach zurückzukehren.

„Mein Aufenthalt in M.,“ schreibt er der Frau von Wolzogen, „soll mir von allen Seiten der vortheilhafteste bleiben und weder Ihnen noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert, und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken,

denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausend zu verderben." —

Auch die Freundin litt unter der Trennung und brachte, wie sie an Schiller schreibt, ihre Tage sehr düster zu. Er spricht ihr Trost ein, verweist sie, die Christin, auf Gottes Vorsehung und „haftet ihr für ewige Freundschaft". Noch lebt er mit allen Gedanken in Bauerbach, alle geliebten Plätze läßt er grüßen und alle Menschen, die Pfarrer, Reinwald, auch die jüdische Dienstmagd, die Judith, vergißt er nicht.

Da Schiller seiner Freundin das Wort gegeben, sich nicht selbst anzubieten, kam Dalberg ihm endlich mit einem Antrag entgegen. Noch kämpfte der Dichter ernstlich mit sich selbst, ob er ihn annehmen sollte, als ein Brief von Bauerbach die Meldung brachte, daß Herr von Winkelmann zwei Monate dort zubringen wolle. Das entschied, und so verdankte das Mannheimer Theater der leidenschaftlichsten Eifersucht seinen tragischen Dichter. Dalberg, der ihn jetzt öfters zur Tafel lud, brachte bei solcher Gelegenheit die Sache in Ordnung, und Schiller wurde auf ein Jahr engagiert. Er sollte in dieser Frist vom ersten September 1783 bis zum letzten August 1784 dem Theater drei Stücke geben, Fiesko, Luise Millerin und ein drittes, das noch zu schreiben war. Dafür bekam er einen Gehalt von 300 Gulden, wovon ihm alsbald 200 ausgezahlt werden sollten. Außerdem wurde ihm von jedem Stücke die Einnahme einer von ihm zu bestimmenden Aufführung mit unbenommenem Eigentumsrecht an dem Werke zugesagt. Auch erhielt er die Erlaubnis, während der heißesten Sommerzeit außerhalb Mannheims leben zu dürfen.

So hatte das Mannheimer Theater, das vor sechs Jahren Lessing vergebens zu gewinnen gesucht, einen Dichter und Schiller eine Anstellung, die auf seine innerste Neigung gegründet war. Dalberg ließ, wie zur Begrüßung des neuen Dramatikers, die Räuber aufführen, und das Haus wimmelte von Zuschauern. Aber schon am Tage nach dieser Vorstellung trat dem unglücklichen Schiller eine neue Gestalt von Hemmnissen entgegen, welche von nun an so oft sein Leben zu einem bewundernswürdigen Kampfe des Geistes mit dem Körper macht.

Der Sommer des Jahres 1783 war ungewöhnlich heiß, und es brach in der durch die Ausdünstungen der Festungsgräben und Sümpfe schon an sich ungesunden Stadt eine Seuche aus, welche einen so gefährlichen Charakter annahm, daß beinahe die Hälfte der Einwohner erkrankte und viele starben. Auch Schiller ward vom Fieber befallen und kam bald in einen Zustand, der ihm jetzt doppelt lästig war. „Ich wünsche nichts dringender," schreibt er an Dalberg nach den ersten acht Tagen seiner Krankheit, „als auf das baldigste in den Stand gesetzt zu sein, dem Theater meinen Eifer und meine Dienste in dem Maße zu zeigen, in welchem ich mich zu seinem Liebhaber bekenne." Während er selbst mit dem Fieber rang, traf ihn die erschütternde Nachricht von dem Tode seines Freundes Meyer, der, ebenfalls erkrankt, am 2. September in einem Alter von 34 Jahren dahinstarb. An ihm verlor nicht bloß das Theater einen in Eckhofs Schule gebildeten Schauspieler und umsichtigen Arbeiter, auch Schiller entbehrte fortan die mäßigende, besonnene Stimme, welche ihm in seinem neuen Verhältnis oft sehr nützlich hätte werden können. Zur Bestätigung der ärztlichen Kenntnisse Schillers erzählt Streicher, daß der Freund die üblen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt Hofrat Mai angeordnet, vorausgesagt habe.

Schiller selbst war in guten Händen und wurde wie ein Kind des Hauses gepflegt, aber sein Kopf war bald so angegriffen, daß er einem andern Arzt übergeben werden mußte. Die Witwe seines Freundes Meyer bereitete ihm sein Krankenmahl, und Besuche erheiterten seine trostlose Lage. Er aß Fieberrinde wie Brot, um seinen Kopf frei zu bekommen, und versetzte dadurch seiner Gesundheit einen Stoß für die Zeit seines Lebens. Erst am 11. September war er so weit hergestellt, daß er seiner Freundin in Bauerbach die Neuigkeiten mitteilen konnte, welche dem Leser bereits bekannt sind. „Danken Sie mit mir Gott, meine Beste," so schreibt er, „daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwarr meiner Schulden zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben." Er übergibt sie bis zum Wiedersehen dem Arm des allmächtigen Gottes; „flehen Sie ihn," ruft er ihr zu, „um Schutz für mein Herz und meine Jugend." Ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verfüh-

rung nennt er diese Freundschaft. „Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner, unverfälschter Zuneigung hing, und eine solche Freundschaft ist über allen Wechsel der Umstände erhaben."

Dachte er bei diesen Worten vielleicht an eine andere Freundin, an welche ihn Christophine in einem Schreiben vom 9. September erinnert hatte, an Frau Vischer? „Es ist nicht recht," schrieb die Schwester, „daß Du so ganz mit ihr abbrichst; sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehmals, und fragt allemal mit so viel Theilnahme nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie Dir doch viele Freundschaft bewiesen." Und der gute Bruder nimmt sich das zu Herzen, und in einem Zustande, in dem auch die Besten zunächst an sich zu denken pflegen, sendet er der Frau, die sonst ihre Fehler haben mochte, ein Meßgeschenk mit seiner Silhouette. War er doch jetzt ein reicher Mann, hatte er doch 200 Gulden im Vermögen! Er dachte nun vor allem daran, die Flut von Geschäften, die vor ihm lag, zu bewältigen, und nahm sich vor, dieses nächste Jahr solle über sein ganzes Schicksal entscheiden. Er bat in einem Schreiben vom 29. September Dalberg um Rat, ob er zuerst den Fiesko oder die Luise Millerin umarbeiten solle. Er schloß sich den Ausstellungen, welche das Theater namentlich an den Frauencharakteren, an der blühenden Sprache des ersteren gemacht hatte, in seinem Briefe an Dalberg zu bereitwillig an; denn als er nun wirklich an den Fiesko ging, kam der Widerwille seines bessern Künstlergewissens mit aller Macht über ihn; er sah nach Streichers Bemerkung ein, daß bei den Abänderungen, welche das Theater verlangte, dem Verstand und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden müsse. Besonders hatte Dalberg vieles gegen den Schluß eingewendet, weil er weder dem ersten Schauspieler noch dem Publikum Genüge leisten könne und eine Empfindung zurücklassen müsse, welche den Anteil, den man an dem Vorhergehenden genommen, bedeutend schwächen müsse. Wir werden später sehen, wie der Dichter sich weit nachgiebiger, als bei den Räubern, zu einer unbegreiflichen Verfälschung seines Ideals herabließ, einer Verfälschung, die einigermaßen mit seiner traurigen Lage und der Fessel der festen Anstellung zu erklären

ist. Bereits am 12. Oktober erließ er eine Ankündigung, daß die Bühnen den für das Theater bearbeiteten Fiesko nur von ihm selbst beziehen möchten.

Am 15. Oktober erschien Schiller zum erstenmal in der Sitzung des Theaterausschusses. Er hatte sich lebhaft darauf gefreut. Hier wurde, wie früher erwähnt, unter Dalbergs Vorsitz eine mündliche Debatte über bedeutende Vorstellungen, über die Leistungen der Dichter und Darsteller gehalten, und theoretische Fragen über verschiedene Punkte der Darstellungskunst, z. B. was Natur, was der wahre Anstand auf der Bühne sei, wurden zur schriftlichen Beantwortung mit nach Hause gegeben, die besten Lösungen mit Preisen gekrönt.

Hier empfing somit der Dichter die lebendige Anschauung eines in seinen Einrichtungen mustergültigen Kunstinstituts. Wie sehr ist es zu beklagen, daß bei dem ersten Eintritt in seinen neuen Beruf der frische Anlauf seiner Kräfte gebrochen war! Schon eine Kritik über A. v. Kleins „Sickingen", die ihm Dalberg aufgetragen, hatte er nicht aus seinem kranken Kopf herauspressen können. Eine andere, ihm in der Sitzung vom 15. Oktober aufgetragene Beurteilung von „Albertine von Kronau" lieferte er erst in sehr dürftiger Form am 14. Januar 1784. Und doch hatte er hier die Aufgabe, sein poetisches Princip mit voller Energie auf den Kampfplatz zu führen; denn man irrt sehr, wenn man meint, die Sympathie des Publikums sei ganz uneingeschränkt dem Dichter der Räuber zugefallen. Es finden sich Stimmen genug, welche das Gegenteil beweisen. So hatte der Theaterarzt Hofrat Mai in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung einen seltsamen Aufsatz (vom 1. Februar 1783 datiert) erscheinen lassen, in dem er unter dem Titel: „Ueber die Heilart der Schauspielerkrankheiten" solche Stücke, wie die Räuber, als Zerstörer der Gesundheit verklagte. So liest man in den Briefen aus Mannheim von Sophie La Roche, daß diese damals stimmführende Schriftstellerin der Empfindsamkeit weit mehr allen andern Produkten, als den „Riesenideen" der Schillerschen Muse zugethan war, und aus den Anforderungen, die Dalberg, von seinem Standpunkt aus vielleicht berechtigt, an den Dichter machte, erkennt sich leicht, daß die Wege des letzteren nicht lange mit denen des Intendanten zu-

sammengehen konnten. Ein gesunder Mann, klug, berechnend, schmiegsam, hätte hier seinen Weg machen können. Schiller war von allem diesem so ziemlich das Gegenteil. Er vergaß, wenn ihn ein rein menschliches Interesse erfaßte, sogar die nötigste Selbstschonung. Eben jene Frau von La Roche, mit den Ersten der Litteratur-Epoche durch die Bande der Freundschaft verknüpft, die erste Schriftstellerin, die in Deutschland die humanistischen Ideen in Romanform und in äußerst tugendhaften Erziehungsschriften einem großen Teil der weiblichen Welt zuführte, wünschte den Verfasser der Räuber kennen zu lernen, zumal sie auch mit Frau von Wolzogen in Verkehr stand. Ihr Gatte, noch vor drei Jahren vielvermögender Staatskanzler bei der kurtrierischen Regierung, hatte Briefe über das Mönchswesen veröffentlicht. Er fiel in Ungnade, und sein gleichgesinnter Freund, der Minister von Hohenfeld, nahm aus Liebe zu ihm seine Entlassung. Hohenfeld überließ sogar sein Haus in Speier der Familie La Roche, indem er sich nur eine bescheidene Wohnnng in demselben vorbehielt. In dieses Haus trat nun in Gesellschaft von Schwan, von dessen Tochter Margarete und ihrer Freundin, der Tochter des Hofrats Lamey, der noch halbkranke Dichter. Er fand schon jetzt und noch mehr bei wiederholtem Besuch in der Wirtin die sanfte, gute, geistvolle Frau, die einst mit ihren schmelzenden braunen Augen, ihrer hohen Gestalt und der Grazie ihres feinen, schmalen Kopfes Wieland bezaubert, und auch jetzt noch in dem Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren, wie Schiller schreibt, das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens bewahrt hatte. Noch rascher verstand er sich mit dem großgesinnten Herrn von Hohenfeld, den er der Freundin in Bauerbach als einen Menschen schildert, fähig, ihn mit dem ganzen menschlichen Geschlecht zu versöhnen, wenn er auch um sich herum tausend Schurken begegnen müßte.

Ebenso warmen Anteil nahm Schiller an der Person eines vielfachen Verfolgungen ausgesetzten katholischen Geistlichen, Namens Trunk, der ihn oft in seiner Krankheit besuchte. Nennt er diesen Mann ein Beispiel, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften imstande sind, so stand ihm ein anderes Beispiel dieser Art täglich in zwei Menschen vor Augen, die seinem Herzen sehr teuer geworden waren. Es war der Schauspieler Heinrich Beck und seine Verlobte, Karo-

line Ziegler. Letztere, die Tochter des Hofkammerrats Ziegler in Mannheim, eine Freundin von Margarete Schwan, hatte mit Glück die Bühne betreten. Eine äußerst anmutige Erscheinung, verklärt durch die schwärmerische Liebe zu ihrem Verlobten, geschmückt mit allen häuslichen Tugenden, hatte sie dem Dichter der Luise als Darstellerin seiner Heldin vorgeschwebt, und er widmete ihr zu dem künstlerischen Interesse seine wärmste menschliche Teilnahme, als er die eheliche Einsegnung der beiden Verlobten von der Geistlichkeit verweigert sah, weil Karoline Katholikin und Beck Protestant war.

Der Dichter sah überall die zeitbewegenden Ideen unter der Decke wühlen und kämpfen. So erhielt er in jener Zeit den Besuch eines Freimaurers, welcher ihm mitteilte, daß sein Name schon auf mehreren Maurerlisten stehe, und einen reichen Wechsel von Menschen sah er bei Dalberg und bei Schwan, in dessen Hause Offiziere, Künstler und Gelehrte jedes Fachs aufs freieste verkehrten. Schwan selbst hatte schon durch eine abenteuerliche Lebensgeschichte eine gewisse Berühmtheit erlangt. Als Sohn eines Buchbinders in Prenzlau hatte er es in Rußland bis zum Offizier gebracht; während des siebenjährigen Kriegs wegen seiner Sympathien für Preußen beinahe nach Sibirien geschickt, ward er zur Ausweisung begnadigt, ging nach Holland, schriftstellerte, wurde in der Kommandite, welche der Frankfurter reiche Buchhändler Eslinger zu Mannheim besaß, Geschäftsführer, endlich dessen vermöglicher Tochtermann und gelangte zu Ansehen und Titeln. Nach dem Tode seiner Frau fiel die Leitung des Hauswesens seiner neunzehnjährigen Tochter zu. Margarete Schwan war ein sehr schönes Mädchen mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, im täglichen Verkehr mit schönen Geistern gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, ihre Vorzüge geltend zu machen, und verwahrte ihr Herz zum Unglück ihres Lebens bei aller Wachsamkeit in einem zu unsicheren Busen. Auch Schiller, der ihr oft in Gegenwart des Vaters vorlas, was er eben vollendet hatte, schien Eindruck auf sie zu machen. Aber die entfaltete Blume vermochte aus seinem Herzen nicht das Bild der Knospe

zu verdrängen. An Lotte von Wolzogen sandte er viel tausend Gedanken und Grüße, und einmal ermutigte er sich sogar so weit, sie in seinem Namen von der Mutter küssen zu lassen. An sie fing er Briefe an und zerriß sie wieder. Freilich hatte der Dichter in der Atmosphäre der Coulissen manche Versuchung zu überwinden, die er getreulich nach Bauerbach beichtete. Selbst die Dankbarkeit fesselte ihn an diese Kreise. So vergalt er der Witwe seines Freundes Meyer, die mit einer hübschen Schwester in Mannheim blieb, ihre Teilnahme durch die herzlichste Freundschaft.

Ein so anregender Umgang war für seine Gesundheit nicht förderlich. Wassersuppen heute, Wassersuppen morgen, Fieberrinde wie Brot, ein Logiswechsel obendrein, und doch schreibt er nach Bauerbach: „Ich bin zufrieden."

Ein Lichtpunkt in seiner Krankheit sind sechs Flaschen Burgunder, die ihm ein Freund zu seinem Geburtstage geschickt hat. Aber bald kommen andere Freunde, die sie ihm zu seinem unaussprechlichen Vergnügen austrinken. „Stellen Sie sich vor, meine Beste," so heißt es in einer Nachschrift vom 14. November, „wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor — Professor Abel und Batz, ein anderer Freund von mir ... Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und innigen Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Atem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und Abend gegessen (sehen Sie! ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält) und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder-Bouteillen wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet Nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde, habe ich ja doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt." Und den Mann, der dies schrieb, hat man des Lorbeer-Egoismus angeklagt! Auch Abel, der damals zum höchsten Ergötzen seines ehemaligen Schülers mit rundem Hut, Hirschfänger und Sporen, wie ein Jenenser Student, durch die Gassen Mannheims ritt, erzählt, daß er Schiller voll Zuversicht zu seinen Erfolgen, voll Mut und Hoffnung gefunden habe. Noch einen andern „Spaß" hat der Theaterdichter der Freundin zu berichten. Dalberg

hat ihm aufgetragen, zum 19. November, dem Namenstage der Kurfürstin, eine poetische Rede fürs Theater zu machen. „Ich mache sie, und nach meiner verfluchten Gewohnheit satirisch und scharf. Heute schick' ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist mehr ein Pasquill als Lobrede auf die kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuten, wird die ganze Lumpenfete eingestellt." Beiläufig ein schlechtes Debüt für den Theaterdichter.

Trotz dieser Störungen war Schiller im November mit der Umarbeitung des Fiesko fertig geworden. Das Stück sollte zum Karneval in Scene gehen. Dalberg drängte; noch war die Abschrift anzufertigen. Hiezu wurde dem Kranken ein Regimentsfourier vorgeschlagen, der eine schöne, deutliche Hand schrieb. „In den ersten Stunden," erzählt Streicher, „fühlte sich der Verfasser sehr behaglich, indem er nach Bequemlichkeit bald sitzend, bald auf- und niedergehend vorsagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er seinen ihm so wert gewordenen Helden Fiesko in Viesgo, die liebliche Leonore in Leohnohre, Calcagna in Kallkahnia verwandelt fand." Schiller geriet in einen komischen Zorn, und als ein zweiter Versuch eben so schlecht ausfiel, verlor er die Geduld gänzlich. Er faßte den heroischen Entschluß, das ganze Stück selbst ins Reine zu schreiben, und mit Hilfe von vieler Chinarinde, Wassersuppen und gesteigerter Energie brachte er die Arbeit in einigen Tagen und Nächten zustande, so daß er sie an Dalberg abliefern konnte.

Es wird uns leichter, eine selbstgewählte außerordentliche Lebenslage mit ihren Plagen und Kümmernissen zu dulden, wenn wir mit allen unsern gegebenen Verhältnissen gebrochen haben, als wenn wir mit letztern noch tausendfach zusammenhängen. Auf einmal die Erwartungen der Unsern zerschmettern, um Raum zu gewinnen, sie später vielleicht zu übertreffen, wie viel leichter, als fortwährend, gekreuzt von Ansprüchen und Fragen der Teilnahme, immer kleine Erwartungen zu erregen und wieder zu täuschen! Mit dem unverdienten Fluche der Welt seinen eigenen Weg gehen, das gibt wenigstens einen grimmig stählenden Schmerz, aber auf allen Seiten es recht machen sollen, dieses schwere Los, es war

das Los unseres Schiller, und da liegt ein Märtyrertum verborgen, welches manches weniger liebende Herz zum Aufschrei des Zorns hingerissen hätte. Schillers Eltern waren anfangs über die Anstellung des Sohnes sehr glücklich, und der Hauptmann dankte dem Freiherrn von Dalberg in einem eigenen Schreiben für die dem Sohne erwiesene „Gnade", fügte zum Ueberfluß noch die Bitte hinzu, dem unerfahrenen jungen Mann einen wahren Freund zuzuordnen, der in ökonomischen und sittlichen Dingen sein Mentor sei. Allmählich aber wurde der Vater mit den unsicheren Aussichten, ja selbst mit der Krankheit des Sohnes unzufrieden. Die Mutter kränkelte fortwährend, ein krampfhaftes Leiden durchzog den ganzen Körper, der Gram um den Sohn hatte sie um zehn Jahre älter gemacht. Der Vater, um durch eine Wiedervereinigung mit Friedrich die Kranke zu trösten, schlug vor, sein Sohn solle an den Herzog schreiben, ja er erbot sich selber dazu, damit dem Flüchtling straflose Rückkehr zugesichert würde. Christophine wiederholte solche Bitten dringender und mit Anklagen, die Schillers Herz zerrissen. Da man in Stuttgart nunmehr seinen Aufenthalt und seine Anstellung kannte, wurden die Schuldforderungen lauter. Es war gewiß ein kummervoller Neujahrstag, an dem sich Schiller hinsetzte und Christophinen in einem noch vorhandenen Briefe versicherte, daß keine Verschlimmerung seines Herzens an seiner Nachlässigkeit im Schreiben schuld sei. Er sei in entsetzlichen Zerstreuungen herumgeworfen und von Beschämung erfüllt, daß er seine Entwürfe über das Glück der Seinigen so wenig habe zur Ausführung bringen können. Den Vorschlag zur Rückkehr lehnt er aber fest und entschieden ab. Seine Ehre würde entsetzlich leiden, und so lange er nicht beweisen könne, daß er den Herzog von Württemberg nicht mehr brauche, werde die Welt in einer mittelbar oder unmittelbar erbettelten Wiederkehr ein Verlangen vermuten, in Württemberg unterzukommen. „Die offene, edle Kühnheit," schreibt er, „die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte." Seine Sache, fühlte er, sei eine öffentliche geworden, man habe sich für ihn auf Unkosten des Herzogs interessiert. Er könne nicht verhindern, daß der Vater an den Herzog schreibe, nur

dieses versichert er die Schwester, daß er gegen eine etwaige Erlaubnis des Herzogs wenigstens einen Charakter in die Wagschale zu legen haben müsse, dagegen den durch eine abschlägige Antwort ihm zugefügten Affront durch offenbare Sottisen zu rächen sich nicht würde enthalten können.

Schiller schlug mit diesem Briefe jeden Vermittlungsversuch nieder. Der Vater stand von seinem Begehren gänzlich ab und hoffte übrigens, wie er schrieb, zu Gott, daß ihre Trennung nicht immer fortdauern solle und daß er es endlich doch erleben werde, seinen einzigen Sohn auch wieder um sich zu haben.

Auf solche aufreibende Seelenkämpfe war die herannahende Aufführung des Fiesko eine wahre Wohlthat. Schiller leitete die Proben selbst, wobei ihm die Unbehilflichkeit der Statisten, über die er ebenso oft lachen als sich ärgern mußte, das Geheimnis verriet, weshalb die Bühnen sich so hartnäckig gegen historische Dramen zu sträuben pflegen.

II.

Fiesko.

Es war keine geringe Kühnheit, als Schiller es unternahm, dem Publikum von der Bühne herab einen ganz andern Fiesko zu bieten, als der seit beinahe einem Jahre gedruckt in allen Händen war. Der letztere war unter dem Titel: „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel von Friedrich Schiller. Mannheim in der Schwanischen Hofbuchhandlung 1783“ erschienen. Er war dem Professor Abel in dankbarem Andenken gewidmet und trug das Motto: „Nam id facinus inprimis ego memorabile existimo, sceleris atque periculi novitate. Sallust von Katilina.“

In dieser ursprünglichen Gestalt ist das Stück in die gesammelten Werke übergegangen. Es ist, um die gangbare Klassifikation zu gebrauchen, dem Stoffe nach historisch-politisches Drama,

der Behandlung nach wesentlich Charaktertragödie. Nach diesen beiden Gesichtspunkten hin wendet sich der Dichter auch in der kurzen Vorrede. Die Freiheiten, welche er sich mit dem historischen Stoff genommen, entschuldigt er mit der Aufgabe des Künstlers, ein notwendiges, in sich selbst geschlossenes Weltbild zu geben. Das eigentliche Problem, welches ihm im Fiesko aufgegangen ist, spricht er klar genug aus, indem er sagt: „Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. — Hier versuche ich das Gegenteil, ein Opfer der Kunst und Kabale." Natürlich meint der Dichter keine andere Kunst und Kabale, als die der Held selbst aus sich hervorspinnt und in deren Netzen er fällt. Er wollte den Menschen durch den staatsklugen Kopf verwickeln, er wollte einen politischen Spieler darstellen, der verliert, weil er zu künstlich, weil er aus unersättlichem Selbstgenuß mit allem spielt.

Fragen wir: wie hat der Dichter dieses Problem gelöst?

Es ist längst anerkannt, daß es kein Ruhm sei, einen Stoff selbst zu erfinden. Gegebene Stoffe bringen ihre Beglaubigung mit sich, insofern wird dem Künstler manches erspart; aber sie treten auch mit der ganzen Tyrannei einer breiten Wirklichkeit auf, an welcher der Künstler bald leise zu rücken, bald kühn zu schneiden, bald eigenmächtig umzuformen und neu zu schaffen hat.

Will man Schillers künstlerisches Talent beurteilen, so ist es hier vor allem nötig, nach dem gegebenen Stoffe zu fragen. Auf den Stoff des Fiesko wurde er wahrscheinlich durch Rousseau aufmerksam gemacht. In seiner Erinnerung an das Publikum, welche er vor der Aufführung erließ, sagt Schiller, daß er von seinem Helden vorläufig nichts Empfehlenderes zu sagen wisse, als daß J. J. Rousseau ihn im Herzen getragen. Rousseau erwähnt des Fiesko an mehreren Stellen. „Plutarch," heißt es bei ihm, „hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neueren Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, einen Grafen von Fiesko, der eigentlich dazu erzogen wurde, sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Immer wies man ihn auf Genuas Fürstenthron hin, in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als den Usurpator zu

stürzen.“ Und an einer andern Stelle, wo Rousseau von der Notwendigkeit spricht, heroische Tugenden nicht auf Kosten der häuslichen zu üben, führt er neben Brutus, welcher der Portia sein Geheimnis aus Liebe zur Gattin mitteilt, den Grafen Fiesko als ein leuchtendes, nur zu wenig bekanntes Beispiel an, wie heroische Pläne in einem menschlich bewegten Herzen wohnen können. „Wiewohl er sehr vorsichtig war, vertraute er seinen großen Plan seinem Bruder, seiner Gattin, welche ebenso jugendlich war, wie er; und nach sehr großen, sehr langsamen, sehr schwierigen Vorbereitungen war das Geheimnis so wohl bewahrt, das Unternehmen so fein berechnet, der Erfolg so vollständig, daß der junge Fiesko Herr von Genua war in dem Augenblick, wo er durch einen Zufall umkam.“

Wie man sieht, gehört das eigentliche Problem unseres Stückes nicht Rousseau, sondern durchaus unserem Dichter an. Es entwickelte sich ihm aus der Geschichte.

Die Republik Genua war im Jahre 1547, in welchem unsere Begebenheit spielt, bereits abhängig von der Macht und Intrigue der europäischen Politik. Zu reich und mächtig, um als gute Prise verschlungen zu werden, zu klein, um ganz selbständig bleiben zu können, war sie ein willkommenes Gewicht, mit welchem sich die Wagschale der spanischen oder der französischen Krone abwechselnd zu bereichern suchte. Karl V. brauchte die genuesische Seemacht gegen die Türken und hielt den französischen und päpstlichen Einfluß in Italien damit im Schach, Frankreich dagegen suchte die Republik als Gegengewicht gegen die spanische Politik zu benutzen. Solchen auswärtigen Zielen kamen die inneren Zustände von Genua trefflich entgegen.

Hier rangen Parteien um die Herrschaft; einmal die Popolaren, Kapitalisten neuern Datums, welche durch den blühenden Handel aus dem Bürgerstande sich zu Rang und Ansehen, selbst zur Dogenwürde erhoben hatten, und die altadligen Landschafts-Dynasten, unter deren Regiment das alte Genua die ligurische Königin, die Beherrscherin des Mittelmeeres geworden war. Diese Adelsgeschlechter der Doria, Fieschi, Spinola und anderer, eifersüchtig auf jeden Machtbesitz, eingedenk alter Ehren und alter Feindschaften, waren stets bereit, sich mit auswärtiger Hilfe gegen

dasjenige Adelsgeschlecht zu erheben, welches die erste Würde der Republik einnahm.

Ein besserer Sinn schien in dem Abkömmling eines dieser Geschlechter, in Andreas Doria, aufzuleben. In fremdem, namentlich französischem Dienst erzogen, als tapferer Seeheld geehrt, hatte er Genua aus den Händen der Spanier befreit, aber von den Franzosen unklug aufgegeben, warf er sich plötzlich Kaiser Karl V. in die Arme, schlug die Franzosen aus Genua heraus und begründete in seiner Vaterstadt eine neue Ordnung der Dinge. Karl V. wünschte ihn als Herzog von Genua in seinem Dienst zu behalten. Die Genueser selbst riefen ihn zum lebenslänglichen Dogen aus. Aber Andreas Doria, den die Begeisterung den Retter des Vaterlandes nannte, erklärte in der Versammlung, da er in des Kaisers Dienst bleibe, könne er nicht Doge der Republik sein: er habe keinen andern Stolz, als in der wiederbefreiten Vaterstadt als Bürger zu leben. Unter dem Eindruck dieser Selbstentäußerung ward eine Verfassung eingeführt, welche die periodische Wahl der Behörden auf die Einordnung sämtlicher Besitzenden, die alle fortan Edelleute hießen, in 28 Alberghi gründete. Man wollte Andreas Doria zum lebenslänglichen Syndikus machen; er nahm die Würde zunächst nur auf vier Jahre an. Karl V. erhob ihn zum Fürsten und konnte dafür bei seinen Unternehmungen gegen die Türken für immer auf die genuesische Seemacht rechnen.

So lange Doria lebte, konnte dieser neue Zustand dauern. Aber mit besorgtem Auge mußten selbst die geadelten Popolaren in die Zukunft blicken. Andreas war kinderlos und hatte Gianettino, einen Sohn seines Verwandten Tommaso Doria, vom Seidenwebstuhl auf sein Admiralschiff genommen, um sich in ihm einen kraftvollen Nachfolger zu erziehen, ja ihn endlich adoptiert und mit Einverständnis des Kaisers zum Erben seiner Güter und seiner Rechte eingesetzt.

Aber Gianettino, ein so tapferer Soldat er war, verstand weder die auswärtigen Beziehungen des Freistaats klug zu berücksichtigen, noch die ihm durch Geburt und Talent überlegenen Adelsgeschlechter zu schonen. Seine rohen Sitten, seine barschen Befehle erregten Unzufriedenheit und ermutigten den Grafen Gian

Liugi de' Fieschi, welcher persönlich dieses beleidigende Benehmen erfuhr, zu der Ausführung eines Planes, zu dem er von der Natur wie von den Verhältnissen bestimmt zu sein schien. Jung, schön, mit einer Jahreseinnahme von 200,000 Thalern, der angebetete Gemahl einer schönen Frau, der gepriesene Wohlthäter der Armen, dabei das Haupt einer der ältesten Familien, das Fürsten und Päpste unter seine Ahnen zählte und die Eifersucht auf die Doria geerbt hatte, sah er sich mit einem glühenden Ehrgeiz zu einer unthätigen Rolle verdammt und das durch einen Gianettino, einen ehemaligen Seidenweber. Er fühlte in sich die Kraft, die Stelle des Andreas einzunehmen, und er beschloß, diese Stelle zu erringen. Dies war nur möglich durch politische Intrigue.

Andreas Doria stützte sich auf den Kaiser, Fiesko mußte folgerecht mit den Gegnern des Kaisers gehen. Frankreich suchte bereits einen solchen Mann und gab dem Grafen die Zusage, daß es ihn, wenn er Genua in seine Hand bringe, als unabhängigen Herzog anerkennen und ihn durch Truppen und Kriegsschiffe unterstützen wolle. Eine nicht minder wichtige Verbindung schloß der Graf mit einem andern Gegner des Kaisers, mit Papst Paul III., welcher gestattete, daß Fiesko vier Galeeren kaufte und sie zum Schein unter dem Befehl seines Bruders Girolamo in den Dienst des römischen Stuhls treten ließ. Mietstruppen zur heimlichen Werbung boten sich durch einen eben unter Fieskos Schiedsurteil beigelegten Streit benachbarter Fürsten. Diese Vorbereitungen verbarg er geschickt unter der Maske eines epikureischen Lebens, welches den Vorteil hatte, die argloseste Bestechung des Pöbels zu gewähren und die Augen der Doria einzuschläfern. Den Popolaren schmeichelte er mit Phrasen von bürgerlicher Freiheit. Wahrscheinlich hatte er, um ganz sicher zu gehen, seine Hand im Spiel, als dicht vor seinem Losbruch der Bruder seiner Gemahlin sich mit der Schwester des Gianettino, dem Fräulein Peretta, vermählte.

Aber er brauchte in Genua selbst Hände, welche seinen wohlberechneten Schlag ausführen halfen. Er besaß treue Helfer in Vincenzo Calcagno, in Rafael Sacco, einem umsichtigen Juristen, in Scipio Borgognino, außerdem in seinen zwei rechtmäßigen und einem natürlichen Bruder, ja sogar in einem Dienstmann

Gianettinos, in Tomaso Assereto, und zog, um unter den Popolaren einen Anhang zu haben, den Battista Verrina, dessen durch Schuldenlast zerrüttete Verhältnisse, dessen Kühnheit und Entschlossenheit benutzend, mit in das Geheimnis. Der Schlag mußte schnell und sicher geschehen, damit nicht die in der Nähe liegenden kaiserlichen Besatzungen Zeit gewannen, sich heranzuziehen.

Fiesko ließ also eine seiner Galeeren unter dem Vorwande nach Genua kommen, er wolle gegen die Korsaren kreuzen lassen. Das war nichts Ungewöhnliches. Unter diesem Vorwand läßt er eine große Menge Waffen nach seinem Palast schleppen, ebenso werden die angeworbenen Milizen unter mancherlei Verkleidung in die Stadt geschmuggelt, Calcagno sorgt für ihre Verteilung, Sacco für ihren Unterhalt. Verrina sucht inzwischen einige Leute der Stadtwache zu gewinnen, die nur 250 Mann stark ist. Dorias Admiralschiff liegt unbemannt im Hafen. Als alles vorbereitet ist, macht Fiesko dem Gianettino die vertrauliche Anzeige, daß er in der Nacht vom 2. Januar 1547 gegen die Korsaren auslaufen werde; er wünsche nicht, daß es Andreas Doria erfahre, da Karl V. mit dem Sultan Waffenstillstand geschlossen. Gianettino, geschmeichelt, einen Fiesko zu protegieren, sagt ihm seine Verschwiegenheit zu.

Den Tag vor dem Losbruch macht Fiesko Visiten, geht auch zu Gianettino, mit dessen Kindern er spielt, und erinnert letzteren daran, daß er sich nicht zu wundern brauche, wenn es beim Ausschiffen ein wenig laut hergehe. Gianettino gibt das willig zu und ist so ahnungslos, daß, als ihm ein Hauptmann der Stadtwache spät abends von den Anzeichen einer größeren Bewegung spricht, er diesen kurz und grob zur Ruhe verweist. Inzwischen hat Fiesko bei Assereto dreiunddreißig Edelleute zusammenkommen lassen. Er ladet sie zu einem nächtlichen Feste ein. Man nimmt die Einladung an. Die Wachen in seinem Palast haben Befehl, jeden herein, aber niemand hinaus zu lassen, als die Eingeweihten.

Als die Edelleute erscheinen, sehen sie sich plötzlich in einer mit Waffen angefüllten Halle eingesperrt. Bald darauf tritt Fiesko bewaffnet unter sie. In einer lebhaften Rede schildert er die Schmach der Republik unter Dorias Herrschaft, die schlimmere Schmach, welche noch unter Gianettino bevorsteht. Er legt Doku-

mente vor, welche meuchlerische Anschläge Gianettinos gegen sein Leben enthüllen. Er stellt den Sturz der Doria als notwendig dar und fragt, ob sie ihn in diesem Werk unterstützen wollen. Ein lauter Zuruf erfolgt, nur zwei entschuldigen sich; sie werden der Sicherheit wegen im Palast gefangen gehalten. Die Verschworenen nehmen Waffen. Fiesko geht, um sich von seiner Gemahlin zu verabschieden; sie sinkt ihm zu Füßen und beschwört ihn mit Thränen, von seinem Vorhaben abzustehen. Er erwidert, daß dieß nicht mehr in seiner Wahl liege, entweder sehe sie ihn nie mehr oder am folgenden Morgen Genua zu ihren Füßen.

Nun geht's zur That. Voraus rückt Verrina zum Hafen, mit der Galeere Fieskos die Darsena-Mündung, den Zugang zum Hafen zu besetzen. Der Graf geht mit Truppen in die Stadt. Während sein natürlicher Bruder Cornelio das Thor del Arco nimmt, ziehen die beiden andern Brüder Girolamo und Ottobuono nach dem Thomasthor, wo der Palast Doria liegt. Vorgognino nimmt das Darsenathor von außen, innen wird es von Assereto angegriffen. Durch dieses Thor geht Fiesko selbst nach dem Hafen. Ein Kanonenschuß zeigt an, daß Verrina die Einnahme des Hafens vollendet hat. Der Aufruhr in der Stadt wird allgemein.

Gianettino erwacht, geht zum Thomasthor, ruft die Wachen an. Die Verschworenen lassen ihn ganz nahe kommen, und von vielen Eisen zugleich durchbohrt, sinkt er tot zur Erde. Jetzt soll es an den Mord des 78jährigen Andreas gehen, doch der Alte entkommt, denn die ganze Bewegung ist plötzlich wie gelähmt durch das unerklärliche Verschwinden des Führers. Fiesko ist nirgends zu erblicken. Eben im Hafen angelangt, als der Kanonenschuß von seiner Galeere erscholl, hört er Lärm auf dem Admiralschiff Dorias, das von den Seinen besetzt worden ist. Er eilt dorthin ohne Begleiter, will über eine Planke auf das Schiff schreiten, das Schiff wendet, die Planke rutscht ab und, in der Finsternis unbemerkt in das Hafenwasser versinkend, von seiner schweren Rüstung in den Schlamm hinabgezwungen, ertrinkt Fiesko in demselben Augenblick, als Gianettino am Thomasthor verblutet.

Das Gerücht seines Verschwindens geht durch die Stadt.

Dem Senat, der sich im Regierungspalast zu sammeln gesucht, gibt es Mut, den Verschworenen nimmt es alle Fassung. Der Senat bietet dem Girolamo Amnestie für alle Verschworenen. Ottobuono, Verrina, Calcagno, Sacco segeln sofort nach Marseille. Schon am andern Morgen nach der nächtlichen That wird Andreas Doria wieder in die Stadt geholt und am vierten Tag Fieskos Leichnam im Hafen aufgefunden.

Diese Geschichte war der historische Stoff, den Schiller vorfand. Als historischer hatte er nicht die Bedeutung, wie z. B. ein Luther, ein Hutten, die Helden moderner Bewegungen des Gedankens. Denn was ist uns Fiesko? was der Sturm in diesem Wasserglase? Aber der Stoff bot zwei Handhaben, einmal in dem „großen Verbrecher" Fiesko einen dramatischen Helden, der sich in einer spannenden Handlung entwickeln konnte, und zweitens ein politisches Spiegelbild der deutschen Zustände, klar genug, um Sympathien zu erwecken. Es war also hier etwa der Weg einzuschlagen, den Shakespeare im Coriolan gegangen war; ähnliche Freiheiten in der Auffassung der Parteien waren zu wagen, kurz der historische Gehalt des Stoffs war gegen den politisch-dramatischen aufzugeben.

Sprechen wir zuerst von dem politischen Spiegelbilde, von dem Abdruck der Zeit und des Jahrhunderts. Die bestehende Macht in Deutschland hatte viel Aehnlichkeit mit der zweiköpfigen Herrschaft in Genua. Die Andreas Doria mit liberalen Tendenzen saßen in Friedrich II. und Joseph II. auf dem Thron und hielten von einer Revolution zurück, während die Gianettino, die zu einer deutschen Revolution berechtigten, sich noch schärfer durch Schandthaten zeichneten, als der Italiener. Hier brauchte der Dichter nur noch einige Linien hinzuzufügen: den leichtsinnigen Verrat des kleinen Vaterländchens um einen Harem und gute Schüsseln, den Eingriff in das Heiligtum der Familie. Es war eine geniale Idee, die Emilia Galotti, das selbständige Familiendrama, als Motiv einer politischen Erhebung in sein politisches Stück mit aufzunehmen. Die bestehende Macht im Fiesko ist ein treues Bild der deutschen Fürstenmacht. Die deutsche Leibwache, welche für Fürsten zu fechten weiß, ist nicht von ungefähr, wiewohl unhistorisch in das Stück hineingeraten.

Solcher bestehenden Macht gegenüber gärte in Deutschland ein idealer Republikanismus, welcher der regierenden Kabinettspolitik die Menschenrechte, der Bevormundung die Freiheit und Souveränetät des Volks gegenüberhielt. Aber dieser Republikanismus blieb aus guten Gründen nur im Kopfe und in den Dichtungen der Stürmer und Dränger, und vielleicht war Forster der einzige Mann in ganz Deutschland, in welchem er aus Prinzipien heraus zur That wurde. Eine solche Gestalt, stahlfest, dem Prinzip mit allen Nerven dahingegeben, dichtete Schiller im Verrina und arbeitete sie mit sicherem Takte aus dem Manne der genuesischen Popolarenpartei heraus; ihre historische Wahrscheinlichkeit, wenn sie bei solcher Behandlung der Geschichte in Betracht kommt, läßt sich aus der Gestalt eines Doria erweisen, welcher, offenbar einem Prinzip zuliebe, lieber als Bürger Genuas, denn als Doge in der Vaterstadt leben wollte.

Hiermit sind die Grenzen gegeben, innerhalb welcher der Dichter seine Charaktertragödie aufbaute.

Er fand im Fiesko ein Genie, mit cäsarischer Sucht nach Größe, aber nicht von der geraden, offenen Art großer Heroen, sondern gewandt in der Verstellung, einen Virtuosen der List, zur Intrigue prädestiniert durch die ganze Lage seiner Vaterstadt, geliebt von seiner Gemahlin, mit glänzenden persönlichen Eigenschaften. Indem er diesen historischen Keim ausbildete, schuf der Dichter in seinem Fiesko einen Charakter, der fremde Größe zu erkennen, die sittliche Schönheit der Freiheit zu empfinden vermag, und diesen Fiesko rüstet er aus mit dem verwegensten Können. Die Lust an diesem Können lockt seinen Helden auf die Wege der politischen Kabale, wo der Zweck alle Mittel, selbst den Meuchelmord, heiligt. Fiesko hat seine schwachen Stunden, wie Macbeth, denn er ist jung und ist menschlich erregbar, aber er stößt in dem Gewissenskampf einer Nacht das einzige Motiv aus dem Wege, das seine Revolution berechtigen konnte, er beschließt, den Genuesern nicht Freiheit, sondern in sich selbst einen neuen Herrscher zu geben. Er belügt so die reinen Zwecke der Verschwörung und nutzt sie, mit gesteigerter Lust an seiner schlauen Rechnung, zu seinen egoistischen Zwecken. Der Uebermut macht ihn unbesonnen. Tolldreist entläßt er seinen gefährlichsten Helfers-

helfer, spielt — er kann alles — den Großmütigen, verrät seine Absicht dem Doria; immer sicher, doch sein künstliches Spiel zu gewinnen, nicht gewarnt von den rührenden Bitten, nicht durch den Tod seiner Gemahlin, der ihn erschüttert, aufgehalten, greift er nach dem Purpur. Aber schon lauert das verratene berechtigte Revolutionsprinzip in Verrinas Gestalt auf den kühnen Virtuosen der Intrigue. Nichts fruchtet ihm, dem entlarvten falschen Spieler, der Vorsatz, wenn auch nichts durch das Volk, doch alles für das Volk zu thun. Er muß fallen, fallen durch den Mann des Prinzips, der lieber unter dem Bestehenden fortleiden, als seine Freiheit und sein Recht durch die Hand eines noch so genialen Despoten geschenkt bekommen will.

Auch dieser letztere Zug wie grunddeutsch! So konnte der Dichter mit Recht sein Trauerspiel ein republikanisches nennen. Denn der Republikanismus Verrinas war das Maß, nach welchem in dem Drama gemessen wurde, die Forderung, die sich nach ihrem Mißlingen auf der Erde wieder in die Wolken erhob, um als Ideal der Zukunft fortzuleben. In dem bloßen Sein solcher Idee, verbürgt durch die Handlung und den Charakter eines einzigen Mannes, liegt die vollgültige Versöhnung der modernen Tragödie.

Es ist klar, daß eine solche Aufgabe, wie die eben geschilderte, große Schwierigkeiten darbot. „Wenn es wahr ist," sagt der Dichter in seiner Vorrede, „daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, däucht mich, der politische Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne sein, in welchem er den Menschen hintansetzen muß, um der politische Held zu sein. Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeisterung herrscht" u. s. w. So weit hatte den Dichter die Ablehnung Dalbergs in jenen traurigen Tagen von Oggersheim entmutigt, daß er die lebendige Glut, die wir am Fiesko bewundern, vermissen konnte.

Hat er nicht den großen Verbrecher, wie Karl Moor, mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft durch die Liebe Leonorens, dieses zärtlichsten Frauengeschöpfes, dieser so trefflich zu dem eitlen Fiesko stimmenden Anbeterin ihres Mannes, dieser schmeichelndsten Pflegerin seines Ehrgeizes? Welche Künstlerweisheit, oder will

man es lieber blindes Genie nennen, in der Zusammenstellung und gegenseitigen Ergänzung dieser beiden Charaktere! Und welche geniale Abkürzung und welche sprechende Verständlichkeit gab er den weitläuftigen und langweiligen politischen Spinnfäden durch die einzige, Shakespeares ganz würdige Figur des Mohren? Ich will nicht die bekannten Ausstellungen, welche an der Rolle der Julia gemacht worden sind, wiederholen. Sie sind in der That unwesentlich gegen einen Fehler, welcher im Eingang der Komposition liegt, einen Fehler, den Shakespeare immer vermeidet, indem er den Zuschauer sogleich in das innerste Wollen seiner Helden hineinsehen läßt. Schiller läßt, zwei Andeutungen ausgenommen, einen ganzen Akt hindurch über die Ziele seines Fiesko ebenso sehr den Zuschauer in Zweifel, als diejenigen, welche seinen Helden umgeben. Daraus haben sich denn Mißverständnisse ergeben, als ob Fiesko nur einen Augenblick wirklich Julia liebe.

Soll ich gegen diesen technischen Fehler die großen Vorzüge des Stücks in die Wagschale werfen, so möchten diese Blätter bei weitem nicht ausreichen. Hier sind in Fülle jene echt dramatischen Scenen, die Vischer an Schiller rühmt, bei denen sich jeder Nerv im Theater zu atemloser Erwartung spannt, hier die großen Striche der Gruppierung, die den massenhaften Stoff in deutliche Glieder teilen, hier selbst die scharfe Charakteristik, welche den in diesem Punkte so verwöhnten Realisten, den Engländern, imponierte, und Carlyle zu der beredtesten Bewunderung fortriß. Und doch hat man gemeint, im Charakter des Fiesko habe der Dichter bloß sich dargestellt, und der künstlerische Wert des Stückes sei geschmälert durch Schillers Absicht, hier eine Polemik gegen die Weltzustände, oder durch seine Weise, ein Selbstbekenntnis zu liefern! Eine Polemik gegen die Weltzustände? Als ob nicht Timon, Lear, Hamlet, Romeo, als ob nicht jeder tragische Spiegel der Welt eine Polemik gegen die Welt wäre! Ein Selbstbekenntnis? Als ob nicht alle Stücke, selbst Shakespeares, ein einziges großes Selbstbekenntnis wären, und als ob die dramatische Handlung, welche ich im Fiesko bloß nach ihren allgemeinsten Zügen zu charakterisieren unternommen, nicht leidlich hinreichend wäre, uns vor dem künstlerischen Verstande Schillers, vor seiner darstellenden und symbolisierenden Kraft so viel Achtung einzuflößen, daß wir uns ein-

mal wieder zum unbefangenen Aufnehmen und Genießen seiner Schöpfungen herbeilassen!

Aber die Sprache, wendet jemand ein, dieses gespreizte Pathos, diese Phraseologie der Uebertreibung! Wie hoch steht Goethe in seinen Jugendprodukten hier über Schiller!

Man gestatte mir, hier eine Antwort zu geben, welche die gesamten Jugenddramen Schillers mit umfaßt. Der geborene dramatische Dichter ist, so zu sagen, ein vielfacher Schauspieler. Und wenn er, wie der Knabe Schiller, für Stühle schreibt, für Zuschauer schreibt er. Man beobachte alle anfangenden Schauspieler, ja selbst Dilettanten, wenn sie tragisch spielen. Der Anfänger ist hochpathetisch, weil das Erhabene, was ihn erfüllt, sich ohne künstlerische Verteilung ganz in das Einzelne, ganz in den Ton, in die Gebärde wirft, überall will er den Zuschauer packen und er wird übertrieben. Der Anfänger ist steif, auch wenn sein Körper noch so gelenkig im Tanzsaal ist, auch wenn er seine Rolle kann, er ist steif aus Unfreiheit, weil er sich scharf beobachtet weiß, weil er in jedem Augenblick gefallen will oder Mißfallen fürchtet. So erarbeitet sich der tragische Schauspieler die Natürlichkeit, die Einfachheit viel langsamer, als jeder andere Künstler.

Die Schauspielkunst ist ihrer Natur nach ein Aufgeben der Naivetät, indem sie scheinen und gefallen will. Ganz folgerecht teilt diese Eigenschaft die Tragödie, und ihr Anfang ist daher überall die unmotivierte Erhabenheit des Ausdrucks, das ist Bombast, Gespreiztheit, falsches Pathos. Belege dazu bieten Aeschylus, die altenglische Bühne und vor allem die ersten Dramen Shakespeares, Titus Andronikus, Heinrich VI., selbst noch Romeo und Julie. Man braucht, um die dramatische Sprache des jugendlichen Schiller zu erklären, nicht einmal die Akademie und sein Schwabentum, wie dies von Schöll aufs geistvollste geschehen ist, herbeizuziehen, denn die Stürmer und Dränger von dramatischem Talent, wie Klinger und Leisewitz, haben ohne jene Bedingungen ähnliches geleistet. Aber gewiß hätte man längst an diesem Bombast Schillers, anstatt ihn gegen Goethes einfach epische Kraft herabzusetzen, den Dichter des Erhabenen, den geborenen Tragiker, ja den eigentlichen Erneuerer des modernen Dramas wittern können; nur mit dem starken Gefühl, mit der Sucht nach dem Erhabenen,

welches diesen Bombast erzeugte, nur mit diesem Zuviel — denn der Fehler des Genies ist die Hülse seiner Kraft — war die Kühnheit der Konzeption, die glühende Leidenschaft, die Spannung, die Geistersprache des Ideals und der Heroen zu erreichen, ohne welche kein Tragiker gedacht werden kann.

Die Jugendlichkeit der Muse, welche solchen Mangel des Fiesko erzeugt, hat zugleich einen Reiz, der schwerlich in einem der späteren, formvolleren Dramen Schillers sich wiederfindet. Keins derselben kommt an Sehnen und Knochen, an athletischer Beweglichkeit, an Unmittelbarkeit des Ausdrucks, an reichem Umkreis der Handlung in Anfang, Mitte und Ende, bei dem Maß von fünf nicht übermäßig langen Akten, dem Fiesko gleich. Die Scenen brechen nicht unbefriedigend ab und rücken oft mit bewunderungswürdiger Kunst schnell zu einem großen Hauptschlage zusammen. Die Schule Shakespeares und seines Schülers Lessing ist hier mit ganz anderem Erfolge von dem Dramatiker aufgenommen, als von Goethe und seinem Götz, und diejenigen, welche den Fortschritt des Künstlers nicht anders aufzuweisen wissen, als in dem Herabsetzen seiner früheren Werke gegen seine späteren, der Knospe gegen die Blume, möchten doch vergebens in einem Wallenstein „das Pittoreske in der Scenen-Anlage, den muntern Rhythmus in der Handlungsfolge“, oder in Maria Stuart „die Ironie, die neben das Pathetische das Komische stellt“, und alle die Mittel einer kecken und drastischen Versinnlichung aufzufinden wissen, welche Schöll in seinem Aufsatz über den Fiesko hervorhebt.

Wenn in geschichtlichen Dingen eine Klage erlaubt wäre, so möchte man versucht sein, zu bedauern, daß dieser große Wurf eine Bühne vorfand, die bei allem trefflichen Wollen ihrer finanziellen Lage nach zu sehr nach dem Beifall eines mittelmäßigen Publikums geizen mußte. Denn die Umarbeitung, welche der Dichter mit seinem grandiosen Werke vornahm, ist nichts als ein trauriger Abfall von seinem Ideal und machte die politische Charaktertragödie zu einem heroischen Spektakelstück. Hoffmeister freilich sah hier einen Fortschritt im Bewußtsein Schillers. „Früher,“ sagt er, „war die Tendenz durchaus niederreißend, revolutionär, hier ist sie aufbauend, konstitutionell.“ Ihm ist der Fiesko des Theaters

ein Vorläufer des Marquis Posa. Wie viel richtiger urteilt der einfache Streicher, daß mit diesen Veränderungen dem Verstand und der Wahrheit der härteste Schlag versetzt werden mußte! Ja, dieser Schlag ward sogar von dem fieberkranken Dichter in der pomphaften Ankündigung wiederholt, welche der Theaterzettel wiederum auf Dalbergs Wunsch dem Stücke voraussandte. Der Dichter verteidigt sich, daß er jetzt seiner eigenen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt. „Es mag nun sein," fährt er fort, „daß ich zu der Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter und verzagter gewesen, — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinander löst, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß — und reizender ist es nun doch, mit einem großen Manne in die Wette zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen."

Reizender? So hatte ja Herr Thomas recht, der in seiner Verarbeitung der Räuber den Karl Moor am Leben ließ. Es lohnt kaum der leichten Mühe, die Entstellung im einzelnen nachzuweisen, deren sich Schiller der Bühne zu Gefallen an seinem großen Werke schuldig gemacht hat. Die Hauptänderung besteht darin, daß, nachdem Fieskos Revolution gelungen ist, nachdem die Genueser ihn zum Herzog ausgerufen haben, nachdem Verrina an diesem prinziplosen Volk verzweifelt, Fiesko das Scepter plötzlich zerbricht und uns mit der Erklärung überrascht, nichts sein zu wollen, als Genuas glücklichster Bürger. Dazu paßt natürlich die ganze Anlage des Charakters nicht, nicht solch ein Selbstgespräch Fieskos, wie im Akt III. Scene 6: „Schlugen sie nicht um gegen das Wörtchen Subordination, wie die Raupe gegen die Nadel? Aber es ist zu spät, Republikaner." Dann ist auch Verrina ganz überflüssig, denn Fiesko überverrinat den Verrina, dann passen auch die herzogsüchtigen Genueser nicht in das Stück, denn was soll diesem Volke die geschenkte Freiheit? Der Tadel des Theaters hatte besonders die Rolle der Julia getroffen, die zwar stark ins Bronzene koloriert, doch in dem gedruckten Fiesko trefflich den Uebermut des „tückischen" Helden, seine Verstellung und endlich durch die Beschimpfungsscene seine Liebe zu Leonoren und seine

unersättliche Lust am Triumph ins Spiel setzte. Hier milderte der Dichter und verdarb damit die Intention, um deren willen Julia geschaffen war. Eine noch schlimmere Milderung ließ er in Bezug auf Gianettinos Gewaltthat gegen Bertha eintreten. Seit Lukreziens Tagen hat diese Gewaltthat noch immer stark genug an das menschliche Herz geschlagen, um es zur Empörung zu entflammen. Diese That gab dem republikanischen Prinzip Verrinas eine für alle Zuschauer verständliche Schnellkraft. In der Bearbeitung dagegen wird Bertha gewaltsam überfallen und entführt, aber der Dichter läßt uns drei Scenen hindurch über das Maß ihrer Schande in Zweifel, bis wir endlich erfahren, sie sei vor dem Aeußersten bewahrt worden. Dann hat natürlich die fürchterliche Einsperrung und der Fluch, unter den Verrina sie stellt, keinen Sinn. Ferner blieb Leonore am Leben, und damit fielen höchst wirksame Scenen weg.

In dieser so verkümmerten Gestalt ward der Fiesko am 11. Januar mit großer Zurüstung aufgeführt. Boek spielte den Fiesko, Iffland den Verrina, Karoline Ziegler, damals achtzehnjährig, die Leonore. Sie war, wie die Heldin, blaß und schmächtig, fein und empfindsam, sehr anziehend, aber wenig blendend, und brachte diese wunderbare Mischung von Zärtlichkeit, Schwärmerei und Grazie aufs bezauberndste zur Erscheinung. Der Mohr, seitdem eine mit Recht beliebte Aufgabe aller Charakterspieler, war in Toskanis Händen. Einzelne Scenen fanden rauschenden Beifall. „Aber," erzählt Streicher, „für das Ganze konnte sich die Mehrheit nicht erwärmen; denn eine Verschwörung in den damals so ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig, und, was vorzüglich erkältete, war, daß man ähnliche Erschütterungen wie bei den Räubern erwartet hatte." Das heißt, man hatte eine Tragödie erwartet, einen kühnen Verbrecher, und bekam nun statt dessen die plötzliche Tugend eines Menschen anzustaunen, den man fast das ganze Stück hindurch einer solchen Tugend für unfähig gehalten hatte. Am 18. Januar wurde die Vorstellung wiederholt, diesmal mit größerem Erfolg, da der geniale Beil die Rolle des Mohren mit außerordentlichem Glück übernahm. So erhielt sich das Stück auf dem Repertoire. Die Presse nahm den Fiesko sehr lau auf. Das Pfälzische Museum,

welches über die Räuber eine lange Kritik gebracht hatte, erwähnte des neuen Dramas mit keiner Silbe.

In Wien ward der Fiesko am 25. Januar 1784 im Kärnthner Thor aufgeführt. In Berlin machte sich Plümicke wieder an eine Bearbeitung, welche sich, es ist nicht zu leugnen, dadurch vor der Schillers auszeichnet, daß sie den tragischen Schluß bestehen läßt. Bei Plümicke will Verrina den Helden erstechen, Fiesko kommt ihm zuvor, und, über den Tod der Leonore verzweifelnd, durchbohrt er sich selbst. Ohne Frage trug diese nicht ganz ungeschickte Erfüllung des tragischen Gerichts zu dem ganz außerordentlichen Enthusiasmus bei, welchen diese Vorstellung in Berlin errang. Aber mit welcher Meisterschaft wußte auch der jetzt hier engagierte Fleck mit seiner feurigen Kraft, seinem schlanken, geschmeidigen Körper, seinen schwarzen Augen, vor allem mit den großen Kontouren seines Spiels der Gestalt des Helden das glühendste Leben einzuhauchen! Ebenso waren Frau Döbbelin als Leonore, Demoiselle Witthöft als Bertha vortrefflich. So wurde das Stück am 8. März 1784 gegeben, und die Wiederholungen am 11., 13., 16., 20., 24., 28. März vermochten die Begeisterung des Berliner Publikums nicht zu sättigen. Lebten doch in diesem Publikum noch die Erinnerungen an eine große Zeit und die vergötternde Verehrung für ein Herrschergenie, das mit den besten Eigenschaften des Andreas die tiefe Schlauheit, die überraschende Kraftentfaltung des Fiesko verband. Auf solche Zuschauer mindestens hatte der Dichter gerechnet. „Den Fiesko," schreibt Schiller an Reinwald aus Mannheim (5. Mai), „verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisch Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal (das war, wie aus dem vorigen erhellt, eine Uebertreibung des Gerüchtes) innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie."

Das deutsche Publikum wußte den wahren Fiesko zu würdigen. Schon 1784 und 1788 erschienen neue Auflagen in der Schwanischen Buchhandlung, die Nachdrücke nicht zu rechnen, und die Plümickesche Bearbeitung, welche in Berlin 1784 erschien und

1792 und 1796 neu aufgelegt ward. Unter den Uebersetzungen mag hier eine englische von G. H. N. (Noehden) und C. J. St. (Stoddard), London 1796, die italienische von A. Bazzani, Wien 1841, und die französische von La Martelière, 1798, genannt werden.

Die schönste Anerkennung wurde dem republikanischen Trauerspiel durch einen Fürsten, dem mehr als irgend einem andern die inneren Kämpfe der Herrscherkraft und das politische Abbild der Zeit im Fiesko zu Herzen sprechen mußten: Joseph II. war so für das Drama eingenommen, daß er es 1787 eigenhändig für die Darstellung auf seinem Theater einrichtete.

III.

Kabale und Liebe.

Die Mängel des leichtbeweglichen, aber ungründlichen Pfälzer Volks hatte Schiller, wie wir vorhin sahen, recht wohl erkannt. Aber er nutzte auch die Vorzüge desselben aus. Mannheim hatte eben in jener Zeit durch Karl Theodor einen bedeutenden Aufschwung genommen, der, wenn er auch keineswegs nachhaltig war, doch gerade zur Zeit von Schillers Anwesenheit sich in mehr als einer Beziehung wohlthätig und vorteilhaft fühlbar machte. Es fehlte neben den materiellen Genüssen keineswegs an geistigen Anregungen. Von oben herab war alles geschehen, um die an der großen Verkehrsader des westlichen Deutschlands liegende Stadt zu einem angenehmen Aufenthalt, zu einem jener Wohnsitze des Geistes zu machen, welche sich die immer zirkulierende deutsche Bildung bei dem Mangel einer großen Hauptstadt vorübergehend zu schaffen pflegte. In der ansehnlichen Sammlung von Antikenabgüssen hatte Lessing sinnend vor dem Laokoon gestanden und geäußert, daß hier der Archäolog mit mehr Frucht an den Kopien, als im Vatikan an den schlechtaufgestellten Originalen studieren könne. Kupferstiche, Gemälde, vortreffliche

Teleskope, ein erlesenes Naturalien- und Altertümerkabinett, eine der schönsten Büchersammlungen, dem allgemeinen Gebrauche geöffnet, das Schauspiel, welches neben den materiellen Vorteilen des Hoftheaters zugleich alle geistige Freiheit einer selbständigen, rein künstlerischen Bühne genoß, waren ebenso viel Zeugnisse für die Liberalität des Kurfürsten, wie die ökonomische und vor allem die kurpfälzische deutsche Gesellschaft für seinen vaterländischen Sinn.

Diese Gesellschaft, die nach dem Vorgange unzähliger anderer in Leipzig, Halle, Greifswald ꝛc. gegründet war, hatte, wie es in ihrem Stiftungsbriefe heißt, den Zweck: „Kunst und Wissen in die Muttersprache zu verweben und jedem getreuen Pfälzer verständlich und eigen zu machen." Sie war jetzt im einundzwanzigsten Jahre ihres Bestehens und vereinigte in sich alle besseren Köpfe der Pfalz. Jedes Jahr ward ein Preis von 50 Dukaten für die Lösung einer Aufgabe ausgeschrieben, welche ebenso oft in einem vaterländischen Drama, als in geschichtlichen, statistischen oder philologischen Fragen bestand. Die Vorträge, welche in ihren jährlichen zwei öffentlichen und den monatlichen geschlossenen Sitzungen gehalten wurden, zum Teil in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit", oder auch einzeln, und später von 1787 ab in Jahrbüchern der deutschen Gesellschaft abgedruckt, zeigen uns neben einem gründlichen Sammelfleiß einen so freien, aller toten Gelehrsamkeit feindlichen Geist der Volkserziehung, daß man sich eine ganz falsche Vorstellung macht, wenn man glaubt, hier sei nur der gelehrte Zopf gepflegt worden. Aufklärung und Natur sind die Stichworte, mit denen der wackere Kirchenrat Mieg, der edle Freiherr von Gemmingen, der Hofrat Lamey, der Ritter A. v. Klein, Professor Kling in ihren Vorlesungen sehr freigebig sind. Der jugendfrische Ton Herders geht fast durch alle diese Aufsätze, nur Herr von Dalberg, der Obervorsteher, bleibt in seinen Leistungen hinter seinen Kollegen zurück.

Einer solchen Gesellschaft war Schillers ganzes Streben eng verwandt, und so wurde schon während der Umarbeitung des Fiesko seine Aufnahme eingeleitet. Diese ehrenvolle Aussicht stellte ihm sein neues pfälzisches Vaterland in besserem Lichte dar und erfüllte den Fieberpatienten mit neuem Kraftgefühl. So behandelt er in einem Briefe vom 19. Januar gegen seinen eben

verheirateten Akademiefreund Zumsteeg das unter jungen Männern gern besprochene Thema vom Heiraten zwar mit höchst gefühlvoller Anerkennung der Ehe, aber eine Heirat, meint er, würde ihn von der Bahn seines Glückes ablenken. „Mein jetziges Leben taugt unvergleichlich für meine vierundzwanzig Jahre; aber wird es mich auch im dreißigsten noch reizen?“ Er stellt sein Verbleiben in der Theaterwelt als sehr problematisch hin, und doch sagt er in demselben Briefe: „Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe.“

Am 10. Februar ward er als ordentliches Mitglied der deutschen Gesellschaft aufgenommen. Das Patent, vom 21. Februar ausgestellt, gab ihm neben der Ehre eines Titels zugleich den unmittelbaren Schutz des kurfürstlichen Stifters und damit ein neues Vaterland. Die Sitzungen brachten ihn mit Gelehrten jedes Faches in Verbindung und übten durch den Einblick in die verschiedensten Gegenstände des Wissens jene universelle Anschauung, die den Dichter später auszeichnet.

Er war damals fleißig mit der Ueberarbeitung von Luise Millerin beschäftigt. Manches mußte für die Aufführung gestrichen werden. Er stimmte außerdem die hohe Sprache etwas herab, milderte einige Züge, ohne die Anlage, die ihm ziemlich mangelhaft erschien, zu ändern.

Am 9. März brachte Iffland sein erstes bürgerliches Drama auf die Bühne. Nach Streichers Erzählung händigte er Schiller das Stück ein und überließ ihm, es zu taufen. Es erhielt den Titel: „Verbrechen aus Ehrsucht“. Es ist im Geschmack der Schröderischen Stücke gearbeitet und bewegt sich ganz innerhalb der bürgerlichen Sphäre. Der außerordentliche Beifall, den es erhielt und der nach Streichers Urteil besonders der vortrefflichen Darstellung zuzuschreiben war, machte die Freunde Schillers nicht wenig besorgt, daß dadurch seine Luise Millerin in Schatten gestellt werden möchte. Diese Besorgnis wurde glänzend gehoben.

Schiller erwiderte Ifflands Artigkeit, indem er ihm seine Luise Millerin ebenfalls zur Durchsicht gab, und Iffland betitelte das Stück „Kabale und Liebe“. Für den Theaterzettel war dieser Titel vielleicht wirksamer, aber Schillers erster Titel war schlichter und anspruchsloser.

Die früheren Biographen legten an Schillers Werke überall den kritischen Maßstab an. Mit ihrem Begriff von einem vollkommenen Drama traten sie an seine Schöpfungen heran. Da fahren natürlich die Jugenddramen sehr übel. Es liegt eine Ungerechtigkeit in kritisierenden Lebensbeschreibungen dieser Art. Ein Werk kann nach unsern hochgespannten Ansprüchen bedeutende Fehler haben und doch zu seiner Zeit eine sehr bedeutende That gewesen sein. Nirgend ist die Schuldigkeit, einen großen Mann aus der Geschichte heraus zu würdigen, größer, als in seiner eigenen Geschichte. Die Bahn, die gebrochen wird, kann man nur schätzen, wenn man das Terrain kennt.

Aber selbst dem, der das Werk, losgelöst von seinem Schöpfer, mit treuem Sinn studiert, wird mancher etwas weniger ausmodellierte Muskel wichtig sein, manche Linie groß und bedeutend erscheinen, und für eine einzige geniale Intuition eines kraftvollen Geistes wird er hundert wohlciselierte, äußerst richtige und von der Natur abgeschriebene Produkte dahingeben, die in einem Jahrzehnt angebetet und im zweiten vergessen werden.

Die dramatische Kunst hat seit dem Durchbrechen des Protestantismus, dessen reinste Motive im germanischen Bürgertum ruhen, alle Kreise des Lebens, alle Stände in ihren Besitz genommen. Ganz absichtslos geschah dies schon in Shakespeares Schule. Neben den adelig ritterlichen Gestalten eines Romeo und Coriolan, und den fürstlichen eines Hamlet und Lear stehen auch Arden von Feversham, das Trauerspiel in Yorkshire. Mit einer bestimmten Absicht wandte sich in England zuerst der Juwelier Lillo mit bürgerlichem Stoff an die Bürgerklasse. Sein Kaufmann von London ist ganz moralisierende Mordgeschichte. Da ist im Gegensatz zu der französischen Tragödie, deren Muster auch die englische Bühne erobert hatte, bare Prosa in Inhalt und Form. Auch bleibt der thränenreiche Vorgang wesentlich im bürgerlichen Herzen. Natürlich; denn die Gesellschaft in England war durch einen Rechtsstaat gegen den Zusammenstoß der Stände gesichert. Auch dort schwächten sich dann die starken Effekte mit Cumberland zum Sittengemälde und Rührstück ab.

Begreiflicherweise mußte diese Gattung in Frankreich und Deutschland noch mehr durchschlagen, als in England, weil durch

den Mangel eines gesicherten Rechtsstandes der Druck, den die höheren Klassen auf das Bürgertum ausübten, in jenen Ländern weit fühlbarer war. Aber Diderot, der in Frankreich diese Gattung des Rührstückes schuf, kam nicht über die moralisierende Tendenz hinaus. Lessing erst erhob sich zu künstlerischer Behandlung solcher Stoffe. Er erkannte ihren Wert ganz konsequent aus seiner Theorie von Mitleid und Furcht, als er sagte: „Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen.“ Er griff mit Miß Sara Sampson in die Tiefen des Familienlebens und ließ, indem er die Handlung auf Leidenschaft und Charakter baute, keine gemeinen, prosaischen Motive in sein Kunstwerk eindringen. Das war ein ungeheurer Fortschritt. Nach ihm folgte dann O. H. von Gemmingen, welcher 1780 nach dem Vorbilde von Diderots Hausvater mit seinem deutschen Hausvater noch vor Iffland die Reihe der deutschen Rührstücke eröffnete. Die Richtung setzte sich in Deutschland fest, und die Hamburger Schule, die sich wesentlich auf den aufgeklärten Bürgerstand stützte, sog aus dieser Richtung ihr eigentliches Lebensblut. Aber diese Rührstücke hatten noch etwas Harmloses. Der dritte Stand fing erst an, sich der Quelle seines Druckes und seiner Leiden bewußt zu werden. Tausend Berührungen zwischen Adel und Bürgertum reizten die gegenseitige Spannung, und nicht immer konnte das Machtwort eines Friedrich des Großen Recht verschaffen. Im stillen und offenbar, geahndet und ungeahndet, fielen Gewaltthaten vor, die sich dem Arm der Gerechtigkeit durch Bestechung oder durch den Rang des Verbrechers entzogen. Man braucht nur Hippels Lebensläufe in aufsteigender Linie zu lesen, um die Wahrheit dieser Worte zuzugeben.

In solchen Zeiten wird das Theater ein Areopag, wird die Bühne zum Tribunal, oder, wie Gervinus sagt: das Theater ist das eigentlich konstitutionelle Gebäude im Reiche der Poesie. Und es ist nicht gleichgültig, daß Schillers Abhandlung: Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? mit der Aufführung von Kabale und Liebe so nahe zusammentrifft. Hier oder nirgends mußte ihm einem unsittlichen, verfaulten Weltzustand gegenüber das Wort Hamlets, daß das Schauspiel der Natur gleichsam den

Spiegel vorzuhalten habe, in die weitere Ausführung sich auslegen, daß es der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen habe. Nur war seine Zeit so beschaffen, daß die grellen Züge der Schmach mehr auf die adlige, die Züge der leidenden Tugend mehr auf die bürgerliche Seite fielen. Einen Abdruck dieser Zeit geben, hieß also absichtslos ein schneidendes Rechtsurteil sprechen. Gemmingens Hausvater, den Schiller kannte und, wie er sagt, ungemein schätzte, bot ihm schwerlich mehr als einige Charakterschablonen, ein größeres Vorbild hatte er in Lessings Emilia. Und nicht umsonst erwähnt er, grollend über die frivole Schaulust, dieses Drama, indem er schon in dem Aufsatz von 1782 „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater“ sagt: „Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend von dem Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Maitresse so zugeführt hat — welcher Fürst gibt dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal stärker schüttelt. Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg.“

Aber Lessing verhüllte allgemein bekannte Vorgänge in italienische Tracht und griff eine Stufe höher. So grunddeutsch sein Stück gedacht ist, so traf es doch nicht den Nerv des dritten Standes. Hier tritt Schillers geniale That in ihr hellstes Licht. Während er die politische Umwälzung des Fiesko auf einem außerdeutschen Boden spielen lassen mußte, stellte er, was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend vereinzelt tobte, mit den Räubern in deutscher Gegenwart, und was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Maitressenwirtschaft seufzte, in der deutschen Gestalt seiner Luise Millerin dar. Er brachte die beiden Hauptparteien der Gesellschaft, welche in der französischen Revolution zusammenstießen, auf die Bühne. Und so ist Luise Millerin das erste soziale Drama der gesamten Bühnenlitteratur, wie Fiesko das erste politische Drama der deutschen.

Ich kann auch hier nicht auf alles eingehen, was ein oft ganz launenhafter Geschmack oder ein oberflächliches Raisonnement gegen

das Stück eingewendet haben. Nur gegen zwei Einwände will ich die Sache Schillers verteidigen.

Man verwirft in der Oekonomie des Dramas die Intrigue. Man verlangt, daß aus den Charakteren des Helden oder aus den Prinzipien (der Idee) mit Naturnotwendigkeit der verzehrende tragische Funke hervorgelockt werde. Man wirft deshalb einen tadelnden Seitenblick auf die Räuber und Kabale und Liebe, in welchen Dramen Schiller nicht ohne die Maschinerie eines Bösewichts auskommen könne.

Aber war nicht die Intrigue, der feige, auf krumme Wege sinnende Verstand eine charakteristische Macht der neueren Zeit, des „tintenkleckfenden Säkulums“? Der Geist der spekulativen Intrigue, sagt eine tiefblickende Kennerin der Zeit, waltete im vorigen Jahrhundert in der verschiedensten, ja selbst in romantischer Gestalt. Konnte Schiller ohne dieselbe den Abdruck seines Jahrhunderts geben? Ich will die Räuber von dieser Seite nicht in Schutz nehmen, wiewohl das flutende, wilde Naturell Karl Moors immer vom Dichter in den Vordergrund gestellt wird und z. B. ein Charakter, wie Edgar im Lear, durch dieselbe Intrigue gar nicht zum Banditen werden konnte. Aber ist denn in Kabale und Liebe in der That der Nerv des Stücks die Kabale, die Intrigue?

Ein zweiter Einwand, der mit dem ersten zusammenhängt und wenigstens mittelbar Kabale und Liebe angeht, ist in der Ansicht enthalten, daß die Widersprüche im sozialen Drama notwendige, in der menschlichen Natur begründete sein müssen. Dagegen hat schon Vischer in seiner Aesthetik geantwortet, daß man hier nicht allzustrenge sondern könne, was vorübergehendes Vorurteil und dauernder Widerspruch sei. Ich glaube, daß, wenn nur sonst in einem bürgerlichen Drama ein organisches Weltbild gegeben ist, die Notwendigkeit von selbst herausspringt.

Am schlagendsten wird eine Vergleichung des vorliegenden Dramas mit Shakespeares Romeo und Julie darthun, was ich meine. Die Familien Capulet und Montague liegen in Fehde miteinander. Gleichviel, ob aus vernünftigen Gründen oder nicht. Wir werden zu allen Zeiten begreiflich finden, daß zwei Menschen sich hassen, und was wir von zwei einzelnen Menschen glauben,

werden wir von zwei Familien begreifen können. Ein natürlicher Sinn wird sich schwerlich hieran stoßen. Die Sage von zwei feindlichen Familien wird die Menschheit durchklingen, solange es Menschen gibt. Das genügt, damit der Dichter daran anknüpfen kann. In diesem Zwist steht das Liebespaar wie eine Welt für sich. Der Schwerpunkt liegt hier nicht in den Verhältnissen. Der Charakter der Liebenden ist nicht durch die Verhältnisse von Anfang an gefärbt und bestimmt, nur ihre Handlungen entwickeln sich an den Verhältnissen.

Ganz anders ist die Sache in Kabale und Liebe. Hier wachsen die Charaktere von Anfang an in ihrem Stande, im Boden ihrer Verhältnisse. Man sagt, diese Verhältnisse sind brutal, der Standesunterschied ist ein Vorurteil, welches verschwindet, wir können darin keinen tragischen Gegensatz finden. Ich will nicht untersuchen, ob seit dem König Kophetua und seiner Bettlerin der Standesunterschied nicht eine mitklingende Saite der menschlichen Phantasie geblieben ist und bleiben wird. Wenn uns aber ein in sich zusammenhängender Organismus vorgeführt wird, in welchem diese Vorurteile nur die notwendigen Glieder sind, so werden wir uns überzeugen lassen, daß hier durch ein verschlungenes Gewebe von Gewohnheiten und Pflichten auch die besseren Charaktere so gebunden sind, daß sie gar nicht anders handeln können. Was hier das große Publikum unmittelbar stark empfindet, weil es selbst noch die Gewalt dieses Gewebes fühlt und wahrscheinlich noch etliche Jahrzehnte fühlen wird, das muß derjenige, der über Vorurteile dieser Art hinaus ist, sich doch ebenso leicht zusammenreimen können, wie er bereit ist, Antigone zu beweinen, sie, die stirbt, weil sie ihren Bruder begraben hat. Für kein Menschenwerk gibt es eine so dauernde Gültigkeit, wie für ein echtes Kunstwerk.

Ich glaube, Schillers Drama gibt das für eine tragische Entwicklung notwendige Weltbild mit der erforderlichen Vollständigkeit, und hiermit ist alles in Ordnung. Wir haben vor uns auf der einen Seite das Regiment einer Maitresse. Die Geschichte derselben ist zugleich die Vorgeschichte des Hofes und des Dinges, das man damals Staat nannte. Das ist künstlerisch ganz bewundernswürdig. Wir haben einen Minister im Präsidenten, bei welchem sogleich ganze Reihen im Gedächtnis aufstehen: Jud Süß,

Montmartin, bis hinunter zu Wöllner und Haugwitz. Genußsucht und Herrschsucht sind die Triebfedern der ganzen Maschine, Intrigue und gefälschte Handschriften die Räder, Stolz und brutale Ueberhebung ihre Politik und ihr Selbstgefühl; die Söhne des Landes werden verkauft, wer nicht mit will, wird niedergeschossen. In dieser Welt fehlt nicht der Punkt auf dem I, nicht das Strumpfband der Prinzeß Amelie, das eine Todfeindschaft zwischen Bock und Kalb verursacht.

Auf der andern Seite zittert das eingeschüchterte, ausgesogene Volk, schon so weit heruntergebracht durch ein ruchloses Polizeisystem, daß es alle Widerstandskraft verloren hat. Es hat noch einen dumpfen Glauben an das edle Herz des Fürsten; Religion ist sein einziger Trost, ein wenig Musik und Romanlesen seine einzige Bildung. Kriecherei und Angst sind die häßlichen Züge, die der Dichter hier nicht vergessen hat; denn Wurm gehört auf diese Seite.

Da paßt alles zusammen. In solchen Zuständen ist der einzige Heroismus der Selbstmord. In solcher Welt ist der Einzelne an seinen Stand gebunden, und das ist die tragische Anlage Luisens. Sie lebt mit Angst in der Welt, Angst vor der Liebe zu Ferdinand, vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen auf Leben, Freiheit und Unschuld. Ich will den Charakter nicht weiter ausmalen. Aber es war recht, daß der Dichter sein Drama nach ihr benannte, denn sie ist die tragische Heldin. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende, freilich so begreifliche Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit führt ihr Geschick herbei. Auf allem, was sie spricht, liegt ein Trauerflor. Diesem Wesen ist jede heroische Freiheit, die eine Julie ziert, mit ihrer bürgerlichen Geburt gemordet; nur die Freiheit zu vergehen hat sie, nicht den Mut glücklich zu sein. Von einem Fehler ist bei ihr nicht die Rede. Ihre Aengstlichkeit, ihre Pietät ist ihre ganze Schuld; ihre Tugend, ihre Liebe zum Vater ihr Verderben. Wer das Bürgertum, welches von jenen Wunden erst genesen mußte, gründlich kennt, wird gestehen, daß dieser Charakter von einer erschütternden Wahrheit ist. Gerade die Halbbildung ist hier ein Zug, der nicht fehlen durfte. In solchen Zuständen hört die Naivetät auf.

Ferdinand ist nicht minder seinem Stande verfallen. Offizier,

auf Carriere angewiesen, ist er, mit seinen auf Akademien eingesogenen revolutionären Ideen, Mitwisser von Schandthaten, die sein Vater ihm zuliebe will begangen haben. Trotz seiner klaren Einsicht in die Erbärmlichkeit der „Insektenseelen" und die Faulheit der Zustände ist er durch eine doch immer verzeihliche Rücksicht gegen seinen Vater zum Schweigen verdammt. Ihm ekelt vor seiner Umgebung, aber er kann ihr nicht entfliehen. Ein Asyl ist ihm geblieben, die Liebe. Er hat den Mut, Luisen besitzen zu wollen. „Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall." Aber er findet gleich in der ersten Scene sein Mädchen in dem Gefühl ihres bürgerlichen Standes mutlos, sie hat ihm, erschüttert durch die Reden des Vaters, eben entsagt. Er schilt sie: „Siehst du, Falsche, auf welchem Kaltsinn ich dir begegnen muß." Sie zittert vor Ferdinands Vater, Ferdinand fürchtet nichts, als die Grenzen ihrer Liebe. Und eine solche Grenze ist vorhanden. Es ist Luisens Scheu vor einem gewaltsamen Bruch mit ihren bürgerlichen Verhältnissen. Diese Scheu, ich möchte sagen, die schöne Feigheit ihrer Seele, erweckt Ferdinands Mißtrauen, ein Mißtrauen, das sich in dieser Umgebung wahrlich leicht zur Eifersucht entzünden kann. Auch hier trägt Ferdinand den Fluch seines Standes, in welchem das edelste Weib eine Maitresse ist, in welchem nach des Präsidenten Aeußerung selten eine Mariage geschlossen wird, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend Gäste das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen kann.

Ich glaube nicht, daß man hier sagen kann: wenn Luise mit ihrem Geliebten entflohen wäre, so war die ganze Tragödie zu Ende. Sie konnte nicht fliehen. Und hier komme ich auf den Einwand gegen die Intrigue zurück. Sie war nur die äußere Handhabe für die Katastrophe, die schon in den Verhältnissen und Charakteren lauerte, sie war nur der zeitgemäße Hebel, durch welchen die Charaktere ihre Rollen ausspielen mußten. Die Scheinmacht der Willkür ist die Rechnung, sie rechnet mit Menschenherzen, die Rechner müssen an dem Facit ersticken. Für die künstlerische Wirkung aber ist die Intrigue im bürgerlichen Drama meiner Ansicht nach ein fast ebenso großer Vorteil, als der Humor. Die starken Aufregungen des Gefühls verlangen hier ein zeitweises Ausruhen.

Ist demnach Kabale und Liebe ein fehlerloses Werk? Soviel ich einsehen kann, sind seine Vorzüge von überwindender Gewalt und seine Fehler zum Teil von der Art, die man nicht wegwünscht. Denn wer möchte den Hofmarschall Kalb entbehren? Und der Musikus Miller? Den hätte Shakespeare wahrlich nicht besser gemacht, und wer hier an der naiven Schöpferkraft Schillers zweifelt, der ist ästhetisch ein Todeskandidat. Das Gerede, daß Ferdinand nur Schiller selbst sei, kann man nur damit beantworten, daß im Musikus Miller und seiner Tochter Schiller noch weit mehr er selbst ist. Auch darum wirkte das Stück so, weil die Ferdinande und Luisen im Parterre saßen.

In der Ausführung sind Lücken, wie das Genie sie stehen läßt. Zwar ist das Mißtrauen Ferdinands durch einen großen Zug sehr erklärlich, er selbst wird einen Augenblick in seiner Liebe zu Luisen wankend. Er bewundert Lady Milford, er gesteht es Luisen selbst, welche Gefahr ihrer Liebe drohte. Das ist ein Meisterstrich. Aber der Dichter benutzt ihn nicht. Ebenso durfte Ferdinand nicht ein Fräulein von Ostheim für tugendhaft halten. Sein Glaube mußte so weit erschüttert sein, daß ihm kaum das Bürgermädchen eine Ausnahme von der Regel machte. Hofmarschall von Kalb konnte wohl in einer Begegnung mit Ferdinand einige Renommagen ausstreuen, eine pikante Erzählung seiner Abenteuer mit Bürgermädchen hätte bei Ferdinand auch den letzten Halt lockern können. Die Leidenschaft that dann das übrige.

Doch es ist Zeit aufzuhören.

Das Stück wurde in Frankfurt a. M. am 13. April, in Mannheim am 15. April aufgeführt. Boek spielte den Präsidenten, Beil den Musikus Miller, Iffland den Wurm, Madame Beck (Karoline Ziegler) die Luise, Heinrich Beck den Ferdinand. Das Paar hatte im Januar endlich die Kabalen der Geistlichkeit überwunden und lebte in den ersten Monaten einer glücklichen Ehe. Hier mischte sich Wirklichkeit und Spiel zu einer ergreifenden Wahrheit. Um der Aufführung recht ungestört beiwohnen zu können, hatte Schiller eine Loge erstanden und seinen Freund Streicher zu sich eingeladen. Dieser erzählt:

„Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als

nun die Handlung begann — wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick — das Spiel der unteren gegen die Oberlippe — das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde — den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein ‚Es geht gut‘ gehört.

„Der zweite Akt wurde sehr lebhaft, und vorzüglich der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt würden.“

Kabale und Liebe wurde in demselben Frühjahr gedruckt und erschien abermals in der Schwanischen Hofbuchhandlung. Vor dem bürgerlichen Trauerspiel stand eine Widmung an Herrn von Dalberg, in welcher die sämtliche Titulatur des Freiherrn aufs pomphafteste über das Blatt stolziert und ein „unterthänigst gewidmet“ die Schleppe nachträgt. In weiterer Auflage erschien das Stück 1784 unter den „Trauerspielen von Schiller“ und einzeln 1785 und 1786 bei Schwan. Bis 1788 erschienen zwei Nachdrucke. Die Kritik ignorierte auch dieses Werk des Genius entweder ganz oder suchte ihm doch einige Federn auszurupfen. Die Gothaer gelehrte Zeitung vom 29. Mai 1784 brachte eine gutgemeinte Recension, wahrscheinlich von Reinwald, worin es heißt: „Zwar möchte vielleicht die Prädilektion einiger Leser für seine vorigen Stücke (es geht mit den Schriften öfters, wie mit der Liebe gegen Freunde und Mädchen, wo die erste ebenfalls die stärkste zu sein pflegt) dieses jenen etwas nachsetzen. Aber es hat wirklich herrliche Scenen und die Charaktere sind vortrefflich durchgeführt.“ Schiller war mit so wohlfeilem Lobe nicht zufrieden und schreibt am 7. Juni

an Dalberg: „Meine Kabale und Liebe ist in der Gothaer Zeitung so obenhin recensiert, gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leser.“ Eine wahrhaft nichtswürdige Recension erschien in der Berliner Vossischen Zeitung vom 20. Juli 1784, worin es hieß: „Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase.“ Noch pöbelhafter war die weitere Ausführung in dieser Zeitung vom 4. Sept. 1784. Der Verfasser dieser Kritik war Karl Philipp Moritz, der uns im zweiten Bande wieder begegnen wird.

Aber die Kritik vermochte das Werk nicht tot zu machen. „Was dieses Stück vor fünfzig Jahren,“ schreibt der alte Zelter an Goethe, „auf mich und sämtliche Sprudeljugend für elektrische Macht ausgeübt hat, magst Du Dir denken. Wer aus jener Zeit es nachsehn kann, wird es nicht so sehr herabsetzen, als es damals Moritz that, der freilich Recht hatte (?), doch nicht den Anzug der Revolution ahndete. Es gehört in jene Zeit und ist insofern ein geschichtliches Stück, voll Kraft und Geist, trotz der niederträchtigen Gesellschaft, die sich darin befehdet.“ Die Bühnen nahmen das Stück mit größter Zuvorkommenheit auf. Die Berliner brachte es Montag den 22. Nov. und dann bis 23. Dez. 1784 noch sechsmal. Der Musikus Miller ward eine Lieblingsrolle des großen Schröder. Auch in Stuttgart ward es, wahrscheinlich 1793, aufgeführt. Hier war man anfangs besorgt gewesen; Schillers Vater schrieb an den Sohn: „Daß ich ein Exemplar von dem neuen Trauerspiele besitze, habe ich noch niemandem gesagt, denn ich darf es gewisser Stellen wegen nicht merken lassen, daß es mir gefallen.“ Aber der Oberst von Seeger gab dennoch die Erlaubnis zur Aufführung, und Schillers Schwestern Christiane (Nanette) und Luise wohnten ihr unentgeltlich bei. Die Noblesse indes, die sich in dem Ganzen getroffen fand, beschwerte sich beim Herzog darüber, der Oberst erhielt einen Verweis, und die Wiederholung wurde verboten.

Wir haben auch hier eine englische Uebersetzung Cabal and love von J. J. R. Timäus, Leipzig 1796, zu erwähnen, und eine zweite unter dem Titel The Minister, a tragedy in 5 acts, transl. by Lewis. London 1797.

Ganz besonderes Glück machte Luise Millerin in Italien.

Auf dem Teatro diurno in Verona wurde eine Zeitlang wohl zwanzigmal in jedem Sommer una nuovissima produzione di Schiller, intitolata Il Ragiro (die Kabale) gegeben. Die Erzählung des Kammerdieners der Lady Milford bleibt fort, der Hofmarschall von Kalb ist in einen gewöhnlichen Hofbedienten verwandelt. Zum Karneval 1852 ward es sogar unter dem Titel: Luisa Miller. Melodramma tragico in 3 atti di San Cammarrano, posto in musica dal Maestro Giuseppe Verdi, zur Oper umgewandelt.

In Frankreich fand das bürgerliche Drama während der Revolutions- und Kaiserzeit wenig Anklang. Bis 1821 erschien nur eine Uebersetzung von La Martelière (1799). Die Restauration brachte die Franzosen auf den Standpunkt, wo 1784 die Deutschen standen, Kabale und Liebe wurde von 1821 bis 1847 siebenmal übersetzt, im letztgenannten Jahr unter dem Titel Intrigue et Amour von Alexander Dumas.

IV.

Eine gute stehende Schaubühne.

Gegen Ende Aprils reisten Iffland und Beil zum Gastspiel nach Frankfurt am Main. Schiller begleitete sie. In Frankfurt führte der Schauspieldichter und Schauspieler Großmann die Direktion, ein unruhiger Geist, von litterarischer Bildung und Weltmanier, der unter Ekhofs Augen seine Laufbahn begonnen, aber wenig in dem Sinne des Meisters fortgewirkt hatte. Der Kurfürst von Köln hatte ihn zwar mit der für jene Zeit charakteristischen Weisung an seinen Hof gefesselt, „die Schauspielkunst in seinem Lande zu einer Sittenschule für sein Volk zu erheben". Durch den Tod seines Protektors auf ein unruhiges Wanderleben hingeführt, schweifte Großmann mit seiner Gesellschaft von Frankfurt bis Aachen, selbst bis Pyrmont hin. Schiller hatte somit Gelegenheit, alle Nachteile einer prinziplosen Theaterwirtschaft

kennen zu lernen und mit den Vorteilen einer guten stehenden Bühne zu vergleichen. Die Mannheimer Schule war durch Beil und Iffland aufs glänzendste vertreten. Am 30. April wurde Verbrechen aus Ehrsucht und am 3. Mai zu Ehren des Dichters Kabale und Liebe aufgeführt. Die Rolle des Kammerdieners, welche in Frankfurt gestrichen war, wurde wieder eingeschoben, freilich mit Weglassung aller amerikanischen Beziehungen; eine Nuancierung der politischen Temperatur, die einen deutschen Nationalbühnendichter wohl entmutigen konnte. Aber zur Entmutigung Schillers bedurfte es schlimmerer Dinge.

Eduard Devrient hat in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst sich über Schillers damalige Einwirkung auf die Bühne dahin ausgesprochen, daß der Dichter die Darstellung nur noch mehr in der maßlosen Weise bestärkt habe, welche mit den Ritterstücken aufgekommen war. „Das zum Bombast neigende Pathos der Räuber und des Fiesko, das Ueberschwengliche und Ueberspannte in den Charakteren sogar der bürgerlichen Figuren in Kabale und Liebe“ sei nicht geeignet, die Saiten des Ausdrucks zurückzuspannen. Schillers Anmerkungen für die Darstellung könne man deutlich entnehmen, welcher Art sein persönlicher Einfluß auf die Schauspieler gewesen sei. Es müsse als eine Reaktion der Schauspielkunst gegen die Gewalt der neuen Litteraturbewegung, als eine Reaktion in Lessings Geiste zu Gunsten der Regelmäßigkeit und einfachen Menschendarstellung betrachtet werden, daß Iffland gerade jetzt dem bürgerlichen Drama einen Reiz zu geben wußte.

Ob Lessing, wenn er Stücke wie Fiesko und Luise Millerin erlebt, nicht in diesen Dramen mehr seines Geistes erkannt hätte, als in der Ifflandischen Reaktion, ob er, der Julius von Tarent auszeichnete und mit jedem seiner Werke höhere Ansprüche an Schauspieler und Publikum machte, wenn er zwischen Ifflandischer Nüchternheit und Schillerischer Trunkenheit zu wählen hatte, sich nicht für die letztere entschieden haben würde, — ich möchte diese Frage auch gegenüber einem so treuen und kompetenten Wortführer der Schauspielkunst bescheidentlich aufzuwerfen wagen. Wahr ist es, einzelne Bühnenweisungen in Schillers Jugenddramen sind ganz im Sinne der vielen Ausrufungszeichen von Sturm und

Drang. Aber er schrieb seine Bühne mit in den Text und mußte es so ausdrucksvoll thun, da die kühnen Situationen eine ganz neue Mimik verlangten. Neben den Mißgriffen, die nur auf der Höhe des Genies möglich sind, stehen doch auch treffende Fingerzeige. Welch eine Plastik liegt z. B. in der Weisung: „ihm graß nachstierend" oder: „bleibt plötzlich in schrecklicher Erschlaffung stehen." Es ist denn doch immer der Seelenausdruck, den Schiller verlangt, und allein in seinem Uebermaß lagen die Keime für die höchsten poetischen Aufgaben, wie sie von Fleck und Ludwig Devrient gelöst wurden.

Und wie scharf spricht sich schon in dem Aufsatz „Ueber das gegenwärtige Theater" der dreiundzwanzigjährige Schiller gegen alles Outrieren aus, wie schildert er nach dem Leben die gespreizten Gesten, das naturalistische Verschlucken der Worte, wie bewundert er in einer 1784 für Göckingks Journal geschriebenen Recension über Ifflands Lear, daß diese Darstellung ein Ganzes sei, daß keine Grimasse, keine Bewegung des unbedeutendsten Muskels die andern Lügen strafe. In demselben Sinne schrieb er jetzt von Frankfurt aus an Dalberg: „Ich gestehe, daß mir bei den schrecklichen Aussichten auf meine Lady u. dgl. bange ist, konvulsivische Bewegungen auszustehen, wie ein Verurtheilter." Er teilt von ganzem Herzen die Freude über den Sieg, den das geschlossene Kunstprinzip hier errang, er berichtet, daß Iffland und Beil mit lärmendem Händeklatschen herausgerufen worden. „Wo wir hinkommen," schreibt er an Dalberg, „beweist man dem Mannheimer Theater die entschiedenste Achtung." Dem Regisseur Rennschüb, welcher in Meyers Stelle eingerückt war, verkündigt er die materiellen Beschwerden des Triumphs mit den Worten: „wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen." Er bleibt indessen nüchtern genug, um manche Bemerkung zu machen, welche er Dalberg mitzuteilen brennt, und sagt: „ich weiß zuverlässig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dieses mehr bewirken könnte, als mein hiesiger Aufenthalt."

Zu der frohen Erregtheit seines ganzen Wesens trug besonders die Bekanntschaft einer Frau bei, welche durch eine gleiche Begeisterung für die dramatische Kunst unlängst auf die Bühne

geführt worden war, „ein Herz,“ wie Schiller sie seinem Reinwald (5. Mai) schildert, „ganz zur Teilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswert, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet.“ Es war Sophie Albrecht. Sie war zwei Jahre älter als Schiller. Schon als Kind zeigte sie bei knabenhafter Wildheit treffliche Anlagen, welche ihren Vater, den Professor Baumer in Erfurt, auf den Gedanken brachten, sie studieren zu lassen. Nach seinem frühzeitigen Tode verheiratete sie sich, nur fünfzehn Jahre alt, an den Dr. Albrecht und begleitete ihn nach Reval, wohin er als Leibarzt eines reichen Edelmanns ging. Ein unwiderstehlicher Hang und ein lebhaftes dichterisches Gefühl zog sie zum Theater. Nachdem sie in Erfurt ihren ersten Versuch gemacht, debütierte sie auf Großmanns Anregung am 30. Oktober 1783 in Frankfurt mit Erfolg als Lanassa und hielt sich mit ihrem Gatten, den Schiller ebenfalls lieb gewann, noch jetzt dort auf, um ihre Ausbildung zu vollenden. Ihr Bild zeigt uns ein sprechendes Antlitz mit schwärmerisch blickenden Augen, zu denen ein keckes Näschen in reizvollem Kontrast steht. Sie war blond, von leidenschaftlich anziehendem Wesen, welches ebenso sehr, wie ihr Talent und der zarte Umriß ihrer Gestalt, dazu beitrug, sie zu einem vielgefeierten Liebling des Publikums zu erheben. Reinwald, der sie kannte, aber mehr für „reifes Denken“ eingenommen war, antwortete auf Schillers begeisterte Schilderung: „Sie empfindelt zu viel ... Auch ist an ihrem Charakter zu viel Roman, und solcher, der mich schreckt; nicht die heftige, unwillkürliche Natur-Leidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird und selbst der Ueberwindung und des heilsamen Joches sich freut: sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, die sich und andere peinigt und deren Ende der Tod ist.“ Dieses Ende erfolgte, von der Armen, die später von ihrem Gatten geschieden wurde, ungeduldig herbeigefleht, im Spital zu Hamburg 1840, nach einem Leben von 88 Jahren. Wie hätte Schiller mit Reinwalds klaren und nüchternen Augen die Frau betrachten können, die damals in schöner Begeisterung ihm entgegentrat! Wer wird sie anklagen, zu viel oder in unvollkommenen Versen empfunden zu haben, wenn sie in ihren Dichtungen singt:

Schwebe denn auf, mein Lied,
Dem Manne,
Dessen Strahlenglanz meine Seele erquickt,
Töne ihm innigen Dank
Für jeden Schauer,
Den seine unsterblichen Gesänge über mich strömten,
Für die süßen Thränen,
Die ich mit seiner holden Leonore verweinte,
Für das furchtbare, majestätische Grauen,
Das mich durchbebte,
Als ich Karl von Moor
In Missethat und Tugend bewunderte,
Flüstre ihm leise,
Daß ich ihn liebe mit heiligem Feuer ꝛc.

Hier schloß sich eins jener Bündnisse für das Gute und Schöne, hier atmete der Dichter in reinerer Atmosphäre und vergaß für einige Tage all die tausend Bedrängnisse, die ihn in Mannheim erwarteten, als er traurig und ohne seine Begleiter dorthin zurückkehren mußte. Denn diese gingen in seine Heimat, nach Stuttgart, wohin er nicht mitgehen konnte. Der Herzog Karl ließ die Werke seines Zöglings den Groll nicht entgelten, welchen er gegen letztern hegte. Iffland und Beil gastierten in den Räubern, errangen auch hier dem Drama einen glänzenden Erfolg und sich selbst die begeistertste Aufnahme. Der alte Schiller beklagte sich sehr bei seinem Sohn, daß Iffland nicht einmal so viel Zeit gefunden habe, auf die Solitude zu kommen.

Während seine kühne Schöpfung ins Vaterland zurückkehrte, saß der verbannte Dichter und brütete, umschwebt von den Eindrücken, die er in Frankfurt empfangen, über einem Plan, die Mannheimer Bühne auch in der Presse würdig zu vertreten. Er glich dabei mehr als jeder andere dem Mann im Syrerland, der im Brunnen hängt, wenn man unter dem Drachen, der unten droht, das Fieber, und unter dem Kameel, das oben schreckt, die Stuttgarter Schulden verstehen will. Zwar schwelgte er noch im Andenken an Sophie Albrecht, aber jetzt, getrennt von ihr, empfand er die Oede seiner alten Umgebung, das Bedürfnis, sich mitzu-

teilen, und gegen wen konnte er dies besser, als gegen seinen alten erprobten Gewissensrat, gegen seinen Reinwald, den auch Albrechts kannten und schätzten? Es ist wahrlich keine empfindsame Glücksucherei, wenn Schiller im Gedächtnis an eben erhaltene Beweise seines Berufs und im Angesicht der Hemmnisse, die ihn umgaben, nach dem traurigen Bericht über seine Krankheit im Ausströmen seiner von Gram gedrückten Seele ausruft: „Bester Freund! ich bin hier noch nicht glücklich gewesen, und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwätz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird." Dieses Glück kam wieder, in Volkstädt, in seiner Ehe. Aus allen seinen Worten, aus der Frage, ob Reinwald noch keinen Gegenstand für sein Herz gefunden, tönt leise die Sehnsucht nach dem Weibe, nach einer menschenwürdigen Existenz. Er klagt über die tausend Bekümmernisse, die widrigen Unbequemlichkeiten seiner Lage, und daß selbst die Entwürfe, diese zu überwinden, ihm unaufhörlich neue Qualen und Sorgen machen. Er hatte es vorgezogen, auf die in seinem Kontrakt bedungenen Theatereinnahmen von seinen Stücken zu verzichten und statt dessen die runde Summe von 200 Gulden als Ersatz anzunehmen. Die Herausgabe seiner Dramen erhöhte diese Einnahme um etwas. „Aber," schreibt er, „Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 Gulden in Mannheim und vorzüglich im theatralischen Zirkel ist — wie wenig Segen, möcht' ich sagen, in diesem Gelde ist." Seine Junggesellenwirtschaft ohne rechte Bedienung, seine Ehrenausgaben, seine schlechte Oekonomie, seine Unberatenheit und Einsamkeit bei vielen Bekanntschaften, alles dies zwang ihm das Geständnis ab: „Hätte ich jemand, der mir diesen Teil der Unruhe abnähme, und mit warmer, herzlicher Teilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu."

Schiller hatte natürlich seine Stuttgarter Schulden, die sich nach Petersens Zeugnis sogar auf 700 Gulden beliefen, noch immer nicht abtragen können. Die Gläubiger hatten bereits begonnen, sich an den Vater zu halten. Der Hauptmann, welcher schon

meinte, daß sein Sohn eher Unterstützungen gewähren, als verlangen müsse, da die Familie allein auf die karge Besoldung von 400 Gulden angewiesen war, erschrak nicht wenig, als ihm von der Generalin von Holl eine Schuldverschreibung über 100 Gulden und vom Hauptmann Schade eine desgleichen über 50 Gulden präsentiert wurde. Der brave Mann stand für beide Posten gut, damit der Sohn desto ruhiger arbeiten könne; er versichere sich aber dabei, schreibt er, daß ihn der Sohn nicht zum Nachteil der Schwestern im Stiche lassen werde. Aber dieser hatte in Stuttgart noch andere, dem Vater verborgene Schulden und kam bald in solches Gedränge, daß er nur den Hauptmann Schade befriedigen konnte und dem Vater überlassen mußte, die Hollische Schuld durch die kleine Summe zu tilgen, welche zur Aussteuer der Töchter erspart worden war.

Begreiflicherweise ermahnte der Vater wieder und wieder den Sohn, zu seinen medizinischen Studien zurückzukehren, ein Theaterdichter sei in Deutschland ein kleines Licht, seine ersten drei Stücke hätten nicht viel eingebracht und wer wisse, ob nicht die spätern noch gegen diese zurückstehen würden.

Der so gering angeschlagene Theaterdichter ward zwar durch die Besuche von Fremden, die seine Bekanntschaft zu machen wünschten, über seinen Wert ganz anders belehrt, aber so reizend in Gesellschaft dieser neuen Bekannten bald im Park von Schwetzingen, der im vollen Maienschmuck prangte, bald in dem nahen Waldheim die Stunden verflossen, so entscheidend einige dieser Bekanntschaften für sein Leben wurden, damals raubten sie ihm Zeit und gaben ihm mit ihren Genüssen zugleich seine Krankheit und immer die doppelt erneute Empfindung seiner unglücklichen Lage wieder. So war er Ende Mai von Heidelberg, wohin er sich durch einige Fremde hatte mitziehen lassen, mit seinem „lieben Fieber“ wieder zurückgekehrt und lag nun, aus dem schüttelnden Frost in die brennendste Glut geworfen, von Durst gequält, mit einem von Chinarinde geschwächten Magen danieder. Niemals hatte er seine Gedanken so nötig als jetzt. Das dritte Stück seines Kontraktes sollte zu Anfang September fertig sein, und noch wußte er nicht den Titel desselben. Außerdem mußte er als neues Mitglied der deutschen Gesellschaft endlich einmal mit einem

Vortrage debütieren. Denn hauptsächlich auf Veranlassung eben dieses neuen Mitgliedes war die Gesellschaft gerade jetzt im Begriff, einen Schritt zu thun, der ganz in ihrer Tendenz lag. Es sollte ein eigenes Journal gegründet und demselben durch die engste Verbindung mit der Nationalbühne ein frisches, volkstümliches Blut mit auf die Welt gegeben werden. Schiller wollte als Sekretär diese Vermittlung zwischen einem Ausschuß der Gesellschaft und dem Theaterausschuß übernehmen, er hatte Dalberg hierüber Vorschläge gemacht, welche von einer scharfen Kritik des damaligen Zustandes der Gesellschaft begleitet waren. Durch ein Versehen geriet dies Manuskript unter die cirkulierenden Papiere der Gesellschaft, kam dem Ritter von Klein in die Hände, und es gab für Schiller einige beklemmende Augenblicke, in denen er glaubte, es werde daraus für ihn die unangenehme Notwendigkeit erwachsen, dasjenige der Gesellschaft in voller Sitzung ins Gesicht zu sagen, was ihr durch sein nur für Dalberg bestimmtes Manuskript wider seinen Willen bekannt werden konnte. Diese Befürchtung ward gehoben, indem das Manuskript ohne weitere Folgen wieder in Schillers Hände kam, aber es stellten sich seinem Plan, der auf eine selbständige Dramaturgie hinauslief, sowohl seitens der Gesellschaft, welche ihm nur einen dramaturgischen Teil in dem Journal gewähren wollte, als auch von seiten der Theaterintendanz, große Schwierigkeiten entgegen, welche Schiller vergebens mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit und einem nicht geringen Aufwand von Zeit und Kräften zu überwinden suchte.

Unter solchen zerstreuenden Arbeiten sank seine Dichterlust und, was noch schlimmer war, sein Selbstgefühl, und je mehr die Sommertage ungenützt für neue Produktion dahinschwanden, um so näher trat ihm der beklemmende Gedanke, er werde die bereits halb vergessenen medizinischen Studien von neuem aufnehmen müssen, um zu promovieren, und der Muse, die ihn nicht nährte, nur seine freien Augenblicke widmen können.

Aber als ob der Genius des deutschen Volks die Gefahr solchen Verlustes geahnt hätte, ließ er, während die Fürsten noch schwiegen, in diesen Wirrwarr von Stimmen, welche seinen Liebling hin und her zogen, aus unbekanntem Munde plötzlich den Ruf ertönen: Du bist Dichter! Friedrich Schiller, du bist mein Dichter!

einen Ruf, der wieder und wieder erklang', solange seine Seele ihn vernehmen konnte.

In der ersten Woche des Juni erhielt Schiller ein Paket aus Leipzig. Darin war eine kostbare blaßrot-seidene Brieftasche mit kunstvoller Stickerei: eine musikalische Komposition von Amaliens Arie aus den Räubern und vier Portraits von zwei Damen und zwei Herren, mit Silberstift auf Pergament gezeichnet. Enthusiastische Briefe begleiteten die Sendung. Der eine der Herren schrieb: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen."

Der Mann, der dieß schrieb, war Christian Gottfried Körner, die andern Personen seine Braut Minna Stock, deren Schwester Dora und ihr Bräutigam Ludwig Ferdinand Huber. Die Zeichnungen waren von Dora, die Brieftasche von Minna gefertigt.

Schiller war überrascht, erfreut, gehoben. Keine Arznei der Welt hätte solche Heilkraft für seine Gesundheit haben können, wie diese Freude. Er fühlte sich verstanden, anerkannt. Er richtete sich auf mit erhelltem Antlitz. Mit solchem Beweise in der Hand konnte er sich fortan auf die Besseren des deutschen Publikums berufen, konnte er glauben, daß der dramatische Dichter die Nation aus ihrer Erschlaffung emporreißen könne. Nicht seiner persönlichen Bekanntschaft, nicht der technischen Vollendung seiner Kunst, nur ihrem freien und großen Sinn verdankte er diesen Zuruf.

Wie innig und tief er bewegt war, hören wir von ihm selbst in einem Briefe vom 7. Juni. Seiner Freundin in Bauerbach erzählt er, welch ein Geschenk er vor einigen Tagen empfangen. „Ein solches Geschenk,“ schreibt er, „ist mir größre Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. — Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht noch mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub längst verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“ In der sonnigen Witterung dieser Freude erschlossen sich alle seine Hoffnungen, erschloß sich einmal wieder das nächste, natürlichste Verlangen seiner jugendlichen Seele. Er sehnte sich nach gegenwärtiger Mitteilung und Teilnahme, nach einer Brust, an der er Ruhe, Heiterkeit finden könnte; aus den tausend wilden Affekten, die ihn ewig herumzerrten, sehnte er sich nach Maß, nach einem natürlichen Leben, nach häuslichem Glück.

Es mag denjenigen, die sich einen Dichter nicht anders, als nach dem Maße von Karl Moor denken können, sehr philisterhaft erscheinen, daß Schiller nur die natürlichen Empfindungen eines jungen Mannes von vierundzwanzig Jahren hatte und wenige Tage nach einer so glänzenden Anspornung seines Ehrgeizes der Freundin das Geständnis macht, er gehe mit dem Gedanken um, zu heiraten. Aber es ist einmal eine Thatsache. Und er hat jetzt ebenso vernünftige Gründe dafür, als Benedikt in Viel Lärm um Nichts und Friedrich Schiller an Zumsteeg dagegen. „Sie werden lachen, liebste Freundin“ schreibt er, „wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heiraten. Nicht als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei, wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die stille leidenschaftslose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht.“ Seine Liebe zu Lotten war noch nicht erloschen. Hier fährt er nun unverhohlen heraus: „Fände ich ein

Mädchen, das meinem Herzen teuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." Diese Briefkühnheit einer späten Abendstunde verschwand, als er die Zeilen nach einigen Tagen überlas, er erschrak über seine thörichte Hoffnung. „Doch," fährt er fort, „meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen." Hiermit hatte er Lotten eigentlich entsagt.

Unter dem Eindruck der Leipziger Sendung, gehoben zu dem ganzen Bewußtsein seiner dichterischen Macht, ermahnt von Reinwald, durch ein Urteil Gotters angetrieben, der den Plan zu Don Carlos gesehen und groß befunden hatte, fing er an, bestimmter an eine Weiterführung des angefangenen Dramas zu denken. Auch hielt er am 21. Juni in der deutschen Gesellschaft eine Eintrittsrede über das Thema: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" Sie ist eins von den Dokumenten, welche der Menschheit angehören. Wo immer die Schaubühne vor den Staat tritt, um wieder in ihre Würde eingesetzt zu werden, diese bill of right wird sie in Händen halten.

Hoffmeister sagt von dieser Abhandlung nach dem gerechtesten Lobe: sie wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauspiel nicht allzu strenge in den Dienst der Moral und Belehrung gestellt wäre. Geschieht das wirklich von Schiller? Die Schaubühne einmal als moralische Anstalt betrachten, heißt das so viel als: die Schaubühne ist eine moralische Anstalt?

Seit Plato sich in seinem Ideal einer Republik gegen die dramatische Poesie ausgesprochen, hatten heidnische Philosophen und christliche Kirchenväter sie verdammt. Nahm auch ein Thomas von Aquino sie in Schutz, billigte auch Luther auf protestantischer Seite die geistlichen Bürger- und Schuldramen, so führte dagegen ein Prynne in England mit seinem Histriomastix einen Hieb gegen das Schauspiel und seinen königlichen Protektor, daß ihm dafür die Ohren abgeschnitten wurden. In Deutschland traten ehrenwerte Theologen in Luthers Fußstapfen. Aber selbst die warme Verteidigung eines Joh. Dürr 1662 schlug doch so wenig durch, daß noch 1753 einem Litteraten Uhlich in Frankfurt a. O. das Sakrament verweigert wurde, „weil er einmal Schauspieler ge-

wesen.“ Und in der Praxis sah es so übel aus, daß die Worte „beten,“ „Gott“ nicht auf dem Theater gesprochen werden durften. Körner schreibt, daß in Dresden Hamlet anstatt „ich meines Teils will beten gehn,“ sagen mußte: „was mich betrifft, ich will das Meinige thun.“

Wie wenig Vertrauen Schiller selbst damals zur Moralität der Schauspieler hatte, geht unter anderem aus dem erwähnten Briefe an Reinwald vom 5. Mai hervor, worin es in Bezug auf Sophie Albrecht und ihre Absicht, bei der Bühne zu bleiben, heißt: „unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Aktrice bestehlen.“

In den wissenschaftlichen Regionen hatte d'Alembert die Bühne ohne sittlichen Nachdruck verteidigt, Sulzer und Lessing hatten das Thema schon tiefer gefaßt, ja letzterer war eigentlich mit seiner ganzen Person und Geschichte ein lebendiges Wahrzeichen, über welches die Orthodoxen nicht hinwegspringen konnten. Aber diese letztern hatten einen furchtbaren Bundesgenossen an Jean Jacques Rousseau, und es beweist genug für Schillers Selbständigkeit, daß er diesem Führer gegenüber, wiewohl er in Bezug auf die Personen fast mit ihm übereinstimmte, die Sache mit ganz klaren Augen ansah. Rousseau verdammte aus abstrakter Vergötterung der Natur und des alten heroischen Zeitalters die feinere Kultur, also auch das moderne Schauspiel. Er behauptete, daß die Unsittlichkeit der Schauspieler und die Verachtung, in welcher sie standen, notwendig in ihrer Profession begründet seien. Hierauf ohne Zweifel beziehen sich folgende Worte in Schillers Vortrag: „Ueber keine Kunst ist — soviel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden, als über diese; über keine weniger entschieden. .... Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war.“ Auf Rousseaus Angriff hat niemand glänzender und energischer geantwortet, als Schiller. Er zählt selbst die Hauptanklagen auf, den Leichtsinn, die Frechheit der Schauspieler, die Frivolität der Stücke. „Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels oder Staubleckerin an sehr kleinen Thronen? — Alle

diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzge die Bühne."

Man darf demnach nicht vergessen, daß wir es hier mit einer Verteidigung, nicht mit einer erschöpfenden ästhetischen Würdigung zu thun haben. Unserm Dichter war durchaus der Wert der Schaubühne in dem Wert des Dramas enthalten. Er setzt im Eingange das poetische Genie stolz neben das gelehrte, Shakespeares Julius Cäsar neben die Entdeckung Newtons. Aber die Darstellung des Dramas verlangt eine stehende Bühne, verlangt ein Institut, ist eine öffentliche und den Menschen ergreifende. Es ist die Frage: was bedeutet dieses Institut dem Staate? Erfüllt es die Ansprüche, die ein Gesetzgeber an eine öffentliche Anstalt stellt, kann es die Menschen innerhalb ihres Wesens veredeln?

Ich will den Leser nicht der Mühe überheben, diese unübertreffliche Verteidigung in der strahlenden Waffenrüstung der Schillerischen Worte einmal wieder zu lesen. Nur darf man sich nicht wundern, daß der Verfasser in diesem glänzenden Plaidoyer allen möglichen Vorzügen nachspürt, die sein Delinquent haben kann. Mit einem Meistergriff faßt er sofort die Religion in ihrer sinnlichen Erscheinung, stellt sie neben die Bühne, erhebt die Gerichtsbarkeit beider, im Gegensatz zur weltlichen, zum Staatsgesetz. Aber selbst die Religion bleibt ernst zurück, wo die Schaubühne die Thorheiten der Menschen durch Gelächter heilt. Daß die Bühne Menschen kennen lehrt, nachsichtiger macht, den Großen die Wahrheit zu hören gibt, alles dies ist ihm nicht genug. Auch Industrie und Erfindungsgeist, sagt er, würden vor dem Schauplatz Feuer fangen; er wußte sehr wohl, an welchen Wurzeln die idealsten Erscheinungen im Boden stecken müssen, um gesund zu gedeihen.

Aber über die Belebung selbst des Nationalgeistes hinweg eilt er dem letzten Ziel seiner Verteidigung zu: die Schaubühne stellt die Harmonie unserer Kräfte wieder her. Mit andern Worten, sie erfüllt das, was Aristoteles fordert, sie reinigt uns von niedern Affekten, sie ist eine Gymnastik der Seele, eine Versöhnung der Sinnlichkeit und der Vernunft. „Und dann endlich," sagt er, „welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen

Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein."

Einen Punkt dieser Verteidigung, der für die damalige Zeit eine praktische Bedeutung hatte, darf ich nachträglich wohl schärfer beleuchten.

In gewissem Sinne und in einem Augenblicke gehörte, wie meine Leser wissen, selbst Lessing zu den Gegnern wenigstens des deutschen Schauspiels. Sein Wort: „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" dieses Wort hat damals, und noch lange, der Bequemlichkeit trefflich in die Hände gearbeitet. Ich halte dasselbe bloß für den Ausdruck augenblicklich verbitterter Stimmung; Lessing schrieb den Nathan trotzdem. Zur Meinung erhoben ist es der Meinung gleich, welche behauptet, einer Nation könne erst Freiheit gegeben werden, wenn sie für die Freiheit reif sei. Es ist die Ansicht des Mannes, welcher nicht ins Wasser gehen wollte, bevor er nicht schwimmen könne. Schiller war weniger ängstlich, und es ist ein denkwürdiges Wort, womit er das deutsche Schauspiel, hoffnungsreicher als Lessing, an den Mut und die sittliche Kraft der Dichter wies und sie zu Fahnenträgern der Volkskraft und des Nationalgefühls erhob. „Wenn in allen unsern Stücken", sagt er, „ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation." Haben Kotzebue und seine französischen Geistesverwandten doch lange genug ungehindert dem deutschen Publikum ihre ungesunde Kost auftischen dürfen! Haben sie doch zur Verfälschung des Nationalsinns wesentlich beigetragen! Die üblen Wirkungen, die ein Theater auf die Nation hervor-

bringt, lassen schließen, daß es auch andere hervorbringen kann. So hat die Bühne in der Hamburger Schule die Herrschaft der Franzosen gestürzt, und Schiller hat in Carlos, Wallenstein, ja eigentlich in allen seinen Stücken die großen Grundlagen, auf welchen eine Nation ruht, Gedankenfreiheit, individuelle Kraft, Gerechtigkeit, Heldenmut, politische Freiheit und Einigkeit, so weit es die Bühne irgend vermag, zu erbauen begonnen. Haben Frankreich und England, trotzdem sie äußerlich „Nationen" waren, mehr als eine hauptstädtische Bühne gehabt und haben sie jetzt eine Nationalbühne? und sind ihre künstlerischen Früchte, den einzigen Shakespeare ausgenommen, dessen Hauptwerke Hamlet, Lear, Othello, Romeo doch wahrlich nichts mit der Nation zu thun haben, mit den unsern zu vergleichen? Sind ihre Schauspieler mehr als unsere Eckhof, Schröder, Fleck, Devrient gewesen? Die Bühne allein kann nicht eine Nation machen. Aber ihre Mitwirkung ist nicht hoch genug anzuschlagen, und an allseitiger Durchbringung des Volksbodens von vielen kleineren Mittelpunkten aus bietet die deutsche Schaubühne bereits in ihrer bisherigen Geschichte ein ganz bewundernswürdiges Beispiel.

Die deutsche Gesellschaft sah wohl, welche hervorragende Kapazität in dem neuen Mitgliede ihr zugefallen war, und wenn sie auch seine dramaturgische Unternehmung nicht mit ihrer Tendenz vereinigen konnte, so achtete sie sein Urteil in wissenschaftlichen Dingen. Das erfuhr er, als zu seiner freudigsten Ueberraschung bei Gelegenheit der diesjährigen Preisbewerbung eine Arbeit seines alten Freundes Petersen „über die Epochen der deutschen Sprache" einlief, welcher er mit seinem ebenso gerechten als freundschaftlichen Gutachten zwar nicht, wie er anfangs glaubte, den ersten Preis, aber doch ein Accessit von 25 Dukaten zuwandte. Er schrieb dem alten Burschen bei dieser Gelegenheit einen prächtigen Brief, in dem wir auch unter anderm lesen, daß er in Heidelberg zu promovieren gedenkt und seines Einflusses auf Dalberg sehr sicher ist. Schiller ließ nicht ab, nachdem sein Plan der dramaturgischen Monatsschrift auf der einen Seite abgewiesen war, ihn Dalberg unter einer anderen Form zu empfehlen, so daß sich letzterer den schriftlichen Entwurf ausbat, welchen Schiller denn auch am 2. Juli übersandte.

Energischer und populärer angelegt, als Lessings gescheiterte Dramaturgie, sollte Schillers Journal die Mannheimer Bühne in ihrer geschichtlichen Entstehung, in ihrer Einrichtung und Verwaltung beleuchten, die erlesenen Stücke, sowie die Tageskost und die Darstellung besprechen, sie sollte in Aufsätzen von Schauspielern und vom Herausgeber in wenigen Jahren das ganze System der Schauspielkunst entfalten und außerdem die nötigen litterarischen Näschereien bieten.

Schiller hatte auch hier die sicherste Intention. Die Mannheimer Schule mit ihrer Lösung von Preisfragen, mit ihrer trefflichen Organisation blieb doch wesentlich in ihren Wirkungen auf den Kreis der dortigen Schauspieler und Kenner beschränkt. Schiller hätte diese vereinzelten Fäden durch die Macht seines aufgehenden Gestirns einem großen Kreise enthusiastischer Leser zugeworfen und hätte in der That hier die Verständigung unter den dramatischen Dichtern, wovon er in seiner Vorlesung sprach, ins Leben gerufen.

Die Monatsschrift sollte auch das Personal der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihre Geschichte und die individuelle Kritik über ein jedes Mitglied, ja selbst über den Vorstand enthalten. Dies mochte Dalberg bedenklich erscheinen, und als Schiller für die Redaktion 50 Dukaten verlangte, lehnte der Intendant das ganze Projekt ab, indem er die Theaterkasse für unfähig erklärte, diese Zahlung zu leisten. Indessen gab Schiller den Plan auch jetzt noch nicht auf und begann eifrig, Materialien zu sammeln.

Das beste, was der Dichter zur Hebung der Bühne hätte thun können, war ohne Zweifel, Dramen zu schreiben. Aber gerade der Dichter stand hier dem Dramatiker im Wege. Drei Stücke im Jahr, diese Forderung sah sehr der Ansicht des Direktors im Vorspiel zu Goethes Faust ähnlich:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie.

Dalberg wurde bereits ungeduldig. Hatte er selbst doch Schiller im Don Carlos ein Süjet an die Hand gegeben, hatte doch Schiller es vortrefflich gefunden. Aber Dalberg vergaß, daß er den Kontrakt mit einem Gesunden gemacht hatte, und daß ein

Kranker ihn erfüllen sollte. Ja, der Intendant scheint Schiller selbst durch vielfache gute Ratschläge, die einen Tadel des Fiesko und der Luise Millerin einschlossen, durch ein allzu begeistertes Lob der Ifflandischen Stücke unsicher gemacht zu haben. Denn dieser muß ihm am 7. Juni versichern, daß das neue Stück Don Carlos kein politisches, sondern nur ein Familiengemälde im fürstlichen Hause werde, und daß er alles vermeiden wolle, was die Empfindung empören könnte.

Der Künstler zeigt sich in dem, was er kann, aber der große Künstler in dem, was er nicht kann. „Während er," erzählt Streicher, „sich noch in Mannheim mit der Geschichte Spaniens recht vertraut zu machen suchte, glaubte er es leichter, einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald diese, bald jene, aber immer eine tragische Entwicklung haben sollte. Endlich glaubte er einen solchen festhalten zu müssen, in welchem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführte, und beschäftigte sich so gänzlich damit, daß er schon anfing, seine Gedanken niederzuschreiben. Aber er gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Dramas und eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig sein zu sollen. Diese Unentschlossenheit in der Wahl, dieses immerwährende . . . Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte. Jedoch er konnte nicht anders. Es war seiner Natur ganz entgegen, an irgend etwas nur oberflächlich zu denken. Alles sollte erschöpft, alles zu Ende gebracht werden . . . . Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging ins Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Ein Hauch, und sie sprühte Funken . . . . So wie er jede Sache in ihrem ganzen Umfang erfaßte, so sollte sie auch durch Worte nicht nur auf das deutlichste, sondern auch auf das schönste dargestellt werden. Daher das Erschöpfende, Volle, Satte und Runde seiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken ebenso wie das Gefühl aufregen und sich dem empfänglichen Gemüth einprägen." Treffender konnte Streicher den Dichter vom Fabrikanten nicht unterscheiden. „Solche Dichter, denen ihre Gaben nur sparsam zugemessen worden, sind um vieles mehr entschlossen.

Kaum ist ein Gegenstand gefunden, so wird schon die Feder eingetaucht, damit die Arbeit schnell fertig werde. Schnell werden auch Vortheile damit erreicht, aber —

‚der Ruhm mit seiner Sternenkrone‘

kann nie auf einem solchen Haupte verweilen.“

Der Grund für die Trennung, welche zwischen unserem Litteraturdrama und dem Bühnenstück besteht und lange bestanden hat, ist darin gesucht worden, daß Dichter wie Molière und Shakespeare Schauspieler, und Schiller und Goethe keine Schauspieler waren. Das heißt denn doch die Sache zu äußerlich ansehen. Daß Schiller ein Bühnenstück schreiben konnte, hat er in den Räubern und in Kabale und Liebe bewiesen. Daß er nicht hinter einander zwölf Bühnenstücke schrieb, daraus geht hervor, daß dem deutschen Volksgeist in seiner Tiefe das Schauspiel etwas Anderes ist, als bloße Menschen- und Sitten- und Moraldarstellung, worüber sich Molière in der That kaum hinaushebt, sondern daß dieser Volksgeist seinen ganzen tiefen Gemüts- und Ideeninhalt in der reinsten Form auf der Bühne verkörpern will. Und da ist es nötig gewesen, daß Dichter und Schauspieler nicht zusammenfielen. Selbst Shakespeare aber kann vollends nicht als Beispiel dienen, denn sein Genie ist so unberechenbar, daß es an keine andern Bedingungen geknüpft zu sein scheint, als an die damalige Zeit, die noch volle, ungebrochene Charakterformen lebendig darbot. Sheridan, Goldsmith und andere haben treffliche Lustspiele geschrieben, ohne als Schauspieler für das Bedürfnis der Bühne zu fabrizieren. Alle aber ohne Ausnahme hatten nicht die ungeheure Aufgabe, die großen Fragen einer am Rande der Revolution stehenden Menschheit auf der Bühne zu behandeln. Alles was Macaulay in seinem Aufsatz über Milton von der Schwierigkeit sagt, in vorgeschrittenen Zeiten Dichter zu sein, gilt im allerhöchsten Maße in Bezug auf Schiller. Nicht weil Schiller zur Reflexion neigte, blieb er ratlos vor Don Carlos stehen, sondern weil er der größte moderne Dramatiker war, mußte er reflektieren, das heißt, den Kern und Saft der Zeit, welcher zum Teil noch abstrakter Gedanke war, in sich hineinsaugen. Er hätte ein Gott sein müssen, wenn er auch noch mit Trikot und Schminkbüchse

hantieren oder — Bühnenstücke fabrizieren wollte. Gerade seine Einseitigkeit war seine Größe.

Schiller sah ein, daß er auf seine dramatische Schriftstellerei nicht seine Existenz gründen könne. Sein Gehalt war in Vorschüssen zum Teil vorweggenommen, sein Vater ward immer unzufriedener mit seiner Stellung. „Daß Er sich ganze acht Monate mit Wechselfiebern geschleppt hat", schrieb er am 31. Juli, „das macht Seinem Studio keine Ehre, und Er würde ganz gerecht einem Patienten in dem nämlichen Falle die bittersten Vorwürfe gemacht haben, daß er sich in der Diät und dem Regimine nicht nach der Vorschrift verhalten." Der Plan, durch journalistische Thätigkeit sich aus seinen Schulden zu retten, war vorläufig gescheitert. Freilich zweifelte er keinen Augenblick daran, daß sein Kontrakt erneuert würde, „der Präsident ist ganz auf meiner Seite", schrieb er an Petersen, aber er erfuhr zu bald, daß Dalbergs Gunst doch einen zu ergründenden Boden hatte. Dalberg, eingedenk jenes Briefes vom Hauptmann Schiller und jetzt überzeugt, daß das Repertoire durch diesen Löwengeist, der jährlich nur ein Junges zu zeugen pflegte, keinen besondern Zuwachs an Kassenstücken erhalten werde, ließ dem Theaterdichter durch den Theaterarzt, Hofrat Mai, den Rat geben, doch ja wieder zu seinem Brotstudium zurückzukehren. Schiller, der hierin nichts als den großmütigsten Anteil an seinem Schicksal sah, glaubte einen solchen Rat fest erfassen zu müssen und schrieb, auf die vielen redenden Beweise der Teilnahme sich stützend, die er bereits im Laufe der verflossenen Monate von Dalberg empfangen, und alle Beweise, die er vom Gegenteil erhalten, vergessend, an den Freiherrn und bat ihn, auch noch das beste für ihn zu thun. „Nur ein Jahr," schrieb er, „habe ich nöthig, das Versäumniß in meinem Fache nachzuholen und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In diesem Jahr kann ich also für die hiesige Bühne nicht so thätig sein als sonst, und dennoch brauche ich eben so viel Unterstützung. Dieses einzige Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchsetzen, so bin ich auf immer gesichert und mein Etablissement zu Mannheim ist gegründet ... Da ich ohnehin so schnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, so kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf

wegen der Dramaturgie soll ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen.“ Er bittet, wenn er zu viel gesagt, es seinem vollen Herzen zu vergeben, und schließt: „und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergesse, dem ich alles, alles schuldig bin. Kann ich hoffen, die Entschließung E. E. mündlich oder schriftlich zu hören?“ Er erwartete mit Ungeduld diese Entschließung, welche dann schriftlich dahin erfolgte, daß der Freiherr in seine Entwürfe anfange Mißtrauen zu setzen und daß er die Pension des Theaterdichters nicht verlängern könne.

Schiller hatte diese Abfertigung nach den Erfahrungen, die er früher gemacht, ein wenig verdient, aber er war so gehetzt, daß er auch sie hinunterknirschte. Er dachte wohl oft an seine Leipziger Freunde, er wollte durch eine Antwort diese Verbindung aufnehmen, aber eine traurige Stufenreihe von Gram, Widerwärtigkeiten und Zerstreuungen löschten diesen Vorsatz in seinem gedrückten Gemüt aus. Ein Besuch seiner Schwester Christophine und Reinwalds, der nach Schwaben gereist war, um diejenige, mit der er bereits in Korrespondenz stand, persönlich kennen zu lernen, konnte in diesem Augenblick den unglücklichen Dichter kaum erfreuen, zumal er zu seinem Schrecken sah, daß Christophine entschlossen war, ihr Schicksal für immer mit dem hypochondrischen und schlecht besoldeten Reinwald zu teilen. In dem Konflikt zwischen Freundschaft und Bruderliebe glaubte Schiller ihr dringend von der Partie abraten zu müssen, wodurch er, da Christophine auf seine Ratschläge hörte, von neuem den Unwillen der Seinigen auf sich lud, indem Reinwald seine Bewerbungen einstellte. So gehörte dieser Besuch, so sehr sich Schiller der Schwester freute, zu jenen sehr gemischten Freuden, die nahe an Mißbehagen grenzen. Aber ein wahrer und ganzer Schmerz ergriff um diese Zeit seine teilnehmende Seele. Ich habe erzählt, wie innig Schiller an dem Ehepaar Beck hing. In dem Hause der beiden schönen Menschen sah er das Glück, welches der Bund für das Leben zwei edlen und gleichstrebenden Herzen gewährt, täglich vor Augen. Hier empfing er alle die stillen Wünsche in seiner Brust, welche er der Freundin in Bauerbach vertraute. Heinrich Beck, gleich edel durch Feinheit des Verstandes wie durch Güte des Herzens, war einer

so ausgezeichneten Frau vollkommen wert. Mit ihnen konnte Schiller über seine liebsten Gegenstände sprechen, da sah er die junge Hausfrau die Rolle der Blanka im Julius von Tarent lernen und zugleich das Weißzeug ihres Mannes verbessern, sah sie allen krausen Launen, welche das Theaterleben heraufbeschwor, immer heiter und sänftigend gegenüberstehen. Er ward allmählich der liebste Freund des Hauses, und wie er immer schenken mußte, so hatte er der Freundin ein kleines Hündchen verehrt, welches den Namen Trotter führte und von Karolinen zärtlich gehegt wurde.

Karoline Beck war sieben Monate verheiratet, kränkelte in den letzten an einem Kopffieber, ward am 22. Juli von einem Schlagfluß befallen, gebar am 24. eine Tochter und schied mit der untergehenden Sonne aus dem Leben. Bei ihrer Beerdigung verweigerte dieselbe katholische Geistlichkeit, welche ihrer Trauung entgegengestanden hatte, ihren Resten die Ruhestätte in geweihter Erde, und die schöne Hülle wurde auf dem lutherischen Kirchhofe beigesetzt. „Ward sie so früh vollendet," rief ihr Iffland in seinem Nekrologe nach, „weil die Welt viel Rauhes, Bitteres für ein so reines Geschöpf haben mußte?" Der Schmerz über diesen Verlust ergoß sich in Klagen von nah und fern. Auch Schiller, tief erschüttert wie er war, schrieb ein Trostgedicht für den Gatten, welches leider verloren gegangen ist, von welchem sich aber eine Schwester von Margarete Schwan, die Staatsrätin Pistorius zu Stuttgart, erinnerte, daß mit einer sehr rührenden Wendung des kleinen Hündchens erwähnt wurde, welches Karolinen mit frohem Bellen empfing, wenn sie abends gefeiert und erschöpft aus dem Theater nach Hause kam.

Schon öfters war Schiller in der Wolke des Schmerzes von der Muse besucht worden, und auch jetzt sehen wir ihn sich mit allen Sinnen in sein neues Drama versenken.

Gervinus und Vischer haben dem deutschen Drama seinen Weg zwischen den Alten und Shakespeare vorgezeichnet. Wenn man zugibt, daß die französische Tragödie wenigstens mit der Einfachheit ihrer Handlung und der Gehaltenheit des Stils eine Nachahmung der Alten ist, so muß man gestehen, daß Schiller jenen vorgezeichneten Weg zuerst mit Bewußtsein gewandelt ist. Er

teilte jetzt seine Zeit zwischen eigenen Arbeiten und französischer Lektüre. Er hoffte dadurch, wie er Dalberg am 24. August schreibt, zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen.

Schiller dachte sogar daran, französische Tragödien von Corneille und Racine und englische, wie den Macbeth und Timon, für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Er stellte Dalberg auf diese Weise neue Stücke in Aussicht und suchte den Intendanten soviel wie möglich sich wieder geneigter zu stimmen. So sehr nahm ihn das Ideal der hohen Tragödie gefangen, daß er jetzt sogar mit wahrlich unverdienter Geringschätzung von den Schranken des bürgerlichen Kothurns sprach und an Dalberg am 24. August schrieb, er könne es sich nicht verbergen, daß er so eigensinnig, vielleicht so eitel gewesen, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, während die hohe Tragödie für ihn wie geschaffen sei; hier könne er vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden. Er gibt zu, Dalberg habe ganz recht gehabt, in seine Planschmiederei ein Mißtrauen zu setzen, „aber, schreibt er, wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Wesentlichen meines Charakters fließen. Ueber meinen Entschluß, Mediziner zu werden, und meinen dahin einschlagenden Plan muß ich mündlich mit E. E. reden, denn in einem Brief kann ich das nicht erschöpfen."

Aus dem Schreiben erfahren wir, daß sich Schiller im Juli dieses Sommers in Schwetzingen aufhielt. Andere Zeugnisse dafür sind ein Blatt in Schillers Kalender, wo unter seinen Lebensstationen auch „Schwetzingen" verzeichnet ist, und eine Stelle in dem von seiner Gattin hinterlassenen biographischen Fragment. Hier wird erzählt, daß der Park von Schwetzingen für den ersten Akt des Carlos Lokalstudien und Stimmung dargeboten habe.

In dem Brief an Dalberg lesen wir auch: „Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird."

Nun wurde Don Carlos „das Lieblingskind seines Geistes", und während er mit Geringschätzung von seinen ersten Produkten

spricht, verweilt er, trotzdem er die letzten Partien des Don Carlos mit Widerstreben ausarbeitete, auf diesem Drama noch mehrere Jahre mit Liebe, verteidigt es gegen den Widerspruch, den es so reichlich fand, führt wiederholt Lieblingsverse daraus in Briefen an und verbessert und feilt fast in jeder Ausgabe. So erprobte sich bei diesem Stück zuerst der unerschöpfliche Reiz der Form, den sie selbst auf den Schöpfer ausübt, wenn der Strom der Schönheit wie ein belebendes Blut vom Herzen des Kunstwerks bis in die feinsten Adern der Worte und Rhythmen rinnt, wenn die Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, die im Zuhörer gewirkt werden soll, den Künstler selbst bereits beim ersten Verse umfängt. Hier, wenn irgendwo, muß sich zeigen, ob der Dichter Dramatiker ist, denn hier umgeben ihn die Sirenengesänge der Lyrik; hier vor allem sich zeigen, ob der Dramatiker Dichter ist, denn hier verspricht er mit dem ersten Verse, der von der Bühne tönt, eine ideale Natur, viele von den Süßigkeiten der Lyrik bei den Erschütterungen des Dramas, das heißt: den echten Nachfolger Shakespeares. Man darf nie vergessen, daß Shakespeare die rhythmische Form des Dramas bereits in hoher Vollendung vorfand. Schillers Aufgabe war ungleich schwieriger. Hier war eine Einheit wieder herzustellen, die dort nur zu entfalten war. Hier war ein ähnlicher Kampf zwischen Form und Stoff, wie später zwischen abstraktem Gedanken und sinnlicher Form zu schlichten. Und hier tritt uns klar entgegen, daß Schillers Jugendlyrik eine ebenso notwendige Voraussetzung für den Dichter war, als seine kraftvoll gezeichneten Prosastücke für den Dramatiker. Natürlich war diese Formfrage, die er schon in Bauerbach zu lösen begonnen, dem Künstler von der höchsten Wichtigkeit. Jetzt mußte er, berichtet Streicher, seine Ausdrücke rhythmisch ordnen, er mußte, um die Jamben fließend zu machen, schon rhythmisch denken. Streicher war, wenn Schiller die fertigen Scenen vorlas, ganz so bezaubert, wie ein empfängliches Gemüt sein mußte, das zum erstenmal Schillers Marksprache in rhythmischen Reihen erklingen hörte. Er beschwor Schiller, bei ähnlichen Gegenständen sich nie mehr zur Prosa herabzulassen.

So suchte, während Iffland die Darstellung durch die Motive seiner Charaktere, wie durch die Form zu der bequemen Natür-

lichkeit herabzog, wo die Kotzebue sie ergreifen konnten, Schiller auch der äußern Form des Dramas aus dem innern Gesetz seiner edlen Natur die einzig richtigen und sicheren Heilkräfte. Er wußte wohl, daß man nur dann für das Theater die Würde einer Staatsanstalt verlangen darf, wenn es an keinem Abende die Würde der Poesie vergißt.

V.

Charlotte von Kalb.

Welche Macht in jenen Sommertagen auch die fremden Muster eines Corneille und Shakespeare auf den Dichter üben mochten, seine Meisterin Natur hielt ihn getreulich fest, indem sie ihm in einem herrlichen Geschöpf eine Fülle von neuen Anschauungen, von leidenschaftlichen Seelenkämpfen zuführte.

Wer Charlotte von Kalb nur aus der verunglückten Kopie kennt, welche nach einem trefflichen kleinen Pastellgemälde ins Publikum gedrungen ist, der lösche vorerst in seiner Vorstellung jenes Zerrbild aus. Aber ist es der Beschreibung möglich, die Züge des wahren Bildes an die Stelle zu setzen? Die Seele, welche die Hand des glücklichen Malers in den sanften Farben, in den magischen Linien aufdämmern ließ? Die großen blauen Märchenaugen, die edelgezogenen hohen Brauen, „fein gemacht, wie mit der Feder," die lieblichen Lippen, welche sprechen: wir haben jeden Frühlingshauch der Schöpfung mit Dank und Freude getrunken. Das ist die siebzehnjährige Mädchenblüte.

Die Erfüllung alles dessen, was sie verspricht, ist uns in einem zweiten Bild aufbewahrt. Als der Verfasser dieser Biographie nach Charlottens Heimat, Schloß Waltershausen im Grabfeld pilgerte, führte ihn die Besitzerin, Freifrau von Waltershausen, in einen wohlerhaltenen Rokokosaal. Sofort heftete sich sein Blick auf ein großes weibliches Portrait, ein Oelgemälde, Kniestück, in der Manier der Tischbein. Tracht und Frisur erinnerten an Marie Antoinette. „Das ist Charlotte von Kalb," sagte die

gütige Führerin. Der Verfasser stand vor einem der anziehendsten, eigenartigsten Frauenbilder. Charlotte sitzt in anmutvoller Haltung, das sinnende Antlitz sanft dem Beschauer zugeneigt. Das reiche Haar, oben mit einem blaßgelben Bande lose zusammengenommen, entfesselt sich über die Schultern. Die Hände ruhen lässig übereinandergelegt auf einem Tischchen, die rechte hält ein Buch. Leichte, blasse, mit feinstem Farbensinn gewählte Stoffe umfließen die schönen Körperformen. Ein geöffnetes Klavier steht im Hintergrunde und zeigt ein Notenblatt. Die Rückseite der Leinwand bestätigt mit dem Namen Charlotte von Kalb die Echtheit des Portraits, welche übrigens durch die sichersten Zeugnisse anerkannt ist.

Und ein drittes Abbild: die Zeichnung ihrer Totenmaske. „Goethe!" rief ich beim ersten Anblick aus. Diese grandiosen Linien, in denen fester Friede über den Kämpfen eines langen, leidenvollen Lebens schläft, sie tragen eine Familienähnlichkeit von Schillers großem Geistesbruder.

So treu, so wahr und sicher hat sie sich auch in ihren Memoiren gezeichnet. Wer könnte wagen, den Reichtum dieses Lebens in einer Skizze zu erschöpfen? Wer aus diesen Memoiren, den wunderbarsten, die vielleicht geschrieben sind, einen Faden abzulösen und zu sagen: So war sie! Sie war von allen Frauen, die den Festzug unserer großen Dichter begleiteten, ohne Frage die phantasievollste. Die Natur hatte sie vielleicht zum Dichter bestimmt, aber „sie vergriff sich im Thon", und für das Weib blieb die edle Aufgabe, unserm größten Tragiker Freundin und Muse zu werden.

Charlotte Marschalk von Ostheim wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, Kanton Rhön und Werra, geboren. Ein gesicherter Besitz und die patriarchalischen Sitten des Hauses versprachen ihr zu allen Vorteilen, welche Stand und Reichtum in Bezug auf freie und feine Lebensformen gewähren, die Wohlthat einer ungestörten Entfaltung. Aber schon die körperliche Organisation des Kindes war von einer hohen Reizbarkeit. Als der Vater, neben dem sie bei Tische saß, ihr einst liebevoll die Hand aufs Haupt legte, schauerte sie unter der sanften Berührung, und Thränen der Freude glänzten in ihren Augen. Sie lebte viel in der Natur und empfand früh die Poesie duftender Wiesen

und klarer Bäche. Sie suchte mit ihrem Bruder Heilkräuter und Blumen; wenn je ein Kind, so hat sie Erlkönigs Töchter am düstern Ort, ja den König selber mit Krone und Schweif gesehen. Aber auch für die heiteren Formen des damaligen Lebens hatte sie einen feinen Sinn. Sie freute sich kindlich der prächtigen Jagden, der festlichen Mahle, der Fischereien, auch der feindressierten Windspiele, welche, Briefchen in Kapseln am Halse tragend, schnaufend von Schloß zu Schlosse jagten. Ein längerer Aufenthalt in strengkatholischer Umgebung zu Bamberg nahm ihre Phantasie gefangen. Sie glaubte sich dämonischen Angriffen ausgesetzt und sah im Traum ihren geliebten Vater tot. Dieser Traum ward bald zur erschütternden Wahrheit. Acht Jahre alt, verlor sie auch ihre Mutter und war fortan, selbst von den Geschwistern längere Zeit getrennt, in fremder Pflege, zuerst in Nordheim, dann bei einem Herrn von Türk in Meiningen. So blieb sie ohne Haus und Heim, ohne den leise nährenden Boden des Frohsinns und leicht sich erschließender Herzenswärme. Bald erschien sie unjugendlich, seltsam, verschlossen und störrig. Wenn solches Verkennen und das Gefühl der Vereinsamung sie in heiße Thränen auflöste, dann tönte ihr das Wort ins Ohr, womit die Eltermutter, wie ihr erzählt war, sie im Leben empfangen hatte, als statt des gehofften Knaben ein Mädchen kam. „Du solltest nicht da sein," hatte die Ahne heftig ausgerufen. „Ich kann sagen," schreibt Charlotte, „als Kind hab' ich ausgeweint."

Ihr Geschick war freilich von seltener Härte. Sie stand oft vor den erhabenen Rätseln des Todes. Sie erblühte wie eine schöne Kirchhofsrose über dem Grabe. Ihre Pflegerin, Frau von Türk in Meiningen, starb nach langem Siechtum hin, und die neu Verwaiste lebte nun auf dem Gut ihres Oheims, des Herrn von Stein auf Nordheim. Dieses tumultuarische Haus konnte, so sehr ihr Onkel ihren selbstbestimmten Charakter schätzte, die zum Ernst und edleren Freuden Neigende nicht aus ihrer Verschlossenheit herausführen. Ihr liebster Trost waren ihre Geschwister und der Verkehr mit den geistvollen Männern der Gegend, mit Reinwald, Pfranger und andern, welche alle die Jungfrau wie eine seltene Perle der weiblichen Jugend verehrten. Ihre großen Züge, ihre großen Augen, welche zugleich so schwach sahen, daß sie nie

die Sterne geschaut haben, machten sie zu einer eigenartigen Erscheinung. Die Fülle von hellbraunen Haaren, welche ihr Haupt zu tragen hatte, war so gewaltig, daß selbst in späteren Jahren, wenn sie aufgelöst an der hohen Gestalt herabflossen, die Spitzen an der Erde schleiften.

Sie hatte nach der Sitte der Zeit in früher Kindheit französisch sprechen lernen, übrigens war ihre Bildung, wenn man von dem gewöhnlichsten Unterricht und der Zeitlektüre, wie Ugolino, Julius von Tarent, Voltaire, Shakespeare absieht, durchaus individuell. Sie las viel und mit Ernst, besonders früh mystische Bekehrungsgeschichten, die Bibel, auch Auszüge aus dem Koran, und wandelte mit Entzücken „unter den Palmen des Paradieses". Zu dieser Lektüre stimmt die alttestamentarische Einfalt, die in ihren Schriften neben der kühnsten Phantastik lebt, und wohl auch die Seelenverwandtschaft, die sie zu den Orientalen der Litteratur, zu Herder und Jean Paul, empfand. Das Dämonische trat in eigenen und fremden Ahnungen, in der Gestalt von Wahnsinn und Leidenschaft oft in ihren Weg, und ihre Vorstellungskraft war jedem Eindruck dieser Art hingegeben. Als sie von der Hinrichtung eines den Kindern einst lieben Dieners hörte, schrie sie auf und sank in Ohnmacht. In einer Gegend aufgewachsen, die vielfach von katholischem Gebiet umgeben war, erschien der Protestantin das Kloster im poetischen Lichte. Sie empfand, ebenso tolerant als gläubig, in den Symbolen des anderen Bekenntnisses dasjenige als ehrwürdig, was den Menschen nach ihrer verschiedenen Anlage zum innern Bedürfnis geworden, doch widerstand sie einem leisen Bekehrungsversuch mit ruhiger Klarheit. Von hohem Interesse waren für sie die Gestalten geheimer Orden. Mitglieder des Freimaurerordens, in Aufklärungszwecken reisend, traten ihr persönlich nahe.

Was sie so aus dem Leben und durch die mannichfachste, namentlich auch historische Lektüre empfing, zeichnete sie gern in einsamen Stunden auf. Ihre Denkwürdigkeiten, ein Roman Cornelia, ihre ungedruckten Schriften, Fragmente aus einem Drama: Der Dämon des Wuchers, und eine Geschichte des amerikanischen Befreiungskrieges beweisen, daß sie bei einem angebornen Hang zum Idealen zugleich die Welt der Thatsachen oft mit überraschender Deutlich-

keit aufzufassen vermochte. Durch geistiges Verstehen, durch persönliche Mitteilung dem Augenblick ewigen Gehalt zu leihen, das war vielleicht ihre höchste Lebensfreude.

So war sie, als Schiller bei seinem Aufenthalt in Bauerbach sie in tiefer Trauer sah. Denn damals hatte sie ihre herrliche Schwester Wilhelmine, welche gegen ihre Neigung verheiratet war, und ihren einzigen Bruder verloren, ihre Schwester Eleonore mit den Präsidenten von Kalb vor den Altar treten sehen. Im September 1783 kam des Präsidenten Bruder, Heinrich von Kalb, welcher mit französischen Truppen als Offizier des Regiments Royal Deux-Ponts am amerikanischen Freiheitskampfe Teil genommen hatte, durch den Frieden heimgeführt, zum Besuch. Der Präsident begrüßte ihn mit einer lebhaften, fast heftigen Freudigkeit. Mit dem Tode von Fritz von Ostheim war der Familienbesitz, der aus den Gütern Waltershausen, Trabelsdorf, Marisfeld, Dankenfeld ꝛc. bestand, unsicher geworden. Es war die Frage entstanden, ob er Allodium oder Mannslehn sei, und diese Frage mußte durch Prozesse am Reichskammergericht und durch Bestechungen entschieden werden. Der Präsident bedurfte hierzu, wie zur Rettung aus eigenen Zerrüttungen, großer Mittel, und so hatte er eine eheliche Verbindung zwischen seinem Bruder und Charlotte längst als die einzige Auskunft erachtet, um das Allodialgut der Familie ganz selbständig verwalten zu können.

Als er sah, daß sowohl Charlotte wie seine eigenen Verwandten, namentlich der am Hofe Karl Augusts beliebte weimarische Kammerherr Sigmund von Seckendorf, seinen Absichten widerstrebten, geriet er in so heftige Aufregung, sprach über seine aufreibende Thätigkeit, über die Verwirrung der Geschäfte, über die dem Grundbesitz drohenden Gefahren in so schreckender Weise, daß Charlotte, vereinzelt, willenlos, nach so herben Verlusten in dumpfer Resignation, den Verhältnissen endlich nachgab. Galt Heinrich von Kalb doch allgemein als ein Ehrenmann, hatte er doch den Ruf eines braven Offiziers, sprach er doch in den ersten Tagen bedeutsam von seinen Erlebnissen und war er doch, nach Schillers Zeugnis, ein wahrer, herzlich guter Mensch. „Nicht bedenklicher, als jedes andere Ehebündnis“, schreibt Charlotte, „war das meine, die äußere Existenz nach aller Meinung dadurch gesichert.“ Daß es,

wenn auch wohl ohne gegenseitige Neigung, für sie so ganz ohne Rücksicht auf irdischen Vorteil geschlossen war, erschien ihrem Gemüt als die Lichtseite desselben. Nach wenigen Wochen wurde das Paar getraut.

Heinrich von Kalb, dessen Urlaub zu Ende ging, trachtete danach, sich dem Zweibrückischen Hofe, der ihm wohlwollte, zu einer Stellung zu empfehlen, und reiste in Begleitung seiner jungen Gemahlin, nachdem ein trüber, einsamer Winter unter Lesen französischer Memoiren und der englischen Geschichte von Hume in Baireuth verlebt war, am 5. Mai 1784 von Waltershausen ab. In Frankfurt besuchten sie einen Freund Charlottens, einen Meister vom Stuhl, der sie gastlich aufnahm. Dieser vermißte schon mit Kummer an Charlotten den sicheren Freimut von ehedem, und als er sie in den Garten führte, um ihr seinen Aurikelflor zu zeigen und in einem Augenblick des Vertrauens ihr seine Bemerkung aussprach, erwiderte sie: „Ich fühle mich heimatlos, vermag nicht, mich andern zu verständigen; uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen.“ Dennoch freute sie sich an „den Blumenreihen in sammtnem Staub, im Schmelz des Lichts, in süßem Weiheduft des Wonnemonds,“ und plötzlich überkam sie der Hauch einer Hoffnung, deren Erfüllung nahe war. Das Paar reiste über Darmstadt nach Mannheim und kam dort am 8. Mai spät abends an. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Charlotten einiges an Schiller mitgegeben. Als man es ihm am andern Tage sandte, kam er selbst.

Mit seiner Erscheinung begann für sie ein neues Leben. Noch in der Erinnerung, die sie von jenem Begegnen in ihrer seltsamen Sibyllensprache aufbewahrt hat, zittert ein Nachhall jener Stunde. „In der Blüte des Lebens“ schreibt sie, „bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Mut; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt.“ Es wurde an jenem Abend des 9. Mai Kabale und Liebe gegeben. Nachdem Schiller mit den neuen Bekannten sich einige Stunden unterhalten hatte, fiel es ihm plötzlich schwer aufs Herz, daß mit dem Namen von Kalb, unter dem er hier so liebe Menschen kennen lernte, auf der Bühne eine ganz andere Vorstellung verbunden wurde. Er ging eilig ins Schauspielhaus und

bat die Spieler, den Namen nicht auszusprechen. Bald kehrte er erleichtert zu dem Paare zurück. „Freudig trat er ein," berichtet Charlotte weiter, „Willkommenheit sprach aus seinem Blick." Schnell bildete sich ein inniges Verstehen, ein herzliches Vertrauen. Wie die Rede eines Sehers erschienen der Frau seine ohne Wahl und Nachsinnen ausströmenden Worte. „Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt." Mußte sie, die jedes Schöne der Erde und jedes Erhabene des Himmels mit dem reizbarsten Gefühl ergriff, die von der Freude tödlich gelähmt, von einem Gedankenblitz zum jubelnden Aufschrei erregt werden konnte, mußte sie nicht in Schiller, dem Dichter des erhabenen Willens, dessen ganzer Lebensweg Wille und Kraft war, ihr höheres, ihr männliches Selbst erblicken? Sie gab sich durstig dem Lichtstrom hin, der sich hier in ihr verdüstertes Gemüt ergoß.

Schiller führte sie am nächsten Tag in den Antikensaal: „Schauer der Sehnsucht," erzählt Charlotte, „bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag!" Der Sang von den Göttern Griechenlands dämmerte in seiner Seele auf. Sie besuchten das Gegenstück zu jener heitern Götterwelt, die Jesuitenkirche, im Volksmund wegen der vielen Bilder das bunte Evangelium genannt, aus dem Zoll der Rheinbrücke erbaut, den die Väter zwanzig Jahre lang erheben durften. Bei dem herrlichsten Maiwetter unternahm man einen Ausflug nach dem nahen Waldheim, wo zwischen den schönsten Bäumen der ganzen Pfalz anmutige Wohnungen zerstreut lagen. Kraftgefühl und der „Begeisterung Trauer" erfüllte die Herzen, und „blühend entsproß das Wort, welches die Flamme der Jugend dahinsät." Am letzten Abend waren sie im Schauspiel. Auch Charlotte fühlte die sittliche Gewalt des Dramas und sprach sich über die Gehaltlosigkeit der französischen Bühnenfabrikate aus. Nach dem Theater waren sie mit Iffland zusammen, welcher mit Herrn von Kalb bekannt war. Aber was war ihr ein Iffland neben Schiller! „Wir suchten nach Redensarten," erzählt sie, „wie leicht begegnet uns da die erniedrigende Affektation." Charlotte reiste am andern Tage mit ihrem Gemahl nach der Festung Landau, wo seine Garnison stand. „Welch ein Tag!" — schreibt sie, „o Kälte des Nords, trübes

Gewölk vom Sturme getrieben! — Der Lüfte schneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht, — o Dunkelheit! — bist du nur in Seele und Gemüt? — Die Sonne stieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen vermag sie nicht! Das Leben erblühte, heut' ein Erstorbenes!"

Schiller, welcher über Sophie Albrecht so begeistert an Reinwald geschrieben, stand vielleicht noch unter der Macht jenes frischen Eindrucks, denn er hatte in einem Briefe an Frau von Wolzogen über diese neue Freundin nur die ruhigen Worte: „Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen."

Ende Juli kam Charlotte, da der Aufenthalt in der Garnisonstadt für die Frau eines Offiziers nach französischen Begriffen nicht passend schien, nach Mannheim zurück, um, wie sie mit ihrem Manne verabredet hatte, fortan in der mannichfach anregenden Stadt zu wohnen und hier ihre Entbindung abzuwarten. Ihr Mann besuchte sie wöchentlich einigemal und brachte auch wohl einen oder den andern seiner Kameraden mit, unter denen der Colonel William Hugo, ein edler und geistvoller Mann, Charlottens Vertrauen gewonnen hatte. In diesen Zirkel, von dessen Ton uns die Aufzeichnungen Charlottens das treueste Bild geben, ward auch Schiller aufgenommen. Dieser war damals durch seine Arbeiten, durch den Tod von Karoline Beck, durch Christophinens Besuch und eine wachsende Neigung für Margarete Schwan vielfach erregt. Er sah mit Verlangen der Darstellung des Königs Lear entgegen, welcher seit Schröders Gastspiel nicht wieder gegeben worden war. Am 19. August trafen die Offiziere in Begleitung von Charlotten in dem überfüllten Hause mit ihm zusammen. Nie hatte der britische Dichter Zuschauer, welche seiner würdiger waren. Man genoß mit Entzücken, was Schröders Bearbeitung darbot, und begeisterte Gespräche, welche Charlotte aufbewahrt hat, ohne freilich immer die sprechende Person anzugeben, füllten die Zwischenakte aus. Jemand aus ihrem Kreise pries Kents Treue für Kordelia, „aus Ehrfurcht und Liebe gemischt", der Colonel Hugo sprach: „Solche Weihung ist nicht getrennt, doch verschieden von der Neigung. Das Erhabene in jedem ist

ein Lichtstrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Lässest du der Menschheit nur, was die Natur bedarf, dann sprießt kein Lorbeer, noch weniger der Oelzweig des höheren Friedens." Vielleicht gehört Charlotten folgendes Wort: „Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tausendfachen Vergleichen, ob nicht die Menschheit in diese drei Arten sich theile: Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden, mit List bewaffnet; dann die vom Irrthum Bedrängten, von solchen Banden Gefesselten, und endlich der Narr par excellence oder die Ironie in der Ueberschauung aller Dinge mit scharfem Gleichsinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talents ist die Kappe erhöht." Ein anderer sprach: „Wir sollen Alles denken können; zu dieser Kraft bereitet uns der hohe Dichter. Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraschen, nur so entgeht er dem Wahnsinn, dem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen." Und Schillers Seherrede scheint im folgenden Dithyrambus ausgeströmt zu sein: „O Meister alles Schönen, Bewältiger des Entsetzens! Du demüthigest und erhebest; denn aus dem reinen, freien Gemüthe, aus der Phantasie leuchtendem Strome hast du geschöpft. Dieser vermag Schranken zu brechen und Zwang zu lösen, denn was aus dem Geist geboren, kann auch der Geist nur aufnehmen."

„Wir genossen," schreibt Charlotte, „der Wonne der Wehmuth, der Begeisterung." Vor allem hatte Beil als Kent gefallen. Auch von Ifflands Darstellung war Schiller ergriffen. Als sie alle zu Thränen entzückt unter den sommerlichen Sternenhimmel hinaustraten, brach Schiller, dem Dichter gebend, was des Dichters war, in begeisterte Worte aus. Hugo blickte empor, und das Haupt zu Schiller erhoben, sprach er mit bewegter Stimme: „Bist du ein Geist? Wann bist du gestorben? Du bist ein sel'ger Geist!" Und wohl waren sie selige Geister, die, das Licht der Schönheit und Liebe in der Brust, durch die laue Sommernacht dahinwandelten.

Charlotte ging in jener Zeit der schwersten Stunde des Weibes entgegen. Am 8. September ward sie von einem Knaben entbunden. Sie nannte ihn Friedrich nach ihrem Bruder und nach Schiller. Schmerzlich hatte sie es zu empfinden, daß ihr Mann

schon am zweiten Tag nach der Geburt des Kindes fern war. Denn in der folgenden Nacht hatte sie einen Schreck, der sie an den Rand des Grabes brachte. Indem sie, von der nachlässigen Dienerschaft nicht behütet, dalag, rauschten plötzlich die Vorhänge um ihr Lager; in bloßen Armen und Füßen mit aufgelöstem Haar war ihr eine Nachtwandlerin oder eine Betrunkene nahe gekommen und riß an Vorhang und Decke. Charlotte wollte sie anreden, aber ihr versagte die Sprache, und in tiefe Ohnmacht versinkend lag sie starr und wie leblos. Man schrie, man lief hin und wieder; auch Schiller erhielt Kunde von der Gefahr, in der die Freundin schwebte, und hatte, während alle andern den Kopf verloren, Besonnenheit genug, einen geschickten Arzt zu rufen. Charlotte ward durch die stärksten Mittel wieder ins Bewußtsein zurückgebracht. Als sie, unterrichtet von Schillers Liebesdienst, nach ihrer Genesung den Freund am Arm ihres Gemahls zum erstenmal wieder eintreten sah, war sie tiefbewegt. Schiller freute sich über das unverhoffte Wohlsein der jugendlichen Frau, und Charlottens dankbarem Herzen erschien seine Nähe wie „mildes Licht, das die Dämmerung erhellt".

Schiller fing an, indem er die Freundin oft in ihrer Einsamkeit besuchte, die Rätsel dieser Seele, ihre Selbstbestimmtheit, ihre Würde, ihre tiefsinnigen, in der Schule der Leiden gelernten Worte zu bewundern. Was und wie hatte sie alles gesehen! und wie erhob sie sich von den Erscheinungen, die sie mit feinster Nachempfindung wiederzugeben vermochte, zu befreiten Ideen und brach dann, wie eine Last von leichten Flügeln schüttelnd, plötzlich in ein Lachen aus nach dem erhabensten Geistesblick, als hätte es, wie Rahel von ihr sagt, etwas Komisches, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen oder gar bleiben zu können.

Und wenn sie von ihrem Verwandten, dem Deutschherrn von Stein, oder dem Templer von Hundt in Meiningen erzählte, jenen edlen Bildern entsagender und aufopfernder Geistesgröße, oder von den Sendboten der Freimaurerei, den Minierern der Aufklärung, dem Prinzen Karl von Hessen, „diesem geheimnisreichen Wesen", wie anziehend für den Dichter, der bereits durch die Bekanntschaft mit dem Fürsten der Illuminaten, dem Freiherrn von Knigge, dieser Sphäre nahegetreten war, der eben aus

eigenem Drang eine solche Gestalt im Marquis Posa schuf! Mußte nicht Charlottens Begeisterung für solche Ideale gleichsam mitschaffend auf ihn wirken und ihm selber die hohe Aufgabe beleben, die er sich vorgesetzt hatte, dichtend oder, wenn die Zeit es verlangte, selbst handelnd für eine Erneuung und Befreiung der Menschheit sich hinzugeben und dafür den Ruhm der Nachwelt zu ernten?

Hier trat ihm eine Persönlichkeit entgegen, die nicht das, was er geschaffen, schmeichelnd anerkannte, sondern das, was er war, verehrte. Denn über dem Werk den Dichter zu vergessen, was dem Ehrgeiz am wohlsten thut, dazu war sie nicht zu bringen. Vielmehr konnte sie bis zur Schroffheit seine Werke abweisen, indem sie in seinem edlen Selbst den ganzen Reichtum seiner Gegenwart und Zukunft, in ihrem Bunde das Glück einer ganzen Welt empfand. Als man sie vor der Vorstellung der Räuber fragte: „Frau Charlotte, Sie auch werden wohl in die Loge kommen und von diesem schaudervollen Talent bewegt sein?“ erwiderte sie: „Ich habe es gelesen, und manches wiederholt, aber ich vermag nicht, dies Schauspiel dargestellt zu sehen.“ Einen Beleg ihres unverhohlenen Urteils erzählt Streicher, welcher mit ihr zu musizieren pflegte. Streicher hatte viel von den Schönheiten des Don Carlos zu rühmen, und Charlotte bat den Dichter, ihr sein Drama mitzuteilen. Er that es, wie er pflegte, indem er es mit seiner naturalistischen Deklamation selbst vorlas. Es verfehlte seine Wirkung auf Charlotten gänzlich. Als sie ihr Urteil schonend verschweigen wollte, bat Schiller so dringend, es auszusprechen, daß sie endlich mit Lachen gestand, das sei das Unvollkommenste, was er geschrieben habe. Dieses Urteil kam Schiller so unerwartet, daß er mit den heftigen Worten: „Das ist zu arg!“ sich augenblicklich entfernte. Charlotte, bekümmert und beängstigt, griff nach dem Manuskript, welches Schiller auf den Tisch geworfen hatte, und kaum hatte sie eine Strecke in diese meisterhaften Verse hinein gelesen, als sie zu Schiller sandte und ihm mit ihrem Urteil zugleich ihre Bitte mitteilte, er möge doch wiederkommen. Aber der gekränkte Dichter kam erst am folgenden Tage zu der harrenden Frau, die zwar ihr erstes Urteil willig zurücknahm, aber auch erklärte, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmische Art, wie er sie vorlese, unausbleiblich verlieren müßten.

Auch Charlottens Gemahl war, wenngleich vom Kriegsleben gehärtet und von den immer bedenklicher sich anlassenden Vermögensverhältnissen verdüstert, zu geistvoller und anmutiger Geselligkeit aufgelegt und lud die Freunde öfters zu kleinen festlichen Mittagsmahlen, bei welchen Schiller nicht fehlen durfte. Charlotte hat uns in aller Lebendigkeit eines derselben wiedergegeben, bei welchem ausgemacht wurde, daß jeder der vier Teilnehmer, Heinrich v. Kalb, Friedrich Schiller, Hugo und Charlotte, ein Liebesabenteuer erzählen sollte. Ich will dieses Mahl hier anschließen, wiewohl es erst in eine spätere Jahreszeit fällt. Es enthält eine Stelle, welche es wahrscheinlich macht, daß Schillers „Resignation" schon in Mannheim gedichtet war. Aber das Wort „ich weiß nichts von Glückseligkeit" galt wenigstens nicht von diesen Stunden.

Ein wolkenlos reiner Himmel lächelte, wie Charlotte erzählt, dem kleinen Fest, „es wehte Fried' und Wonne über des Rheines Gauen; goldner Lichtstrahl segnete den Tag." Die Wände des Gemachs, in welchem man speiste, waren mit rotem Stoffe bedeckt; „im Kamin loderten hell aufwogende, spielende Flammen", Wohlgerüche zogen „gleich unsichtbaren Schmeichlern" durch das Gemach, die Freunde priesen die köstlichen Gaben und den Geschmack der Anordnung, der Dichter lobte den edlen Wein. „Rhein und Bourgogne!" rief er aus, „Ihr Mächte preiswürdigen Geistes! Geschiedenes wird durch mildes Feuer versöhnt." Man genoß mit Verstand die nach rheinischer Sitte in schmalem silbernem Trog servierte Neckarforelle. Charlotte entwickelte, wie immer bei solchen Genüssen, eine Grazie und einen so reizenden Frohsinn, daß alle davon mitergriffen wurden. Hugo erhob fröhlich das Glas: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder (Resignation), doch jetzo sei der ewigen Jugend des Dichters der Toast geweiht!" und die Gläser erklangen.

Schiller erwiderte errötend: „Mein Herz empfängt so freundliche Verheißung . . . o, wohl ist mir werth das Lob der Genossen!" „Auch ich wünsche mich dessen zu erfreuen", fiel Hugo, der mit Bewilligung der Wirtin eine Gabe zum Mahle darbringen durfte, mit scherzendem Wort ein, „und bitte, meine Reisegüter behaglich zu finden." Sogleich stand, noch verhüllt, eine Rebhuhnpastete

auf der Tafel, und Champagner ward kredenzt. Hugo rief aus: „Schlürft eilend perlenden Schaum! es erblühe trauliches Kosen zur Feier des Tages!“ und er bat, daß jeder von ihnen ein erdichtetes oder erlebtes Liebesabenteuer mitteile.

Alle sagten ihm zu, Herr von Kalb begann, dann kam an den Dichter die Reihe. Hugo sprach: Selbstbekenntnisse erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von dem Soldaten zu sagen pflegt: in jedem Städtchen ein ander Mädchen, so auch von dem Dichter: zu jedem Gedicht eine andre Laura. „In vino veritas!“ erwiderte Schiller, „darum schenkt dem Dichter jetzo Glauben; wisset, daß ich Wahrheit rede. Ein Gedenkbuch bezeugt es noch.“ Und nun erzählte er von seiner Neigung zu Lotte von Wolzogen (von Frau von Kalb hier Dora genannt), von seinem Irrtum in betreff ihrer Gegenliebe, von seiner heimlichen Reise nach Mannheim, und gestand, daß Erfahrung und Schmerz ihn bilden mußten. Manch schönes Wort blitzte aus der Erzählung hervor. Als ihm Hugo sagte, daß die Räuber doch seine eigenste Schöpfung seien, daß sie sein Wesen begründet hätten, erwiderte Schiller: „Wohl Alle sind erfahren in Dulden, Leiden, — müssen gefesselt sein. Wer es auszusprechen vermag, den nennen wir Dichter.“ Er erzählte, wie er nach Bauerbach gekommen, wie seine Dichterlust neu erwacht, wie er in jener Gegend dichtend und sinnend umhergestreift sei. „In moosigem Grund, auf den Hügeln umher weideten Schafe und Ziegen, und auch ich war ein Hirt; denn Sänger weiden ihre eigen geschaffene Heerde.“ Dann schilderte er seine Hoffnungen, seine Geständnisse an die Mutter und deren vertrauliche Mitteilung von Lottens Gedenkbuch, und daß er darin Bekenntnisse gelesen, welche ihn mit Verehrung für das offen daliegende Gemüt des Mädchens erfüllt hätten.

Als Schiller geendet hatte, zeigte er die Abschrift dieser Bekenntnisse der Frau von Kalb und las sie dann vor, noch hinzufügend, daß er nach Mannheim abgereist sei, mit dem Vorsatz, in Bauerbach seine Heimat zu finden.

Im reinsten Behagen, das nur durch ein herbes und kaltes Wort Heinrichs von Kalb gestört, aber sofort von dem sprudelnden Frohsinn Hugos geistreich wiederhergestellt wurde, verflossen die Stunden. Charlottens Erzählung hatte eine mystische Färbung

mit traurigem Ausgang. Hugo gab in seinem Bekenntnis die Geschichte seiner glühenden Liebe zu einer jungen Schönheit, die er heimzuführen hoffte. Als der Abend angebrochen, das Mahl geendet war, überreichte der liebenswürdige Mann Gastgeschenke, Südfrüchte in Kästchen, auf welche er Symbole gezeichnet hatte. Auf Schillers Kästchen waren die Zahlen 1—9 zu schauen, von einem Lorbeerkranz umgeben; auf Herrn von Kalbs Kästchen ein Schuh. Bei der Eroberung von Charlestown, wo er der erste in die Festung drang, hatte er einen Schuh verloren und einschuhig einem Briten den Degen abgenommen. Auf Charlottens Kästchen sah man ein Buch, Feder und Brief; Schiller meinte lächelnd, ihr sei doch auf Erden nichts lieber, als diese drei. Für sich selbst hatte Hugo einen Pfeil und eine Kanone gewählt, mit dem Spruch: Wen Amors Pfeil nicht tötet, bleibt in Ares' Gewalt.

Die Uhr schlug an, es war Mitternacht, man trennte sich. Kein Augenblick sollte dem folgenden Tage geweiht sein.

Wenige Monate später war Hugos Geliebte tot. Vergebens suchten ihn seine Freunde zu trösten. Mit schmerzvoller Begier suchte er den Tod in der Schlacht.

Wenn Schiller mit dem berauschenden Glück solcher Stunden in der Brust wieder in seine Zelle trat, wo ihm aus allen Ecken die Spuren seiner erbärmlichen Lage höhnisch entgegenblickten und ihn erinnerten, daß er die Zeit nützlicher anwenden könnte als in so aristokratischen Genüssen, wenn er an Stuttgart dachte, an seine Schulden, dann verwünschte er wohl oft Zerstreuungen, die sein Elend nur auf Augenblicke vergessen machen, nicht heben konnten.

Seine Stellung zum Theater war ihm im Laufe des Sommers unerträglich geworden. Vieles wirkte zu solcher Stimmung zusammen. Es konnte nicht fehlen, daß in Mannheim dem sich überall rücksichtslos aussprechenden Dichter, welcher so offen mit dem der Geistlichkeit verhaßten Pfarrer Trunk umging, welcher in seinem Don Carlos der Inquisition den Dolch auf die Brust setzen wollte, eine Schar von Feinden erwuchs, die ihren Parteihaß unter der Larve ästhetischer Abneigung versteckten. So war im Sommer eine elende Posse von Gotter: „Der schwarze Mann",

welche die Sturm- und Drangstücke persiflieren sollte, vom Publikum begierig auf Schiller gedeutet worden, und dieser, mißtrauisch wie er war, wurde selbst dadurch zu dem Glauben gebracht, daß Gotter, der für eine große Autorität in dramatischen Sachen galt, ihm persönlich übel wolle. Zwar suchte Iffland, der vor Schillers großem Streben Achtung hegte, eine wiederholte Aufführung bei Dalberg zu hintertreiben, allein es scheint nicht bloß vom Publikum, sondern auch von oben herab beim pfalz-bayerischen Hofe Mißtrauen gegen Schiller, selbst gegen den Intendanten gewaltet zu haben, der einen so kirchenfeindlichen und revolutionären Kopf protegierte. Schiller beschloß mit dem Herbst einem möglichen Schritt Dalbergs zuvorzukommen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat er eines Tages bei Charlotten ein, um ihr zuerst seinen Entschluß anzukündigen. Er schilderte ihr seine abhängige Stellung, die Rücksichten, die er nach allen möglichen Seiten hin zu nehmen habe, daß es ihm unerträglich sei, Verhältnisse zu beachten, die keine Beachtung verdienten. Charlotte nahm diese Kunde mit tiefer Bewegung auf. Sie kannte die Körnerischen Briefe, sie sah darin eine Lockung nach Sachsen und in der Absicht, seine Stellung aufzugeben, die drohendere Absicht einer Trennung. Sie suchte seinen Vorsatz wankend zu machen. Als Schiller fest blieb, da brach die scheinbare Ruhe der jungen Frau. „Seitdem ich Sie kenne," rief sie leidenschaftlich aus, „verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit." Schillers Herz schlug höher bei diesem Geständnis: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt," rief er aus. „Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet." Aber auf die Bande deutend, die sie fesselten, setzte er leise hinzu: „Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet?" Charlotte hörte auf diese Worte nicht, sie gestand ihm, wie arm ohne ihn ihr Dasein werde, das Leben habe ihr den Freund gesandt, diese Momente eines edleren Seins vergönnt. Schiller, überrascht von ihrem hervorbrechenden Feuer, sprach es aus, daß er geglaubt, sie, in ihrer selbstbestimmten Ruhe, werde die Trennung leichter tragen. „Sie wissen nicht," rief sie, „was dieser

Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen?“ Sie klagte die irdischen Sorgen an, unter denen er ringen müsse, ja ihr leidenschaftlicher Schmerz riß sie zu dem Vorwurf hin, daß er auf Kosten seines Friedens, seines Herzens nach Ruhm, nach Bewunderung strebe.

Schiller erschrak, er war aufs tiefste erschüttert, aber diese Verkennung seines edelsten Strebens abweisend, antwortete er milde, indem er an seine fliehende Jugend mahnte, und wärmer, indem er sein Sehnen und seine Ideale vor ihr darlegte: „Mein Herz fühlt auch, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie diesen Glanz entweihen kannst.“ Charlotte empfing das erste Du von seinem Munde mit Wonneschauern, und indem sie es fest und freudig wiedergab und alles Andere in seiner Rede unbeantwortet ließ, nahm sie, den Gedanken der Trennung nicht auszudenken vermögend, ihm das Versprechen ab, keinen eiligen Schritt zu thun, wenigstens Mannheim nicht zu verlassen.

Mit welchem wogenden Licht im Herzen ging Schiller von ihr! Welche Finsternisse überdeckten es, wenn er fühlte, daß Charlotte ein Opfer verlange, welches sein Genius nicht gewähren könne! Denn Ruhm, ach, die schöne Hoffnung der Edlen, der lockende Silberton, der noch jüngst so reizvoll aus Körners Brief erklungen war, er rief ihm ein mächtiges: Entfliehe! zu. In anderer Sphäre, draußen, in jener Gegend, woher dieser Ruf erschollen war, träumte er sonnige Pfade. Wieder einmal die alten Gewänder seiner Verhältnisse abzuwerfen sehnte er sich; mit kraftvoll strebenden Männern neue Entschlüsse zu fassen, vor begeisterten Augen ein neues Leben zu beginnen. Er trat in das Alter, wo bei jedem Menschen die ernste Selbstschau häufiger einkehrt, wo der Geist seine Rechnungen abschließt, wo neue Segel beizusetzen sind, um mit der Flut in den Hafen zu kommen, nach deren Versäumnis „die ganze Reise des Lebens sich durch Not und Klippen winden muß“.

Und fühlte er nicht ein geheimes Bangen, daß Charlottens feurige Seele, die sich ihm so unverhüllt gezeigt hatte, ihn doch in ihrem Zauberkreise festhalten werde; daß er, weniger ruhig und fest als sie, die durch doppelte Bande geschützt war, einer Leidenschaft machtlos verfallen werde, die in seinen Augen Verbrechen

war? Mißtraue, schöne Seele, dieser Engelsgüte! rief er innerlich Charlotten zu.

War doch sein Herz so leicht von jeder schönen Gestalt, von einer sanften Stimme im innersten zu bewegen, stürzte er sich doch so gern in die reizvolle Gefahr, ein Mädchen zu suchen, das seinem Herzen teuer genug wäre! Und war er doch da, wo er suchte, durch Widerstand gekreuzt, und wo er nicht zu suchen wagte, hatte er gefunden!

Die Leserinnen, welche es Romeo zu verargen pflegen, daß er so schnell aus Rosalindens Dienst in Julias Arme eilt, mögen ihr Herz mit dem holdesten Vergeben füllen, bevor sie erfahren, daß Schiller in Mannheim bloß vier Rosalinden rasch wechselnd im Herzen trug.

Die erste, Lotte von Wolzogen, entfernt, beinahe versagt, war durch Margarete Schwan allmählich daraus verdrängt worden. Die schöne „Schwanin" hatte die Stellen aus Don Carlos, welche er ihr bald mit ganz besonderem Ausdruck vorlas, wohl verstanden und in der Sprache der Herzen darauf geantwortet. Schiller schrieb so begeistert über sie nach Hause, daß der Herr Papa seinen Friedrich schon im Geiste als Schwiegersohn des wohlsituierten Hofbuchhändlers erblickte. Aber Margarete war ebenso reizbewußt als reizend, und so sehr sie sich der Verehrung des Dichters freute, so gut sie ihm war, so mochte sie doch noch nicht die Sphäre der Möglichkeiten verlassen, welche sich in einer Schar von Anbetern um sie bewegte, und beobachtete jenes Betragen, welches ebenso oft Folge eines eitlen, als eines allzu gefälligen und schwachen Herzens ist und einen ehrlichen Liebhaber aufs beste zur Verzweiflung bringt. Schiller empfing heute alle Wonnen der Hoffnung, morgen alle Qualen der Eifersucht und fühlte sich oft unsäglich elend. War Margarete vielleicht durch seine Freundschaft mit Charlotten gereizt, genug gerade jetzt sah er sie oft im gehässigsten Lichte und schrieb im November über sie in einem Tone nach Hause, daß der Vater glauben mußte, sein Sohn habe diese erwünschte Partie ganz aufgegeben. Und in der That, eine Zeit lang war es so. Schiller schien nicht abgeneigt, eine andere Verbindung einzugehen, welche auch der Frau von Kalb und andern Freunden höchst passend erschien. Allein

hier stand der Vater des Mädchens, den Charlottens Memoiren als den Professor L. (Hofrat Lamey?) bezeichnen, solchen Wünschen entgegen; und Margarete wußte den Freund bald wieder so liebenswürdig zu versöhnen, daß er gelegentlich den Gedanken faßte, sich bei Herrn Schwan ernsthaft um sie zu bewerben.

Aber Margarete hatte eine gefährliche Rivalin an der vierten in diesem Kranze, an der schönen und talentvollen Schauspielerin Katharina Baumann, welche nach Karoline Becks Tode die Stelle der ersten Liebhaberin ausfüllte und nach seiner Entfremdung von Margareten auch in Schillers Herzen, leider ohne ihre Genehmigung, diese Stelle erhielt. Man nannte sie nach ihrer Rolle in den Räubern Amalia. Ihr Auge, von dunkler Wimper überschattet, das schöne Oval ihres Gesichts fesselte selbst in großer Gesellschaft die Augen der feinsten Schönheitskenner, und daß Schiller zu diesen gehörte, wird der Leser in einer Stelle aus Charlottens Memoiren mit Befriedigung vernehmen.

Charlotte ließ sich eines Tages von ihrem Freunde in traulichem Plaudern mehrere Mannheimer Charaktere schildern. Man kam auch auf die talentvolleren Bühnenkünstlerinnen zu sprechen, und Charlotte fragte, welche von ihnen neben ihrem Talent auch wahre Anmut besitze. Schiller rief lebhaft aus: „Man nennt sie Amalia!“ und unwillkürlich errötete er bei diesem Namen. „Ein lieblich holdes Wesen, das bis zu Thränen Sie bewegen kann,“ erwiderte Charlotte lächelnd, worauf der Dichter fortfuhr: „Zu Ihnen kann ich traulich reden, wie der Augenblick schafft; was uns bewegt, was so reizt, es ist der Stimme süßer Zauber, und wer den Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzücken sagen? — Wie ist ihr Auge von der dunklen Wimper beschattet. — Ja, sie ist schön!“ Charlotte, durch solches Lob für die Schöne eingenommen, bat ihn, noch mehr von ihr zu sagen, und Schiller sprach: „Ihre Frage, ob ich ein anmutiges Wesen kenne, flammte so schnell mich an, — allein ich vermag nicht auszusprechen, wie ich empfinde und denke; — die Begeisterung, die aus mir spricht, ist wohl nur Laune des Augenblicks. Doch sähe ich sie in einem violetten Tafftgewand (Farben haben auch eine Macht), der Locken Schmuck von einem Schleier umflossen, — o welch edle Erscheinung!“

Einem so leicht entflammten Herzen gegenüber wird man

nach dem eben Erzählten keine Mühe haben, Geständnisse zu begreifen, wie sie Schiller später seiner Braut und Goethe mitteilt, der ersteren, daß er in Mannheim mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgegangen sei, dem zweiten, daß er mit dem Wesen einer Theaterwirtschaft und -Liebschaft bekannter sei, als er zu wünschen Ursache habe.

Aber alle diese kleinen Kreuz- und Querwellen der Leidenschaft wurden von der mächtigen Woge mit aufgenommen, welche jetzt sein Herz emporhob. Was waren diese Grazien gegen die Psyche? Was selbst Margarete Schwan gegen Charlotte, die großherzige, sichere Frau, die den von Dürftigkeit Bedrängten nicht, wie die anderen, auf sein vernachlässigtes Kleid ansah, sondern in dem schlichten und armen Gefäß den köstlichen Inhalt ehrte? Von ihr zu lassen, von ihr nur zu scheiden, von ihr, deren mündliches oder briefliches Wort die Freude seines Tages war, konnte er nur durch sie selbst und von Verhältnissen, von Antrieben gezwungen sein, welche sehr stark, sehr unabweisbar waren. Sie werden uns in rascher Folge im nächsten Abschnitt begegnen.

VI.

Journalist.

Wir gewähren dem Leidenden unser Mitgefühl nach dem Maß seiner Kraft und seiner Empfindung. Die Strapazen des Matrosen, der in Nacht und Sturm an gefrorenen Tauen hängt, werden uns kaum bewegen, während die Klagen des alten Lear, wenn die erbarmungslosen Elemente sein weißes Haupt bestürmen, uns zu Thränen erschüttern. Je zarter eine Hand, desto feiner ist ihr Gefühl. Dieses Wort gilt vor allem von der Hand und dem Herzen des geistigen Arbeiters. Selbst der Schriftsteller, der in glücklichster Lebenslage am eleganten Schreibtische sitzt, ist durch dieselbe Reizbarkeit, welche seine Gedanken zu den edelsten Schöpfungen beflügelt, Leiden, Thorheiten und Fehlern ausgesetzt,

die er doppelt stark empfindet. Doch bei dem, der nicht lebt, um zu schreiben, sondern schreibt, um zu leben, sind diese Gefahren furchtbar gesteigert. An der Stelle, wo auch Schiller im Begriff ist, diesen gesteigerten Gefahren entgegenzugehen, wird es gerecht sein, daran zu erinnern. Und wie könnte man dies besser, als mit den Worten des edlen Carlyle, welche in seinem Leben Schillers stehen und in keinem Leben Schillers fehlen sollten!

„Gibt es wohl," sagt Carlyle von solchen Schriftstellern, „einen bekümmernderen Anblick, als den eines Mannes, der so reich begabt ist und so vom Schicksal verfolgt wird, im rauhen Treiben des wechselvollen Lebens, dessen Schläge er am wenigsten ertragen kann? Die erhabensten Ideen nährend und vielleicht von den kleinlichsten Bedürfnissen niedergedrückt .... geplagt, bekümmert, erniedrigt oder oft zum Wahnsinn gebracht .... der letzte verlorne Posten im Kampfe des Geistes mit der Materie! Wie viele der edlen Seelen sind so auf eine jämmerliche Weise umgekommen, ohne das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben! Einige im dunklen Wahnsinn," wir können statt der englischen Namen die eines Lenz, Lenau, Hölderlin nennen, „einige haben einen noch ernsteren Ausweg gesucht. Indem sie höchst entrüstet ihre Schritte abwärts von einer Welt wandten, die ihnen eine freundliche Aufnahme versagte, flüchteten sie sich zu jener mächtigen Veste, wo Armut und herzlose Vernachlässigung und die ‚tausend Stöße, die unsres Fleisches Erbteil sind', sie nicht mehr erreichen konnten .... Und doch sind sie es, welche die herrlichsten Anlagen unserer Seele neu beleben, die uns ein schöneres Ziel zeigen, als Macht oder Vergnügen, und der Alleinherrschaft des Mammons auf dieser Erde Widerstand leisten. Sie sind der Vortrab im Heerzuge der Geister, die geistigen Kolonisten, die in der öden Wildnis ein neues Gebiet der Kenntnisse und Thätigkeit für ihre glücklichern Brüder anbauen. Welch ein Schmerz, daß von ihren Eroberungen, so reichhaltig an Segen für andere, sie so wenig ernten! Doch vergebens ist's, darüber zu klagen! Sie waren Freiwillige in dieser großen Angelegenheit, sie hatten den Reiz davon gegen die Gefahren abgewogen und mußten die Folgen tragen."

Von allen Schriftstellern ist keiner den Leiden seines Berufes so preisgegeben, als der dramatische Dichter. Im Vergleich zum

lyrischen und epischen Gedicht, zum Roman, zur Novelle ist das Drama in der Litteratur ein heimatloser Gast. Gleich sehr vom Publikum, wie oft vom schnelllesenden Kritiker abgewiesen, wendet es sich an eine Bühne, die den Richtungen des Tages dient. Nach diesem Maße, genommen von denselben Produkten der Mittelmäßigkeit, denen sich die Dichtung entgegenstellt, schätzt die Bühne die edle Schöpfung eines freien und keuschen Geistes, und je praktischer das Urteil der Bühnenleiter ist, um so schneller werden sie dem Gaste höflich die Thür weisen. Das hatte Schiller beim Fiesko erfahren, und doch konnte er den Gedanken hegen, sich mit dem Theater zu verbinden? Wer bürgte ihm dafür, daß, wenn der Don Carlos vollendet war, wenn er ein Jahr an den Liebling seines Herzens gesetzt hatte, nicht Herr von Dalberg wieder verlangte, daß Carlos dem Philipp zum Schlusse versöhnt in die Arme sinken sollte?

Aber ist es nicht billig, daß da, wo die höchsten Triumphe winken, auch die bittersten Kämpfe warten? Dieser Gedanke hielt Schiller aufrecht, diese hohe, ja diese fromme Billigkeit seiner Seele, mit der er die größere Hälfte von der Schuld des Geschicks auf sein eigenes Versäumen nahm, bewahrte ihn vor Verzweiflung.

Man kann annehmen, daß ein Genie, wie Schillers, sich selbst durch Litteraturdramen eine Art von Existenz hätte gründen können; aber man vergesse nicht, daß 1784 das Eigentum des Schriftstellers so angenommenermaßen gute Prise für jeden Nachdrucker war, daß die Verbreitung der litterarischen Werke nächst ihrem Werte ebensosehr diesem Elende der deutschen Zustände, als dem Unternehmungsgeist der Verleger zu verdanken war.

Schiller, jenem Gefangenen gleich, der jeden Morgen seinen furchtbaren Kerker sich zum Sarge verengern sah, maß alle diese Reflexionen ihrem ganzen Umkreise nach aus und sah ein, daß er irgend etwas ergreifen müsse, um aus seiner immer drohender werdenden Not herauszukommen. Zum Brotstudium gehörte Brot, und da Dalberg seine Hand ebensogut zu entziehen, als zu geben wußte, beschloß der Dichter, noch einen Versuch zu machen, aus eigener Kraft sich zu helfen. Er klopfte an die Thür eines Hauses, das sich noch keinem Schriftsteller verschlossen hat, eines großen,

geräumigen, barmherzigen Instituts, welches schon manchen von aller Beschwerde erlöst hat, auch von der Beschwerde, Dichter zu sein. Dieses Institut heißt: Journalismus.

Wenn man in ein kaltes Bad geht, welches so tief ist, daß man bequem darin ertrinken kann, so thut man am besten, glanzvoll, mit heroischem Mut, mit Ueberwindung jedes schüchternen Zagens hineinzuspringen. Aber dann heißt es auch schwimmen oder, um ein Wort Schillers aus späterer Zeit zu gebrauchen: „Nur mit dem Publikum alsdann nicht gespaßt, sondern hübsch, wie es einem rechtschaffenen Kutschenpferde von Journalisten zukommt, bei der Stange geblieben, und nicht gleich bei der ersten Station niedergefallen."

Um „bei der Stange zu bleiben", war Schiller, trotz Charlottens Abmahnung, jetzt fest entschlossen, seine Stellung beim Theater aufzugeben. Er teilte dem Freiherrn von Dalberg, welcher zum Herbst von seiner Villeggiatur nach Mannheim zurückkehrte, seinen Vorsatz mit, und Dalberg machte keinen Versuch, den Kontrakt zu erneuern. In der Sitzung des Theaterausschusses vom 7. November 1784 konnte der Regisseur Rennschüb bereits die Mitteilung machen, daß der ehemals beim hiesigen Theater als Dichter gestandene Herr Schiller eine Zweimonatschrift unter der Benennung „Rheinische Thalia" dem Publiko angekündigt habe. Schiller war am 26. Mai 1784 zum letztenmal in der Sitzung erschienen.

Nun hatte Schiller keine Wahl mehr, als sich in die Arme des Publikums zu werfen, und er that es mit der Ankündigung seiner Rheinischen Thalia.

Der Traum, für die Ewigkeit zu arbeiten, gehört so notwendig zum Dichter, als die Notwendigkeit, für die Gegenwart zu arbeiten, zum Journalisten. Dort ist Tiefe, Einfalt und Natur Mittel und Zweck, hier gilt Virtuosität und Bravour oft als das sicherste Mittel, den edelsten Zweck zu erreichen. Der Journalist bekennt sich zum Dienst der Partei, des Dichters Hand kann nicht das Fieber schildern, wenn sie vom Fieber zittert. Der Dichter sieht im Publikum eine erhabene Gemeine edler Menschen, dem Journalisten steht es nur zu oft in jener Gestalt vor Augen, wie es nach Tische ist; er weiß, daß Magen und Zunge und ein

schläfriges Auge in dem Rate sitzen, wo er seine Vorträge hält. Ich will die Versuchungen nicht aufzählen, welche von den Königen der Tribüne und des Buchhandels dem Journalisten drohen. Aber wer hier nur seinen Charakter rein hält, muß schon eine ungewöhnliche Kraft besitzen; wer hier Dichter bleibt, ein Kopf ersten Ranges sein. Die Widersprüche, die Schwächen, welche in Schillers Charakter liegen, werden vielleicht hier am meisten zu Tage kommen.

Das Programm seiner Thalia, datiert vom 11. November, ist vielfach bewundert worden, und in der That, es ist glänzend geschrieben. Es that ihm nach den kleinlichen Banden, die ihn bisher umfingen, offenbar wohl, sich wenigstens in einem offenen Brief ans Volk über seine Absichten auszusprechen. Aber wem Thaten lieber sind als Programme, der wird sich nicht sehr grämen, unter der prächtigen Toga dieses Programms die Not hervorgucken zu sehen, welche aufs beste in Tugend gekleidet ist. „Zu oft schon geschah es," sagt die Ankündigung im Hinblick auf die besseren Motive des Verfassers, „daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete." Er nennt das Publikum sein Alles, sein Studium, seinen Souverän, seinen Vertrauten. Wenige Wochen darauf schreibt er in einem Briefe, sich gleichsam über den Abfall von der Poesie entschuldigend: „Ueberdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genies, sondern nach Spekulation des Handels zu wählen. — Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte widmen, aber das leugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer andern Sphäre würde beschäftigt haben." „Stören Sie mein bißchen Verdienst nicht," schreibt er an Göckingk, „es wird mir sauer genug werden."

In freier Kühnheit hatte er seine Räuber in die Welt geschleudert. In diesem Programm, vielleicht im Gefühl, daß sein neuer Souverän ihm daraus einen Vorwurf machen könne, klagt er die Akademie als die Urheberin des angerichteten Unheils an und nennt sein edles Jugendwerk eine Geburt, die „der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte".

Sehr erklärlich ist es, daß er seine jammervolle Lage unter dem stolzen Worte verhüllt, keine andere Fessel tragen zu wollen, als den Ausspruch der Welt, und ebenso erklärlich, daß er einen Monat nachher emsig die Gunst des Herzogs von Weimar und einen Titel sucht. Aber man wird das eine schwerlich aus einem gesteigerten Freiheitsprinzip ableiten können, wenn man das andere nicht aus einer Abhängigkeitsneigung ableiten will. Durch die Räuber hatte er sich das Publikum zum Vertrauten, sich Körner zum Freunde gemacht. Das war die rechte Weise, wie der Dichter Bündnisse mit der Nation zu schließen hat. Auch das stolzeste Journalprogramm mußte nach solchem Werke blaß erscheinen.

Vergebens war der verbrauchte Kunstgriff, womit er, vielleicht auf Anraten Schwans, seines Verlegers, die Eitelkeit des Publikums ins Spiel zu bringen suchte, indem er versprach, Namen und Charakter seiner Subskribenten dem Journal vordrucken zu lassen, vergebens die reiche Auswahl von Materien, welche er ans Schaufenster stellte; der Souverän, sein Alles, das Publikum beeilte sich nicht mit der Subskription, und die Thalia nicht mit ihrem Erscheinen. Als das erste Heft endlich im März 1785 herauskam, war auf der inwendigen Seite des blaugrauen Umschlags, in welchem es in Mannheim erschien, die vielverräterische Anzeige zu lesen:

„Da nur der kleinste Teil meiner Herren Subskribenten sich mir genannt hat, so mußte mein Vorsatz, sie dem ersten Heft dieser Thalia vorandrucken zu lassen, unterbleiben."

Und welche Mühe machte, wie viel kostbare Zeit raubte das Geschäft dem Dichter! Er hatte die Litteraten für sein Werk zu interessieren, die Ankündigung an andere Journale zu versenden, er schrieb an Göckingk, an Ebert fast demütige Briefe; an den alten Gleim, dessen nächster Freund J. G. Jacobi auf seiner Reise nach Freiburg längere Zeit in Mannheim verweilt und mit Schiller verkehrt hatte, schrieb er unterm 26. November: Erlauben Sie, wertester Herr, einem Ihrer wärmsten Bewunderer und Verehrer, daß er Ihnen ein Herz voll Freundschaft und Wohlwollen anbiete und Ihnen gerade heraus bekenne, wie unendlich schätzbar ihm eine nähere Verbindung mit Ihnen sein würde. Wenn Sie es nicht zur Bedingnis derselben machen, Ihnen an Geiste zu gleichen, so

ist er vielleicht ihrer Liebe nicht unwert.“ Auch an Scharffenstein schrieb er und bat ihn zugleich um die Uebersendung eines Miniaturbildes, welches der Freund in früheren Tagen von Schiller zu malen begonnen hatte.

Bereits die Ankündigung, welche im Deutschen Museum (Dez. 1784) sowie einzeln als fliegendes Blatt erschien, fand Widerspruch. Man sah darin eine unnötige Bravour. Der Redaktion des pfälzischen Museums wurden drei Stachelgedichte auf Iffland, Klein und Schiller eingesandt, welche so bitter waren, daß die Redaktion bei den Betroffenen anfragte, ob sie gedruckt werden sollten. Als diese eingewilligt, erschienen sie im neunten Heft 1784, unter ihnen folgendes Epigramm auf Schiller:

> Dem Genius gebar Madame Subordinatio
> Ein zügelloses, aber herrlichs Kind, die Räuber;
> Fiesko, Millerin sind von Miß Freiheit und Frau Pensio.
> Herr Genius, changiren Sie nicht mehr die Weiber!

Aber so sehr solche Stiche bewiesen, wie unerquicklich seine Stellung in Mannheim geworden war, so gering waren sie gegen den Schlag, den die Presserin Not wahrscheinlich Mitte November gegen ihn geführt hatte. Meine Leser erinnern sich, daß der erste Schritt auf die gefährliche Bahn der Schulden durch den Selbstverlag der Räuber gethan war, und daß ein Freund für die Summe von 200 Gulden sich verbürgt hatte. Vielleicht war sie durch fortwährendes Aufschieben bis auf 300 Gulden und mehr angewachsen. Jetzt wurde der Bürge gedrängt. Schillers Vater, der allmählich anfing, ernstlich mit seinem Sohne zu zürnen, konnte hier nicht für ihn einstehen. Der Bürge mußte aus Stuttgart entfliehen und kam nach Mannheim. Man setzte ihm nach, erreichte ihn hier und hielt ihn gefangen. Schillers Lage war schrecklich. Um den Freund für jetzt und für die Zukunft zu retten, blieb kein anderes Mittel, als ihm die Summe, für welche derselbe sich verbürgt hatte, zu erstatten. Aber woher diese nehmen? Konnte er seinen Stolz soweit überwinden, sich Frau von Kalb oder gar Dalberg zu vertrauen?

Bei so dringender Not, bei der Gefahr, daß die Sache in Mannheim ruchbar, sein Ruf noch empfindlicher gekränkt werden

könne, geriet Schiller in eine solche Aufregung, daß er seinem Vater die bittersten Vorwürfe machte und ihm schrieb, er hätte wohl für die Schuld einstehen können.

Endlich kam Hilfe und zwar wieder aus dem Teile des Volks, der mit dem Mangel und seinem Gefolge bekannt ist, und bei welchem der Bittende nicht schon die Bitte mit Schamröte bezahlen muß. Streichers, vielleicht auch Schillers Hauswirt, ein Baumeister Namens Anton Hölzel, weder wohlhabend, noch besonders gebildet, teilte seines Mietsmannes Verehrung für Schiller, und als ihm die Not desselben bekannt wurde, schaffte er, kein Opfer scheuend, die nötige Summe herbei und nahm dem unglücklichen Dichter die schwerste Last vom Herzen.

Aber so sehr dieser für den Augenblick erleichtert war, auf die Dauer war er nicht vor den Plagegeistern gerettet, zumal jetzt aus erklärlichen Gründen zu seinen Stuttgarter Schulden noch Mannheimer hinzukamen. Immer fester setzte sich der Gedanke bei ihm, ganz von Mannheim fortzugehen. Wenn er ihn gegen Charlotte aussprach, so begann der frühere Kampf wieder. Andere Freunde, wie der Geheimerat Karl von Moser, Dichter und Publizist, in dessen schöner Villa zu Waldheim Charlotte und Schiller sich wohl zusammenfanden, suchten den ihnen wert gewordenen jungen Dichter der Rheingegend zu erhalten, andere suchten ihn durch bittern Spott auf die Sachsen von der Sehnsucht nach Norden zu heilen. Aber immer bestimmter wurde sein Vorsatz, zur Jubilatemesse nach Leipzig zu reisen, immer heller die Ahnung, daß sich dort sein Glück zum Bessern wenden müsse. Charlotte hat uns den Spaziergang geschildert, auf welchem er im Anfang Dezember zuerst solche Vorsätze äußerte. Sie eilten in schweigender Trauer durch den breiten Gang der Buchenwände, das welke Laub paßte zu ihrer trüben Stimmung; vom Abendnebel umschleiert standen die hohen Statuen, „mit falben Blättern wie mit Wunden bedeckt". Sie erschienen ihnen „wie Leichen, die ausgeblutet haben". Charlotte sprach die Hoffnung aus, daß sie den nächsten Johannistag bei einer Freundin zusammen verleben würden. Schiller schüttelte traurig das Haupt und sagte, nie werde er sie dahin geleiten. Es sei bestimmt, er solle die Sommersonne nicht mehr im Rheinstrom schauen. Charlotte brach in Klagen aus, vergebens suchte

er sie zu trösten. Beide verstummten, jedes zagte, das Wort des andern zu vernehmen.

In solchem zerstörenden Jammer lebte er seine Tage hin und oft in Sorgen die Nächte, in denen er mit größter Anstrengung die Materialien zu seiner Thalia sammelte. Die vier Porträts, die über seinem Schreibtische hingen, sahen ihn oft fragend und vorwurfsvoll an, ob er noch immer nicht antworte. Aber er hatte längst den Vorsatz aufgegeben, an die wunderbaren Fremden zu schreiben. Ein tiefes Schamgefühl, sich in dem Staub irdischer Sorgen denen zu nahen, die ihn in dem glänzenden Kleide des Geistes erblickt hatten, die ihn bereits für einen Undankbaren oder übermäßig Eitlen halten konnten, hatte ihn völlig eingenommen. Da — es war am 7. Dezember, vielleicht am Abend nach jenem Spaziergang mit Charlotte, seine ganze Seele war in Wehmut aufgelöst, er war einsam in seiner Zelle, hielt wieder stumme Zwiesprach mit jenen vier Bildern, sie schienen ihn anzuklagen, zu ermutigen, — und plötzlich, wie von einer innern Notwendigkeit getrieben, griff er zur Feder.

Er schrieb: „Nimmermehr können Sie mir's verzeihen, meine Wertesten, daß ich auf Ihre freundschaftsvollen Briefe, auf Briefe, die so viel Enthusiasmus und Wohlwollen gegen mich atmeten und von den schätzbarsten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, sieben Monate schweigen konnte. Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröte niederschreibe, welche mich vor mir selbst demütigt, und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtisch hangen und in dem Augenblick zu leben und mich anzuklagen scheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beschämung und Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, ist Rache genug. Nehmen Sie keine andere mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht, um diese unerhörte Nachlässigkeit zu entschuldigen, nur sie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.“ Und nun schildert er seine Freude über den Empfang jener Briefe, sagt, daß sie es veranlaßt, wenn er die Verwünschung seines Dichterberufs, die sein widriges Verhängnis ihm schon auspreßte, zurückgenommen habe, schildert viele der Widerwärtigkeiten und der Zerstreuungen, welche

der Leser erfahren hat, und klagt sich selbst aufs rührendste an. Auch in betreff seiner Thalia, deren Ankündigung er beilegt, sucht er sich beinahe zu entschuldigen: „Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich diese Rolle in der Welt spielen will, aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit Ihrer Vorstellung aus ... Wenn ich nur, schließt er, in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß worden bin, so soll diesem Brief auf das schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben lesen. Mit unauslöschlicher Achtung der Ihrige. Schiller."

VII.

Rat Schiller.

Als hätte das Glück, das ihm vom Norden kommen sollte, nur auf seinen ersten Schritt gewartet, bot es ihm jetzt die Hand. Es kam vom Norden, und zwar in der Gestalt eines edlen deutschen Fürsten. Der Herzog Karl August von Weimar hatte, um für den im folgenden Jahre zusammentretenden Fürstenbund zu wirken, eine Reise unternommen, die ihn im Dezember nach Frankfurt, Mannheim und Darmstadt führte. Hier gedachte er sich bei seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig IX., längere Zeit aufzuhalten. Frau von Kalb hatte schon durch ihren Verwandten, Siegmund von Seckendorf, der jetzt als Gesandter Friedrichs des Großen aus dem weimarischen Kreise geschieden war, auch durch andere Verwandte Anknüpfungen an die fürstlichen Personen. Vielleicht erregte sie in Schiller den Gedanken, sich in Darmstadt dem Herzog von Weimar vorzustellen und womöglich durch eine Vorlesung des Don Karlos den für alle geistige Kraft empfänglichen Fürsten für sich zu interessieren. Mit ihren und Dalbergs Empfehlungsbriefen versehen, reiste Schiller gegen Weihnachten dahin ab, sein Drama und als Talisman die kostbare Brieftasche von Minna Stock in der Tasche. Er erhielt die

gewünschte Erlaubnis und las in Gegenwart des hessischen Hofes und der hohen Gäste den ersten Akt des Don Carlos vor. Die Darstellung des unglücklichen Fürstensohnes ergriff in jener Zeit, wo manches Herz aus den höchsten Regionen ähnliche Kämpfe menschlich zu verwinden hatte, die Zuhörer aufs lebhafteste. Die Frau Erbprinzessin von Darmstadt bewunderte sogar die geschmackvolle Brieftasche, in welche sein Heft eingeschlagen war; Karl August, der in den französischen Tragikern wohl bewandert war, gab dem Dichter einige kritische Winke, und dieser ward in seiner Unterredung zu solcher Offenheit fortgerissen, daß er den Wunsch aussprach, dem Herzog seinen Carlos widmen zu dürfen, dem weimarischen Kreise von edlen Geistern anzugehören, ja sogar nicht undeutlich merken ließ, er habe, um ein häusliches Glück zu begründen, nichts nötig, als die ausgesprochene Gunst des Herzogs von Weimar.

Karl August verstand seine Meinung vielleicht gütiger, als der Dichter es gehofft hatte; denn schon am 27. Dezember, während letzterer noch in Darmstadt verweilte, überraschte er ihn mit folgender Entscheidung:

„Dem Sachsen-Weimarischen Rath Dr. Schiller
jetzt zu Darmstadt.

Darmstadt, den 27. Dezember 1784.

Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doktor Schiller, erteile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Karl August, H. z. S.-W."

Schiller überlas diese wenigen Zeilen vermutlich mehr als einmal und sprach seinen Dank in einem begeisterten Schreiben dem Fürsten aus, der durch diesen einen Federzug fast mehr zu der äußeren Lebensstellung des Dichters beitrug, als Streicher und Anton Hölzel mit der Aufopferung ihres ganzen Vermögens vermocht hätten. Denn wie ganz anders kehrte der neue weimarische Rat nach Mannheim zurück, wie leuchtete dieser Titel dem Publikum entgegen! Ja, nach einer Briefstelle zu schließen, ward Schiller auch in Mannheim vom Herzog ausgezeichnet. Eine Zeitschrift brachte sogar die Nachricht: „Der berühmte Theaterdichter Herr

Schiller geht als herzogl. sächs. Hofrath nach Weimar." — Dieses kleine Wörtchen „Rat" stopfte auch den Stuttgarter Gläubigern eine Zeitlang den Mund und brachte die schwere Gewitterwolke, die sich im väterlichen Hause über dem Haupt des Sohnes zusammengezogen hatte, endlich zu wohlthätigem Regnen. Sie ergoß sich in einem vom 12. Januar datierten, acht engbeschriebene Oktavseiten füllenden Briefe des Vaters, dem ersten seit Monaten, den er an den Sohn schrieb. „Lieber Sohn," begann der brave Mann, „sehr ungern gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmals kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange des gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er hernach fort, mich wegen Nachfrage um Ihn auf eine mir sehr empfindliche Art zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen, obschon mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irre gehenden Sohne, kann den Letztern niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es mir nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn soviel im Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte, zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste hat halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater." Der Vater sprach sich alles vom Herzen, machte Friedrich Vorwürfe, daß durch seinen Zwischenrat sich Christophine habe bestimmen lassen, Reinwald kälter zu behandeln, so daß dieser seit zwei Monaten nicht mehr geschrieben habe. „Sie hätte sich," meint der Vater, „ganz gewiß in ihn und seine Verfassung um so besser schicken können, als sie gottlob von Großthun und Uebertreibung noch nicht angesteckt ist und sich in alle Umstände schicken kann." Von jeher hatte der alte Hauptmann an dem

stolzen und rücksichtslosen Betragen des Sohnes Anstoß genommen und ihm oft nicht ganz würdige Vorschläge gemacht, die Gunst der Menschen zu suchen. Auch in Bezug auf eine gute Partie für den Sohn war er ein wenig Polonius; ihm war, da Friedrich sich so offen über seine Liebe zu Lotte von Wolzogen gegen andere aussprach, auch der halb ernsthafte Heiratsantrag schwerlich verschwiegen geblieben, den der Sohn nach Bauerbach geschrieben hatte. Auf den Bauerbacher Aufenthalt war der Hauptmann schlecht zu sprechen. Hinc illae lacrimae! schrieb er an den Sohn mit Bezug auf seinen dortigen Müßiggang und seine jetzige Not. Und so hieß es in seinem Briefe vielleicht mit Bezug auf das adlige Fräulein: „Was die Anmerkung von der Schwanschen Tochter betrifft, das wundert uns in Rücksicht auf das, was ehedem hievon gedacht worden ist, von deren Lob ich Seine eigene Aeußerung in Händen habe. Im Durchschnitte möchte doch diese Partie eine bessere gewesen sein, als ein gewisses Fräulein, um die Er angesucht haben soll.“

Die Thränen, welche Schiller bei Lesung dieses Briefes ohne Zweifel vergoß, wurden durch eine Antwort seiner Leipziger Freunde getrocknet. Wer kann diese würdigen, ruhigen Trostworte Körners ohne Rührung lesen? Man glaubt im Ohr den sanften, festen Ton zu vernehmen, mit dem der glücklichere Freund männlich den Gebeugten aufrichten will. „Wir wissen genug von Ihnen,“ schreibt er, „um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich. Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfniß.“ Auch der lockende Silberton erklang wieder, den Schillers Ohr so gern vernahm, aber zugleich eine ernste Mahnung. Körner war nicht durch ein schönes Programm zu bestechen. „Ihrer Thalia,“ schreibt er, „sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu sein scheint. Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht

erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel." Er bewilligt dem Genius des Freundes solche Nebenarbeiten wie die Thalia, während der Dichter durch größere Werke, wie man sie von ihm zu erwarten berechtigt sei, zugleich die Forderungen seines Zeitalters und seines Vaterlandes befriedigen müsse.

Nach diesem Briefe sprach es in Schillers Herzen laut: diese Menschen gehören dir! diesen Menschen gehörst du! Dieser Brief riß bei seinem Hang, alles zu vergrößern und aus dem kleinsten Keim eine Saat von Glück zu träumen, seine Hoffnungen schwindelnd fort. Es bedurfte nur eines Hauchs, um die Schneeflocke seines Entschlusses zu lösen und lawinenschnell wachsen zu lassen.

Zum 18. Januar war Kabale und Liebe angesetzt. Katharina Baumann sollte zum erstenmal die Rolle der Luise spielen. Iffland und Schiller studierten ihr die Rolle ein und Schiller freute sich aufs lebhafteste, die angebetete Schauspielerin in seinem Stücke auftreten zu sehen. Aber die Vorstellung, welche seit dem 9. Mai vorigen Jahres nicht wiederholt worden war, fiel, vielleicht weil der Theaterdichter jetzt nachlässiger behandelt wurde, in den Hauptrollen außer Becks Ferdinand und der Rolle der Luise so schlecht aus, daß Schiller über die übrigen um so empörter war, als ihn Katharina Baumann entzückt hatte. Er hatte ihr einen persönlichen Beweis seiner Bewunderung und Liebe zugedacht und als er sie nach der Vorstellung in ihre Wohnung begleitete, steckte er ihr ein kleines Päckchen in die Hand. Was war es? Sein Miniaturbild, vielleicht eben das, welches er von Scharffenstein sich erbeten hatte. Katharina, später an den Kapellmeister Ritter verheiratet, hat dem Regisseur Düringer, als sie schon hochbejahrt war, erzählt, sie habe an Schiller die Frage gerichtet: „Was soll ich damit?" Worauf dieser auf gut schwäbisch sehr verlegen geantwortet haben soll: „Ja sehet Sie, das weiß ich Ihne net zu sage." Düringer sagt, sie habe sich kindlich gefreut, wie Schiller ihr den Hof gemacht, aber sie habe, durch seine saloppe Erscheinung abgeschreckt, seine Gefühle nicht erwidert.

Aber so warm er hier seine Bewunderung bethätigte, so energisch war der Tadel, welcher sich am nächsten Morgen in einem Schreiben an Dalberg über die Schauspieler ergoß. „Es ist das erste Mal," hieß es, „daß ich über die theatralische Vorstellung

meines Stücks eigentlich meine Meinung sage, und auch jetzt würde ich es aus tausend Ursachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, eh ich einen Schritt öffentlich thue, wenigstens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.

„Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herrn Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch schlechtes zu verderben." Es kommen bittere Pillen in dem Briefe vor, z. B. „wenn unsere Herrn Schauspieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden," und „ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater" ....

„Es steht bei E. E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläufiger über diesen Punkt mich herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." Unterzeichnet war R. (Rat) Schiller.

Daß Dalberg solchen Brief nicht ohne Mißstimmung aufnahm, ist begreiflich, zumal Schiller selbst in der Ankündigung der Thalia seine Räuber herabgesetzt hatte und selbst Stimmen, wie Nicolai und Schröder, der Ansicht Dalbergs Recht gaben, daß Schiller auf einem falschen Wege sei. „Ich hasse Schillern," hatte Schröder 1784 an Dalberg geschrieben, „daß er wieder eine Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte," und Dalberg schrieb an Meyer in ähnlichem Sinn noch 1786. Sagte er dem gewesenen Theaterdichter seine Meinung ebenso unverhohlen über seine Stücke, wie Schiller über Dalbergs Schöpfung und Augapfel, das Theater, sprach? Wo blieb hier Schillers Ansicht von dem hohen Standpunkte des Instituts, das zu vertreten er in der Ankündigung der Thalia in so tonvollen Worten versprochen hatte? Gewiß, solche Sachen kamen zwischen beiden Männern zur Sprache, und es blieb sicher nicht bloß bei prinzipiellen Erörterungen.

Je öfter sie kamen, je mehr auch die Schauspieler sich dabei

beteiligten, desto mehr wurde die ganze Mannheimer Atmosphäre dem Dichter zuwider. Er segnete seine Phantasie, die in dem traurigen Einerlei seines Aufenthaltes wenigstens seine Gedanken in die Ferne tragen konnte. In einer solchen Stimmung, wo ihm selbst seine Dichtungen verblaßten, wo alle seine Empfindungen in wollüstiges Trauern dahinschmolzen, suchte er seine fernen Freunde in Leipzig auf und schrieb zum zweitenmal, inniger und vertrauter, jenen Brief, der vom 10. Februar datiert ist und worin die schönen Worte stehen: „Vielleicht, daß Sie Schillern noch ebenso gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter längst widerlegt sein wird."

Durch einen Besuch unterbrochen, blieb dieser Brief zwölf Tage liegen, und in diesen zwölf Tagen ging eine solche Revolution in dem Schreiber vor, daß, als er die Feder am 22. wieder aufnahm, sein Entschluß feststand, Mannheim zu verlassen.

Der Herzog Karl August hatte seinen neuen Rat nicht vergessen. Er hatte Schiller in einigen freundlichen Zeilen vom 9. Februar auf seine Danksagung geantwortet, mit dem Zusatz: „Geben Sie mir zuweilen von Ihnen Nachrichten und von demjenigen, was in der literarisch und mimischen Welt, welche Sie bewohnen, vorgeht." Hierin sah Schiller einen Wink. Er sah, der Herzog wolle mit ihm in Verbindung bleiben. Was hatte Goethe nicht durch ein rein persönliches Interesse in Weimar erreicht? Denn daß er seinen Fachkenntnissen seine Ministerstellung verdankte, das mochte Schiller mit vielen andern in Deutschland bezweifeln. Konnte ihm selbst nicht ähnliches glücken? Charlotte von Kalb, die, nach ihren Memoiren zu urteilen, nach der Vorlesung des Don Carlos nicht weiter in ihn drang, in Mannheim zu bleiben, mochte es, wenn auch mit tiefem Schmerz, als sein Bestes ansehen, wenn er ging, um in Weimar eine Stellung zu erringen.

Das Bündnis dieser beiden Seelen hatte sich zu einer hohen Leidenschaftlichkeit gesteigert. Schiller selbst war in einen furchtbaren Kampf geworfen. Die Situationen in seinem Don Carlos fingen an, wie bei keinem seiner bisherigen Werke, bis ins einzelnste seinen eigenen Gefühlen zu entsprechen. Die Geständnisse, welche der unglückliche Prinz einer durch die Bande der

Konvenienz und der Pietät von ihm geschiedenen Frau mit der rasendsten Leidenschaft ausströmt, waren des Dichters eigene Erlebnisse geworden, und gleich als hätte er diese dämonische Herrschaft, welche der Charakter des Prinzen über ihn gewann, nicht ertragen können, hatte er sich innerlich ein Ideal des Opfermuts geschaffen, welches er im Posa fast unmotiviert in den Tod hineinwarf, um sein größeres Selbst wie eine Fahne vor sich zu entrollen, welcher er folgen müsse. Aber Elisabeth-Charlotte war ihm auch in diese Zuflucht gefolgt, und auch der Ritter des Ideals ward gezwungen, vor ihrer Seele den Kampf zwischen Ideal und Leben, Entsagung und Genuß noch einmal durchzukämpfen, in dem Carlos unterlegen war.

O Gott! das Leben ist doch schön!

Wenn auch nicht damals geschrieben, gelebt wurden diese Worte damals. Aber die dramatische Form war Schiller nicht ausreichend oder zu heilig, um in ihr die Stürme seiner Leidenschaft rückhaltslos auszutoben, um „zu sagen, was er leide". Dies konnte er nur im lyrischen Gesang, und so entstand jener gewaltige Empörungsspruch gegen eine erzwungene Ehe und ihre religiöse Weihe, den die Leser der kleineren Cottaschen Ausgabe nur zum kleinsten Teil kennen. Er erschien unter der Ueberschrift: Freigeisterei der Leidenschaft im ersten Heft der Thalia von 1786. Wenn man Schillers Anmerkung auch glauben wollte, daß hier nur die Leidenschaft eines erdichteten Liebhabers spreche, so wird doch die Veranlassung dieser Erdichtung keinen Augenblick zweifelhaft sein können, und es war empfunden und durchlebt, wenn er sang:

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
  Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
  In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
  Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
  Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen,
  Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.

Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorsicht kann den überflüss'gen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte mich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollen meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied fei're ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!

Man wird es begreiflich finden, daß ein Freund, der so empfand, durch die Anwesenheit von Charlottens Gemahl nicht ruhiger wurde. Wenn Schiller nichts gewesen wäre als ein lebhafter junger Mann, so würde er kaum anders haben empfinden können. Aber er, mit seinem Hang, stürmisch zu entscheiden und zum Besitz zu drängen, er konnte hier nicht halb besitzen. Er konnte ein Gemälde beneiden, welches Charlotte begeistert lobte. Er konnte sie jetzt anklagen, daß sie ihn nicht so hingebend liebe, wie sie von ihm geliebt werde, daß sie nicht gegen seine ganze Seele die ihrige einzusetzen vermöge. Er konnte ihr innerlich

schuld geben, sie habe ihn in diese Qualen verstrickt. Wie nahe liegt Haß und Liebe, Schmähung und Vergötterung in solchen Herzensstürmen beisammen! In diesem Leidenschaftswirbel, in diesem vergeblichen Ringen sich unaufhörlich umzutreiben, das ertrug seine gesunde Natur nicht. Es galt die Erhaltung seines innersten schöpferischen Kerns, es galt die ganze Einheit seines Wesens. Er fühlte, daß nur der schaffen kann, der vom Wirbel bis zur Zehe unteilbar von einer Idee erfüllt ist.

In solchen Momenten nahm alles, was ihm sonst teuer gewesen, die düstere Farbe seiner gemarterten Seele an. Die Freunde, Beck, Streicher, und zumal Margarete, alle erschienen ihm flach, leer, inhaltslos, nicht des Bleibens wert. Er mußte fort. Durch die Gunst Karl Augusts, durch die Leipziger Freunde war nach außen hin sein Weggehen genügend motiviert.

So kündigte er denn hastig und stürmisch allen seine Abreise an und nahm den Brief an Körner mit Ungestüm wieder auf, um seine Ueberfiedlung einzuleiten. Wie erklärlich sind uns jetzt folgende Worte: „In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." — Dieses was vielleicht, es war Charlotte. Nichts, sagt er, binde ihn mehr; außerdem verlange es seine Konnexion mit dem „guten Herzog von Weimar", daß er selbst dahin gehe und persönlich für sich negociiere. Aber vor allem wolle er seine Freunde von Angesicht zu Angesicht sehen. „O meine Seele," schreibt er, „dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich Alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches

Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.“ Er schwelgt in der prophetischen Ahnung eines unbekannten, aber gewissen Glückes, das ihn in Leipzig erwarte, er will in drei bis vier Wochen Mannheim verlassen. „Wie unaussprechlich viele Seligkeiten verspreche ich mir bei Ihnen, und wie sehr soll es mich beschäftigen, Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft und wo möglich Ihres Enthusiasmus für mich werth zu bleiben!“

Schiller schrieb dann an Huber. Diesem enthüllte er seine Bedrängnis. Bald erwiderten die Freunde seine Anmeldung mit einem herzlichen Willkommen; „und nun bleiben Sie noch zurück, wenn Sie können!“ rief Körner ihm zu und sorgte vor allem dafür, daß Schiller das bekam, ohne was er von Mannheim nicht loskommen konnte, er sandte ihm eine Summe Geldes (300 Thaler Gold). Mannheim sollte indes dem Dichter noch gründlich verleidet werden.

Mitte März erschien das erste Heft der Thalia. Es enthielt den ersten Akt des Don Carlos mit einer huldigenden Widmung an den Herzog von Weimar. „Wie teuer ist mir der jetzige Augenblick,“ schloß dieselbe, „wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf.“ Der Journalist debütierte außerdem mit der Uebersetzung einer Episode des Jacques le fataliste von Diderot, welcher Roman ihm von Dalberg als Manuskript mitgeteilt worden war. Die Erzählung führte den Titel: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.“ Eine Witwe, von ihrem Geliebten treulos vernachlässigt, rächt sich an ihm, indem sie mit fein angelegter Intrigue ihn in die Netze einer verlornen Schönen lockt, welche er, überzeugt von ihrer Tugend, auch heiratet. Nach der Hochzeit wird er mit der wahren Vergangenheit seiner Gemahlin durch eben jene Witwe bekannt gemacht. Er ist außer sich, doch der tiefe Schmerz seiner jungen

Frau (vom Verfasser hinreißend gezeichnet), ihre wahre Liebe zu ihm überwindet seinen Zorn und seine Grundsätze. Er geht mit ihr auf seine Güter, und sein vollkommenes Glück macht die beabsichtigte Rache zu schanden.

Schiller fand, indem er mit dem geistvollen Schüler Shaftesburys sich befreundete, auch hier einen Uebergang von Rousseau zum wirklichen Leben und zu einem gemäßigteren Stil. Mit dieser Gabe konnte das Publikum zufrieden sein.

Außerdem stand in der Thalia ein Aufsatz über den Antikensaal zu Mannheim, worin ein begeistertes Lob der hellenischen Kunst erklang. Die Schilderungen haben bei aller Aehnlichkeit mit Winckelmanns Behandlungsweise eigentümliche Kraft und Präzision, und beweisen, daß ihm Danneckers Umgang und seine anatomischen Studien den Blick für Plastik geschärft hatten. Auch liegt bereits der Gedanken-Embryo zu den Göttern Griechenlands sehr deutlich in Wendungen, wie folgende sind: „Zwei Jahrtausende versinken vor deinem Fußtritt, du stehst auf Einmal mitten im schönen, lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien und betest an, wie sie, vor romantischen Göttern;" oder: „Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder e i n e r Familie."

Am dürftigsten war d e r Teil der Thalia gefahren, auf welchen in dem Programm besonders hingewiesen war, nämlich der dramaturgische. Zwar war die Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" hier abgedruckt. Aber statt der versprochenen Geschichte des Mannheimer Theaters gab der Verfasser, indem er sich auf dem Umschlag des Journals über das Ausbleiben desselben entschuldigte, unter dem Titel: „Wallensteinischer Theaterkrieg" eine Abfertigung der Schauspielerin Henriette Wallenstein. Schiller nennt sie in einem Briefe an Göckingk eine Hexe. Im Herbst vom Mannheimer Theater entlassen, glaubte sie sich durch Rennschübs Kabalen verdrängt und war bereits zweimal in der Presse gegen die Theaterbehörde aufgetreten. Schiller suchte in kurzen, derben Worten den Freiherrn von Dalberg vor ihren Insinuationen für immer zu schützen.

Außerdem brachte er die Mitteilung der dramaturgischen

Preisfragen von 1784 und 1785 und, was ihm bittere Früchte trug, eine Reihe von Kritiken über die Vorstellungen vom 1. Januar bis zum 3. März 1785.

Er hatte seine Drohung in betreff von Kabale und Liebe wahr gemacht. Früher hatte er Madame Rennschüb in einem Briefe an ihren Mann über die Darstellung der Lady Milford sehr gelobt, jetzt sagte er in seiner Kritik, sie sei der Rolle nicht gewachsen. „Dennoch," heißt es, „würde Madame Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen wollte." Man braucht nicht die Bühne zu kennen, um zu urteilen, daß diese Kritik, so richtig sie sein mochte, aus Schillers Feder nicht gerecht und noch weniger einem Publikum gegenüber passend war, von dem der Verfasser bei Erwähnung von Beils Lustspiel „Die Spieler" sagte: „Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent seiner Schauspieler ist." Auch das Publikum, der Souverän, war hiermit beleidigt. Am schlimmsten aber verdarb er es mit seinem ersten Karl Moor. Boek war weniger durch einen kleinen Tadel seines Edgar im König Lear, als durch zu wenig Lob seiner tadelnswerten und zu viel Lob der anerkennungswerten Leistungen Ifflands, Beils und Becks verletzt.

Wie ein losgelassener Sturmwind fiel jene Kritik hinter die Coulissen des Mannheimer Theaters. Das Podium donnerte unter den Fußtritten des ersten Helden und erscholl von den Schimpfreden und Flüchen, welche auf den abwesenden Dichter niederregneten. Schiller erfuhr alles haarklein wieder und beschwerte sich bei Dalberg über dieses Betragen, wobei er in die Worte ausbrach: „Wie sehr bewundere ich bei dieser Gelegenheit E. E., daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren." Was hatte der dramatische Dichter auch diese reizbare Menschenklasse zu kritisieren!

Schiller hatte fürs erste genug von Dramaturgie und Kritik und Theater und Mannheim. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er schrieb am 25. März an Huber und packte ihm mit genialem Zutrauen alle Dienstleistungen auf, welche sein künftiger

Wohnort nötig machte. Vor allem wollte er nicht wieder seine eigene Oekonomie führen, auch nicht allein wohnen. Außerdem verlangt er einen „Engel von Freund“, so eine zweite Auflage von Streicher, mit dem er alle seine Schöpfungsfreuden teilen könne. Ueber seine weiteren Ansprüche und seinen Geschmack läßt er sich also vernehmen: „Ich brauche nichts mehr, als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Schreibzimmer sein kann,. und dann ein Besuchzimmer. Mein notwendiges Hausgerät wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sofa, dann ein Tisch und einige Sessel. Hab ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts weiter. Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge.“ Auch allein speisen kann er nicht, am liebsten speist er in großer oder in auserlesen guter Gesellschaft.

Wenn es an ein Abschiednehmen geht, so ziehen auch härtere Herzen, als Schiller eines in der Brust trug, gern eine milde Summe. Gegen den Intendanten hatte er es in würdigster Weise in der Thalia gethan, indem er Gelegenheit nahm, Dalbergs Enthusiasmus und Theaterkenntnis es zuzuschreiben, daß die Mannheimer Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung habe. Das Schwanische Haus, aus dem er so manchen Abend mit Bitterkeit gegangen war, bemühte sich, jeden trüben Eindruck bei ihm zu verwischen. Schwan erleichterte ihm sein Weggehen durch Rat und That. Margarete, welche die großen und edlen Eigenschaften ihres Verehrers wohl zu schätzen wußte, schenkte ihm ein schönes Andenken, und Schiller war von ihrer Liebenswürdigkeit, die in der ganzen Wahrheit des Abschiedschmerzes vor ihm stand, so ergriffen, daß er fast anfing, sein schnelles Aufgeben zu bereuen. Ein Briefwechsel ward angelobt; Margarete konnte hoffen, daß Schillers Herz auf immer zu ihr zurückgekehrt sei.

Armes, vielversuchtes Herz! Jetzt kam das schwerste Scheiden. Heftiger und banger hob sich seine Brust, als er zu Charlotten ging, um ihr Lebewohl zu sagen. Die Schilderung dieses letzten Abends dürfen wir durch ein Blatt aus Charlottens Memoiren ersetzen, welches schon von Köpke und Sauppe auf ein Erlebnis mit Schiller bezogen worden ist. Es ist überschrieben: Maya

— Fimanté, erdichtete Namen für Charlotte und Friedrich, aber nicht erdichtete Empfindungen. Hier ist die Scene:

„M. Ist dies der Abschiedskuß, Fimanté?

F. Ich muß dahin, du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken, seine liebende Seele!

M. Und du entfliehst?

F. So ist mein Loos gefallen, die Welt fordert meinen Geist, ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst.

M. Dann wirst du die Liebe nicht mehr verstehen, der Freundin nicht mehr gedenken!

F. Warum diese schmerzenden Worte! Du kennst nicht meine Trauer um dich! Aber was kannst du verlieren? Du bist so selbstbestimmt, — so dachte ich mir das Weib nicht. Anders erscheint mir nun die Natur und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen.

M. Doch begann mein Leben erst in dir.

F. O hätt' ich noch *eine* Seele, um diese Liebe zu pflegen.

M. Du hast *meine* Seele, dir diese Liebe zu bewahren.

F. O kühnes Vertrauen! in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth erbittert. Da fand mein Genius deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsre Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und immer wär' ich dein, hätt' ich den Mut für diese Liebe. — Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich gleich ängstiget und entzückt. Nur der freie Mann beugt die Natur unter sein Gesetz.

M. Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennst du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgesinnten; nichts rächt sich schrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt.

F. O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unser liebendes Leben, aber auch du bist nicht von dieser Liebe ganz erfüllt. Oft erblasse ich über ein Lob, was du nur einem Gemälde ertheilst, ich zittre bei jedem Gegenstand, ja selbst dein Mitleid beneide ich; ach! ich will nur deine Freundschaft! —

M. Ich sehe Thränen in deinem Auge zittern.

F. Schweig — und liebe mich.

M. Du gießest Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebst wie ich, nur zitterst du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demut der Liebe! opfere willig Verlangen und Hoffnung.

F. Zünde die Lampe, Maya, daß ich dein Auge noch einmal schauen kann!

M. Wenn du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! so ziehen sie dir nach, sie dienen dir, sie sind in deines Zaubers Gewalt — es sind Gedanken deiner Seele, sie besuchen keines, was dir nicht angehört; verlierst du es, gibst du es auf, so sind sie auch verschwunden.

F. In Wehmuth aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne deine Worte, — die Vergangenheit schwindet. — Nur du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — zum letztenmal!"

Die letzten Stunden vor seiner Abreise, welche bei Anbruch des nächsten Tages vor sich gehen sollte, war er mit seinem Streicher. Schiller war sehr ernst, aber voll Mutes. „Die vergangenen zwei Jahre," erzählt uns sein Freund, „berührte er nur insofern, als sie in ihm die traurige Ueberzeugung hervorgebracht, daß in Deutschland .... bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der deutschen Literatur ein Dichter, würde er auch alle andern der verflossenen oder gegenwärtigen Zeit übertreffen, ohne einen besoldeten Nebenverdienst, ohne bedeutende Unterstützung, bloß durch die Früchte seines Talentes, unmöglich ein solches Einkommen sich verschaffen könne, als einem fleißigen Handwerksmanne mit mäßigen Fähigkeiten dieses gelingen müsse. Er war sich bewußt, alles gethan zu haben, was seine Kräfte vermochten, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Wenige zu erwerben, was zur größten Nothwendigkeit des Lebens gezählt wird, noch weniger aber so viel, daß er bei seiner Abreise auch seine Geldverbindlichkeiten hätte erfüllen können. Von nun an sollte nicht mehr die Dichtkunst, am wenigsten aber das

Drama, der einzige Zweck seines Lebens sein, sondern er war fest entschlossen, den Besuch der Muse nur in der aufgereiztesten Stimmung anzunehmen; dafür aber mit allem Eifer sich wieder auf die Rechtswissenschaft zu werfen, durch welche er nicht nur aus jeder Verlegenheit befreit zu werden, sondern auch einen wohlhabenden, sorgenfreien Zustand zu erwerben hoffte" ....

„Seinen Talenten, seiner Beharrlichkeit traute er es zu, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft, unterstützt von den reichen Hilfsmitteln der Leipziger Universität, so weit inne zu haben, daß er darin den Doktorhut nehmen könne." Sei er doch an ein schnelles Erfassen der Gegenstände von Jugend auf gewöhnt, habe er sich doch Hallers Werke in wenigen Monaten zu eigen gemacht. Er dachte, „den Schneckengang anderer mit seinen weit ausgreifenden Schritten zu überholen und schnell dahin zu gelangen, wo ihn auch die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermute". Was bot der Titel Rath nicht für Variationen dar! Als die Freunde gegen Mitternacht schieden, gaben sie sich die Hand darauf, keiner an den andern schreiben zu wollen, bis Streicher Kapellmeister und Schiller — Minister sein würde.

Aber Streicher ward nicht Kapellmeister, sondern unternahm, nachdem er sich in Augsburg verheiratet hatte, 1795 eine Pianofortefabrik in Wien, wo er, hochverdient um die würdige Aufführung klassischer Oratorien, verehrt von seinen Mitbürgern, im Jahre 1833 gestorben ist.

Und Schiller — wurde nicht Minister eines kleinen Fürsten. Er wurde mehr, weit mehr, er wurde ein König im Reiche der Geister.

Der quälendste Akt im Drama seines Lebens ist zu Ende. Indem der Vorhang sinkt, getrösten wir uns der Aussicht, daß liebende Pflege den staub- und wundenbedeckten Kämpfer erwartet.

Die heftigsten, bittersten Stürme der Not sind überwunden. Schiller hat, wenn je ein starker Menschenwille, die Flut wahrgenommen, und sie trug ihn zur rechten Zeit in den rettenden Hafen.

Schillers
Leben und Werke.

Dreizehnte Auflage.

Zweiter Band.

Schillers

Leben und Werke.

Von

Emil Palleske.

Dreizehnte Auflage.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1891.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt.

Sechstes Buch.

Im Bunde.

April 1785 bis Juli 1787.

IV.

Don Carlos.

Siebentes Buch.

Im sichern Port.

Juli 1787 bis Februar 1790.

I.

Weimar.

II.

Schiller und Lotte.

III.

Professor.

III.

Nektarische Blumen.

IV.

Schiller und die Revolution.

V.

Schiller und die Philosophie.

VI.

Bekanntschaften.

Neuntes Buch.

Schiller und Goethe.

1795 bis 1799.

V.

Trennungen. Seite

VI.

Proteische Natur.

VII.

Wallenstein.

Zehntes Buch.

Der Dramatiker.

1799 bis 1805.

I.

Maria Stuart.

II.

Schiller und das Hoftheater in Weimar.

Sechstes Buch.

Im Bunde.

April 1785 bis Juli 1787.

I.

Leipzig.

Die vier Bildnisse in Silberstift, welche einst über Schillers Schreibtisch hingen, sind nur zarte Profile. Aber sie haben Ausdruck. Sie sprechen, wenn auch leise, doch sehr bestimmt, neben geistigem Adel frischen Jugendmut und frohe Erwartung aus. Was Wunder, saßen doch zu den Bildern zwei Liebespaare, von denen das eine dicht vor der Schwelle des häuslichen Glückes stand, das andere wenigstens gewillt schien, sie einst zu betreten. Machen wir ihre nähere Bekanntschaft.

Da war zuerst ein großer, etwas schüchterner junger Mann, Namens Ludwig Ferdinand Huber, Sohn des Professors Michael Huber zu Leipzig. Es ist leicht, über Ferdinand Huber den Stab zu brechen, und selbst seine Freunde haben dies oft gethan. Aber seine Abstammung, seine Erziehung und eben diese Freunde plädieren für ihn. In Paris geboren, Sohn einer Pariserin, litt er noch jetzt, mit beinahe zwanzig Jahren unter dem Druck dieser mütterlichen Hand in dem Grade, daß seine Wege oft durch die Dienstmagd überwacht wurden und der arme Schelm nicht einmal Taschengeld führte. Letzterem Uebel wußte er durch eine gewandte Feder abzuhelfen. Stand er doch bereits als Uebersetzer eines englischen Dramas in den Rechnungsbüchern des jungen, strebsamen Verlegers G. Joachim Göschen. Aber weniger leicht ward es ihm, andere Hemmnisse zu überwinden. Als Katholik war Huber von allen sächsischen Kollegien so gut wie ausgeschlossen. Die Aussicht auf eine diplomatische Carriere und die Vorschule dazu konnten ihn am wenigsten zu offener und derber Männlichkeit reifen. Und endlich waren seine Freunde, war vor allem seine Geliebte, ganz dazu angethan, ihn in seiner Unselbständigkeit zu erhalten. Denn diese letztere, die ältere der beiden Töchter des Kupferstechers Stock,

war ein äußerst selbständiges, talentvolles und witziges Mädchen. Johanna Dorothea (so hieß Dora eigentlich) war fünf Jahre älter, das heißt zehn Jahre klüger, als Huber. Von hinreißendem Humor, launig, auch wohl launisch, oft, wie die Verläumdung sagt, unerträglich, hatte sie es nicht hoch angeschlagen, daß Ferdinand kein Tänzer war, ja, daß er zitterte, wenn er auf eine Fußbank stieg. Ihr konnte es nicht entgehen, daß, wo sich eine Gelegenheit bot, beim Pfänderspiel durch eine geistreiche Improvisation einen Kuß zu erobern, Ferdinand Huber sich als hoffnungsvolles Talent bewies. Sein weiches, leicht begeistertes Naturell, seine ausdauernde Liebe für alles Schöne, namentlich für die dramatische Kunst, in der er einst selbst etwas zu leisten hoffte, überwog in Doras Augen so sehr alle andern Rücksichten, daß sie der Bewerbung eines wohlkonditionierten Mannes auswich, um ihre Zukunft an Hubers Treue zu knüpfen.

Von dem zweiten Paare war nur die Braut in Leipzig anwesend, Doras jüngere Schwester, deren Namen Anna Maria Jakobine mit dem Namen Minna vertauscht wären. Zeigt Doras Profil mehr Schärfe und Geist, so ist Minnas Umriß von einer seltenen Lieblichkeit. Ein sprechendes Auge, eine reizende Figur machten sie zur anmutigsten Erscheinung. War sie keine Künstlerin, wie Dora, so malte sie doch artig in Sepia und war Zeichnerin mit der Nadel. Beide Schwestern, im kunstreichen Nürnberg geboren, belesen und musikalisch, hatten eine Eigenschaft, die man bei bildenden Künstlern oft findet, sie waren zu realistische Naturen, um Talent zur Schwärmerei zu besitzen.

Minnas Verlobter lebte in Dresden. Christian Gottfried Körner, denn dieser war es, gehörte zu jenen Trefflichen, die einem elenden Staatsmechanismus und einer verschrobenen Gesellschaft zum Trotz mit Hilfe von Philosophie und Kunst freie Menschen wurden und, als das Vaterland nur solche und keine Sklaven brauchen konnte, die Sünden anderer geräuschlos mit ihren Tugenden gut machten. Sein erster Brief an Schiller konnte als eine bloße Aufwallung erscheinen. Aber sein frühester Entwicklungsgang bestätigt, daß er sich Schiller aufs tiefste verwandt fühlen mußte. Am 2. Juli 1756 in Leipzig geboren, empfing er, der sorgfältig erzogene Sohn eines lutherischen Superintendenten, im väterlichen

Hause die strengere Frömmigkeit des Jahrhunderts, ein entsagendes Pflichtgefühl und eine puritanische Geringschätzung der schönen Kunst, zu welcher ihn doch Neigung und Anlagen trieben. Als er seine Studien begann, korrigierte er seine Voraussetzungen. Er war zur Theologie erzogen, aber die Garvesche Moralphilosophie, die auf Schiller einen so großen Einfluß geübt hatte, machte ihm „die Sklaverei eines symbolischen Lehrbegriffs“ unerträglich. Er trieb mit Eifer alte und neue Sprachen. Seine Berufsneigung schwankte durch die Windrose der vier Fakultäten, bis sie sich für das juristische Verwaltungsfach entschied. Er habilitierte sich zunächst 1779 als Privatdozent zu Leipzig. Nach einigen Reisen, auf denen er mehr die Augen, als sein Tagebuch aufmachte, ward er 1781 als Konsistorialadvokat angestellt und 1783 als Rat an das Konsistorium in Dresden versetzt, bald auch zum Assessor der Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerziendeputation ernannt. Seit dem Tode seines Vaters (5. Januar 1785) im Besitz eines Vermögens, konnte er jetzt daran denken, nachdem er mehrere Jahre verlobt gewesen, sein Haus zu gründen. Aber so froh ihn diese Aussicht machte, sie übertäubte die Stimme nicht, die in seinem Herzen ihr Vorwärts rief. Körner besaß eine vielseitige Bildung, aber sie war ihm kein träger Besitz. Er studierte eifrig die Kantische Philosophie. Aus dem Glauben seiner Jugend rettete er sich ein tolerantes Verständnis jedes Glaubens, und uneingenommen blieb er selbst den Ansichten gegenüber, die seinem Verstande und ebendeshalb seiner Sympathie entsprachen. Die schöne Mischung von Feuer und Kälte, welche Schiller an Körners Wesen rühmt, zeigt sich durch nichts so sehr, als durch seine gleich starke Neigung für die strengste Wissenschaft und für die Musik. Aber auch alles, was zwischen diesen beiden Grenzpunkten liegt, fand bei ihm ein warmes Interesse vor. Und dennoch, wiewohl in der Philosophie kühn genug, Kant und Fichte ergänzen zu wollen, und in der Musik talentvoll genug, um sich mit Kompositionen zeigen zu können, versäumte er über den Duetten, die er mit seiner Minna sang, nicht seinen Beruf, für welchen er begeisternde Gesichtspunkte fand. Von Körners Herzen zu sprechen, ist in einer Lebensgeschichte Schillers überflüssig. Zu seinem schönen, klaren Leben, zu seinem bündigen Stil paßt dieses helle, blaue Auge,

passen diese festen Züge voll Gesundheit, zu der kräftigen Baßstimme, die ihm nachgerühmt wird, passen diese sinnlich kräftigen Lippen, die volle Brust, das ganze Bild des wackern Superintendentensohnes, welches uns Graffs Meisterhand überliefert hat.

So waren die vier Menschen, denen Schiller, um die Mitte Aprils 1785 durch Schnee, Morast und Gewässer reisend, die gewagteste Freundschaftshoffnung entgegentrug. Und diese Hoffnung betrog ihn nicht, wenn sie auch nicht mit allem Rausche des Augenblicks erfüllt wurde. Am 17. April langte er in Leipzig an. Noch ein Jahr später hatte er freudig den Tag im Gedächtnis, an dem er die Schwestern zum erstenmale sah. Aber Körner war durch seinen Beruf in Dresden gefesselt. An Huber fand Schiller zwar einen begeisterten Bewunderer, aber keineswegs den Halt, den er wohl erwartet hatte. Zu dem geträumten Zusammenleben war wenig Aussicht. Dazu verschlang das Meßtreiben, wiewohl es unter der Beschreibung blieb, die man ihm davon gemacht hatte, alle gastlichen und gemütlichen Interessen. Schiller hatte nichts Besseres zu thun, als in Richters Kaffeehaus sich in den Menschenstrom zu mischen und sich gelegentlich zu ärgern, daß er wie ein Wundertier angegafft wurde. Der Verfasser der Räuber war neben dem Affentheater, neben den Tierbuden eine der Merkwürdigkeiten der Messe. „Vielen", schreibt er, „wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andre Muttersöhne aussehen soll. Wenigstens rundgeschnittne Haare, Kourierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet."

Es gab in der That kaum größere Gegensätze, als Schiller und das damalige litterarische Leipzig. Hier in dem Geburtsort eines Leibnitz und Thomasius, wo Garve und Ernesti doziert hatten, ruhte man jetzt auf alten Lorbeeren und gönnte niemand neue. Nach Gottscheds und der Neuberin glorreicher Epoche schlug hier nichts mehr Wurzel, als die seichteste Aufklärung, die flachste Kritik. Hier war der rechte Boden für die moralischen Wochenschriften und die belehrenden Komödien mit der „schönen Naivetät der Stubenmädchen". Etwas Freies und Großes konnte hier nicht gedeihen. Schon die Stammeseigenheit der Sachsen neigte mehr zur Pädagogik und Kritik, als zur Poesie. Körner, dessen Familie von Weimar eingewandert war, sprach seinen Ekel aus vor dem „über-

klugen Wesen der Leipziger guten Köpfe, die, zu schlaff, selbst etwas zu wirken, alles, was andere thäten, vor ihren Richterstuhl zögen." Und Huber hatte Mühe gehabt, den Fiesko, an dem er das Gewebe des Meisters vor allem erst zu verstehen strebte, gegen die „schwindsüchtigen Kritiken einiger großen kleinen Geister" der Stadt zu verteidigen. Wenn Schiller später die Pleiße singen läßt:

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus,

so lernte er jetzt in den ersten acht Tagen die durstigen Schöpfer kennen, den durstigsten in der Person des Kreissteuereinnehmers Christian Felix Weiße, der, öfters von seinem großen Landsmann Lessing zurechtgewiesen, Alexandrinertragödien, Lustspiele, Lieder und Operetten in zahlloser Menge geliefert hatte und jetzt für Schauspiele zur Belehrung von Frauenzimmern und für seinen Kinderfreund den Wasserstand der Pleiße in Gefahr brachte. Weißes Komponist, der Musikdirektor Hiller, der Maler Oeser, der freie, moralphilosophische Prediger der reformierten Gemeinde, Zollikofer, Hubers Vater, auch einige Berliner werden von Schiller unter seinen ersten Bekanntschaften aufgezählt, ohne daß sich mit einem von ihnen ein vertrauteres Verhältnis schloß. Ein solches gewann er zu dem Hause des Steinguthändlers Wilhelm Kunze, der, mit Göschen und Körner eng befreundet, sehr bald auch mit Schiller auf einen gemütlichen Fuß kam. Wenn man seinem von Graff gemalten Porträt glauben darf, so stellte sich Kunze als schöner, lebhafter Mann, mit einem Anfluge von weltmännischer Genialität dar. Er hat, wie Briefe ausweisen, dem Dichter gelegentlich sehr reelle Dienste geleistet.

Natürlich warfen sich in einer Stadt, wo durch zahlreiche Buchhändler die Zunft litterarischer Handlanger blühte, manche verkannte Genies dem anerkannten als Kollegen auf. So lästig dies Schiller war, so komisch war es ihm doch, als der Direktor des Affentheaters, welches Schiller in lustiger Gesellschaft besuchte, nicht zu bewegen war, vom Verfasser der Räuber ein Eintrittsgeld anzunehmen, weil er doch ein Kollege sei.

Einen frischen, anhänglichen Altersgenossen und einen Mitarbeiter an der Thalia gewann Schiller in dem Lustspieldichter

Johann Friedrich Jünger, und durch diesen sah er sich bald in eine Sphäre hineingezogen, deren Zauber und Leiden er soeben entflohen war. Die mächtigsten Beherrscher des Menschen sind seine Erfolge. Wie hätte Schiller dem Theater fern bleiben können, zumal hier, wo es in Reineke einen so würdigen, nachdrücklichen Leiter fand, als bei den Verhältnissen des ganzen Unternehmens nur irgend möglich war! Reineke spielte hier mit einem Teil der Dresdener Gesellschaft, deren Tendenz genügend gezeichnet ist, wenn man erwähnt, daß sie in der Pacht eines Italieners, Bondini, stand, welcher kaum drei Worte deutsch reden konnte. Nur Reinekes hartnäckigen Bemühungen war es gelungen, das vom Dresdener Hofe verbotene ernste Drama notdürftig neben der Oper durchzusetzen. Schiller fand hier seine Freundin Sophie Albrecht mit ihrem Gatten wieder und schloß sich auch an andere Mitglieder, wie den Charakterspieler Hempel, Bösenberg, Sekonda an; ein Verhältnis, welches sich im Laufe der Zeit zu lebhaftestem Austausch gestaltete. Reineke, damals hochberühmt als Heldenspieler, war ein eigensinniger Anhänger der Hamburger Natürlichkeitsrichtung und, was für Schiller von Wichtigkeit wurde, ein abgesagter Feind des Verses auf der Bühne. Er nahm Schillers Fiesko zur Aufführung an und drängte im Verein mit seinen Kollegen den Dichter noch einmal in eine verlassene Bahn zurück, indem er es dahin brachte, daß Schiller 1787 den Don Carlos, soweit er fertig war, für die Bühne in Prosa auflöste und den nicht in Jamben fertigen Teil zuerst in Prosa vollendete.

Schiller sehnte sich aus dem Meßgeräusch nach einem stillen Plätzchen, wo er zu seinen Arbeiten zurückkehren konnte. Er vernahm, daß halb Leipzig im Sommer aufs Land flüchte, daß die Familie Stock in dem nahen Dorfe Gohlis wohnen werde. Der Aufenthalt empfahl sich durch angenehme Spaziergänge. Wenn man durch das Rosenthalthor zur Stadt hinausgeht, bietet dem Auge eine große Wiese ihren schweigenden Plan, in weitem Umkreis von Wald begrenzt. Will hier ein norddeutscher Sommerabend zeigen, was er kann, dämpft er das Grün des Rasens und hebt die dunkeln Baummassen gegen den westlichen Himmel empor, so begreift man, daß Schiller diese Landschaft sehr lieb gewann. Rechts längs dem Rosenthal, so heißt diese ganze Partie, zog sich

schon damals ein schöner Laubweg, bis man durch das Gehöft einer rauschenden Wassermühle in das Dorf Gohlis eintrat. Nicht allzuweit von dieser Mühle suchte sich Schiller seine Wohnung.

Ehe er hinauszog, that er noch einen Schritt, den man ihm, wie mir scheint sehr mit Unrecht, verdacht hat. Es ist die bekannte Bewerbung um Margarete Schwan. Man hat derselben ein gemeines Motiv unterlegt. Man hat gesagt, Schiller habe sich mit Schwans Vermögen verwandt machen wollen. Man braucht seinen Kopf nicht im Dienste des Herzens anzustrengen, um diese Anklage grundlos zu finden. Wir wissen, daß Schillers Neigung zu Margarete Schwan großen Schwankungen unterworfen war. Aber der Abschied hatte ihm bewiesen, daß Margarete in seiner Erinnerung bleiben wolle. Sie hatten versprochen, einander öfters zu schreiben. Margaretens Geschenk, eine schöne Brieftasche, blieb vor seinen Augen, ihr Bild, reizvoller durch die Trennung, in seiner Phantasie. Sie war nach seines Vaters Ansicht eine passende Partie für ihn. In Leipzig fand er glückliche Liebende. Ein Freund steht daneben leicht allein. Die Leipziger Kunstzustände mußten ihn anwidern. Er schrieb einmal an Margareten. Aber das mußte er einsehen, daß ein fortgesetzter Briefwechsel nur ein zärtlicher sein könne. Wie paßte das zu seinen Aussichten? Zum Brotstudium sollte und mußte zurückgekehrt werden. Die Rechtswissenschaft — Huber konnte ihm am besten sagen, daß es damit nicht so rasch gehe. Die Medizin — bittere Arbeit. Aber wenn Margarete der Lohn wäre! Ihr Bild würde ihn am Schreibtische festhalten, alles ihm leicht werden, wenn es zum Besitz einer liebenswürdigen Frau führte. Auf der andern Seite war jetzt noch ohne Schuld das Verhältnis zu lösen. Sein Benehmen war immer ernst und gehalten geblieben, nur der Poet, nur der Vorleser war in Affekt geraten. Es war der natürlichste und ehrenhafteste Schritt, jetzt sich offen dem Vater Margaretens zu erklären. In einem Schreiben vom 24. April 1785 hielt er um ihre Hand an. Er wolle, schreibt er dem Freunde, am Don Carlos und der Thalia arbeiten und sich dabei „unvermerkt“ wieder zur Medizin bekehren. Als Bürgschaft für den Ernst dieses Vorsatzes gibt er seinen Wunsch an, Margareten zu besitzen. „Mein freier, zwangloser Zutritt in Ihrem Hause“, schreibt er, „gab mir

Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimütige, gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführt mein Herz zu dem kühnen Wunsche, Ihr Sohn sein zu dürfen." Er konnte im Hinblick auf Körners Beistand, auf die Gunst des Herzogs von Weimar hinzufügen, daß seine Aussichten anfingen, sich zu verbessern; er gestand, daß schon „ein Jahr dieser Gedanke seine Seele beschäftige," daß er mit seiner Leidenschaft gerungen habe. „Von Ihrer Entscheidung," schloß er, „der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

Was ist an diesem Beginnen unedel und interessiert? Daß Schiller nicht verliebt genug war, seinem Freunde die Tochter zu entführen, daraus wird man ihm doch keinen moralischen Vorwurf machen. Hören wir, was Schwan auf diesen Brief that. Schwan gab (nach einer Mitteilung von Fr. Götz), „ohne Margareten etwas davon zu sagen, eine abschlägliche Antwort und gründete solche auf die besten Motive, indem der Charakter seiner Tochter nicht für Schiller paßte". Die Randschrift Schwans, welche in dem zur Schillerfeier herausgegebenen Prachtwerk: „Geliebte Schatten" Schillers Briefe beigedruckt ist, besagt freilich, daß Schwan nicht wisse, warum aus der Partie nichts geworden sei. Sie muß aber aus einer Zeit stammen, in der sein Gedächtnis schon so schwach war, daß er behauptete, er sei der Gründer des Mannheimer Nationaltheaters und Schiller nie als Theaterdichter bei demselben angestellt gewesen.

Es ist kaum zweifelhaft, daß Schwan ein altes Nachdenken, welches bei Schiller schon einmal durch das Gerücht über Margarete erweckt war, von neuem aufstörte, ein Nachdenken, welches bei jedem jungen Mann den Gedanken an eine Heirat sofort zur Ruhe bringt. Was konnte er Margareten noch schreiben, wenn solche Eröffnung geschehen war? Die Liebe war durch den gewichtigsten Mund aus seinem Herzen weggesprochen. Margareten zu zeigen, daß nicht auch die Freundschaft daraus verschwunden sei, war die einzige Schonung, die ihm übrig blieb. Wir werden sehen, daß er sie übte. Freilich, sein Versprechen, zu schreiben, hielt er nicht ganz. Margarete, welche die Ursache seines Schweigens nicht

wußte, sprach gegen andere offen ihren Schmerz aus. Sie war weder die Veranlassung der „Resignation“, noch war sie ein Opfer des genialen Egoismus.

II.

Freude, schöner Götterfunken.

Es ist nicht zu verwundern, daß Schiller über Schwans Antwort und den Traum eines warmen Apriltages bald hinwegkam. Denn eben jetzt umfingen ihn die reinen Genüsse der Freundschaft in ihrer vollen Stärke. Noch hatten Körner und Schiller ihre Ueberzeugungen nicht ausgetauscht. Körner hielt es an der Zeit, daß sein neuer Freund ihn ganz kenne. Er wußte wohl, was er that, wenn er jetzt neben seinem Liebesbunde eine Freundschaft zusagte, die leicht neben jenem in Schatten stehen konnte. Er wußte zugleich, daß er diese Freundschaft ununterbrochen aus den tiefsten Quellen seiner treuen und ernsten Natur nähren mußte, wenn sie nicht an dem Feuerstrahl des überlegenen Genius zu einer kläglichen Knechtschaft verdorren sollte. So begrüßt er am 2. Mai den Freund mit dem Bekenntnis, jetzt fange er zu leben an. Um glücklich zu sein, müsse er erst so viel Gutes um sich her gewirkt haben, als er durch seine Kräfte und in seinen Verhältnissen fähig sei. Und das werde er, seinem Schiller zur Seite. Er legt seinen ganzen bisherigen Geistesgang dar, seinen Hang nach tüchtiger Wirksamkeit. Es sind die Selbstbekenntnisse einer kritischen und zugleich pflichtmäßigen, auf praktische Thätigkeit gerichteten Natur. Noch nicht ganz vollendet gehen sie an Schiller ab.

Dieser antwortete sofort. Er merkte wohl, daß er innerlich ein wenig von dem Freunde verschieden war. Seine Ansichten waren weniger pflichtmäßig. Seine Ueberzeugungen hatten sich seit der Akademie wenig geändert. Es war die alte Glückseligkeitslehre, in welcher jetzt nur der Ruhm noch eine besondere Rolle neben dem Glücke spielt. Es war Shaftesburys Weisheit, die

auch für Wieland zum „goldnen Spiegel“ geworden war. Das höchste Vergnügen ist Verbrüderung der Geister, und „Verbrüderung der Geister“, ruft er aus, „ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Und was existiert im Reiche der Wahrheit,“ fährt er mit stolzem Mute fort, „worüber Menschen, wie wir, verbrüdert, wie wir, nicht endlich Meister werden sollten?“ Schiller erkennt das reiche Herz des Freundes an, das nicht verweichlicht durch sein Liebesglück dem Glücke seine Schuld durch Thaten abtragen will. Glück zu! ruft er dem lieben Wanderer entgegen, der ihn auf seiner Bahn zur Wahrheit, zum Ruhm, zur Glückseligkeit begleiten wolle. Mit einer Wendung, die vor- und rückwärts in seine Entwicklung greift, knüpft Schiller das Handeln nach dem Gebote der Pflicht an das Handeln aus Begeisterung. „Tausend Menschen,“ sagt er, „gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Idee tröpfeln hydrostatisch, wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpiert sich eine traurige Diktatur über die Seele; aber sie kann ihre Rechte reklamieren, und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung.“ In die Willenskraft setzt er das Kennzeichen eines großen Mannes, das Uhrwerk soll empfinden, daß ein freier Geist seine Räder treibt, aber als die Quelle dieser Willenskraft gilt ihm der Enthusiasmus. Das Vollgefühl des Künstlers, das sich in diesen Gedanken wiegte, hätte leicht den praktischen Freund zurückstoßen können. Aber hier gerade war Körner von eigentümlichem Verständnis. Er schreibt, er denke jetzt groß von der Kunst. Sie war ihm jetzt das Vergnügen, das zugleich veredelt, weil sie ihm das edelste Vergnügen war. Das verspricht er auf Schillers Mahnung, daß nie kalte Vernunft seine edelsten Freunde stören solle. Ja, er fühle selber den Trieb, zu schaffen, nur lähme ihn die klare Einsicht des Besseren. In der Musik gibt er sich noch nicht verloren. „Hätte ich mich frühe der Musik ganz gewidmet, so würde ich etwas darin geleistet haben.“ In diesem „hätte ich“ lag freilich Körners künstlerische Befähigung in ihrer ganzen Schranke ausgesprochen. So ernst, so gründlich begann diese Freundschaft, die nun durch Körners Anerbieten auch äußerlich den brüderlichen Ton annahm. Beide maßen gleichsam ihre Kräfte aus, um zu wissen, wo jeder den andern zu stützen, zur großen

Aufgabe des Jahrhunderts zu erheben habe. Hier kam Schillern keine unbedingte Hingebung, wie von Streicher und Beck, entgegen; er durfte, das verlangte Körner, nicht zu hoch über den Freund emporragen, wenn letzterer sich frei fühlen sollte. Hier war kein Bund zwischen dem Dichter und seinem kritischen Herold, hier schloß das bravste, zuverlässigste, duldsamste Herz, die nordische Tüchtigkeit, Klarheit und Geradheit mit dem Genius Freundschaft, dessen Charakter zwar noch nicht gefestigt erschien, aber darin um so imponierender war, daß er, gleich fähig zu großen Tugenden wie zu großen Abwegen, sich durch nichts regierte, als durch einen glühenden Enthusiasmus. Und diese Freundschaft schloß sich ganz aus den Seelen heraus. Sie ist insofern weit mehr als ein bloß persönliches Band, sie erhält einen schönen nationalen Glanz; zwei deutsche Stammes-, zwei fast widerstrebende Charaktereigenschaften verbinden sich zum Wirken im Ganzen.

Eine eigentümliche Stellung zu den beiden nahm Huber ein. Er konnte sich weder an Charakter mit Körner, noch im entferntesten an Begabung mit Schiller vergleichen. „Bin ich denn gar nichts mehr?“ Das war der Monolog seines Selbstbewußtseins neben dem Dichter des Fiesko. Aber ihn zu etwas zu machen, ihn fortzureißen zur großen Aufgabe, welche sich der Bund stellte, das ließ Schiller seine eifrigste Sorge sein. Mahnte Schiller den älteren Freund, nie für die Ideale seiner Jugend zu erkalten, erinnerte Körner seinen Schiller, daß Licht und Wärme zum höchsten Begriff der Menschheit gehöre, so suchte Schiller seinem Huber vor allem erst Freiheit, Bestimmtheit, Selbständigkeit zu sichern. Das erstreckte sich sogar, wie wir bald sehen werden, auf Hubers äußere Lage. Ich muß zuvor eine neue Person bei den Lesern einführen. Zu den genauesten Bekannten Körners gehörte der Buchhändler Göschen, der bis zum Frühjahr 1785 an der Gelehrtenbuchhandlung in Dessau Teil gehabt, sich mit seinem Compagnon Reiche überworfen hatte und jetzt entschlossen war, seinen Verlag selbständig in Leipzig fortzuführen. Göschen wandte sich an Körner, der sich bereits früher mit einer Summe bei Göschens Bibelverlag beteiligt hatte, und bat ihn, die Compagnieschaft vollständig zu machen. Körner ging darauf ein, und Göschen eilte im April nach Gotha und Weimar, wo er sich von Wieland, Bode, Musäus

Verlagsartikel verschaffte. Zu Ende des Maies kam er, ganz erfüllt von Weimar, der Stadt wie ihren Berühmtheiten, in Leipzig an. Er nahm seinen Aufenthalt ebenfalls in Gohlis, wo sein Freund, der Kupferstecher Endner, Schiller, Jünger, auch Minna und Dora Stock bereits wohnten. Letztere beide waren Endners Stiefschwestern und führten dem aus der ersten Ehe ihrer Mutter stammenden, unverheirateten Bruder die Wirtschaft. (Schiller hat auch neben dem jetzigen Schillerhäuschen mit Endner zusammengewohnt.) Bald gehörte der lebhafte und energische Göschen zu Schillers vertrautestem Umgang. Göschen war es unter andern, der im Sommer den Verfasser des Anton Reiser, den geistvollen aber zerrütteten Karl Philipp Moritz, dem Dichter zuführte. Schiller wußte, wie unbarmherzig Moritz „Kabale und Liebe" in der Vossischen Zeitung recensiert hatte, er stellte ihn heftig darüber zur Rede. Aber so wenig ihm Moritzens zerrissenes und schroffes Wesen damals zusagte, es kam zwischen ihnen bald zu einer Verständigung, auf den heißen Abend folgte eine fröhliche Nacht und auf diese ein begeisterter Morgen, an welchem Schiller dem früheren Gegner Bruchstücke aus seinen neuesten Schöpfungen mitteilte. Eine noch stärkere Probe von dem Ueberschwang jener Tage gibt uns Schillers Brief an Körner vom 3. Juli, zugleich den besten Schlüssel zu der Erneuerung seines innern Menschen, welche allein imstande war, den Dichter der Freigeisterei zum gewaltigen Ja der Freudenhymne zu erheben.

Schiller, Göschen, Huber, andere Freunde und die Schwestern Stock trafen am 1. Juli mit Körner auf dem Gute Kahnsdorf zusammen, welches, etwa fünf Stunden von Leipzig gelegen, den Verwandten Körners, der Familie Ernesti, gehörte. Es war, als ob durch diese Begegnung der Bund der Freunde die Weihe erhalten hätte. Am andern Tage, es war Körners Geburtstag und unser Dichter begrüßte ihn mit einem Kranz von weihevollen Versen, fuhren Schiller, Göschen und Huber nach Leipzig zurück. Diese Fahrt hat Schiller seinem Körner besungen, kann man fast sagen, denn eine Beschreibung wird man den Brief vom 3. Juli kaum nennen können: „Bester Freund — der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsre Gefühle und Stim-

mungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philosophisch-feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und theilte sich den andern elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Sylbe genannt worden und doch las ich in Hubers Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsre Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschlusse dieses Augenblicks — sich wechselseitig fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenzen, wo die menschlichen Größen enden. O, mein Freund! Nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß, gut und glücklich zu machen." Selbst der materielle Genuß verklärt sich im feierlichen Licht ihrer Stimmung. Die Freunde kehren in einer Schenke ein. Sie finden dort Wein vor. Körners Gesundheit wird getrunken. „Stillschweigend," lautet die Erzählung, „sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er sich zu ersticken

zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Hubers Gesicht war feuerrot, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — ‚Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.' Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare." — — Und noch einmal versichert Schiller: „Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Theuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen."

Körner empfand diese Freude, sie machte ihn schwindeln, er wagte sie in frommer Scheu kaum auszufühlen. „Ist dies nicht zu viel für einen Menschen, wie ich!" antwortet er, und indem er wahr und offen bekennt, wie sein nahes häusliches Glück seine Empfindung teile, verspricht er um so fester, was er halten kann: „keine Abwechselung von Trunkenheit und Erschlaffung, sondern steten Genuß ineinanderstrahlender Seelen." Körner hat sein Versprechen gehalten.

Eine bedenkliche Prüfung für die Zartheit dieses Bundes mußte über kurz oder lang Schillers äußere Lage werden. Aber hier wurde der Spruch des Polonius: „sich und den Freund verliert das Darlehn oft", glänzend zu Schanden. Schiller hatte bei der Begegnung in Kahnsdorf natürlich seinem Körner nicht die traurige Wahrheit aufdecken mögen, daß Huber und er „auf dem Sande seien". Göschen hatte an Huber noch zu zahlen, doch da der Verleger schwieg, mochten die armen Schriftsteller nicht mahnen. Nun trat Schiller mit einem höchst ehrbaren Plane vor Körner auf. Er fragte, indem er auf Körners Geschäftsverbindung mit Göschen hinwies und zugleich über seine bisherige Verlagshandlung gerechte Klagen führte, ob Körner etwa in Göschens Geschäft selbständiger Verleger sein könne. In diesem Falle stellte Schiller ihm einen zweiten Teil der Räuber in einem Akt, einen Theater-Fiesko und anderes zur vorteilhaften Verfügung

und bat schließlich um einen recht baldigen Vorschuß auf diese Artikel.

Körner sah aus diesem künstlichen Anagramm klar die Worte herausleuchten: „wir brauchen dringend Geld!" Und seine Antwort war, daß er sofort eine Summe schickte und zugleich ebenso weise als großherzig durch eine ganze und volle Wohlthat dem Freunde weitere Bitten ersparte. Körner kleidete sein Anerbieten in folgende Worte: „Wenn ich noch so reich wäre, und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen." Und nun gibt er dem Geschenk das Ansehen eines Geschäfts, will den Verlag bei Göschen vermitteln, nur wünscht er, daß diese Unternehmung den Freund nicht im Don Carlos unterbreche.

Man weiß nicht, soll man sich mehr darüber freuen, wie Körner gab, oder wie Schiller diese Gabe annahm. Schiller bekannte seinen falschen Stolz, und indem er ihn würdig entschuldigte, gab er sich gerührt dem Freunde überwunden. „Die Thränen," schreibt er, „die ich hier an der Schwelle meiner Laufbahn, Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher, als Du? Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen."

Aufgelöst in Rührung und Dank, für sich und Huber des qualvollsten Druckes entlastet, konnte er jetzt mit freiem Herzen der Freude leben, als Körner erschien, um die Vorbereitungen zu seiner Verbindung mit Minna zu treffen. Körners Hochzeit! Welch ein Ereignis für den Bund, für Schiller! Er hatte für sich selbst keinen Wunsch, als den einen, daß die Liebe ihn nicht des Freundes berauben möge. Die Hochzeit war zum 7. August angesetzt. Schiller verfaßte eine Allegorie in Prosa, welche sein Hochzeitsgeschenk, ein Paar Urnen, begleiten sollte. Tugend, Liebe und Freundschaft läßt

der Dichter vor dem Throne des Zeus zu einem Rang- und Wettstreit erscheinen, welchen der Göttervater also entscheidet: „Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren, und die Liebe keinen Günstling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwischen euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes." Mit dieser Sendung begrüßte er am 7. August das Paar und fügte die Worte hinzu: „Meine Theuersten, an dem Morgen des Tages, der Euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht. Wünschen kann ich Euch nichts mehr. Jetzt habt Ihr ja Alles." Aber wenigstens einen Seitenblick erbittet er der Freundschaft. „Vergeßt nicht," ruft er aus, „daß sie für Euch betet, für Euch Thränen der Freude weint und sich so ungern von dem lieblichen Traume trennt, Eure Tage verschönern zu helfen. Entlaßt sie ihrer Pflichten nicht — sie sind ihre Glückseligkeit, und wie viel bleibt ihr übrig, wenn Ihr gar nichts mehr wünschen wollt?" Ueber alles dieses kam der Poet denn auch noch in den Rhythmus und dichtete ein Hochzeitslied, worin schon embryonische Gedanken der Freudenhymne zucken, und welches zugleich wahrscheinlich macht, daß letztere noch nicht geschrieben war. Es heißt darin noch:

Jede Erdenwonne muß
Sich mit Leiden gatten,
Lüste würgen im Genuß,
Ehrsucht speist mit Schatten; —
Weisheit tödtet oft die Glut
Unsrer schönsten Triebe,
Tugend kämpft mit heißem Blut,
Glücklich macht nur Liebe!

und doch schon:

Preist den armen Weisen nicht,
Der sie nie empfunden,

wie in dem Gedichte an die Freude:

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Am Nachmittag um 5 Uhr war in Körners Gartenhause bei der Pleißenburg ein Kreis frohbewegter Menschen beisammen, um

Körners Freudenfest zu begehen. Ohne daß das Kirchenbuch von St. Nikolai, dem wir diese Nachricht verdanken, meldet, wie Schillers Verhalten bei diesem Akt gewesen sei, ist anzunehmen, daß ein solches Maß von Wonne, Liebe und Begeisterung in seinem Herzen wohnte, als nur irgend darin Raum hatte. Denn ohne Zweifel als Nachklang oder als Ausdruck dieser Stunden und Tage ist sein Gedicht an die Freude entstanden.

Körner erzählt, es sei in Gohlis gedichtet. Es zirkulierte sehr bald in Abschriften. Wahrscheinlich gehörte Kunze zu denen, die es zuerst zu Gesicht bekamen, und doch schreibt Schiller, der am 11. September nach Dresden ging, an Kunze: „ich wußte, daß euch mein Lied an die Freude Vergnügen machen würde." Eine Bemerkung, welche schließen läßt, daß er Kunzes Urteil über das Gedicht erst in Dresden erfuhr. Bedenkt man, daß Schiller in den letzten vierzehn Tagen und drüber nach Körners Abreise sehr trübe gestimmt war, daß Kunze das Gedicht erst im Herbst kennen lernte, so ist wahrscheinlich, daß es während Körners Anwesenheit entstanden ist. Es erschien dann im zweiten Hefte der Thalia mit zwei anderen Gedichten, der Freigeisterei der Leidenschaft und der Resignation, denen es als gewaltige Bejahung vorausging. Alle drei wurzeln ihrem Gedankeninhalt nach in Schillers Glückseligkeitslehre. In der Freigeisterei forderte die gröbere Form des Egoismus „die Zinsen in diesem Leben", den Genuß der Minute. Die hier vermählt genannte Laura, deren Urbild im ersten Bande gedeutet ist und von welcher der Dichter sagt: auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß, kann natürlich nicht die Laura der Anthologie sein, wiewohl Schiller bei dem Charakter des gewaltigen Gedichts es für nötig hielt, die Vermählung ins Jahr 1782 zurückzudatieren. In der ersten Hälfte der Resignation entsagt der Dichter dieser Laura. So könnte man die Resignation für eine Zurücknahme und Ergänzung der Freigeisterei ansehen. Sie ist aber weit mehr, und hierin liegt eine erhabene Steigerung. Denn da die Form jener Zurücknahme in den Schranken des fordernden Egoismus bleibt, wird diese halbe Resignation von dem unsichtbaren Genius der Wahrheit mit einer höhnischen Anweisung auf das irdische Diesseits, seine Hoffnung, seinen Genuß, sein Weltgericht in der Geschichte abgefertigt. Daß

dies eine Stimmung war, die den Dichter nicht zeitlebens beherrschte, ist klar, und er hielt es für nötig, beim Druck beiden Gedichten eine Anmerkung mitzugeben, in welcher er sie vor der Gefahr zu schützen suchte, als Glaubensbekenntnisse angesehen zu werden.

Ein solches Glaubensbekenntnis, das innerste Lebensblut seiner Seele, das begeisterte Losungswort seiner Philosophie gab er in seinem Hymnus an die Freude.

Jetzt hatte er sich an Körners Brust ausgeweint, jetzt himmlische Kraft aus dem Bekenntnis gesogen, daß er selbst die größere Hälfte der Thränen verschuldet, die sein Lenz ihm gegeben. Die Beichte solcher Verschuldung und das Gelübde, das große Vorhaben der Natur zu lohnen, indem er es erfüllte, wusch alle Bitterkeit, alle wilde Begierde aus seiner Seele. Der Entschluß, am Arme des Freundes groß und gut zu werden, machte ihn schon glücklich. Sein Trieb nach Liebe, um in der Sprache seiner Glückseligkeitslehre zu reden, hatte in Körner den edelsten Gegenstand gefunden. Wie er früher in dem „Hymnus an die Liebe“ die Liebe als Gesetz des Universums gefeiert hatte, so pries er jetzt die andere natürliche Neigung des Menschen, den Drang nach Glück, indem er den persönlichen Ausdruck des Glücks, die Freude, zu einer göttlichen Macht erhob, zu einem Wesen göttlichen Ursprungs, göttlicher Kraft, Milde, Weisheit, Duldung, Gnade. Das Gedicht ist die höchste dichterische Verklärung, welche die Glückseligkeitslehre gefunden hat. Der Gott des Deismus und seine Schöpfung sind in diesem Gedicht wunderbar verbunden. Die Freude ist die Mittlerin zwischen Gott und der Schöpfung; sie zieht den Unbekannten, den starren Richter vom Himmel herab, sie ist des lieben Vaters, des guten Geistes bis zur kühnsten Verwegenheit gewiß, und indem der Sänger der Freude Tugend von sich selbst fordert, teilt er Freiheit und Glück an die Unterdrückten, Vergebung an alle Sünder aus und läßt mit einer Wendung, die ganz sein eigen ist, die Hölle nicht mehr sein.

Solch eine Aufraffung, wie diese, — und sie dauert, wie wir sehen werden, lange fort — kann zwar wieder gelähmt werden, aber ihr Eindruck ist unverlöschlich, und mit dieser Freude an den Dingen, welche allein den großen Künstler zu Schöpfungen von Gehalt beflügeln kann, mit ihr, die als stille Lust der Be-

schäftigung, als unermüdlicher Bildnerfleiß, als Liebe zur Menschheit, zur Geschichte wirkt, mit göttlicher Freude ward die neue Bahn begonnen, die er zum Siegen wandelte. Und immer, wenn sie wiederkehrte in ganzer Glorie, die Himmlische, als Liebesglück, als Freundschaft, in der Wahrheit Feuerspiegel, als Gesundheit, als Vaterfreude, als Ruhm und geistiges Kraftgefühl, dann erhöhte sich sein Trieb und seine Leichtigkeit, zu gestalten.

Denn Leid bringt Früchte, aber Freude nur kann sie ernten. Was Wunder, daß dieses Lied, trotz seiner Mängel, trotz seiner aus dem Dogma und dem Heidentum gemischten tumultuarischen Mystik, markerschütternd durch die Gebeine der Zeit fuhr, daß es den Beschluß jeder gehobenen Gesellschaft bildete! Der gefangene Schubart, Körner, namhafte Komponisten, wie Zumsteeg, Zelter, Naumann, setzten es. Auch eine Sage ward an die Entstehung des wunderbaren Liedes geknüpft und, wenn sie auch durch nichts begründet ist, so charakterisiert sie doch den Eindruck, den das Lied machte. Nach dieser Sage soll Schiller einen armen Studenten vor dem Selbstmord bewahrt und durch ein am Hochzeitstisch gesammeltes Almosen mit dem Leben ausgesöhnt haben. Und solches Gelingen soll das Lied an die Freude geschaffen haben.

Eine wahrhaft einzige, eine Wohnung, unsterblich wie es selbst, gewann es in Beethovens neunter Symphonie. Als die Musik, verarmend vor den Schauern der Weltliebe, die den Meister durchbebten, nach Sprache, nach Worten rang, fand sie keine gewaltigeren, als diese: „Freude, schöner Götterfunken.“

III.

Dresden.

Es gibt einen Sommernachtstraum der Freundschaft, bei welchem Pucks Blumensaft nicht minder im Spiele zu sein scheint, als bei dem der Liebe. Schiller hatte offenbar von Pucks Bestem eine starke Dosis aufs Auge bekommen. Das Hochzeitspaar reist

endlich nach Dresden. Schiller schwingt sich auf einen Klepper, um ihm bis hinter Hubertsburg das Geleite zu geben. Auf dem Heimritt stürzt er und quetscht sich die Hand, daß er vierzehn Tage nicht schreiben kann. Ihm eben recht. Wäre sie doch ein wenig gelähmt geblieben! Das hätte ihn „sein Lebelang an Körners glücklichen Einzug in Dresden erinnert."

Es war beschlossen, er solle in Gohlis bleiben, bis sich Hubers Uebersiedelung ebenfalls entschieden habe. Die Zögerung wird ihm unerträglich. Sein Fiesko sollte im September gegeben werden. Er will es nicht abwarten. Seit Körners fort sind, erscheinen ihm die Lieblingsplätze der Gegend tot und trübe. Die Seele der Landschaft ist dahin. Mit magischer Gewalt zieht es ihn nach Dresden. „Ich muß zu Euch," schreibt er, — „und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag — nur in zwei Zeilen — ob ich kommen kann und darf." Am Abend des 10. Septembers hatte er Körners Antwort in Händen, und am anderen Morgen fuhr er mit Extrapost zum Thore hinaus. Dr. Albrecht war sein Begleiter. Schon die Reise versetzte ihn in einen Rausch des Entzückens. Mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers grüßte er alle Stellen der Landschaft, die sich bei dem neulichen Ritt seinem Herzen eingeprägt hatten. Als auf einmal und ihm zum erstenmal die Elbe zwischen den Bergen heraustrat, schrie er vor Freuden laut auf. Wie schön war diese Natur und, was ihr sein ganzes Herz gewann, wie ähnlich seinen heimischen Fluren, den Tummelplätzen seiner ersten dichterischen Kindheit! Um 12 Uhr nachts fuhr er über die Elbbrücke in die Altstadt ein. Hinter sich in der Neustadt sah er in der Gegend, wo er Körners Wohnung vermutete, einige Häuser erleuchtet. Sein Herz wallte auf in dem Gedanken, daß Körners darunter sei. Er stieg im goldnen Engel ab und ließ sich am nächsten Morgen, da es heftig regnete, in einer Portechaise nach dem ersehnten Reiseziel tragen. Als er die Freunde nun endlich wiedersah, da waren seine heißesten Wünsche erfüllt, er fühlte sich aufgehoben, wie im Himmel.

Körner war der rechte Mann, den Himmel eines Dichters auch äußerlich in Scene zu setzen. Er hatte in der Neustadt für

die Freunde eine Wohnung eingerichtet, welche außer der Nähe des Japanischen Gartens die Annehmlichkeit bot, daß sie in der Nähe seiner eigenen lag. Körner gehörte außerdem zu den Glücklichen, die ein Landhaus besitzen. Wer an einem schönen Sommernachmittage dem deutschen Florenz entflieht, sich in eine Gondel setzt und stromaufwärts rudern läßt, macht eine der angenehmsten Fahrten. Am linken Ufer steigen grüne Rebenhügel mit schimmernden Gartenhäusern vom Wasserspiegel empor, bis zuletzt ein dunkler Kiefernwald die Hügel in weitem Bogen überragt. Dort an einer Strombiegung liegt das Dorf Loschwitz. Oberhalb des Dorfes besaß Körner einen Weinberg mit einem zweistöckigen Hause. Von da aus hat man einen herrlichen Blick auf Strom und Auen bis zu den duftigen Höhen der sächsischen Schweiz.

In dieser ihn anheimelnden Natur sollte Schiller fortan mit den liebsten Menschen seine Tage verleben. In diesem Landhause saß er am 13. September am Schreibtisch, den ganzen Taumel seines Glückes in einem Briefe an Huber auszuschütten. „Wie mir jetzt ist“, so schreibt er vertröstend, „wird Dir in wenigen Wochen auch sein. Betrachte mich also als ‚den sel'gen Spiegel Deiner Seligkeit.‘ Ich schreibe Dir auf meinem Zimmerchen im Weinberg, über mir höre ich unsere lieben Weiberchen herumkramen in häuslichen Geschäften und mitunter auf dem Klavier klimpern.“

Wieviel Stimmung gab ihm dieses traute Flüstern der Hausgeister zu seinen Arbeiten! Wenn dann Körner mittags von seinem Bureau kam, ebenso bereit, in die geistigen Höhen des Dichters hinaufzusteigen, wie Schiller, sich mit übermütigster Laune der bequemeren Hausstimmung hinzugeben, welch ein Kreis hätte sich diesem vergleichen können? Körners Bibliothek enthielt manches gute Buch, namentlich aus dem Gebiete der Philosophie und Geschichte. Wo sie nicht zulangte, half die kurfürstliche Bibliothek aus. Man las gemeinschaftlich solche Werke, welche Diskussionen erzeugten, man besprach gern ein Lieblingsthema des Dramatikers, die Motive der menschlichen Handlungen, die Abwägung von Tugend und Größe. Körner war reicher an Kenntnissen und Lektüre. Er hatte bereits die ersten Schritte im Kant gethan und hielt mit dem großen Denker die bisherige Metaphysik für nichts als ein schönes Spiel mit Begriffen. Hier stieß er gegen Schillers uns

bekannte Ansichten an und ward so der kritische Raphael für den moralphilosophischen Julius. Die Frucht dieser Gespräche wurden, soweit die Theosophie des letztern nicht aus früheren Zeiten stammte, die philosophischen Briefe im dritten Hefte der Thalia. Nicht Schiller, sondern Körner hat die Briefe Raphaels geschrieben, und der trockenere Ton würde sie auch dann reichlich als seine Produkte kenntlich machen, wenn seine Autorschaft nicht ausdrücklich bezeugt wäre. Während so die Freunde sich gegenseitig leisteten, was sie versprochen hatten, übte der Umgang der beiden Frauen auf Schillers Stimmung den wohlthätigsten Reiz aus. Mit welchem liebenswürdigen Humor, wie fern von jenem Dichterbewußtsein, das den Dreifuß als unentbehrliches Attribut seiner Würde mit sich schleppt, unser Dichter sich gehen ließ, dafür sind uns einige Zeugnisse verblieben, deren eines hier seine Stelle finden mag.

In Gohlis war wenig am Don Carlos geschehen. Schiller arbeitete jetzt um so eifriger daran. Im Wohnhause sollte etwas gebaut werden. Der Poet mußte sein trautes Zimmer verlassen und in das Häuschen des Winzers ziehen. In diesem befand sich auch die Waschküche, durch welche der Eingang in sein Stübchen führte. Das schreckliche, was sich nun begab, erklärt folgende „Bittschrift", die er am andern Morgen den Damen des Hauses überreichte:

Dumm ist mein Kopf und schwer, wie Blei,
  Die Tobaksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
  Dem Trauerspiele gnädig.

Ich kratze mit dem Federkiel
  auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
  aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen aufs Papier
  mit angefror'nem Finger? — —
O Phöbus! hassest du Geschmier,
  so wärm' auch deine Sänger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
  es scharrt die Küchenzofe —

und mich — mich ruft das Flügeltier
nach König Philipps Hofe.

Ich steige mutig auf das Roß;
in wenigen Sekunden
seh' ich Madrid — am Königsschloß
hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
in süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
mit wonnevollem Schauer,
in ihren Augen Götterlust,
doch in den seinen — Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph,
schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
beim Hemderwaschen holen.

Gegeben in unserm jammervollen Lager ohnweit dem Keller.

F. Schiller,
Haus- und Wirthschafts-Dichter.

Der mahnende Winter trieb natürlich auch Schiller in seine Stadtwohnung, welche jetzt Huber mit ihm teilte. Denn auch er war endlich von seinen Eltern nach Dresden entlassen worden, um unter Anleitung des Ministers von Stutterheim sich zum Posten eines Legationssekretärs vorzubereiten. Nun ging der Traum, den Schiller in Mannheim von einem fünfblätterigen Kleeblatt geträumt, vollends in Erfüllung. Es ist eine Andeutung vorhanden, daß fünf silberne Becher die äußern Symbole dieser Verbrüderung wurden. Ja, diese drei Männer, die doch alle am Eingang einer Laufbahn standen, schlossen sich — so verlockend war diese Ver-

brüderung — fast ganz von der Außenwelt ab, um ihre innere Welt auszubilden. Es ist komisch mitanzusehen, wie sie sich gelegentlich anfeuern, diese und jene einflußreiche Bekanntschaft zu machen, und schließlich sich auslachen, daß sie es versäumt haben. Huber, dem die Eltern immer umsonst Konnexionsbesuche zu machen empfahlen, brachte wohl öfters aus den Soireen des Ministers ein Parfüm jener Sphären mit, im übrigen blieb auch er, in dramatische Arbeiten vertieft und ganz den Freunden hingegeben, der Dresdner Gesellschaft fern. Nach allen Zeugnissen war kein großer Verlust dabei. Eine Wüste der Geister nannte Schiller die Stadt noch viel später. Wie Friedrich Laun erzählt, lastete damals im Vergleich mit andern Städten auf Dresden eine Art von ägyptischer Finsternis. Die Landplage erstreckte sich weit über die den Landes- und städtischen Kollegien vorsitzende steife Gravität hinaus bis in die meisten Privatwohnungen. Anmaßende Kritik bei eigener Mittelmäßigkeit, erbärmliche Gesinnung und ängstliche Geschliffenheit, das war nach Körners Urteil der Grundton der Dresdner Kultur. Eine strenge Censur suchte nach Kontrebande in Theater und Presse, eine Censur, die in dem protestantischen Lande besonders auf den katholischen Hof Rücksicht zu nehmen hatte und welche auch Schillers Carlos in der Thalia nicht wollte passieren lassen. Sogar in der Kirche, es klingt fast unglaublich, regulierten groteske Schweizersoldaten die Ordnung unter den Scharen der Andächtigen. Es versteht sich von selbst, daß Körners Haus eine Oase in dieser Wüste war. Namhafte Künstler und Gelehrte von auswärts fanden hier eine geistvolle Unterhaltung. Auch einige befreundete Familien schlossen sich mutig in gleichem Sinne an. Dazu gehörte ein wackrer Kollege Körners, Namens Reinhart, der Kriegssekretär Neumann, Archenholz, der vielgereiste Historiker des siebenjährigen Krieges, ein Finanzrat Wagner mit seiner Tochter, der Komponist Naumann, durch seine Leistungen im italienischen Stil geschätzt. Er setzte einige Balladen von Schiller, und Körner hätte Schiller gern zu einem Operntext für Naumann überredet. Zu erwähnen sind noch Professor Wilhelm Gottlieb Becker, als Redakteur thätig, der berühmte Porträtmaler Graff, welchem auch Schiller bald sitzen mußte. Besonders war musikalische Bildung der sichere Schlüssel zu Körners geselligem Zirkel, in welchem

des jungen Hausherrn und seiner Gattin musikalisches Talent Sang und Klang stets lebendig erhielten. Doras Kopien nach Bildern der Galerie mochten zu oft für Schillers Ohren die Unterhaltung auf diesen glänzenden Punkt in der Dresdner Finsternis lenken. Der Galeriedirektor Hartmann mußte einmal die geistreiche Frage aus Schillers Munde vernehmen: „was denn an den alten Lumpen zu sehen sei."

So ging der angenehmste Winter hin. Das zweite Heft der Thalia konnte bei Göschen zu Anfang des Jahres 1786 erscheinen und brachte außer den obengenannten Gedichten noch die kraftvolle Erzählung: „Der Verbrecher aus Infamie" (aus verlorner Ehre lautet der spätere Titel), zu welcher Professor Abel auf seiner Durchreise durch Mannheim seinem ehemaligen Schüler den Stoff gegeben haben will. Wahrscheinlich, so vermutet Kurz, vernahm Schiller die in Schwaben allgemein bekannte Geschichte vom „Sonnenwirthle" aus dem Volksmunde und schrieb sie später aus verbleichter Erinnerung auf. Im Stil ist das Studium Diderots und historischer Muster kaum zu verkennen.

Die Uebersetzung von Merciers précis historique zu der dramatisierten Historie Portrait de Philippe second, roi d'Espagne, bewies, wie sehr Schiller der Wirkung seiner eigenen Darstellung dieses Charakters in seinem Don Carlos gewiß war. Denn der Philipp des précis historique ist ein abstrakter Despot und konnte leicht den Eindruck des dramatischen Gebildes kreuzen. Der jenem Aufsatz hinzugefügte Abriß aus dem abrégé chronologique de l'Histoire d'Espagne et de Portugal, die fast wörtliche Wiedergabe einer Note im zweiten Bande der Uebersetzung von Robert Watsons Geschichte der Regierung Philipps des Zweiten, näherte sich wenigstens in einigen Zügen dem Könige des Trauerspiels, indem er ihm Gerechtigkeit und Großmut, lebhaften Geist, ein erstaunendes Gedächtnis, eine unermüdete Arbeitsamkeit nachrühmt. Das beste, was wir diesen Uebersetzungen und Entlehnungen verdanken, ist das Gedicht: Die unüberwindliche Flotte. Wie Goedeke vermutet, ist Mercier selbst der „poète", der die in Prosa wiedergegebene Schilderung der Flotte verfaßt haben soll, der „Dichter jener Zeit", dessen Schiller erwähnt. Mercier sagt: Voici de quelle manière un poète a peint cet evènement: Une flotte formi

dable fait mûgir les flots, etc.... mais le Tout-Puissant voulut conserver le noble rempart de la liberté, cet asyle invincible de la dignité humaine; il souffla, et cette flotte invincible fut brisée et dispersée. Unter Schillers Händen wurde aus diesen Worten:

> Gott der Allmächt'ge sah herab,
> sah deines Feindes stolze Löwenflagge wehen.
> Sah drohend offen dein gewisses Grab —
> Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
> erlöschen meiner Helden Stamm,
> der Unterdrückung letzter Felsendamm
> zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
> vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
> Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
> der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
> Gott der Allmächt'ge blies,
> und die Armada flog nach allen Winden.

Die spärliche Fortsetzung der Scenen des Don Carlos (Akt II, Sc. 1—4), die auch im dritten Thaliaheft nur bis zum 16. Auftritt (Gesamtausgabe 13. Auftritt) gedieh, spricht sehr dafür, daß andere Arbeiten der Dichtung den Rang streitig machten. Körner erzählt, daß der Entwurf zum Menschenfeind, mit dem Schiller freilich schon jahrelang sich getragen zu haben bekennt, auch einige Scenen daraus, in die Dresdner Zeit gehören. Ein Epos, Julianus Apostata, ward ins Auge gefaßt. Aber den gefährlichsten Rivalen erhielt das Drama durch den Geisterseher, dessen Anfang im vierten Heft der Thalia erschien.

Professor Meyer aus Bramstedt, der Biograph Schröders, welcher genau über den Berliner Geisterseherorden unterrichtet war, will Schiller den Stoff dazu gegeben haben. Nach Körners Erzählung hätten Cagliostros Abenteuer, nach einer andern, aber nicht sicher erweislichen Darstellung die Apostasie des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, des Vaters von Karl Eugen, Motive geliehen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, der Stoff lag in der Luft. Die chemischen und physikalischen Entdeckungen waren der Zeit zu Kopf gestiegen. Es war die Kehrseite der Freigeisterei, zu glauben,

daß der Mensch Geister citieren könne. Männer wie Forster und Sömmerring glaubten eine Zeit lang, daß die Rosenkreuzer Gold machen können und Schröpfer Geister citiere. Für Magnetismus und magnetische Kuren interessierte sich Schiller aufs lebhafteste. Herder und Goethe glaubten an eine Wirkung in die Ferne. Man fragte einander in den ersten Stunden der Bekanntschaft das Glaubensbekenntnis über diese Dinge ab. Die Rosenkreuzer und Illuminaten, welche man oft für verkappte Jesuiten hielt, prahlten mit Geheimkünsten, um müßige Fürsten zu ködern. Und die Schwindler wußten es am hellen Tage dunkel zu machen, um einer wollüstigen Phantasie noch die Wollust des Aberglaubens zu verschaffen. In Preußen machte die Vernunft mit Friedrichs des Großen Tod am 17. August 1786 die großen Augen zu. „Der neue König," schreibt Kirchhof an Meyer aus Bramstedt, „läßt sich von verschiedenen Favoriten leiten, so alle Geisterseher, wie der König, sind; und wer dieser Sekte nicht zugethan ist, kann dort zu nichts gelangen." Diese Umkehr der Aufklärung, die in Berlin mit Wöllner ihr Ministerium errang, hatte später ihre Apostel in einem Teile der romantischen Schule. Und es ist begreiflich, daß Tieck, der bei aller Aufforderung dazu sich doch nicht bekehrte, in Schillers Geisterseher den Torso eines trefflichen Romans bewunderte. Denn Schiller hat die ganze Erscheinung mit allen ihren Verwandtschaften im Kern gegriffen. Man hat gefragt, warum er den Roman nicht vollendete. Die Antwort ist: weil er ihn noch während der Arbeit verachtete. Das kam bei ihm sonst in der Regel, wie bei allen Künstlern, nach der Arbeit. „Eine Farce" nennt er ihn, „eine Schmiererei," bei der er sich eines sündlichen Zeitaufwandes bewußt ist. Schiller hat kein Werk geendigt, das nicht in einer geschlossenen, leicht übersehbaren Kunstform auftrat. Auch fehlte seiner strengeren Natur die Schreibseligkeit, ohne die ein Roman nicht zu denken ist. Das Fragment des Geistersehers ist mehr Drama, als Roman. Keine Spur jener behaglichen Breite, jenes Privatvergnügens, jener Kleinmalerei, die es einem erschlafften Zeitalter bequem macht. Erregte auch später die Philosophie des Prinzen noch einmal seine Lust zur Fortsetzung, so machte seine eigene Philosophie auch dieser ein Ende. Der Beifall, den das Werk fand, täuschte ihn nicht über die zweifelhafte Quelle des-

selben. Immerhin war der Geisterseher eine Studie, an der er untergeordnete Virtuositäten des Dramatikers üben und zu gleicher Zeit erproben konnte, was der Roman als solcher seinem Kunstideal leiste.

Für ihn war das Wort gesagt, welches die Geschichte den Roman für große Seelen nennt. Die Geschichte ward ihm täglich teurer. Sie ward ihm (wie wohlthätig für den Dichter!) ein volles, uneigennütziges Anliegen seiner Natur. In ihr war selbst ein breiter und roher Stoff geadelt durch den Reflex, den er vom Ganzen der Menschheit erhielt. In diesem gewaltigen Gewebe das Geheimnis der leitenden Ursachen und Ideen zu entdecken, das war ja jenes Anschauen des göttlichen Kunstwerkes, welches die Menschenbrust mit der erhabensten Freude, mit göttlichem Geiste füllte. Es war für den Menschenmaler, für den Darsteller von Handlungen ein Naturstudium im großen Stil. Es that, was Goethe vor allem für den Dramatiker unerläßlich hält, es reinigte und veredelte die Individualität des Dichters, indem es alles Kleinliche von ihm abstreifte und ihn geschickt machte, in seinem Wesen das Wesen der Menschheit zu geben. Ihn mußten, seiner Natur nach, vor allem die Epochen reizen, wo die Geschichte vorzugsweise dramatisch wird: die Revolutionen. Die Vorstudien zu Don Carlos hatten ihn vielfach auf die Geschichte der niederländischen Rebellion hingelenkt, und wenn auch schwerlich, wie Klischnigg erzählt, Schiller seine Geschichte des Abfalls der Niederlande schon in Leipzig zu schreiben begann, jedenfalls sammelte er in Dresden Materialien dazu. Denn er wollte sie in der Sammlung der merkwürdigsten Rebellionen erscheinen lassen, die er für den Verleger Crusius vorbereitete. Und ein anderes Thema, das er später behandelte, ward ihm wahrscheinlich hier zugeführt. „Ich habe," schreibt er an Körner am 15. April 1786, „diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. — Daß doch die Epoche des höchsten Nationen-Elends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor. Ich wollte, daß ich zehen Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte." Dieser Wunsch trieb ihn an, jetzt mit seiner Zeit zu geizen und bei seinen Arbeiten zu bleiben, als Körner und

Huber zu Ostern 1786 nach Leipzig reisten. Er ließ sich, während die Freunde mit Kunzes sein Freudenlied sangen, lieber durch die Lektüre Thomas Abbts, des popular-philosophischen Schriftstellers belehren, welches das wahre Verdienst des Menschen sei, und sann die Frage durch, welche Thätigkeit bei gleichen Kräften die vorzüglichere sei, politische oder ideale, bürgerliche oder gelehrte. Abbt lehrte ihn zugleich sich selber und seine Schranke kennen. Schiller entdeckte in ihm eine ähnliche „Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühls", wie bei sich selbst, nur daß jener mehr „zum scharfsinnigen Philosophen", er selber mehr zum „Dichter und sinnlichen Schwärmer" neige.

So lange Schiller noch über ihren Wert schwankte, mußte die ideale Thätigkeit, der er sich jetzt in vollster Muße hingab, in einem so sinnlich kräftigen Geist immer von neuem eine Quelle der Ungeduld, des Unmuts, der krankhaften Ueberreizung werden. Wir sehen den Dichter in Briefen aus dieser Zeit von solchen Stimmungen ergriffen, bald sich humoristisch preisgebend, bald scheinbar unmännlich unter sich selbst gesunken. Er kann die Einsamkeit nicht ertragen. Er kann nicht ohne Körners leben. Er citiert aus Heinses Laidion:

> Will mich keine Charitin,
> Muse, Nymphe, Schäferin,
> Will mich keine hören?

Nun, es erschien eine Schäferin und, wie Götz meint, mit Absichten, welche solchen Klagen erhörend entgegenkamen. Schwan, von seinen beiden Töchtern, der älteren, Margarete, und der jüngeren, Luise, auf seiner Reise zur Leipziger Messe begleitet, kündigte seinen Besuch, auch wohl Zeit und Ort seines Eintreffens in Dresden an. Schiller, vielleicht bloß auf diese Ankündigung hin, schrieb am 17. Mai an Huber: „Schwan ist hier, schon seit gestern nachmittag, und ich habe ihn noch nicht gesehen." Freudig gespannt, aber nicht frei von Nebengefühlen, will er bis zum Abend warten. „Zeigt er sich indessen nicht, so ist ein Plan dahinter, der meiner Vernachlässigung gilt." Erfuhr Schiller vielleicht gleich darauf, daß sich Schwans Ankunft hinausschiebe, daß man in Meißen Station zu machen gedenke? Am Ende fand er doch noch Zeit,

den Reisenden bis Meißen entgegenzureiten. Denn Luise Schwan, spätere Staatsrätin Pistorius, erzählt: „als wir in Meißen am Posthause einfuhren, wer stand unter dem Thorweg? Schiller in einem mausfarbnen Rock mit Stahlknöpfen.“ Er machte in Meißen, dann in Dresden den artigsten Cicerone. „Aber,“ heißt es weiter, „Schillers Betragen war so herzlich und gerade, wie eines Sohnes und Bruders.“ Und Götz meint, daß Schwan seine früheren Bedenken gegen eine Verbindung mündlich motiviert habe. „So löste sich dieses Verhältnis ohne alle Schuld von Seiten Schillers.“ Ob auch ohne alles Weh auf Seiten Margaretens? Die von den Dresdener Eindrücken berauschte Schwester erzählt nichts von der Empfindung, mit welcher Margarete in Begleitung des Freundes zu einem Konzert ins Naumannische Haus, zum Maler Graff ging, in dessen Atelier man Schillers angefangenes, der Sophie Albrecht vollendetes Porträt sah. Margarete Schwan gehört zu den stummen Personen der Biographie. Ihre Gestalt schwindet zuletzt in ein trauriges, nur durch wenige Nachrichten erhelltes Dunkel hin. Aber aus diesen spricht doch etwas, was unser Mitleid weckt. Noch einmal im Leben begegnete ihr Schiller. Es war im Jahr 1793, als er, von seiner jungen Gattin begleitet, nach Schwaben reiste. Letztere war bei diesem Wiedersehen zugegen. „Beide,“ erzählt sie von Schiller und Margareten, „waren tiefbewegt.“ Dann hören wir noch von einer unglücklichen Ehe mit einem obskuren Manne (Boas nennt in seinem handschriftlichen Nachlaß einen Advokaten Treffz, über den meine sorgfältigsten Nachforschungen bis jetzt nichts Bestimmtes ergeben haben), dann von Margaretens frühzeitigem Tode: sie starb, kaum 36 Jahre alt, an den Folgen einer Niederkunft.

Daß Schiller damals jede „Vernachlässigung“ gut machte, erfahren wir aus Schwans Briefe vom 26. Mai, in dem er von Leipzig aus schrieb: „so viel kann ich Ihnen aber doch versichern, liebster Freund, daß uns der kurze Aufenthalt in Dresden ewig unvergeßlich sein wird.“

War Schiller doch immer der gute Gesell, der in Freud und Leid mitzuleben weiß. So sehen wir ihn beim Herannahen von Körners Geburtstag mit Doras Tuschkasten beschäftigt, um dreizehn Zeichnungen zu illuminieren, wovon ich dem Leser wenigstens

eine vorlegen will. Zum Verständnis derselben folgendes: In Dresden lebte ein Franzose, Namens Duchanton, welcher Körnern oft die Wichtigkeit einer Reise nach Aegypten vorstellte. Körner war auch so sehr von dieser wissenschaftlichen Idee begeistert, daß er schon 2000 Thaler für die Reise hergeben wollte. Schillers Bild zeigt uns nun diese Expedition im Gange. Duchanton schreitet voran, um den Weg zu weisen. Körner folgt auf einem Esel reitend, der über seine furchtbare Last blutige (mit Zinnober angedeutete) Thränen weint. Man sieht den Nil, am andern Ufer Kleopatra, „noch jetzt schön". Huber hatte die Erklärungen geliefert.

Ein anderes Produkt ähnlicher Art beglückte den Freund zu seinem nächsten Geburtstag 2. Juli 1787. Es ist ein einaktiges Lustspiel und führt den Titel: „Körners Vormittag." Körner sitzt in seinem Studierzimmer. Endlich ein freier Vormittag! Nun sollen die oft gefaßten Vorsätze litterarischer Thätigkeit erfüllt werden. Er muß sich aber doch erst rasieren lassen. Aber an dieses Beginnen schießen nun so viel Unterbrechungen an, die alle aus seinem gutmütigen Sichgehen- und Brauchenlassen folgen, daß er auf einmal seinen schönen Vormittag verloren sieht. Wütend weist er endlich einen Kandidaten ab, gleich darauf lädt er ihn zu Mittag. Aber lieber Gott, rufen die Freunde, wie hast du denn den ganzen Vormittag hingebracht? Körner (in wichtiger Stellung): Ich habe mich rasieren lassen.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Schillers energische Natur sich an solcher Gemütlichkeit nicht durch trübe Stimmungen gerächt hätte, die oft den Freunden unerklärlich waren. Melancholie ist, nach Kant, die Zugabe tieferer Naturen. Sie ist die Wolke, aus der der Blitz freudigen Fortschritts zuckt. Je mehr die Wirklichkeit ihn anlächelt, desto mehr schützt sich der ideale Mensch durch Trauer vor Ueberhebung. Dazu war Schiller immer noch abhängig. Er empfing seine Existenz vom besten, edelsten Freunde. Aber er empfing sie. Mit welchem Rechte von einem, dessen Mittel einige tausend Thaler nicht überstiegen, und der sich das Seine erwarb? Das mußte einmal aufhören. Das eine Jahr, für welches er Körners Wohlthat angenommen, war um. Aus einem Briefe an Wieland (24. Mai) sprach schon das Mißbehagen über die Un-

abhängigkeit, die, sonst für das höchste Gut gehalten, ihm lästig werde, weil sie ihm aufgedrungen sei. Er machte an sich die ziemlich gewöhnliche Erfahrung, daß, wenn es der Zufall nicht gethan, der Ueberlegung es schwer werde, einen Entschluß für das Leben zu fassen. Dazu kam, daß Körner mit der Neige des Sommers einer Sorge anheimfiel, die sein ganzes starkes Gemüt einnahm. Seine Minna sank infolge einer Entbindung in ein langwieriges Siechtum. Dieses Elend lastete natürlich auf dem ganzen Kreise. Schiller, den jedes Leid der Freunde aufs tiefste ergriff, fühlte sich oft unsäglich unglücklich.

Da schien ein Zufall ihm den Entschluß fürs Leben zuzuführen. Noch einmal war es die Bühne, welche der Dichtung die Hand bot. Und diesmal durch den größten Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, durch Friedrich Ludwig Schröder; ein Verdienst Schröders, welches noch nicht in der Theatergeschichte verzeichnet ist.

Schröder hatte nach seinem Abgang von Wien 1786 zum zweitenmal die Leitung der Hamburger Bühne übernommen und gedachte hier das Schauspiel mit Ausschließung der Oper wieder zu seiner ganzen Würde zu erheben. Schröder hatte in Schiller, während er früher die Richtung desselben verdammte, doch das „größte jetzt lebende dramatische Genie der Deutschen" erkannt. Die Proben des Don Carlos aber hatten ihn überzeugt, daß Schiller auf dem Wege eines bequemeren Maßes sei. Dies hatte er gegen Schillers Freund, den Schauspieler Beck in Mannheim, ausgesprochen. Beck, mit welchem Schiller in dauernder Verbindung geblieben war, teilte dem Freunde diesen Ausspruch mit und schrieb ihm von dem großen Plane, den Schröder in Bezug auf das redende Schauspiel durchführen wollte. Das war ja, was Schiller brauchte. Er schrieb an Schröder (12. Sept. 1786). Er gestand, indem er sich auf Becks Mitteilung berief, daß sein Enthusiasmus für das Drama wieder erwacht sei, aber daß ihm vor der Mißhandlung auf der Bühne graue. Er kenne nunmehr und achte die Grenzen, welche bretterne Wände vorschreiben, aber von den engeren Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setze, wünsche er freigesprochen zu sein. Durch eine Verbindung mit Schröder hoffe er ein Ideal zu realisieren, das nur in Ver-

bindung mit dem Genie eines großen Schauspielers zu realisieren sei. Schließlich bot ihm Schiller alle seine künftigen Stücke an.

Schröder erwiderte am 18. Oktober in der entgegenkommendsten Weise. Aber er meinte, ein dramatischer Dichter müsse durchaus an der Bühne leben, für die er arbeite. „Sind Sie frei?“ fragt er, „können Sie Dresden gegen Hamburg vertauschen? und unter welchen Bedingungen?“ Zugleich beruhigte er Schiller in einem wichtigen Punkt. Nie solle er eine Behandlung wie in Mannheim zu befürchten haben. Schröder bat ihn, wenn er nicht selber kommen könne, alle seine Stücke zu senden.

Schröder konnte nach Schillers erstem Brief erwarten, daß er die angebotene Stellung annehmen werde. Allein jetzt, wo es Ernst wurde, fühlte Schiller die Unmöglichkeit, sich von Körners zu trennen. Und ein anderes, ebenso starkes Band lenkte noch einmal sein Leben nach ganz anderer Seite hin.

Schillers Verhältnis zu Charlotte von Kalb war durch die Trennung eher befestigt als gelockert. Ihr und Beck sandte er die Thaliahefte, sowie sie erschienen, mit ihr blieb er in lebhaftem Briefwechsel. Durch seine enthusiastischen Schilderungen waren die Dresdener Freunde für sie eingenommen. Man sah sie in diesem Kreise bereits als eine Dazugehörige an. Charlotte war ihnen auch örtlich näher gerückt. Auf Beschluß der Brüder von Kalb sollte sie Mannheim mit einem wohlfeileren Aufenthalt vertauschen. Der bedenkliche Stand des Ostheimischen Vermögens, hieß es, mache diese Einschränkung nötig. Sie dachte sich dem Dresdener Kreise anzuschließen. Schiller erwartete sie schon einmal im April 1786. Indessen verzögerte sich ihre Reise, und der Wunsch der Ihrigen bestimmte sie, ihren Aufenthalt vorläufig auf Kalbsried, dem Landgut ihres Schwiegervaters, zu nehmen. Nachdem sie im Oktober 1786 zuerst einige Wochen in Weimar geweilt und das dortige Terrain kennen gelernt hatte, ging sie nach Kalbsried, wo sie in trauriger Einsamkeit bis zum April verblieb. Charlottens Anwesenheit in Weimar und in der Nähe von Weimar hatte ohne Frage den größten Anteil daran, daß Schiller seinen Mannheimer Plan, nach Weimar zu gehen, jetzt lebhafter wieder aufnahm. Er wollte die geliebte Freundin wiedersehen. Alle Wesen, an die er sich fesselte, hatten etwas gehabt, das ihnen teurer war, als er.

Damit konnte sich sein Herz nicht behelfen. Charlotten, das wußte er, war er Alles. Seine Ansichten waren freier geworden; er glaubte jetzt, ohne innere Kämpfe ihr nahen zu können. Vielleicht fürchtete er die Gefahren nicht, vielleicht hoffte er sie. Ja, wahrscheinlich sprach sich nur das glühendste Liebesbedürfnis in allen diesen Wünschen aus. Denn es gibt neben dem Schönen, Guten und Wahren keinen so mächtigen Lenker des Lebens, als den, welcher auch das größte Genie in die Schranken, in die Freuden der Gattung lockt. Wie gewaltig er unsern Dichter beherrschte, werden wir bald zum Verwundern erfahren.

Schiller fragte bei Charlotten an, ob er in Kalbsried einige Monate zubringen dürfe. Er wolle dann in Weimar und Jena für seine fernere Zukunft wirken.

Darauf schrieb er am 18. Dezember an Schröder und lehnte eine dauernde Stellung in Hamburg ab. Er machte geltend, daß er ohne Zustimmung des Herzogs von Weimar kein Engagement eingehen könne. Er stellte indes einen Besuch in Hamburg in Aussicht, meinte, den Menschenfeind zum April liefern zu können, versprach den Don Carlos in sechs Wochen einzusenden, fragte an, ob er ihn in Prosa verwandeln solle oder ob Schröder die Jamben auf der Bühne zu bieten wage, und besprach andere Punkte der Darstellung in einer Genauigkeit, welche beweist, daß Schiller die Bühne kannte. Schröder ließ Schillers Ablehnung gelten und wählte den Don Carlos in Jamben.

Aber anstatt nach sechs Wochen war das Werk erst nach sechs Monaten in seinen Händen. Die Ursache dieser Verzögerung waren zum größten Teil ein Paar schöne Augen und diesmal nicht Charlottens. Schillers Gemüt glich gerade einer Festung, wo Mauern und Gräben im schlechtesten Zustande sind, der Kommandant verreist und die Besatzung ohne Waffen ist. Ein Zustand, den der siegreiche Eros am liebsten benutzt.

Körners gehen zu Weihnachten nach Leipzig. Schiller bleibt mit Huber zurück. Eine erschreckliche Langeweile quält ihn. Das Gefühl einer hergebrachten Gewohnheit, sich in den Feiertagen zu zerstreuen, jagt ihn vom Schreibtisch auf. Er geht aus. Unbefriedigt kommt er wieder zurück. Die Theaterkreise üben ihre alte Anziehungskraft. So reizlos Sophie Albrecht sein Aeußeres fand,

so verliebt war sie in sein Genie. Bei ihr verkehrten die freieren Elemente der Gesellschaft. Bei ihr fand sich jene stille Gemeinde zusammen, welche am polierten Altar die Götter Coeur und Carreau anbetet. Auch Schiller hatte an diesem Altar geopfert. Er bereute es, er verschwor es, er glaubte es überwunden zu haben. Jetzt hat er seinem Körner zu beichten, daß er — gewinnt. Als Körners anwesend waren, hat er sich nach Zerstreuung gesehnt, jetzt findet er die Einförmigkeit ihres Zusammenlebens zu seiner Existenz notwendig. Er setzt seinen eigenen Wert aufs tiefste herab. Er schreibt: „Ich bin Hubern nichts und er mir wenig .... Ihr waret mir so viel und ich Euch noch wenig — nicht einmal das, was ich fähig sein könnte Euch zu sein." Jetzt wünscht er, daß seine Wünsche in Kalbsried unentschieden bleiben. Geschichtliche Lektüre wird ihm schwer, kaum kann er Stimmung für den Don Carlos finden.

Körners kommen im Januar zurück. Charlotte schreibt endlich, daß sie Schillers Besuch in Kalbsried nicht annehmen könne, und rät ihm, nach Jena zu gehen, um dort Vorlesungen zu hören oder zu halten. Er war noch über seinen Beruf unschlüssig, wie Charlotte erzählt, aber jetzt schwankte er zwischen Medizin und Geschichte. „Im Februar", so berichtet sie, „schrieb er mir darüber, weilte aber noch in Dresden, wo dann ein leidenschaftlicher Einfluß, der Andern unheimlich schien, ihn erfaßte."

Wir sind hiemit an der rechten Thür. Und ein Stammbuchblatt Schillers mag uns über den Beginn dieser Leidenschaft Aufschluß geben. Schiller verliebte sich in eine Maske. Er schreibt:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben,
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.
  Ein Blick war uns genug;
  Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug ꝛc.

Nehmen wir die Maske ab. Die Dame, an welche diese Verse gerichtet sind, war Fräulein Henriette Elisabeth von Arnim, nach

mir vorliegenden und andern Zeugnissen eine jener Schönheiten, die geborene Königinnen sind. Sie hatte gerade Geist genug, die Krone mit Anstand zu tragen, und eine natürliche Anlage, die Segnungen, welche die Natur durch sie verteilte, mild und freigebig zu verwalten. Sie besaß damals nicht viel mehr, als ihre hohe, edle Gestalt, die schönsten Züge und eine vollendete Tournüre. Die Mutter, Witwe eines Offiziers und Gouvernante der Hofdamen in Dresden, hatte Mittel genug, mehrere Töchter, auch Henriette im Ursulinenkloster zu Erfurt erziehen zu lassen. Sophie Albrecht, bei der Schiller die Schöne öfters wiedersah, ward die Vertraute seiner Verzauberung und bald gewann er Zutritt zur Familie Arnim. Der Mutter war die Huldigung des schon berühmten Dichters willkommen, um den Preis ihrer Tochter in den Augen anderer Anbeter zu steigern. Und die Tochter, zwar von einer so beredten, so glühenden Anbetung gerührt, war doch nicht stark genug, dem doppelten Spiele, zu dem die Mutter sie zwang, sich zu entziehen. Schiller war blind. Er war in dem Fanatismus, den er im Prinzen und später im Mortimer gedichtet hat, in dem Zustand, wo der Mensch „aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraustritt", in welchem Mark Anton seine Mörderin anbetet, er stand unter der furchtbaren Gottheit, welche die Jungfrau mit einem Blick Lionels ins Verderben stürzt. Briefe, Geschenke, ja, wie es heißt, Geldsummen wanderten jetzt diesen Weg. Schiller verkaufte den prosaischen Carlos (vielleicht ließ er sich nur deshalb zu dieser Hinrichtung bereden) an Bondini, an Koch und forderte, so grausam machte ihn die Liebe, von dem abgebrannten Großmann 12 Dukaten.

Arnims verreisten im Frühjahr. Jetzt war die sonst gepriesene Einförmigkeit des Körnerischen Umgangs nicht imstande, Schiller in Dresden zu fesseln. Er zieht nach Tharandt hinaus, nur um sich nach Dresden zurückzuwünschen. Als er Arnims zurückerwarten kann, eilt Brief auf Brief nach Dresden. „Meinem beleidigten Dorchen", schreibt er, „schicke ich diesen Einschluß zur schleunigsten, gewissenhaftesten und pünktlichst gütigsten Besorgung. Wenn Arnims noch nicht wieder in Dresden wären, so soll Minna oder wer meinen Brief hinträgt, ihn wieder mitnehmen." Dorchen konnte sich wohl durch solche Paschabefehle beleidigt fühlen. Und

doch, je kränker er ist, um so zarter bemühen sich alle um ihn. Er kommt sich wie ein armer Robinson auf einer wüsten Insel vor. Sie schicken ihm englisch Bier, Bücher, darunter, vielleicht nicht ohne Dorchens witzigen Rat, die liaisons dangereuses und den Werther. An den Liaisons findet er Geschmack, von dem Manne mit der Pistole kann er keinen Gebrauch machen.

Als Arnims Ende April zurückkamen, verlor er vollends den Kopf und schrieb am 2. Mai in das Stammbuch des schwarzäugigen Fräuleins jenes Gedicht, dessen Anfang ich oben mitteilte und dessen Ende also lautet:

„Spät führte das Verhängnis uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündnis sein.
Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen will ich streben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennst."

„Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben." Das war wohl der Tochter, aber nicht der Mutter genug. Indessen tauschten die Liebenden ihre Porträts aus; Schiller zeigte das Bild der Frau von Kalb, die von der wunderbaren Schönheit überrascht wurde.

Im Mai zog Schiller nach Dresden und wohnte fortan in Körners Hause. Offenbar in dieser Zeit gelang es der Bemühung der Freunde, ihn von dem Mißbrauch zu überzeugen, den man mit seinen edelsten Gefühlen trieb. Die Geliebte hatte ihm gesagt, daß, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil sie dann in Familiengesellschaft sei. Schillers Freunde hatten erkundet, daß sie dann reichere Anbeter empfing. Sie suchten Schiller zu überzeugen. Sie drangen auf Entfernung. Aber was die Freunde mühsam aufbauten, warf ein Blick aus diesen bethörenden Augen über den Haufen. Endlich stand die kranke Vernunft wieder auf den Füßen. Schon am 1. Juni schreibt Schiller an Koch, späteren Schauspieldirektor in Frankfurt: „Als wir uns hier von einander trennten, ist mir von einem Mädchen, das Sie gesehen haben, der Kopf so warm gemacht worden, daß ich Ihre Adresse in Berlin darüber vergessen habe."

Und an Schröder schreibt er am 13. Juni: „Die Umstände, welche diesmal den Don Carlos verzögert haben, kommen zum Glück nicht so gar oft wieder, und wenn sie kommen, so kommen sie nicht zugleich. Eine Abhaltung und die stärkste könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu notwendigeren Dingen."

So schreibt niemand, der noch unheilbar verliebt ist. Der Rausch war vorüber. Der Nachgeschmack war etwas bitter, in seiner Phantasie blieb das Bild einer schönen, aber „abgefeimten Betrügerin". Als er im Geisterseher eine solche in seiner Griechin darzustellen hatte, kannte er die Gattung sehr genau, aber die Darstellung gedieh nicht zu Ende. Er konnte den Farbentopf auch noch zur „königlichen Heuchlerin" Elisabeth brauchen.

Zum offenen Bruche mit Arnims kam es nicht. Es war auch nicht nötig, da Schiller die Gewißheit hatte, unter diesen Umständen nicht als Treuloser zu erscheinen. Die Trennung kostete indes dem Fräulein viele Thränen. Sie heuchelte wahrscheinlich gegen andere, um gegen ihn wahr sein zu können. Leider gibt es in diesen Dingen nur eine einzige Wahrheit. Aber sie blieb ihm auf ihre Art treu, sein Bild hing bis zu ihrem Tod über ihrem Bette. Sie heiratete zuerst einen Grafen von Kunheim, nach dessen Tode einen Onkel ihres ersten Gatten, einen alten Mann, gleichfalls Grafen von Kunheim, und lebte etwa eine Viertelmeile von Friedland in Preußen auf dem Gute Kloschenen, in einer keineswegs glücklichen Ehe. In beschränkten Verhältnissen starb sie zu Dresden im Jahr 1847.

Uebersehen wir diese letzten Dresdener Monate, so erscheint ein Wort Hubers treffend wahr, der, als er Goethes Tasso gelesen hatte, an Körner schrieb: „Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und noch jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblicke, da Tasso nach Rom will." Dieser noch jemand, es ist Schiller. Ja, Tasso-Schiller wollte nach Rom, nach Rom, wo ihm Lorbeeren und Wettkämpfe winkten. Belriguardos schattige Parke mit ihren Prinzessinnen und dem braven Alphons-Körner waren nicht die Welt. Weimar war für ihn noch ein Land der geistigen Riesen. Er mußte sich an ihnen messen.

Er erfuhr von Charlotten, sie werde einige Monate in Weimar zubringen. Sein Carlos war erschienen. Er konnte sich mit diesem Werke dem Herzog und denen zeigen, deren Schüler und Freund er sich in der ersten Thalia genannt hatte. Er faßte seinen Entschluß.

Er erwartete nur noch sein Carlos-Honorar von Schröder. Dieser sandte es sofort. Ein unvergeßlicher Abend noch mit den Freunden, an welchem er ihnen den Don Carlos vorlas, — und am 20. Juli war er auf dem Wege nach Weimar.

IV.

Don Carlos.

Schiller nahm die Fabel seines Don Carlos aus der Novelle von St. Real: Dom Carlos, nouvelle historique et galante. Es ist ein buntes Machwerk, aber für einen Dramatiker gerade recht. Geschichtliche Treue und Charakteristik drücken die Novelle nicht. Aber sie wimmelt von Situationen. Hier ist ihr Hauptinhalt.

Elisabeth von Valois ist während des Waffenstillstandes zwischen Frankreich und Spanien mit Carlos verlobt worden. Der erneute Krieg schiebt die Heirat hinaus, und der Friede zerschlägt sie völlig. König Philipp wirbt selbst um seines Sohnes Braut. Carlos, der sie bereits im Bilde kennt und liebt, verfällt in ein sonderbares Betragen, welches Philipp als eine Aeußerung von Herrschbegierde deutet. Die Prinzessin kommt nach Spanien. Sie wird beim Anblick des Prinzen ohnmächtig, sie zeigt sich verwirrt bei der Begegnung mit Philipp. Nachdem die Vermählung vollzogen ist, sieht Carlos sie ohne Zeugen, er gesteht seine Liebe und erhält die Ueberzeugung der Gegenliebe. Nun spinnt sich gegen das Paar eine komplizierte Intrigue. Die Prinzessin von Eboli hat sich, wie bei Schiller, dem Prinzen verraten. Don Juan von Oesterreich, der Bastard Karls V., liebt die Königin und vermutet in Carlos seinen Rivalen. Der Gemahl der Eboli hat den Prinzen erzogen und ihn bei einer Gelegenheit mit Ruten streichen

lassen müssen. Dafür ist er mit Carlos verfeindet. Alba wird von Carlos und der Königin in seinem Plane gekreuzt, die Königin von Navarra nach Spanien zu entführen.

Diese Personen bilden ein Komplott. Selbst das Volk wird gegen Carlos erbittert. Denn als König Philipp und die Inquisition den Beichtvater und das Testament Karls V. verbrennen lassen, weil letzteres ketzerische Aeußerungen enthält, tadelt Carlos dieses Beginnen laut und heftig. Der König schickt ihn nach Alcala auf die hohe Schule. Der Prinz wird von seinem Jugendfreunde Marquis von Posa und dem Grafen Egmont dahin begleitet. Ein Sturz mit dem Pferde bringt ihn dem Tode nahe. Zärtlicher Brief an die Königin, und zärtliche Antwort von dieser.

Als Carlos nach Madrid zurückgekehrt ist, fängt das Komplott an zu wirken. Es wirft Eifersucht in des Königs Seele. Die Liebenden finden es geraten, daß Carlos sich entferne. Das Geschick scheint diesen Plan zu begünstigen. Eine Deputation der Stände von Flandern ist gerade in Madrid anwesend und ladet den Prinzen ein, sich an ihre Spitze zu stellen. Carlos bittet seinen Vater um die Statthalterschaft. Der König sagt zu, aber zögert mit der Erfüllung, zumal jetzt auch seine Eifersucht durch die Schwangerschaft der Königin genährt wird, welche nicht ganz mit seiner Rechnung stimmen will.

Jetzt spielt Marquis Posa seine Rolle. Er wird der Vertraute der Liebenden. Bei einem Turnier erweckt er durch seine Galanterie gegen die Königin das Mißtrauen des Königs. Philipp läßt ihn meuchlings ermorden. Um die üble Wirkung dieses Mordes bei dem Infanten zu verlöschen, will Philipp ihn jetzt nach Flandern senden. Da zeigt der Gemahl der Eboli dem Könige ein Blatt von Carlos' Hand, worin dieser über die vielen zwecklosen Reisen seines Vaters spottet. Philipp, darüber aufgebracht, schlägt seinem Sohne die Statthalterschaft ab und überträgt sie dem Herzog Alba. Nun sinnt Carlos auf Flucht. Er trifft hochverräterische Abreden mit Oranien, den Hugenotten, den Türken. Unglücklicherweise gewinnt Don Juan von Oesterreich, von der Prinzessin Eboli angeleitet, sein Vertrauen. Man schöpft Verdacht. Man überfällt den Prinzen nachts. Er wird des Hochverrats überführt und der Inquisition überliefert. Man läßt ihm die Wahl des Todes. Er

öffnet sich im Bade die Adern. Nach dem Tode der Königin — sie stirbt an Gift — wird die Prinzessin Eboli die Geliebte des Königs.

Daß Schiller ein Drama, „Andronic“ von Campistron, welches unter andern Namen den Stoff der Novelle St. Reals behandelt, gekannt und benutzt habe, wie mit Aufwand von vielem Scharfsinn behauptet wurde, ist möglich, aber nicht erwiesen. Die unbefangene Vergleichung der drei angezogenen Werke zeugt für die freiste Selbständigkeit von Schillers Behandlung.

Fragen wir: was sah der Dichter diesem Stoffe Gutes ab? Zunächst das, was Alfieri, Otway und manche andere Dichter ihm absahen, theatralische und tragische Wirkung. Das lehrten uns Schillers Briefe an Reinwald und Dalberg. Aber keiner seiner Vorgänger hatte eine Ahnung von dem, was bei Schiller die Seele des Stückes wurde. Schon mit dem einen fast beiläufigen Worte, daß er in der Darstellung der Inquisition einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift habe, ihn auf die Seele stoßen wolle, erhob er das Familiengemälde im königlichen Hause zu einem Tendenzstück, und da er ein echter Künstler war, vielleicht ohne es zu wollen, zur Prinzipientragödie. Es schließt sich insofern der Luise Millerin an, wiewohl letztere mehr der sozialen, Carlos der geschichtlichen Sphäre angehört, und, aus geschichtlichen Mächten und Herzensmächten seinen Strom nährend, in der Geschichte mündet.

Schon in dem dürren in Reinwalds Nachlaß gefundenen Schema der Komposition sind Keime vorhanden, welche beweisen, wie organisch das Drama seiner endgültigen Gestalt entgegengewachsen ist. Es heißt in jenem Plan unter III, B. 1: „Sein (des Prinzen) Heldensinn erwacht wieder und fängt an über seine Liebe zu siegen.“ 2. „Der Marquis wälzt den Verdacht (des Königs in betreff der Liebe der Königin) auf sich und verwirret den Knoten aufs neue.“ Das letztere machte offenbar einen großen, sonderbaren Charakter nötig, welcher neben dem von der Leidenschaft in seinem Kern aufgelösten Prinzen eine wichtige Rolle spielen mußte. Und endlich gibt der Dichter unter V, A dem König Philipp „Regungen der Vaterliebe, des Mitleids“. Der letzte Satz des Schemas: „Schmerz des betrogenen Königs, und

Rache über die Urheber“ deutet schon an, was Schiller später ausdrücklich sagt: „Wenn dieses Trauerspiel schmelzen (tragisches Mitleid wirken) soll, so muß es — wie mich däucht — durch die Situation und den Charakter König Philipps geschehen. Auf der Wendung, die man diesem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie.“

Entschlagen wir uns zuerst, ehe wir auf den Kern des Stückes eingehen, einiger vorgefaßter Meinungen. Die Frage, ob Carlos oder Posa der Hauptheld des Stückes sei, ist eine müßige. Dieser Heldenbegriff ist ein sehr trivialer. Julius Cäsar, Cymbeline, Romeo und Julia und noch manche andere Stücke haben mehr Helden, als einen. Carlos ist der Charakter, welcher die Haupthandlung bedingt und um den sich bis zu seinem Tode die Handlung dreht. Insoweit that der Dichter ganz recht, nach ihm sein Stück zu benennen. Uebrigens stehen ihm an Grad des Leidens und an Energie des Handelns der König, Posa, die Königin gleich, ja überragen ihn noch. Wie wir sehen werden, war durch die Natur der Aufgabe, welche sich der Dichter setzte, ein solches Verfahren geboten.

Das Drama kam nach und nach, in verschiedenen Gestalten, ins Publikum. Schiller veröffentlichte in der Thalia Scenen vom ersten bis zur Hälfte des dritten Akts. Sie sind übervoll, der Vers verleitete zur Breite, der Text ist voller Shakespeareanismen. Der Verfasser mußte später viel ausscheiden, aber er schied nichts Wesentliches und viel Schlechtes aus. Der Prinz sprach zwar in der Gesamtausgabe, die unter dem Titel: Dom Carlos, Infant von Spanien, von Friedrich Schiller, in Leipzig bei Göschen 1787 erschien, weniger von seinen Ahnen und weniger heftig, aber immer noch verwegen und reizbar genug, um ihn die Rolle spielen zu lassen, die er zu spielen hat. In den folgenden Ausgaben von 1801 und 1804 warf der Dichter noch mehr Verse hinaus. Aber die Hauptlücke des Stückes war und blieb unausgefüllt. Der Zuschauer sieht nicht gleich anfangs in das Innere Posas. Der Dichter zieht uns so wenig wie bei Fiesko mit in das Geheimnis. Ferner: die Motivierung des Opferentschlusses erzählt der Marquis nachträglich, sie mußte vorher zur Erscheinung kommen. Doch kann hier ein guter Schauspieler die fehlende Deutlichkeit ersetzen.

Und Schiller hat später selbst durch einen noch handschriftlich erhaltenen Monolog den Darsteller unterstützt. Er lautet:
Akt IV., 18: Posa (nachdem die Prinzessin Eboli abgegangen).

So rett' ich ihn, so sei es. — Auf mich selbst
Will ich den Donner seiner Rache leiten.
Verwirren will ich dieses Königs Sinne,
Mich selber klag' ich als den Schuld'gen an
Und Frist verschaff' ich ihm, daß er entrinne.
Doch wie vollbring' ich's? wie? ist's denn so schwer,
Den Argwohn der Tyrannen aufzuwecken?
Das Gute nur hat Mühe, zu dem Thron
Zu bringen, doch auf tausend Straßen wandelt
Das Böse ihrem offnen Ohre zu.
Vor ihrem Einbruch schützt nicht Schloß noch Riegel,
Sie lösen selbst der Briefe (Beichte) heilig Siegel.
Dank sei es der Tyrannen Furcht und List,
Vor der nichts heilig, nichts verschlossen ist,
Ihr eignes Werkzeug sollen sie mir leihen,
Den Freund aus ihren Händen zu befreien.

Seine äußere Lage, aber auch das Bestreben, auf alle Weise mit dem Publikum im Zusammenhange zu bleiben, veranlaßten den Dichter zu manchen Konzessionen. Die Kürzung seines Gedichts für die Bühne, wie er sie für Schröder und Dalberg vornahm, war durchaus keine Untreue gegen seinen Genius. Die Auflösung seiner Jamben in Prosa war schlimmer. Aber die schlimmste Konzession waren seine Briefe über Don Carlos (im Teutschen Merkur 1788). Sie sind eine Konzession an die flache Kritik und die stofflichen Sympathien der Zeit. Um die „Deklamationen" der Kritiker endlich über diesen Punkt zum Schweigen zu bringen, gibt der Dichter zu, daß er während der Arbeit ein Anderer geworden, daß sein Anteil am Prinzen auf Posa übergegangen sei. Letzteres nimmt er im zehnten Briefe beinahe zurück. Denn hier kommt er, nachdem er die gründlichste und einzig richtige Auffassung seines Werkes gegeben, schließlich mit dem Gedanken, er habe in dem Drama sein Ideal vom Staat niedergelegt und im Prinzen den Fürstencharakter darstellen wollen, der es zu verwirklichen imstande wäre. Also der Prinz hatte doch sein Hauptinteresse? Wie sehr er mit einer solchen Konzession einen Lieblingsgedanken der Zeit

aussprach, ergibt sich am besten aus Wilhelm von Humboldts Jugendschrift: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" und der Schrift des Koadjutors Dalberg: „Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats." Der Koadjutor, des Mannheimer Intendanten Bruder, hatte sich, wie Humboldt, wenn auch in anderer Weise, seinen Staat im Kopfe fertig gemacht und wartete nur auf den Hintritt des Kurfürsten von Mainz, um einen Musterfürsten zu liefern, „wenn auch nur halb so genial wie Friedrich der Große, aber doppelt so liberal, so wohlthuend, so human wie Joseph II.," um Hayms treffende Worte zu gebrauchen. Auf ihn hofften Forster und Sömmerring, später Körner und Humboldt, Zacharias Becker und wahrscheinlich 1788 auch schon, durch Karoline von Wolzogen von Dalbergs hohen Absichten unterrichtet, Schiller als auf ihren einstigen Fürsten und Segenspender. Von den Gedankenstrichen in Schillers Briefen, wo er auf einen künftigen Fürsten von — oder von — deutet, als den Don Carlos und Paradiesschöpfer von Deutschland konnte Dalberg dreist den einen auf sich beziehen; nur schade, daß der ganze Dalberg ein bloßer Gedankenstrich blieb. Wenn Karoline von Wolzogen sagt, was Schiller im Posa dichtete, hätte er sein können, so hatte sie ein Lob im Sinn, ganz nach dem Koadjutor zugeschnitten, welcher ihr als ein künftiger Posa auf dem Thron, als ein Ideal aller Größe und Tugend galt. Aber in dem Lobe liegt in der That ein erheblicher Tadel.

Ich habe angedeutet, an welchen Fäden das Drama mit den Erscheinungen der Zeit zusammenhing. Schiller gesteht, wenn der Genius der Tragödie sich für diese Grenzverletzungen an ihm gerächt habe, so sei es dem — redlichen Finder vielleicht lieb, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnre, in einem Trauerspiele angewandt zu sehen.

Aber der redliche Finder wird finden, daß diese Grenzen in der That nicht verletzt sind. Der Dichter hat mit einem einzigen Wort, mit dem er den Schlüssel zum Charakter des Posa gab, den Schlüssel zu seinem ganzen Kunstwerk gegeben, und dieses Wort (elfter Brief) heißt: Nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist. Dieser Satz enthält die Haupttendenz der modernen Zeit und zugleich die Kritik dieser Tendenz.

Das „Natürliche“ war der Puls aller Bestrebungen, welche dem Menschen seine Rechte, seine Freiheit im Staat, in der Wissenschaft, im Glauben, in der Kunst, im Leben wieder erringen wollten. Aber das Natürliche wächst und wird, es wird nicht gemacht, und doch mußte es in der neuern Zeit zuerst als ein gemachtes auftreten, weil anfangs keine andere Brücke vom Geist aus zur Natur führt, als der Entschluß des Geistes. Dies ist der große tragische Widerspruch der modernen Zeit. Wir müssen das Natürliche wieder schaffen, und doch wissen wir, sein erstes Gesetz ist freie Entfaltung.

Gegen dieses Gesetz hatte, prinzipiell angesehen, niemand grausamer verstoßen, als die christliche Kirche. Die Trennung des Geistes von der Natur, welche das Christentum aussprach, war ein natürliches Ergebnis der Geschichte. Der Geist mußte endlich aus der Vertierung heraus, der er unterlegen war, er mußte seine Würde wieder erhalten. Er sollte von nun an das Erste, der Herr sein, aber er sollte die Liebe bleiben und die als schlecht erkannte Natur mit dem Geiste reinigend versöhnen. Diese schwere Mission ward sterblichen Händen vertraut. Kein Mensch neigt so sehr zum Uebermut, als der den Geist verwaltet, denn er muß fühlen, es ist das höchste, das köstlichste Amt auf Erden. Und einer rohen, versunkenen Menschheit gegenüber reichten die sanften Mittel nicht aus. Was Wunder, daß die Kirche Gewalt und bald die übermütigste Gewalt brauchte. Die Schlechtigkeit der Natur ward ihr ein Mittel, sich Ansehen und Unentbehrlichkeit zu geben. Von der Wiege bis zur Bahre war sie mit Weihwasser und Oel, und jenseits des Grabes, ja bald auch schon diesseits, mit ihrem Feuer bereit, um die verdammte Natur zu reinigen. Der Geist wurde geistlich. Nicht bloß ein Feind der Natur ward er, nein, die vollkommenste Unnatur. Die weltliche Monarchie, so roh sie war, hatte recht, der Kirche entgegenzutreten. Aber es geschah nicht nachhaltig, weil sie nicht ganz mit ihr brach. Als endlich das nicht ganz vertilgte Heidentum der alten Sachsen mit Luthers Bauerngesicht wieder aus dem Boden kam, als die Natur sich empörte und ein Mönch freite, da erreichte der Wahnsinn des Geistlichen seinen Gipfel in — der Inquisition.

Aber schon war der Geist selbst längst seinem schrecklichen

Gefäß entflohen und saß in der Studierstube über den alten Heiden. Er schöpfte die Natur an der Quelle, und dieser Trunk gab ihm das Leben wieder. Nun ward er stark und frei und sann über Sein und Nichtsein und über sich selbst und über die Natur. Nun erkannte er seine geschmähte Mutter. Nun studierte er die Natur, statt sie zu verdammen. Nun faßte ihn, denn er war Mensch, der Enthusiasmus für die Natur, den natürlichen Menschen. Er liebte die Geknechtete und haßte — denn er war Mensch — seinen schrecklichen Doppelgänger, den Heuchler des Geistes. Er strebte ihn zu vertilgen und — verjagte die Jesuiten. Er wollte rasch die geknechtete Sinnlichkeit erlösen, die Menschen zu freien, tugendhaften, glücklichen Bürgern nach seinem besten Muster machen, und — Joseph II. regierte so gewaltsam menschlich, daß dieselben Niederländer, welche sich gegen die Inquisition empört hatten, gegen den aufgeklärtesten Fürsten aufstanden. Die französische Revolution führte die Menschenrechte mit Gewalt ein, sie nahmen ein Ende mit Schrecken. Friedrichs des Großen Wohlthaten wurden nur soweit im Volke lebendig, als das Volk sie innerlich besaß und sich gegen Romanismus und Barbarei im siebenjährigen Kriege erkämpfte. Freimaurer und Illuminaten suchten die Menschlichkeit künstlich und im geheimen zu pflanzen. Die Kunst allein zeigte, wiewohl bald von der Initiative des Geistes beherrscht und bestimmt, die Versöhnung von Natur und Geist im Bilde, auch wo sie ein Bild von dem Kampfe beider Gewalten entwarf.

Unter allen Dramen der gesamten Litteratur ist keines, welches den geschilderten Kampf so treffend, so als eigentliches Thema der neuen Geschichte, so prinzipiell darstellt, als Don Carlos.

Schiller griff in der Inquisition das Nest mit den Jungen, und das ist im Drama immer der sichere Griff. Philipp ist ein fanatischer Schüler und Werkzeug der Inquisition, er hat als solcher die Aufgabe, jedes Natürliche, Eigene, Weltliche aufzugeben. Aber er will Monarch sein. Das ist ein Widerspruch, eine Auflösung der straffen Einheit, in welcher alle Macht besteht. So ist selbst er im Kampf gegen die starre Unnatur der Inquisition; wie Schiller selbst sagt: „Er war König und Christ und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte.“ Der Dichter führt uns in das Reich, das vor allem das Natürliche zur Grundlage hat,

in die Familie. Philipp hat die natürliche Neigung seines Sohnes mit Füßen getreten, indem er sich mit der diesem versprochenen Braut vermählt hat. Philipp zerreißt das innigste Familienband, er verliert die Liebe seines Sohnes. Aber die natürlichen Neigungen, durch Philipps Ehe verletzt, rächen sich durch das Verhältnis zwischen Sohn und Stiefmutter. Was unter allen Umständen unnatürlich ist, hier wird es berechtigt. An dieses Fleckchen Recht und Natur setzen sich wahrhaft berechtigte Elemente an. Ein Volksstamm, durch die Inquisition in seiner natürlichen Freiheit angetastet, will sich gegen seinen Oberherrn erheben. Es ist das künftige Volk des Infanten, welches er einem Bürgerkrieg entgegentreibt, es ist sein Vater, sein Vaterland, gegen welche er konspiriert. Aber die Unnatur der Inquisition macht auch diese unnatürlichen Schritte einseitig berechtigt. Falsches Weltbürgertum ist immer die Frucht schlechter Staaten.

Außer sich, und wir sehen, nicht minder in sich hat Philipp die natürlichen Mächte zu fürchten. Er hat eine sterbliche Stelle. Er will diejenige allein besitzen, die er einem Andern geraubt hat. In dieses Bedürfnis seines Herzens bohrt sich die Kirche ein, deren Streben es ist, daß Carlos und seine Welt untergehe. Das Komplott und die Einflüsterungen Domingos schärfen die Qualen des Menschen Philipp, damit er zerstöre, was die Ursache dieser Qualen ist. An seinen Lastern hält ihn die Kirche fest, da sie ihn nicht an seinen Leiden angreifen kann. Denn wunderbar, Philipp wird im Leiden frei, er empfindet den nächsten Trieb des Leidenden, die Sehnsucht nach Mitgefühl. Er hat an den Schöpfer zum erstenmal eine natürliche Bitte, er will einen Menschen.

Der gütige Leser mag nun die Weiterführung dieses Gedankens selbst übernehmen. Ich glaube, er hält die Probe durch alle Fasern des Werkes. Es ist einer der wunderbarsten Organismen, die je aus eines Dichters Seele gekommen sind. Nur noch ein Wort über den vielbesprochenen Posa.

Ueber seine historische Wahrscheinlichkeit hatte offenbar das Publikum, welches sich ihn im Puder vorspielen ließ, weit richtigere Begriffe, als die dermaligen Kritiker. Aber jetzt kann man öfters lesen, daß Posa als unschuldig, als moralisches Muster vom Dichter gedacht sei, und daß Schiller ihn erst in den Briefen

über Don Carlos künstlich schuldig, das heißt, ästhetisch brauchbar gemacht habe.

Ich denke mir die Sache folgendermaßen. Schiller sagte sich selbst: Vor allem muß man beide Parteien hören. Will die Menschheit eine Institution verwerfen, so zeige sie, was sie Besseres kann. Nennt ihr unser Prinzip, wird die Inquisition sprechen, unnatürlich, so zeigt uns, wie in der Praxis sich das Prinzip bewährt, welches ihr das natürliche, das wahre nennt; haben wir kein Erbarmen, so haben wir wenigstens Konsequenz, und diese Konsequenz war nötig, denn wir hatten mit Bestien zu thun. So wird die Partei sprechen, welche ich brandmarken will. Es bleibt mir nichts übrig, als mein eigenes Prinzip auf den Kampfplatz zu führen. Carlos und die Königin sind keine reinen Vertreter desselben, denn die Leidenschaft macht selbstsüchtig; die Flamänder treibt am Ende die Not. Ich muß einen Menschen wählen, der unabhängig von beiden ist, einen Menschen, der nichts will für sich, sondern alles für das Prinzip, welches ich selbst für das wahre halte: für Freiheit des natürlichen Menschen, Versöhnung des Geistes mit der Natur. Und es muß ein Mensch sein, der dieses sein Prinzip nicht durch gewaltsame, nicht durch künstliche Mittel (denn das wäre gegen die Natur des echten Geistes, des Prinzips), sondern allein durch seine Lehre, sein Beispiel, sein Leiden und seinen Tod bewährt. Das wäre ein zweiter Christus. Aber Christus am Hofe Philipps? Nimmermehr. Sowie er aufträte, würde ihn die Kirche verbrennen. Das Stück wäre zu Ende, ehe es anfinge. Mein Christus — es wäre sonst nicht gerecht gegen die Gegner gehandelt — muß ein Mensch und kein Gott sein. Ein wenig unwahr muß er sein dürfen, aber um der Wahrheit willen, mit geraden Mitteln käme er an Philipps Hofe nicht einen Schritt weit. Die unnatürliche Spaltung zwischen Vater und Sohn treibt ihn zur Unwahrheit gegen beide, indem er mit jedem von beiden wahr sein will. Aber die Unwahrheit gegen Carlos hat die schlimmsten Folgen, Carlos gibt sich selber auf, da er sich von einem solchen Freunde aufgegeben glaubt. Carlos — wie natürlich ist dies bei einem Prinzen in seiner Lage — vertraut sein gefährlichstes Geheimnis der Eboli. Posa wird Zeuge dieser Scene, er übersieht mit einem Blick alle möglichen Folgen und, in einem wirklich unauflöslichen

Netz gefangen, von der Größe seiner Schuld gegen den Prinzen erst durch die Folgen derselben im Gemüte des Prinzen überführt, hat er nur ein Mittel, das nächste, das natürlichste Band wieder herzustellen, zugleich das letzte und wirksamste Mittel, seinem Prinzip zu dienen. Den Freund von seiner Treue, von der Kraft seines Prinzips zu überzeugen, lenkt er des Königs Verdacht und Rache auf sich selbst. Er sucht den Tod.

Auch seines Freundes Tod verschuldet er, indem er ihn in seinem hochverräterischen Plane, die Königin in ihrer Leidenschaft bestärkt und so das nächtliche Rendezvous veranlaßt. Posas Tod hat auf den Prinzen die gehoffte Wirkung; Carlos besiegt seine Leidenschaft, er wird ein reines Gefäß des freien Staats, der geprüfte Vertreter der natürlichen Rechte: er beschließt, sich an die Spitze der Rebellen zu stellen.

Damit hat er den Tod verdient. So selbstlos er ist, er mißachtet die ewigen Gesetze der Natur. Philipp aber wird voller, ganzer Despot. Der Betrug des Marquis, die Verwünschungen seines Sohnes treiben ihn in die Arme der Inquisition: er schwört der Menschheit Rache.

Das ist so groß, als wahr. Die Niederlande haben einen konsequenten Despoten. Das ist der erste Schritt zur Freiheit. Die Geschichte wird nun vollenden, was ein einzelner Mensch nie herauskünsteln kann. Und das ist der natürliche Weg des Geistes.

Die Zeitgenossen urteilten über den Don Carlos sehr verschieden. F. H. Jacobi verglich das Stück mit einem kalten Palast, in dem die überheizten Oefen riechen. Erst die Briefe über Don Carlos konnten seine Phantasie von ihrem Dunste reinigen. Zelter urteilte so brutal über das Werk, wie über manches, was er nicht verstand. W. v. Humboldt liebte den Don Carlos. Ins eigentliche Publikum drang er rasch und dauernd ein. Göschen brachte, trotzdem daß bald vier Nachdrucke erschienen, 1799, 1801, 1802, 1804, 1805 neue Auflagen.

Uebersetzt ward das Drama zuerst 1798 zweimal ins Englische, später zu wiederholtenmalen und in fast alle moderne Sprachen.

Auf der Bühne erschien Don Carlos, in Jamben, zuerst am 29. August 1787 in Hamburg. Die Vorstellung, von Schröder sorgfältig vorbereitet, erregte große Sensation. Er selbst war ein

Philipp, dem man den König wie den Menschen glaubte, und ohne einen solchen ist das Werk nicht aufzuführen. Das Publikum forderte laut die Wiederholung für den nächsten Tag. Reineke folgte am 14. September in Leipzig mit seiner Aufführung des prosaischen Carlos. Hier ersticht sich der Infant und beteuert, wie der erste Bauerbacher Entwurf es will, die Unschuld seiner Mutter. Philipp sinkt voll Schmerz auf die Leiche. Schiller war nur im jambischen Carlos Schiller. Denn der Unschuldsbeweis, den der Prinz gibt, war doch die geringste Schuldigkeit des Kavaliers und für einen Philipp nicht zureichend, die nächtliche Zusammenkunft war auch ohne Verbrechen am spanischen Hofe Verbrechens genug. Die Aufführung machte keinen Effekt. Mehr Eindruck machte die Berliner Aufführung am 22. November 1788, namentlich, wie man erzählte, auf den König Friedrich Wilhelm II., der, noch im ersten Stadium des Volksbeglückungsrausches, das natürlichste Gefühl des Menschen, die Gottesfurcht, durch Edikte regulierte. Schiller scherzte damals in einem Brief nach Rudolstadt, er erwarte jeden Tag eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren. Die Mannheimer Darstellung (6. April 1788) machte kein Glück. In Prag und Dresden führte die Bondinische Truppe die Prosa auf. Aber Reineke war tot, und überdies war die Darstellung eine, wovon wir doch jetzt kaum einen Begriff haben. Der Staatssekretär Perez, in welchen Domingo vom Dichter verwandelt war, mochte passieren. Aber der Tyrannenspieler Brückl, der in Dresden den König spielte, übernahm es, Schillers Prosa in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. „Merkt Euch das!“ war seine Lieblingswendung, und da, wo die Eifersucht dem Könige die harten Worte eingibt: „Kurz also und ohne Hinterhalt, Madame!“ machte Brückl daraus die erhabenen Klänge: „Jetzt keine Winkelhaken, Madame, und keine Schrauben.“

Siebentes Buch.

Im sichern Port.

Juli 1787 bis Februar 1790.

I.

Weimar.

Der Gedanke des Marquis Posa, in einem Fürsten das Werkzeug seiner Kulturpläne zu suchen, war grunddeutsch. Es war der Gedanke, mit welchem einst Goethe nach Weimar gekommen war. Versetzen wir uns zurück ins Jahr 1774. Soeben waren die patriotischen Phantasien von Möser erschienen. Dieser treffliche Mann hatte, während man sonst auf der Verzweiflung über das „heilige römische Reich“ unthätig ruhte, rüstig den Rettungsweg gewiesen. An die beste Seite des Schlimmen knüpfte er seine Hoffnungen. Er verteidigte die Menge kleiner Staaten als höchst günstig für die Ausströmung der Kultur in alle Adern des Volkskörpers. Das Buch war eine Brücke zwischen den Forderungen der Stürmer und Dränger und der bestehenden deutschen Wirklichkeit.

Goethe hatte es gelesen. Er war voll davon, eben als Karl August voll guten Willens und ungebrochener Jugendkraft nach Frankfurt kam. Der Herzog will den Dichter kennen lernen. Als Goethe erscheint, liegt zufällig das Buch von Möser unaufgeschnitten auf dem Tisch. Das Gespräch lenkt sich darauf hin. Da es niemand kennt, als Goethe, so fällt den beredtesten Lippen die Aufgabe zu, Ausleger der patriotischen Phantasien zu werden. Der junge Fürst hatte einen Dichter gesucht und fand einen Minister. Goethe hatte nach Italien gewollt, um sich zu vollenden. Er ging nach Weimar, um thätig zu wirken.

Wie ein Stern ging er auf. Nach einem Menschen ging die Sehnsucht aller bessern Höfe. Hier war ein Urmensch, noch mit dem Tau des Paradieses auf dem Haupt. Jung, schön, natürlich, ein Virtuos auf dem Eise und bald auf dem noch glatteren Boden des Parketts, tanzte er fast in seine neue Rolle hinein.

Wild und derb, Jäger mit dem jagenden Fürsten, arbeitsam mit dem Geschäftsmann, zart und rücksichtsvoll gegen die ernste und ängstliche Würde der jungen Herzogin Luise, bändigte er der Herzogin Anna Amalie und ihrem leichteren Geschmack zuliebe den wilden Pegasus des Götz und ließ ihn nach der Musik des Singspiels schreiten. Er hob Wieland leicht und gewandt aus dem Sattel und drückte ihm dann lachend die Hand, daß dem entzückten Feinde die Sinne vergingen. Er herrschte über alle, indem er alle neckte, und durfte alle necken, weil er sich selbst nicht schonte. Da gab es Komödien im Freien, Fackelglanz und Festgeräusch erfüllte die Gelände der stillen Ilm, glänzende Kavalkaden geleiteten über Berg und Thal den Thespiskarren, auf welchem Fürsten saßen, nach dem einsamen Ettersburg, dem ländlichen Tiefurt. Es war ein Leben, wie zu König Artus' Zeiten. Das Murren mancher Einheimischer ward vom Herzog abgefertigt, das Land hatte keine Meinung, der bürgerliche Dichter wurde geadelt, stieg zu Amt und Ehren, wurde der Busenfreund des Fürsten.

Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Mit übermenschlicher Anstrengung suchte der Jünger Mösers unter dem Lärm der Feste seine ernsteren Pläne zu verfolgen. Er zog Herder nach Weimar, dachte Stolberg anzusiedeln und, während er das kleine Land in ein nach seiner Meinung bestmögliches Gedeihen brachte, hier für Deutschland eine Pflanzschule der Geister zu bilden. Wenn ihn die ermüdende Tretmühle der kleinen Kultur, Verbesserungen mit den geringsten Mitteln, zur Verzweiflung brachten, so hatte er eine schönere Welt, in der er ausruhte: Iphigenie, Egmont, Tasso. Diese Welt fehlte dem Herzog. Wenn er auch redlich mit Hand anlegte, wenn er für naturwissenschaftliche Studien ein ungewöhnliches Interesse zeigte, seine derbere Kraft war nur durch Thaten und Strapazen zu erschöpfen. Im Hause gehemmt durch die formvolle Haltung, ja selbst durch die zärtliche Sorge seiner Gemahlin, zu groß für die Aufgabe eines Pächters, voll weiter und richtiger Ansichten für eine norddeutsche Politik, warf er sich, mit Jägerblick in die Zukunft spürend, auf das Gebiet, wo für die Zukunft einem deutschen Fürsten Lorbeeren und Pflichten winkten. Er warb für den Fürstenbund und exerzierte Soldaten.

Das sah sehr prosaisch, sehr barbarisch aus. So war Goethes

Meinung nicht. Das Lachen verging ihm. „Der Wahn," schrieb er, „die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesä't und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und — ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt." Er trennte seine Ideale von seinen Geschäften, gab diesen einen festen Mechanismus und mit dem Vorsatz, sich selbst zu reifen, ja vielleicht mit einem noch schärferen Vorsatz ging er 1786 nach Italien. 1787 nahm Karl August preußische Kriegsdienste.

In das Weimar, dem Goethe und Karl August fehlten, trat Schiller am 21. Juli ein. In ein stilles, ausgelebtes Weimar! Verstoben waren alle die bunten Masken, erloschen die lustigen Fackeln. Und Schiller trat ein, geräuschlos, ohne Plan, von niemand begehrt, von niemand erwartet, als von Charlotte. Nur ihr Herz klopfte ihm entgegen, nur sie wußte es, als er am 21. Juli im Erbprinzen einkehrte. Sie hatte einen traurigen Winter einsam auf einem einsamen Gute verlebt. Ihr alter Schwiegervater, der einzige, mit dem sie hätte verkehren können, lag meistens krank zu Bette. Die Erziehung ihres Friedrich, rastlose Lektüre geschichtlicher Werke, Herders Schriften, die Briefe aus Dresden waren ihr Trost. Ihr Augenlicht war immer schwach gewesen. Eines Morgens bemerkte sie entsetzt, daß es in Gefahr war, ganz zu erlöschen. Ihr Schwiegervater drang auf ärztliche Hilfe. So ging sie zuerst nach Gotha, dann gegen den Sommer nach Weimar, wo ihr Hufeland durch heftige Mittel die schwache Sehkraft wenigstens erhielt. Aber solches Elend ertrug sie geduldig, denn sie erwartete den Freund. Ihre ganze Seele hing nur noch an diesem Gedanken. Die fieberhafte Erregung, in der sie lebte, erreichte ihren Gipfel, als Schiller wirklich kam. Ihr gehörte der erste Abend. Schon in der ersten Stunde knüpfte sich jeder Faden des zerrissenen Umgangs wieder an. Sie ließ den Freund auch den folgenden Tag nicht von ihrer Seite. „Charlotte," schreibt Schiller an Körner, „ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer

weiten Landschaft, überraschen und entzücken." Sie konnte ihm für seinen Eintritt in die weimarische Welt zugleich als die beste Führerin dienen; eine Hilfe, deren er sehr bedurfte, da er sich in neuen Verhältnissen leicht betäubt und eingeschränkt fühlte. Sie war von Wieland mit größter Achtung, von Herder mit warmer Freundschaft aufgenommen worden, in den Zirkeln der Herzoginnen Amalie und Luise ein gern gesehener, ein gern erscheinender Gast. Frau von Stein, bei welcher sie bereits auf Kochberg zum Besuche gewesen war, hatte ihr ein herzliches Vertrauen geschenkt, ja sogar Briefe von Goethe gezeigt. Hier stand zugleich eine verheiratete Frau, Mutter von sieben Kindern, in einem ebenso leidenschaftlichen Verhältnisse zu Goethe, wie Charlotte zu Schiller. Und doch sagte die Welt, daß dieses Verhältnis ganz rein, ganz untadelhaft sei. Aufforderung genug für Charlotte und Schiller, auch aus ihrer Freundschaft kein Geheimnis zu machen. Sie gab ihm vor allem das, wodurch man zu leben weiß, Selbstvertrauen, und sagte ihm, daß er es mit seinen Manieren überall wagen könne.

Ehe wir Schiller in seine neue Umgebung begleiten, ist es nötig, daß wir uns seine eigentümliche Lage ganz vergegenwärtigen. Diejenigen Historiker, welche aus einzelnen Aeußerungen als Einschlag und ihrem Vorurteil als Aufzug ihre Gewebe fabrizieren, können mit Hilfe seiner Briefe an Körner ein leibliches Monstrum von Neid, Kleinlichkeit und Rachsucht aus Schiller machen. Kein anderer Briefwechsel ist in so hingegebenem Vertrauen geschrieben, ist so die geheimste Stimme eines leidenschaftlichen Herzens. Ich habe nichts herausgelesen, als daß Schiller ein Sohn der Not und daß er ein Mensch war, und wohl dem, dessen geheimste Gedanken in solchen Fällen nie schlimmer gewesen sind, als Schillers! Schiller kam fremd nach Weimar. Er kam, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, vorläufig mit keinem Plan eines dauernden Aufenthalts. Er wollte in Jena sondieren, ob künftig vielleicht ein Lehramt der Geschichte ihm dort erstrebenswert sein könne. Er wollte dann allenfalls nach Hamburg reisen. Vor allem, das ward mit Charlotten beschlossen, wollte er im Herbst wieder nach Dresden zurückkehren und zwar in Charlottens Gesellschaft. Man wollte nur die Ankunft ihres Gemahls und dessen wahrscheinliche Entscheidung abwarten, künftig von seiner Gattin getrennt zu leben.

Dieser Plan hätte freilich durch die Anwesenheit des Herzogs eine Aenderung erleiden können. Jetzt war der Don Carlos vollendet. Die Gunst des Fürsten konnte sich, wenn das Stück gefiel, zu wer weiß welcher Stellung gestalten. Schiller hatte die bescheidenste Meinung von seinen früheren Stücken. Mit diesem war er sich bewußt, die Anforderungen einer strengeren Regel erfüllt zu haben. Körners Beifall, Schröders bessere Meinung hatten das Bewußtsein über diese Leistung befestigt. Er hatte im Marquis Posa, wenn auch in der Rolle eines Schwärmers, seine Ideale niedergelegt. Es war für ihn eine Lebensfrage, ob er darin bestätigt wurde, ein Senkblei zugleich, womit er die Tiefe und den Ernst der Gesinnung bei jedem Beurteiler zu messen fähig war. Wie wir wissen, traf Schiller in die ungünstigste Zeit. Sein Glück war an ihm in der Person des Herzogs vorübergefahren. Karl August war eine Stunde vor ihm im Posthause zu Naumburg gewesen, war eine Stunde vor Schillers Eintreffen nach Potsdam weiter gereist. Auch die regierende Herzogin, eine Verehrerin Klopstocks, ernst, verschlossen und, wie Schiller wußte, für seine Schriften eingenommen, war von Weimar entfernt. Als sie endlich anlangte, hatte Schiller bereits allen Mut verloren, vom Hofe noch viel für sich zu erwarten. Es hatte eine Komödie gespielt, die zu bedeutsam in Schillers Leben hineingreift, um nicht ausführlich behandelt zu werden.

Schiller meldete sich zuerst am Hofe der Dichter. Meine Leser kennen seine Anknüpfungen an Wieland. Der Dichter des Oberon stand jetzt im Alter von vierundfünfzig Jahren. Wie die hundert spielenden Linien seines Gesichts, die eher auf alles Andere, als auf einfache Größe deuteten, so war sein Charakter, waren seine Schriften. Von den moralischen Epen seiner Jugend zur schlüpfrigen Erzählung in Versen übergegangen, sog er Honig aus allen Blumen. Er stahl ein englisches Trauerspiel so naiv, daß Lessing ihm derb auf die Finger klopfen mußte, und verdeutschte den Shakespeare so vorzüglich im einzelnen, daß A. W. Schlegel die Rüpelkomödie im Sommernachtstraum unverändert wieder aufnehmen konnte. Er verarbeitete das Griechentum in Romanen, hatte den Horaz verdeutscht und war jetzt daran, dasselbe am Lucian zu thun. Als schon die Stürmer glaubten, ihn überlaufen

zu haben, pflückte er hinter ihnen mit seinem Oberon noch echte Lorbeeren, die vielleicht jedem andern zu hoch hingen. Die Ankläger seiner Moral mußten vor seinen sittsamen Töchtern verstummen. Der alternde Meister besaß fast nichts von dem, was Schiller hatte, aber er hatte vieles von dem, was dem jungen Meister fehlte. Und Schiller wollte auch die kleineren Kunstgriffe der Form in seine Gewalt bekommen. So nahte er denn dem anerkannten Verdienst mit wärmster Begeisterung, als einem, von dessen Liebe und guter Meinung, wie er in seinem Begrüßungsbillet sagt, die schönsten Freuden seines zukünftigen Lebens abhangen sollten. Wieland nahm ihn wohlwollend auf, man tauschte Sympathien und Antipathien, und wenn Schiller auch durch Wielands würdeloses Aeußeres frappiert war und sich bei seinen Reden ein wenig langweilte, so hatte er doch für einen Verkehr die beste Hoffnung. Es fragte sich nur: was wird Wieland zu dem Don Carlos sagen? denn daß Wieland bereits an den Herzog schriftlich sein Urteil über die ersten Thaliaproben hatte abgeben müssen, daß dies nicht zu schmeichelhaft ausgefallen war, das wußte Schiller damals sicher nicht. Schiller sandte ihm ein Exemplar, und Wieland versprach ihm, bot ihm an, den Don Carlos bis ins einzelnste mit ihm durchzugehen.

Schillers zweiten Besuch empfing Herder. Von ihm wird später die Rede sein.

Mit Wieland aufs engste verbunden war die verwitwete Herzogin Anna Amalie, die Mutter Karl Augusts. In zartester Jugend vermählt, gebar sie in den ersten zwei Jahren ihrer Ehe zwei Söhne und war mit zwanzig Jahren Witwe. Sie hat sich selber ihres zärtlichen Pulsschlags angeklagt, und dadurch wird die Anklage sehr entkräftet. Sie wußte, wo ihre schwache Seite war, und wußte Kräfte dagegen aufzurufen, die ihrem Lande in einer vortrefflichen Regierung zu gute kamen. Sie tanzte gern, aber sie liebte auch gute Musik. Sie las sehr unweiblich den Aristophanes, aber sie lernte dazu von Wieland das Griechische. Sie korrespondierte mit Gelehrten und Künstlern, ohne die Miene der Gelehrsamkeit. Sie haßte allen Zwang. Bei ihr durfte Wieland auf dem Sofa einschlafen, bei ihr empfahl sich, wer musizierte und Komödie spielte. Ihr war Wieland mit Grund ergeben und

fand immer neue Wendungen, ihr seine Huldigung zu Füßen zu legen. Sie wohnte jetzt in ihrem bescheidenen Landhause zu Tiefurt, mit ihrer Hofdame Fräulein von Göchhausen, „einer in jeder Beziehung äsopischen Erscheinung". Ihr Oberhofmeister Hildebrand von Einsiedel, liebenswürdig, originell zerstreut, ein wenig Poet und Mime, höchst musikalisch, konnte Karoline von Wolzogen mit der Notwendigkeit aussöhnen, daß es Hofleute in der Welt geben müsse.

Schiller dachte sich nach einiger Zeit der Herzogin vorstellen zu lassen. Man kam ihm noch zuvor. Am vierten Tage seiner Anwesenheit schickte Herr von Einsiedel zu ihm und ließ sich entschuldigen, daß Schiller ihn nicht zu Hause getroffen, er wolle Schiller aufwarten. Schiller hatte ihn freilich gar nicht besucht. Das war eine ihm neue Art, einen Besuch zu erzwingen. Doch fuhr er auf dieses Geleise ein. Er ging zu Einsiedel, in dem auch er den herzlich guten Menschen fand, den alle in ihm schätzten. Einsiedel annoncierte ihn bei der Herzogin Amalie, und schon zum 27. Juli bekam Schiller eine Einladung, sich in Tiefurt zu zeigen. Wieland sollte ihn einführen.

Schiller wußte, daß Anna Amalie seinen ersten Dramen nicht hold war. Begreiflicherweise war er gespannt, auszulauern, wo bei ihr der Grund oder der Fehler für diese Antipathie stecke. Die Herzogin bezeigte sich sehr huldvoll; die Unterhaltung war, wie sie in solchen Fällen sein kann. Die Fürstin ließ sich herab, ihm die Merkwürdigkeiten des kleinen Parks zu zeigen. Fräulein von Göchhausen schenkte ihm eine Rose. Wieland erklärte ihm beim Nachhausefahren, er habe die Herzogin erobert. Aber wie fiel Schillers Bericht an Körner aus? „Es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schales Zeug geschwatzt." Ihm gefiel die Physiognomie der kleinen Herzogin nicht, nicht die braunschweigische Nase, nicht das geistreiche Gesicht. „Ihr Geist ist äußerst borniert, nichts interessiert sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt. Dies giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will. Sie ist selbst Komponistin, Goethes Erwin und Elmire ist von ihr gesetzt." Ob Schiller nun wirklich gefallen hatte, genug, schon zum folgenden Abende ward er förmlich geladen, Charlotte ebenfalls, und zwar,

wie Wieland ihm auslegte, aus feiner Rücksicht für ihr Verhältnis. Aber das war eine gefährliche Begleitung. Die Gesellschaft bestand aus Wieland, dem Grafen Solms, einem preußischen Offizier. Das Künstlerpaar Schlick und Frau, von der Kapelle des Prinzen August von Gotha, spielte Duos für Violoncell und Violine. Die Musik war meisterhaft, das Souper ohne Zwang. Die Herzogin unterhielt sich mit Schiller; aber dieser Unselige, der den zwanglosen Zwang nicht kannte, gewohnt, Charlottens Augen zu suchen, wenn er aus freiem Herzen sprach, antwortete auf einige Fragen, welche die Herzogin an ihn richtete, nicht dieser, sondern Charlotten, die es nachher für nötig fand, ihn beiseite zu ziehen und sein Verbrechen ihm zu erklären. Etwas unruhig schreibt er an Körner: „vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen." Dieser Gedanke brachte ihn indes nicht sofort zur Verzweiflung. Als er nach Hause kam, formierte sich im Erbprinzen eine Punschpartie zwischen Einsiedel, Solms, Schiller und einem Gaste, welcher soeben aus Gotha angekommen war. Dieser Gast, eine neue Person unseres Dramas, war Friedrich Wilhelm Gotter. Meine Leser erinnern sich vielleicht, daß Gotters Posse: „Der schwarze Mann", bereits in Mannheim auf Schiller gedeutet worden war. Schiller hegte selbst den Verdacht, daß Gotter ihn hasse. Und diesmal sollte er wirklich für Schiller ein schwarzes Verhängnis werden.

Gotter war als Schriftsteller wie als Mensch das gerade Widerspiel Schillers. Vermögend, früh in Amt und diplomatischer Karriere, in Vers und Auftreten elegant wie seine Muster die Franzosen, schmeichelnd und beschmeichelt, körperlich schwächlich, gegen alle Starkgeisterei eingenommen, ein wenig leichtfertig und ein wenig elegisch, war er so recht der Mann der Operette; dabei aus Liebhaberei Theaterdirigent, steifte er sich, ohne eine Spur von Lessings kernigem Genie, auf Lessings Natürlichkeit, soweit sie die bescheidene war. Er besaß alle geselligen Talente, machte die geistreichsten Impromptüs, spielte süperb Komödie und deklamierte Alexandriner nach Meister Ekhofs Muster.

Ein solcher Mann trat jetzt zugleich mit Schiller in Weimar auf. Bei der Herzogin Amalie und bei Wieland, der nichts von dramatischen Dingen verstand, galt er in letztern als Orakel.

Leider verließ Schiller gerade jetzt den Kampfplatz. Er reiste auf einige Tage nach Erfurt.

An einem der nächsten Abende war Gotter bei der Herzogin, er hatte den Don Carlos zu sich gesteckt, Wieland war zugegen und es kam zu einer Vorlesung des Stückes. Sie hatte den Erfolg, daß Wieland, welcher kurz vorher den Dichter aufs freundlichste in den Klub geführt und in die Geheimnisse seines Lebens, wie seiner Autorcoulissen eingeweiht hatte, sich plötzlich von seinem jungen Freunde zurückzog. Schiller erfuhr von der Vorlesung bei seiner Rückkunft. Alle seine Versuche, Wieland zu einer Begegnung, zu einem Urteil zu veranlassen, waren umsonst. Also das Werk hatte so mißfallen, daß Wieland die Unterhaltung darüber scheute, zu der er sich selbst erboten hatte! Es war für Schiller klar, sein Gegner Gotter hatte das absichtlich herbeigeführt, hatte durch seine Kritik das Stück ruiniert, die Herzogin hatte Schiller seit der Zeit nicht wieder geladen. Ein Gespräch mit Gotter gab ihm die Ueberzeugung, daß man seine Dichtung nicht verstehe. Gotter erzählte, die zweite Hälfte habe gar keine oder eine widrige Wirkung gethan. Jetzt war an ein Verhältnis zu diesem Kreise vollends nicht zu denken. Schillers gute Meinung auch von Wieland fing an zu wanken. Letzterer reiste bald darauf nach Eisenach, ohne dem Dichter des Don Carlos ein Wort zu gönnen. Dazu schallte ihm überall das vergötterndste Lob über Goethe entgegen, dessen „Sekte“ auf jedes Wort des Meisters schwur. Schiller war in der gedrücktesten Stimmung. Er dachte daran, Weimar zu verlassen.

Der Zufall wollte es, daß er von einem Anhänger eben jener „Sekte“ noch einmal der Herzogin zugeführt wurde. Es war ihm anempfohlen worden, den einflußreichen Freund Goethes und Karl Augusts, den Major von Knebel, zu besuchen. Dieser, durch Treuherzigkeit und Anempfindung bei geringer Begabung, aber dilettantischer Lust zum Anhänger und Uebersetzer prädestinierte Geist, früher als Erzieher des Prinzen Konstantin von Amalie berufen, jetzt als „Hofphilosoph“ eine Pension genießend, süßlich im Umgang mit Damen, als Tabakraucher ein furchtbarer Reisegefährte, aber als guter Vorleser gesellig angenehm, war ebenfalls einem Geiste wie Schillers sehr entgegengesetzt. Knebel war mit Goethe der Naturwissenschaft ergeben und resignierte Schiller gegenüber

wahrscheinlich etwas gewaltsam in seine fünf Sinne, denn übrigens spekulierte gerade Knebel gelegentlich sehr ins Blaue. „Es ist so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit," so schreibt Schiller an Körner, „daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein." Trotz diesem Reiz, den ihm Knebel erweckte, ließ er sich, als er Knebel besuchte und dieser eben in Tiefurt etwas zu thun hatte, bereden, mitzugehen. Schiller wird gnädigst von der Herzogin mitangenommen. Er findet darin nur „Hofmanier". Seiner Reise nach Erfurt wird erwähnt, wie er glaubt, um ihm zu erklären, weshalb er nicht mit eingeladen sei. Er trinkt Kaffee und genießt den trefflichsten Kirschenkuchen. Aber kein Wort von Don Carlos. Die Herzogin bezeigt sich wahrhaft gütig und kündigt ihm an, daß er am Sonnabend im geschlossenen Zirkel eine Operette hören werde. Schiller und eine Operette! Der Sonnabend kommt. Charlotte von Kalb erhält eine Einladung, mit der versuchenden Bemerkung, sie möge sich eine Gesellschaft wählen. Hiermit konnte niemand anders gemeint sein, als Schiller. Gemeint war nicht förmlich geladen. Was thun? Charlotte sollte raten, und auf Charlottens Rat blieb er zu Hause. „Da man mich," lautet sein Gewissensbericht an Körner, „nur als ein Pendant von ihr behandelte, so thaten wir beide, als verständen wir's nicht .... Jetzt hab' ich sie (die Herzogin Mutter) vollends satt und ich freue mich, ihr Beweise davon zu insinuieren. Auf den Dienstag kommt die Herzogin Luise."

Wenn hier wirklich mehr, als ein Versäumnis von seiten der Herzogin vorlag, vielleicht eine Neckerei über seine rücksichtslose Aufmerksamkeit für eine andere Dame, so machte Anna Amalie ihren Fehler vollständig gut, indem sie nach kurzer Zeit das befreundete Paar noch einmal in aller Form zu sich einlud und wirklich aufs wohlwollendste den Dichter ihrem Kreise zu erhalten suchte. Aber alles vergebens. Schiller war zu reizbar, war zu tief im Unglück gewesen, als daß er für Menschen schnell das richtige Maß finden konnte. Er mußte sich hier in seinen heiligsten Interessen nicht gewürdigt, er verlangte Gerechtigkeit, keine Gnade, und war zu stolz, sich durch persönliche Liebenswürdigkeit etwa wie Goethe, der bei Anna Amalie in gleichem Falle gewesen, eine

bessere Kritik zu erringen. Seine Toleranz gegen den Zwang, die Zeitversäumnis, die hohlen Formen war erschöpft. Schon daß er als Rat für verbunden gehalten war, Visiten zu machen, war ihm ein Greuel gewesen. Die ganze Sphäre der Geborenheiten war ihm zuwider. Ein einziger Spaziergang in großer adliger Gesellschaft entschied sein Urteil vollends. Die einzige Frau, welche ihm zusagte, war Frau von Stein. Aber Frau von Stein verreiste.

Endlich kam die Herzogin Luise, auf welche Schiller so hochgespannte Hoffnungen setzte. Charlotte hatte ihm diese edle Frau, die in vieler Beziehung das Gegenteil ihrer Schwiegermutter war, mit Recht als eine ihm begegnende Natur geschildert, die jeden Mut, nur nicht den zur leichtlebigen Freudigkeit habe. Bei ihr, hatte Charlotte gesagt, könne er ganz er selbst sein. Freilich hatte sie schwerlich, wie Schiller, darunter verstanden, er werde die Herzogin sogleich unter vier Augen sprechen können. Als Schiller erfuhr, daß das Ceremoniell dies nicht erlaube, daß er sie das erste Mal im steifen Zirkel sprechen müsse, ließ er sich gegen Körner aus: „Charlotte hat mir schon oft falsche Nachrichten gegeben," und — ließ sich der Herzogin Luise gar nicht vorstellen. Gewiß, unter allen Nachrichten, die ihm Charlotte gegeben, war es nicht die aufrichtigste gewesen, daß er „es mit seinen Manieren überall wagen könne".

Je mehr sich Schiller vom Hofkreise abwandte, um so inniger schloß er sich an die zweite der großen Berühmtheiten Weimars, an Herder, an. Schon sein erster Besuch vom 25. Juli war entscheidend gewesen. Herder war wesentlich wie Schiller eine kämpfende Natur. Aus niedrigem Stande hatte er sich emporgearbeitet. Sein cholerisches Temperament, durch Kränklichkeit überreizt, machte ihm um so mehr zu schaffen, als es ganz im Widerspruch zu seinem Beruf und seinem humanen Prinzip stand. Mit seinem Beruf stimmte außerdem weder seine heidnische Umgebung, von der er sein Bestes nicht geachtet wußte, noch die Hauptströmung des Zeitalters, welche er selbst mit veranlaßt hatte. Forster schreibt an Meyer aus Bramstedt: „Herder schwärmt, aber er ist nicht fromm." Dazu lag auf ihm, was er als Last empfand, die Sorge für eine zahlreiche Familie. So lebte er in der Stadt selbst isoliert und gegen manche Zeitinteressen entweder feindselig verbittert oder

gänzlich abgestorben. Er hatte nichts von Schiller gelesen, er verstand nichts vom Drama. Aber er hatte Verständnis für den feinsten Duft der Poesie. Er hatte zwei Dinge, die Wieland fehlten, Ideen und Leidenschaft. Schiller fand hier außerdem ein ernstes, würdiges Aeußeres, eine Unterhaltung voll Geist, Stärke und Feuer. Herder sprach Haß und Liebe rücksichtslos aus, und nie redete, nach W. von Humboldts Erzählung, jemand schöner, als Herder, wenn es einen Vortrag und keine Diskussion galt. Schiller fand sich mit dem Manne, der eben mit seinem „Gott“ eine Lanze für Spinozas Philosophie gebrochen, in vielen Punkten zusammen. Eine zweite Begegnung auf einem Spaziergang im Park dehnte sich zu einem interessanten Abend aus. Schiller genoß mit allen Poren seines Geistes. Die Theosophie des Julius, die zum Teil in seine Schulhefte hineinreichte, genügte, um Herder zum Sprechen zu bringen, und Schiller selbst äußerte sich begeistert über Herders „Nemesis Adrastea“, worin das Maß als das Allwaltende im Universum gepriesen wurde. Auch die etwas mystischen Ideen Herders über Wahlverwandtschaft, Ahnung und Vorhersagung fanden bei dem Verfasser des Geistersehers ihre Stelle. Man zog sich augenscheinlich gegenseitig an. Der Dramatiker durfte dem Generalsuperintendenten seinen Don Carlos senden, und bald bat Herder Charlotten um Schillers sämtliche Schriften. Ja, er drückte ihr, dieser Marquis Posa im Talar, vielsagend die Hand, als sie, das Urbild der Elisabeth, ihres Verhältnisses zu Schiller gedachte. Er nahm laut des Dichters Partie an der Tafel der Herzogin Amalie und hielt Gotters Kritik ein kräftiges Gegengewicht. Aber — eine Eigenschaft Herders mußte Schiller mit der Zeit von ihm entfernen. Herder war Theolog. Als Schiller am Sonntag den 5. August hinausgegangen war, um Herder predigen zu hören, schrieb er an Körner, indem er die Predigt charakterisierte: „Herders Predigt hat mir besser, als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen — aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt... Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort redet, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler.“ Was war dann der, welcher die Predigt hielt? Schillers wahrhaftiger Natur mußte

es ein Widerspruch scheinen, daß man bei Herders sonstigen Ansichten das Dogma lehren könne. Bald darauf ward Herder krank. Schiller ruft aus: „Was ist Weimar, da der Herzog, Goethe, Wieland und Herder ihm fehlen!“ Wir wollen sehen.

Als Schiller sich sehr unglücklich darin fühlte, fand er, daß Weimar kaum eine Stadt sei, und Herder, dem es überall nicht gefiel, nannte es ein unseliges Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf. Uebrigens hatte Weimar alle Unvollkommenheiten anderer thüringischer Residenzen, die Thorkontrolle, kleine Häuser, krumme, schmutzige Gassen und nur den Vorzug, daß sein Schloß in malerischen Ruinen lag. Reisende fanden die Stadt elend, dagegen nennt sie der Buchhändler Göschen, der gute Geschäfte in Weimar machte, 1785 auch äußerlich schöner und interessanter als Gotha. 1794 nennt sie Falk schon im Vergleich mit Jena eine geschmackvolle Stadt. Es wird schwer zu entscheiden sein, welche der Residenzen aus dem Gesichtspunkt eines Komfort gewöhnten Berliners von heute auf den Preis der Unbequemlichkeit Anspruch machen konnte. Im Grunde haben Schiller und Goethe bewiesen, daß dergleichen keine großen Vorteile haben muß. Die Vorzüge Weimars, der Park, die treffliche Bibliothek und ein Theater, wie es keine gleich große Stadt Englands noch Frankreichs hatte, thüringische Waldluft und ein äußerst freundliches, anstelliges Völkchen, durch den Strom von Fremden noch nicht um seine Ehrlichkeit und Herzlichkeit gebracht: diese Vorzüge waren doch nicht gering anzuschlagen. Und einige Menschen fand Schiller in Weimar, die ihm nützlich und lieb werden sollten. Nicht daß hierin der Verfasser des Rinaldo Rinaldini mitbegriffen wäre, der damals fünfundzwanzigjährige Vulpius, der sich beeilte, dem Verfasser des Don Carlos seine Huldigung darzubringen. Aber der Direktor der Zeichenakademie, Kraus, ferner der geheime Hofrat Christian Voigt waren nach Schillers Geschmack; von letzterem hoffte er viel für einen näheren Umgang. Einen weniger günstigen Eindruck machten auf ihn der geheime Assistenzrat Schmidt und seine Tochter, welche Körner als eine gute Partie empfohlen hatte. Auch die noch mit vierzig Jahren schöne Sängerin Korona Schröter, eine frühere Flamme Körners, konnte ihn nicht erobern. Der Legationsrat Bertuch, den Charlotte ein Bild üppig gieriger Gelehrsamkeit

nennt, der Heros der Weimarischen Industrie, der mit seinem Garten, mit seiner Pandora, wie mit seiner Blumenfabrik und Litteraturzeitung gleich gewandt spekulierte, Bertuch, der soeben ganz entzückt von Dresden kam, erhielt eine Visite und erregte Schillers halb ironisches Interesse. Alle diese Menschen konnten ihm doch das nicht geben, was ihm fehlte, innere Freiheit. Und so raffte er sich denn zusammen aus eigener Kraft. Ein Gang nach der Bibliothek, dieser stummen Mahnerin des Fleißes, half dazu, er nahm eine französische Uebersetzung von Lockes Schriften mit nach Hause. Und endlich rettete er sich aus den Banden fremder und eigener Kleinlichkeit auf die Höhen der Geschichte, er fing rastlos an zu arbeiten und zwar nicht am Geisterseher, sondern an der niederländischen Rebellion, zu welcher gerade damals in Belgien das Seitenstück spielte. Dazu brauchte er nicht in Weimar zu leben. Ehe er es indes verlassen wollte, gedachte er noch Jena kennen zu lernen und in Jena drei Männer, Hufeland, Schütz und Reinhold.

Professor Karl Leonhard Reinhold in Jena war Wielands Schwiegersohn. Reinholds Gattin Sophie war eine begeisterte Verehrerin von Charlotte von Kalb, bei welcher sie mit Schiller zusammentraf. Sie erzählte viel von Jena und mit der Vorliebe einer jung verheirateten Frau von ihrem Manne und lud Schiller ein, bei ihnen zu wohnen. Schiller nahm das Anerbieten an und fuhr in Gesellschaft der beiden Frauen nach Jena. Charlotte, welche sogleich nach Weimar zurückkehrte, sollte den Freund in einigen Tagen wieder abholen. Als sie kam, sah sie einen vergnügteren Schiller wieder. Jena hatte ihn vollends gesund gemacht.

In Jena herrschte im Vergleich zu dem schöngeistigen Treiben, welches das adlige Ilm-Athen zierte, eine spartanische Thätigkeit. Die Stadt, belebt durch 700 Studenten, die „mit den Schritten eines Niebesiegten“ wandelten und deren „Kopf weg! Kopf weg!“ abends den fliehenden Wanderer an die dreisteste Freiheit mahnte, erschien Schiller weit bedeutender als Weimar. Die unter vier fürstliche Nutritoren verteilte Gewalt über die Akademie machte letztere zu einer ziemlich freien und sichern Republik. Der Glanz der Universität war im raschen Steigen. Schillers Besuch traf gerade in die denkwürdige Epoche, wo die Kantische Philosophie mit Reinholds Anstellung einen Lehrstuhl bestieg, um den sich von

Nord und Süd, von Triest und Kurland her eine begeisterte Schar selbst von gereiften Männern sammelte. Reinhold war durch seine Vergangenheit nicht minder interessant, wie durch sein gegenwärtiges Auftreten. Er, der ehemalige Barnabit, sagte jetzt, daß Kant in hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben werde. Reinhold nahm Schiller wie einen alten Bekannten auf, und indem er ihm erzählte, was er selbst von den Launen seines Schwiegervaters zu dulden gehabt, führte er Schillers Ansprüche an Wieland, aber auch seine Verehrung auf ihr richtiges Maß zurück.

Schon Schillers erster Ausgang war von gutem Omen. Er führte in „die Litteratur". So hieß das Gebäude, in welchem die seit 1785 begründete Allgemeine Litteraturzeitung, die Arbeit von mehr als hundert Schriftstellern, von den Professoren Christian Gottfried Schütz und Gottlieb Hufeland, dem Juristen, redigiert wurde. In Schütz fand Schiller einen trefflichen Erzähler, einen Arbeiter ohnegleichen, und — einen Verehrer des Don Carlos, in Hufeland „einen stillen, denkenden Geist voll Salz und tiefer Forschung". Professor Döderlein, „eine feine, schelmische Physiognomie im Kopfe eines Geistlichen", war mit von der Gesellschaft, und Schillers Endspruch lautet — wie mild gegen die weimarischen Urteile! — „diesen Abend war ich zwischen vier Männern von Geist, was mir selten begegnete". Sogar in der Umgegend, in Lobeda, regalierte ihn die Naturdichterin Frau Bürgermeisterin Bohl mit Recitierung seines Gedichts an die Freude und ganzer Stellen aus Don Carlos. Er konnte hier in Jena ein für allemal erkennen, in welchem Stande der Schwerpunkt seines Wirkens liegen müsse. Am letzten Abend, Charlotte war bereits angekommen, war er bei dem Kirchenrat Griesbach, einem „geselligen, verständigen Mann". Frau Griesbach erschien ihm als eine wahre, gescheite, natürliche Person; alles dies Urteile, die er später etwas modifizierte. Er erkundigte sich bei Griesbach über die Verhältnisse der Universität. Das Resultat war: „die Professoren in Jena sind fast unabhängige Leute und brauchen sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern." Reinhold versicherte den Frager, daß, wenn er einen Plan auf Jena habe, er nur ein Wort zu verlieren brauche, um noch vor dem Frühjahr einen Ruf dahin zu bekommen.

Schiller legte das für spätere Jahre zurück. Vorerst wollte er die ganze Kraft und Fruchtbarkeit seiner Feder ausprobieren, um wo möglich unabhängig und mit Körners eng verbunden zu bleiben. Eins merkte er: Reinhold, so sehr er sich um ihn bemühte, war eine zu weiche und ängstliche Natur, zu phantasielos und eingeschränkt, um je sein Freund werden zu können. Aber Reinhold machte ihn mit einem Freunde bekannt, der bei weitem die wichtigste aller Jenenser Bekanntschaften war. Reinhold sprach mit so viel Verstand von Kants Schriften, daß Schiller hier that, was Körner vergebens gepredigt hatte. Er las einen Kantischen Aufsatz. Er konnte in seiner jetzigen Lage mit keinem geeigneteren beginnen. Es war die treffliche Abhandlung: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.“ Kant verglich sich darin mit Keppler und wünschte sich einen Newton als Nachfolger. Was Kant einleitete, den Geist, die leitenden Ideen der Nationen und Epochen zu ergreifen und zu charakterisieren, das ist das Hauptbestreben von Schillers dahin einschlagenden Versuchen geworden. Jener Aufsatz enthält zugleich die wahre Politik des ewigen Friedens. Eine moralische und vernünftige Durchbildung aller einzelnen Bürger sollte erstrebt werden, um das Ideal der Menschheit, die Entwicklung aller von der Natur in den Menschen gelegten Anlagen in der Gattung zu verwirklichen. Das war's ja, was Schiller in Weimar so gern mit gleichgesinnten Seelen durchgesprochen hätte. Es war das Ideal seines Posa.

II.

Schiller und Lotte.

„Ich fange an, mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkstellige ... ich frage nach niemand ... Jetzt gehe ich sehr wenig aus; Tags zweimal zu Charlotten und zweimal spazieren, wozu ich mir den Stern erwählt habe.“ So schreibt Schiller in Weimar, wohin er am 25. August wieder

zurückgekehrt war. Wir sehen ihn, mit Kant zu reden, einer ungeselligen Geselligkeit pflegen. Er feiert mit Knebel Goethes Geburtstag in dessen Gartenhause und bringt die Gesundheit des Meisters in Rheinwein aus. Sein Umgang mit Herder, Voigt, Riedel, dem Erzieher des Erbprinzen, und Anderen geht an losem Zügel. Ein ihm neues Meteor am Weimarischen Himmel von etwas verbleichtem Glanze, aber um so größerem Umfang, der als Uebersetzer englischer Romane damals berühmte J. J. Christoph Bode, kommt von Paris. Sein Ansichten vom Verfall der französischen Nation fallen tief in Schillers Seele. Als Illuminatus dirigens hat Bode nichts Eiligeres zu thun, als Schillern die Freimaurerei anzupreisen. Schiller hört aufmerksam zu und bleibt, was er ist. Er ist jetzt zehn Stunden am Schreibtisch. Strada und Grotius, Hauptquellen seiner Rebellion, sind seine treuen Genossen. Am 25. September meldet er Schröder, daß er die Reise nach Hamburg noch verschieben müsse.

Da in Weimar der Adel ganz gegen die Ansichten der Zeit in der Gesellschaft herrschte, reagierte auch hier der dritte Stand, indem er sich neben dem gemischten Montagsklub zu einem bürgerlichen Mittwochsklub zusammen that, in welchen kein Adliger zugelassen wurde. Schiller tritt eifrigst dieser Gesellschaft bei und formiert eine Whistpartie, wobei er auch für die Augen sorgt. Er engagiert, neben dem Kammerrat Riedel und Hofmedikus Hufeland, Mademoiselle Karoline Schmidt, die Tochter des Assistenzrats, und Korona Schröter. Mit „beiden Weibern" kommt er auf freundschaftlichen Fuß, schenkt der Schröter, von der er Goethes Iphigenia meisterhaft vorlesen hört, und auch der Schmidt seinen Carlos, der letzteren mit einer Widmung, die ihn zu demselben Bekenntnis qualifiziert, wie es Goethe von sich abgelegt hat, nämlich: „ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum".

Was für Schiller von Bedeutung war: sein Verhältnis zu Wieland stellte sich her. Wieland hatte in seinem Teutschen Merkur eine wohlwollende Anzeige des Don Carlos erscheinen lassen. War darin wirklich seine Meinung ausgesprochen, dachte er an Schiller, der sich jetzt in Weimar festzusetzen schien, einen Mitarbeiter am Merkur oder gar einen Schwiegersohn zu finden, genug, nach einer Begegnung am dritten Orte machte Schiller ihm seinen Besuch.

Je zurückhaltender Schiller war, desto wärmer war Wieland, und bald konnte sich Schiller nicht bloß als präsumtiven Erben des Merkur ansehen, sondern sich auch mit seinem Körner ernstlich über das Thema unterhalten, ob Wielands zweite Tochter für ihn passe oder nicht. Charlottens Abwesenheit — sie war nach Kalbsried gereist, wo ihr Gemahl angekommen war — erleichterte solche Untersuchungen. „Das Mädchen," schreibt Schiller am 19. November, „kenne ich nicht, gar nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen" u. s. w. Dieser Monolog seiner Vernunft, wie Schiller ihn nennt, worin er ohne Leidenschaft lieben, eine unschuldige Frau haben will und nicht will, ist widerspruchsvoll genug. Aber Körner geht trotzdem darauf ein, solche Spinnfäden auf den Haspel zu bringen. Er rät entschieden ab, schon jetzt zu wählen. Schiller habe sich noch nicht gewöhnt, Genüsse gegeneinander zu berechnen. Schiller glaube, unvereinbare Dinge — er meint Liebe und Ruhm — vereinigen zu können. „Daher der geringe Widerstand, den jede aufkeimende Leidenschaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafte Phantasie leicht zur Leidenschaft . . . Laß uns immer erst alle zusammen in den Hafen eingeschifft sein, und dann wollen wir uns freuen, wenn Du in einer Gattin, die Deiner wert ist, uns eine neue Freundin zuführst." Es wäre eines freien Mannes wenig würdig gewesen, mit seiner Liebe auf das Datum und den Richterspruch Körners zu warten. Das war auch bald nicht mehr möglich. Denn Schiller verliebte sich nun gründlich. Ich muß etwas weit ausholen.

Seit Schiller in Weimar lebte, trennten ihn nur wenige Bergzüge von Bauerbach und von seiner ältesten Schwester Christophine. Meine Leser erinnern sich, daß Schiller ihr eine Verbindung mit Reinwald widerraten hatte. Allein in dem frommen Glauben, daß jeder Mensch Gott eine besondere Leistung schuldig sei, hatte

sich Christophine auf anderm Wege nach Reinwalds Charakter erkundigt, und da sie erfuhr, daß sie in das winterliche Dasein des armen Bibliothekars eine Handvoll Sonnenschein bringen könne, gab sie auf die erneuten Bewerbungen Reinwalds eine günstige Antwort. Am 22. Juni 1786 ward sie Reinwalds Gattin. Begreiflich, daß sie jetzt, dem Bruder so nahe gerückt, nicht abließ, um seinen Besuch zu bitten. Gleiche Bitten kamen von Frau von Wolzogen in Bauerbach, zumal jetzt, da ihr Sohn Wilhelm von Stuttgart aus zum Besuch gekommen und auch der Bräutigam ihrer Lotte (es war nicht der einst von Schiller gefürchtete Herr von Winkelmann, sondern ein Regierungsrat von Lilienstern aus Hildburghausen geworden) eben jetzt in Bauerbach anwesend war. So sehr Schiller mit Arbeiten überhäuft war, entschloß er sich doch aus Pflichtgefühl im November zur Reise. Er erwartete von der Rückkehr in jene Gegenden, wo er 1783 als Einsiedler gelebt, eine Wiedergeburt aller jener Gefühle, eine dichterische Erneuerung. Allein als er ankam, war die Magie, welche in seiner Erinnerung Bauerbach umschwebte, verschwunden, keiner von allen einst geliebten Plätzen sagte ihm etwas, alles hatte seine Sprache verloren. Was lag alles zwischen damals und jetzt! Mannheim, Charlotte, Körners, Weimar. Nur seine Dankbarkeit war dieselbe geblieben, er selbst war ein anderer geworden.

Nach einem zerstreuenden Aufenthalte von zehn Tagen trat er die Rückreise an und zwar in Begleitung seines Freundes Wilhelm von Wolzogen. Er überließ sich, wiewohl ungern, dessen Führung. Das war gefährlich. Denn diesen führte die Liebe. Der Ritt ging nach Rudolstadt. Dort lebten nahe Verwandte der Wolzogen, die Witwe des Landjägermeisters von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern Karoline und Charlotte.

Die Namen der beiden Schwestern umschließen den schönsten Teil von Schillers häuslichem Glück. Sie umschließen zugleich eins der wunderbarsten psychologischen Probleme. Der moralische Hochmut, dem alles zuwider ist, was nicht nach seiner Regel geschieht, muß sich hier um den Triumph gebracht sehen, den er aus den Folgen zu ziehen pflegt. Denn nie ward ein gefährlicheres Verhältnis von bedeutenden Menschen schöner und glücklicher hinausgeführt.

Das Leben der beiden Schwestern war ohne so tiefe Erschütterungen verflossen, wie sie Charlotte von Kalb getroffen hatten. Der Vater, ein bewährter Forstmann, war zwar gestorben, als die ältere, Karoline, erst dreizehn Jahre zählte. Doch hatte er der Erziehung einen festen Halt gegeben und in seinem Andenken dem Herzen der Kinder ein klares Bild edler Männlichkeit hinterlassen. Er hatte den Kleinen erzählen können, daß Friedrich der Große ihn persönlich in seine Dienste zu ziehen gesucht habe. Sein Enthusiasmus für den König war auf die Kinder übergegangen. Ihre Phantasie ward auch sonst zu weitem Fluge gereizt. Sie hatten in Batavia einen Onkel, der niemand anders war, als der Herr von Wurmb, welcher nach Schillers Erzählung so großherzig seiner Liebe zu Gunsten des Bruders entsagt hatte. Sie lasen viel. Was Wunder, wenn sie von den Tugendhelden Richardsons entzückt waren, wenn man ihnen immer anmerken konnte, daß sie mit dem Grandison aufgewachsen seien. War ihr Unterricht auch nicht der gründlichste und nach damaliger Weise mehr auf Konversation, als auf geordnete Bildung abgesehen — mit der deutschen Grammatik blieben beide auf etwas gespanntem Fuß — so bekamen sie dafür mit der französischen und englischen Sprache die Schlüssel zu den reichsten Schätzen der Selbstbelehrung in die Hand. Beide spielten Klavier, und Lotte kopierte mit großem Geschick die unmöglichen Bäume ihres Zeichenlehrers, welche noch im Zeichenbuche ihrer Kindheit prangen. Was mehr wert war, als Alles, sie wuchsen fast ganz im Freien auf. Ihr feiner Natursinn ruhte auf dem soliden Grunde frischer Wangen, die sie sich am Berge, auf dem das väterliche Wohnhaus lag, warm liefen, und ihre Augen wurden erfrischt von der Luft, dem Fluß, den Wolken und Bergen des heimatlichen Thales von Rudolstadt.

Aber auch die Gesellschaft, und zwar die erlesenste, ward ihnen an der Hand der weltgewandten Mutter eröffnet. Sie lernten Knebel und Goethe kennen und waren mit Frau von Stein aufs innigste befreundet. Vom Rudolstädter Hofe sehr geschätzt, knüpfte Frau von Lengefeld auch an den Weimarischen einen Plan, auf dessen Veranlassung die Töchter vollends ein schönes Stück Welt zu sehen bekamen. Die sorgende Mutter, im Besitz eines nur kleinen Vermögens, hatte es gern gesehen, daß Karoline sich

bereits im sechzehnten Jahre mit dem jungen Freiherrn von Beulwitz verlobte. Sie wünschte Lottens Los durch eine Hofdamenstelle zu sichern, die Herzogin von Weimar gab eine günstige Verheißung, und um Lotten zu diesem Beruf, wozu die Jugendliche übrigens selbst Neigung hatte, geschickt zu machen, nahm die resolute Mutter ihren Aufenthalt in der französischen Schweiz. Von Goethe an den Altmeister der Schwärmerei, an Lavater, empfohlen, reisten die Damen, begleitet von Herrn von Beulwitz, im Frühjahr 1783 ab. In Stuttgart besuchten sie die Frau von Wolzogen, und hier war es, wo Wilhelm von Wolzogen für Karoline eine Leidenschaft faßte, welche aus einem schwärmerischen Vervollkommnungsbunde immer zu ungeduldigeren Wünschen emporflammte und um so schwerer von Karoline in Schranken gehalten wurde, als sie selbst seine Empfindung erwiderte und nach der Weise der Zeit keinen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft zu machen pflegte. Auch mit Schillers Familie wurden die Reisenden bekannt gemacht. Endlich betraten sie den Schweizer Boden; die Schwestern mit dem Gedanken, daß es der Boden der Freiheit sei. Nun begann die Ernte der Tagebücher. Der Rheinfall, Lavater, der ihnen ein „Engel" hieß, die Freiheitsgesänge der Oltner Gesellschaft, die Tellsplatte, dann die Ufer des Genfer Sees, Vevey, wo sie sich niederließen, und Clarens „friedlich am Gestad' erhöht, die Meillerie voll rauher Majestät", welche Eindrücke! Lotte bedauerte nichts mehr, als daß St. Preux und Julie nicht wirklich gelebt hatten. Kein Wunder, daß ihr Leben selbst beinahe einen kleinen Roman gefunden hätte. Wenigstens bewahrte ihr Gedächtnis aus dieser Zeit den Eindruck einer wärmeren Neigung. Fleißige Studien im Französischen, Englischen, Zeichnen und Musik wechselten mit geistreicher Geselligkeit, deren Mittelpunkt das Haus des Landvogts Lentulus war. Die Freundinnen, welche sich Lotte gewann, wurden nicht müde, nachher in Briefen ihre Anmut, ihre niedliche Figur, ihr freundliches Gesicht zu preisen, und ihre spöttische Schmollmiene galt für unerreichbar. Die Damen besuchten auch das Berner Oberland und zeichneten in Rousseaus Zimmer auf der Petersinsel im Bieler See ihre Namen ein.

Nach einem Jahre kehrte man zurück. Im Juni 1784 kamen die Reisenden durch Mannheim. Sie suchten Schillers Bekannt-

schaft. Der fieberkranke Dichter hatte gerade damals viel mit sich selbst zu thun. Unlustig ging er zu ihnen, eben als sie abreisen wollten. Seine hohe, edle Gestalt, erzählt Karoline, frappierte uns, aber es fiel kein Wort, das lebhafteren Anteil erregte. Auch die Schwestern sahen damals alle Gegenstände wie aus einer „Wolke wehmütiger Sehnsucht". Diese Stimmung begleitete sie nach Rudolstadt. Karoline, infolge eines zu kalten Bades nervenleidend, verheiratete sich mit Herrn von Beulwitz, nur, um den Irrtum ihrer Wahl, den sie schon auf der Reise erkannt hatte, noch gründlicher einzusehen; denn, so wacker Herr von Beulwitz war, der auch seine Schwiegermutter für sich hatte, die Gatten schickten sich nicht für einander. Ausflüge nach Weimar, Jena und Kochberg, dem Gute der Frau von Stein, brachten Abwechslung in ihr einförmiges Leben. Auch ward Lottens Herz 1787 im Frühjahr zum zweitenmal und tiefer von der Verehrung berührt, die ihr ein sehr liebenswürdiger Engländer, der Kapitän Henry Heron, widmete. Schon neckte Karl August sie ziemlich unverblümt, indem er ihr einen ausgestopften Reiher (heron) in Kapitänsuniform für ihre „englische Gartenanlage" übersandte. Aber Pflicht und Beruf riefen Heron nach Indien. Er gestand Lotten, grausam genug, scheidend seine Leidenschaft wie die Unmöglichkeit, um sie zu werben, und dem liebenden Mädchen blieb als einziger Trost eines wunden Herzens, fleißig in den englischen Büchern zu lesen, die ihr Heron geschenkt hatte. Die Huldigungen, welche Knebel ihr in zierlichen Versen darbrachte, fanden ebensowenig Beifall, als eine Partie, mit der die sorgliche Mutter sie beglücken wollte. So war der Winter von 1787 herangekommen. Die Schwestern waren von aller Welt abgeschnitten. Damals führte noch keine Chaussee durch das schöne Thal, wo jetzt jeden Sommer Tausende von Reisenden dem Schwarzathal zueilen. Gab auch der kleine Hof einmal etwas zu lachen, so lachten sie doch nur unter vier Augen. Die Gesellschaft war, namentlich gegen die Schweizer Zirkel gehalten, erbärmlich. Sie erschienen sich, erzählt Karoline, oft als verwünschte Prinzessinnen, die auf Erlösung harrten. Die Ritter nahten.

An einem trüben, neblichten Tage, es war am 6. Dezember, kamen zwei Reiter die Straße herauf. Die Damen sahen hinab. Sie erkannten den Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend

das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg, der andere Reiter war ihnen unbekannt und erregte ihre Neugier. Bald löste sich das Rätsel durch den Eintritt des Vetters, der um die Erlaubnis bat, seinen Freund Schiller bei ihnen einzuführen. So ungern Schiller gekommen war, so heimisch fühlte er sich bald in diesem Kreise. Bei den Tönen des Klaviers, welches die Schwestern spielten, ging ihm das Herz auf. Die Unterhaltung zeigte ihm kein begeistertes Ueberströmen, aber auch keine vorlaute Kritik, freie und feine Formen, ruhige Wärme. Der Briefe von Julius und Raphael wurde gedacht, Lotte hatte sich auch für die Räuber interessiert. Ohne eitel zu erscheinen, durfte Schiller den Wunsch kundgeben, die Schwestern möchten seinen Carlos kennen lernen. Rasch wie er war, sprach er beim Abschiede den Plan aus, den nächsten Sommer im Thale von Rudolstadt zu verleben. Er ritt am andern Morgen, das anmutige Bild Lottens in der Phantasie, nach Weimar zurück, um sich mit größter Energie in seine Rebellion zu vertiefen. Körner bekam sogar Angst, er werde der Dichtkunst untreu werden, und beschwor ihn, sich nicht durch Wielands Einfluß oder durch den Geist der Akademien in seinem Ideal irre machen zu lassen. Aber Schiller blieb fest. Er arbeitete seine Geschichte für den Merkur aus und dachte, da er schon jetzt einen Ruf nach Jena voraussah, durch diese Art von Arbeiten, die auf dem Markte geschätzt wurden, seine Existenz zu sichern. „Aber,“ schreibt er am 7. Januar, „ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirate. Könntest Du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir ent-

schwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen." Noch nie hatte er das so stark, so schmerzlich ausgesprochen, als seit er in Rudolstadt gewesen war. Und er empfand es bald immer tiefer, als Lotte auf Familienbeschluß, um sich zu zerstreuen, wohl auch, um ihre Aussichten auf die Hofdamenstelle zu befestigen, zu Ende Januars 1788, von ihrer Freundin, Friederike von Holleben begleitet, nach Weimar kam. Sie wohnte bei Frau von Imhof, der Schwester der Frau von Stein, war viel in Gesellschaft Knebels und faßte, wie sie wenigstens aussprach, eine innige Zuneigung für Frau von Kalb. Schiller sah sie anfangs nicht oft, aber bald sahen sich beide sehr gern.

Einmal stand Lotte unverhofft auf der Redoute vor ihm. Im Theater begegneten sich ihre Augen. Schiller durfte für Lektüre sorgen. Er sandte ihr den Tom Jones. Sophie Western, eins der süßesten Mädchenideale, die je geschaffen sind, konnte für Lotte ein Vorbild treuer Liebe werden und sie lehren, wie treue Liebe Stand und Ahnen vergißt. Bald wurden den Büchern Billets beigefügt. Er schließt ein solches mit den Worten: „Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist doch etwas für diesen Tag;" und in einem andern heißt es: „Ich habe nie geglaubt, daß Sie in der Hof- und —-Luft sich gefallen." Ein wenig zu warm für die Kritik einer Tante wäre schon folgendes: „Die Tage haben für mich einen schöneren Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu sehen, und schon die Aussicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen." Er protestiert gelegentlich gegen das Wort Freundschaft, um die Grenzen zu verwirren. An Körner schreibt er am 12. Februar: „Eine Frau habe ich noch nicht; aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere." Er macht jetzt die Entdeckung, daß seine Muse, ungeachtet der langen Vernachlässigung, nicht mit ihm schmolle. „Wieland," so schreibt er am 17. März, „rechnete auf mich bei dem neuen Merkurstücke, und da machte ich in der Angst — ein Gedicht." Dieses Angstgedicht waren die Götter Griechenlands.

Und ein zweites Gedicht machte er, von dem er Körner nichts schrieb. Lotte von Lengefeld wollte von Frau von Kalb und Schiller Stammbuchblätter haben. Frau von Kalb zeichnete sich am 11. März

mit Versen ein, welche von Grab und Wiedersehen sprachen. Schiller schrieb auf die Rückseite desselben Blattes sein bekanntes, später verändertes:

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft — so, Lotte, spielt um dich die Welt 2c.

Er sprach vom holden Zauber nie entweihter Jugend, von der Majestät der Unschuld und der Tugend, bedächtiglich und schmeichelnd, in jenem Tone Wielands, den er sich samt Wielands Versmaß jetzt angeeignet hatte. Lotte mußte endlich nach Rudolstadt zurückkehren. Ihr ward das Scheiden nicht leicht, sie schob das zwar auf ihre Neigung zu Charlotte von Kalb, doch fügte sie in ihrem Billet an Schiller hinzu: „Und auch Sie verlasse ich ungern, denn Ihr Umgang (ich mag nicht Freundschaft sagen, weil Sie das Wort nicht gern haben) hat mir manche Freude verschafft." Schiller war verloren. „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freude mit hinwegnehmen... Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde... — Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte." Es war erklärlich, daß er jetzt die Ratsherrnstelle und die Frau, welche ihm von Schweinfurt her durch dritte Hand angeboten wurden, ausschlug.

Lotte reiste nach Rudolstadt, mit der angenehmen Aussicht, daß Schiller bald folgen werde. Er hatte sie gebeten, ihm eine Sommerwohnung zu suchen. Kaum war sie fort, so hatte er ihr folgende wichtige Dinge zu schreiben: „Man sollte lieber nie zusammengeraten — oder nie mehr getrennt werden... Es beunruhigt mich oft, mein teuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchste Glückseligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab... Wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!" Während für ihn die Nachtigallen im kühlen Stern ganz neue Weisen schlugen, ging Lotte am Ufer der Saale hin, um aufs sorglichste und besonnenste des Freundes Sommer-

wohnung zu wählen. Das Haus des fürstlichen Gärtners in Kumbach lag Rudolstadt fast gegenüber, aber es fiel ihr ein, daß in der Orangerie fürstlicher Besuch zu kommen pflegte, und das, wußte sie, würde Schiller eine Störung sein. So wandte sie sich denn ein Viertelstündchen weiter, wo auf dem linken Saalufer das Dorf Volkstädt liegt. Hier fand sie gleich im ersten Hause rechts, wenn man von Rudolstadt kommt, eine passende Wohnung beim Kantor des Orts und bestellte, Möbel und Einrichtung nicht vergessend, alles aufs verständigste.

Ende Mai war Schiller am Platze. Nun begann ein Leben voll der reinsten geistigen Genüsse. Den Tag über arbeitete der fleißige Mann, nur gestört vom Blöken der Kühe, denn jeden andern Lärm suchte der Kantor, der ihn bald vergötterte, fern zu halten. Legte er abends die Feder weg, um nach Rudolstadt zu wandern, so bot sich ihm ein weites, blühendes Thal mit den mannigfaltigsten Berglinien zu beiden Seiten, in der Mitte das saftige Grün der Wiesen, der Silberstreif des Flusses, an dessen Ufer eine Gruppe prachtvoller Schwarzpappeln noch jetzt den Maler anlockt. Vor ihm dehnte sich als Abschluß des Bildes hellschimmernd das imposante, hochliegende Fürstenschloß und am Fuße desselben die Stadt. Oft kamen ihm die Freundinnen bis zu einer Stelle entgegen, wo sich ein (damals noch wildromantischer) Waldbach in die Saale ergießt. „Wenn wir ihn," erzählt Karoline, „im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinn ... Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reinern, leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute!"

Zeichnen wir uns die beiden Schwestern etwas bestimmter. Karoline, geboren am 3. Februar 1763, war drei Jahre älter als Charlotte. Sieht man die zusammengedrückten Züge in ihrem von Steuben gemalten Porträt einzeln darauf an, so begreift man, daß Schiller ihre Schönheit nicht rühmen konnte. Dazu war sie von Gestalt kleiner als ihre Schwester. Und doch ist das Ganze ihres Aeußern sehr anziehend. In ihrem Auge liegt eine leidenssanfte Schwermut, etwas von dem unendlichen Mitleid mit

allen menschlichen Schwächen, in das sie sich oft aufgelöst fühlte. Ihre Händchen waren von einer ausnehmenden gefühligen Zierlichkeit. Die Grazie ihres Gesprächs und der Wohllaut ihrer Stimme machten ihre Unterhaltung zu einem Genuß. Mit dem Gedanken eines frühen Todes sich tragend, fand sie ihr Glück darin, andern Glück zu bereiten und sich selbst vollkommener zu machen. Selbst gegen ihre Anlage lernte sie etwas Mathematik und Zeichnen. Sie spielte trefflich Klavier und fühlte sich mit der Feder gewandt genug, neben Schiller und Goethe aufzutreten. Ihre Agnes von Lilien ward sogar von Friedrich Schlegel letzterem zugeschrieben. Sie überrascht nie, wie Charlotte von Kalb, durch Phantasieblitze, aber sie weicht auch nie wie jene aus dem Geleise aller hergebrachten Darstellung. Sie war durchaus eine sentimentale, gebrochene Natur; ganz Seele, Verständnis, ganz Fähigkeit, Ideen und Empfindungen in sich aufzunehmen, aber eben deshalb auch mit derbstem Scherz dem übermütigen Augenblicke gewachsen.

Ganz verschieden von ihr war ihre Schwester Charlotte. In jener schönen Zeit jungfräulicher Blüte stehend, wo sie ernst und durchgeistigt erscheint, war sie, ohne Schiller nach Fräulein von Arnim als eine Schönheit zu blenden, nach dem Zeugnis der Frau von Kalb holden Anblicks. Sie war groß und schlank, von anmutiger Gestalt, bei blauen Augen entschieden brünett. Sie war eine treue Tochter der Natur und für alle Gaben der großen Trösterin empfänglich. Aber die Bildung hatte doch einen pikanten Zusatz in ihren Charakter geworfen. Schiller bemerkte bald an ihr eine gewisse coquetterie d'esprit, die indes durch Lebhaftigkeit und Bescheidenheit nicht drückend sei. Auch einen kleinen Verrat an weniger geliebten Freunden, jene Zärtlichkeit auf anderer Kosten, läßt sie dem Geliebten gegenüber aus. Ihre künstlerische Neigung ging auf die stillste der Künste. Sie zeichnete hübsch nach der Natur und radierte nicht übel. Sie hatte wahren Sinn für die höchsten Interessen des Mannes, Karoline oft nur schmeichelnden. Ein Widerwille gegen die Despotie des Glaubens, der Gesellschaft und Politik lebt schon in ihren Briefen, ehe sie Schiller kennen lernte. Sie las schon vorher mit Anstrengung Pütters Grundriß, um Deutschlands Verfassung zu studieren. Sie schrieb

in kleinen, immer gleichen Zügen, während Karolinens Handschrift ausfliegender, aber ungleicher erscheint. Lotte schrieb, wie sie sprach, und sprach wie Kordelia lieber weniger, als gegen ihre Ueberzeugung und zum Schein. Aber die Liebe und der Schmerz befreit ihre Sprache, und wenn sie auch mäßig im Ausdruck wie in ihren Neigungen bleibt, man sieht durch diesen Ausdruck in eine Welt von Empfindung. Jetzt, wo ihre Briefe an Fritz von Stein, Knebel, Fischenich und andere uns vorliegen, muß für jeden Unbefangenen die vielverbreitete Ansicht der Henriette Herz, daß Lotte von Lengefeld unbedeutender als ihre Schwester, daß sie nicht Schillers Dichterliebe und wie die Worte mehr lauten, gewesen sei, sich in nichts auflösen. Es gibt manche Frau, die schreiben könnte, was andere dreist genug sind zu veröffentlichen. Und Lottens schön empfundene Gedichte, ihre Uebersetzungen des Ossian, ihre in Hubers Flora erschienenen, noch im Manuskript mit Schillers Korrekturen vorhandenen Erzählungen durfte sie selbst auf Schillers Antrieb öffentlich, freilich nicht unter ihrem Namen, erscheinen lassen. Die schöne Harmonie, welche Karoline mit schwesterlicher Liebe an ihr rühmt, war eine Harmonie von vorzüglichen Eigenschaften.

Es ist keine Frage, daß Schillers Neigung sich sogleich stark und ursprünglich für Lotte entschied. Allein die beiden Schwestern waren, wenn auch vor der Schweizer Reise nicht ganz zusammenstimmend, wie Lotte gesteht, eben durch diese Reise so innig verbunden; Karoline, älter, gereifter, nahm so liebend an allem teil, was Schiller bot, daß die Leidenschaft, indem sie sich durch Schillers mächtigen Aufschwung ganz in die Sphäre des Geistes erhob und alle drei vor allem in das Schöne und Wahre verliebt waren, hier bald ihre Ausschließlichkeit, ja ihre Deutlichkeit verlieren mußte. Je gewisser Karolinens Frauenblick Schillers Neigung zu ihrer Schwester erkannte, um so weniger brauchte sie dem Ausdruck ihrer eigenen Hingebung einen Zwang anzuthun, der ganz gegen den raschen Puls des Zeitalters gewesen wäre. Man kann ihrer Klugheit zutrauen, daß sie auch aus Rücksicht für ihre Mutter das Verhältnis selbst gegen Wissen und Neigung der Liebenden in der Schwebe hielt, und was Schiller selbst zu vollbringen sich gegen Körner rühmte, die Empfindung durch Teilung schwächte.

Karoline führte meistens die Unterhaltung, der ganze Kreis besaß Kenntnis der neueren Litteratur, Herrn von Beulwitz nicht ausgeschlossen, der für Schiller die aufrichtigste Bewunderung empfand. Plutarch war den Schwestern schon ein vertrauter Freund. Popularphilosophische Themata über das Ineinanderwirken der menschlichen und der Weltkräfte, über Freiheit und Notwendigkeit, gaben damals Stoff zu Theegesprächen. Karoline, von Herders Schriften ganz erfüllt, war unermüdet, in diesem Aether die Flügel zu schwingen. Ein Freund des Hauses, Baron von Gleichen, strebte aus einem heftigen innern Bedürfnis auf eben diese Bahn. Schiller disputierte hier alles heraus, was in ihm schlief und was er sich angeeignet, und Karoline besonders verstand es, seine Empfindungen und Gedanken zur Sprache zu bringen. Das bekannte Gespräch im Geisterseher soll die Frucht dieser Unterhaltungen sein. Man vertiefte sich so sehr in diese Dinge, daß Schiller oft bat, die Metaphysik ruhen zu lassen.

Wenn er dann nach solchem Vertiefen wohl in stürmischem Wetter so spät nach seinem Dorfe hinausging, daß ihm sein besorgter Wirt auf der halsbrechenden Straße mit der Laterne entgegenkam, dann hörte Lotte auf den Wind und sah nach den Wolken und dachte: „Wie wird Schiller nach Hause kommen!“ Freilich zog ihm ein nächtlicher Heimgang einen Katarrh zu. Das gab Zeitverlust, Trennung, aber auch schöne Trostbillets von Lotten. Alle die schmeichelnden Sonnenblicke, welche die beginnende Freundschaft mit Frauen gewährt, fingen an, ihn zu segnen. Als er krank ist, übersetzt er ein wenig aus Gibbon, um seinen Kopf wieder einzurichten. Er borgt sich dazu Lottens niedliches Wörterbuch. Wie angenehm schlugen sich in den beiden echt englisch gebundenen Bändchen die Vokabeln auf! Wie dufteten die Blumen durchs Krankenzimmer, welche von Lottens Händen kamen! Er ward wieder gesund. Bald fand er, daß die Geschichte für den Sommer zu trocken sei, daß ihm manches Stündchen, das er am Schreibtisch hätte zubringen müssen, entwische. Er nahm den Menschenfeind vor und versuchte es mit den Schreibtischen der Schwestern. Er arbeitete in Karolinens Zimmer, und da es dort zu geräuschvoll war, bat er Lotten, ihm das ihrige einzuräumen. Und die gute Mutter sagte nichts dazu, daß Lotte schrieb:

„Es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben, es wird mir eine freundliche Erinnerung geben, wenn wir nicht mehr zusammen sind!" Warum dachte Lotte so in die Zukunft? Genug, Schiller lebte in ihrem Eigentum, dort wartete er, bis ein langweiliger Kaffee oder die französische Freitagsgesellschaft vorüber war. Allmählich kannte er alle Tugenden des kleinen Hündchens, alle Launen des Kätzchens und des Herrn von Beulwitz, und wußte in Bezug auf letzteren und Karolinen ein leidliches Vernehmen zwischen den Gatten zu erhalten. Er durfte bald die Schwestern bei ihren Spitznamen nennen und verehrte in Lotte „die Weisheit" und neckte in Karolinen „die Bequemlichkeit". Lotte — das ist ein schöner Charakterzug — kann nicht genug nach Schillers Arbeiten fragen. Ihr lag sein größeres Selbst, seine Thätigkeit am Herzen, während Karoline den Reiz seines Umgangs auskostete. Lotte erkundigt sich, wie seine Geschichte vorrückt, und träumt, als er vorgelesen hat, die ganze Nacht von Oranien. Ihr Umgang erweckt dichterische Augenblicke. An Lotte schreibt er verlangender. Soeben hat er für den Geisterseher einen Roman „Amalgundis" durchblättert, der etwas von „Hexerei" enthält. „Es ist eine Quelle darin," schreibt er an Lotte, „wenn man hineinsieht, erblickt man sich in der Gestalt, die man in der Zukunft haben wird. Einen solchen Spiegel wünscht' ich mir auch. Ich möchte gar zu gern wissen, ob gewisse Sachen künftig sein werden, die mich jetzt sehr beschäftigen." An Lotte schreibt er: „Ich möchte Ihnen oft so viel sagen und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt."

Da Lotte, weiblich und scheu, nach trüben Erfahrungen, ihn nicht aufmunterte, mehr zu sagen, so zieh er sie innerlich oft der Kälte und wandte sich, bedrängt von seinem Gefühl, um so inniger, schutzsuchender Karolinen zu. Der Mutter machte er sich angenehm durch das Geschenk einer englischen Bibel.

Um sich nicht durch die nächtlichen Heimgänge neuen Erkältungen auszusetzen, zog er Anfangs August den Schwestern noch näher nach Rudolstadt. Gern hätte er ihnen gegenüber gewohnt. „Ich brächte dann," schreibt er, „Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß es ein Mensch wüßte."

Während er so wahrhaft die Erneuerung empfing, die er von seiner Reise nach Bauerbach gehofft hatte, mahnte ihn ein trauriges Ereignis noch einmal an jenes Thal, an die Herzen, die dort für ihn schlugen. Seine Wohlthäterin, die edle Frau von Wolzogen, starb in diesem Sommer. Schiller war aufs tiefste von diesem Verlust ergriffen. Er beweinte sie herzlich und schloß sich, als hätte er der Geschiedenen damit vergelten müssen, um so inniger an Wilhelm an, der jetzt nach Paris ging, um sich — er war Architekt — in seinem Beruf zu vollenden. Die Gegenwart forderte indes ihre Rechte. Man machte zusammen Ausflüge in die Umgegend, nach Schwarzburg, nach Schaala. Die Natur zeigt dort überall bald große, bald freundliche Formen. Und drinnen im traulichen Zimmer, welches, in jener Zeit eine Rarität, ein Kanapee besaß, genoß man gemeinsam die Labe einer Dichtung, die, wie die Natur selber, reinigend, heilend, stärkend wirkt. Schiller hatte die Odyssee in der Uebersetzung von Voß kommen lassen. Bald lebte und webte man in der neuen Wunderwelt. Die tägliche Rede vermummte sich scherzend in das Schleppengewand des alten Epos. Man sprach in „geflügelten Worten". Als Schiller wieder einmal Zahnweh hat, schreibt Lotte: „Guten Morgen, lieber Freund, wie geht es Ihnen heute? Ich hoffe, Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte, noch ruhig geschlummert", und liebender fügt sie hinzu: „ich hätte Ihnen gern eine Nacht Schlaf aufgeopfert, dachte ich heute früh, und hätte mich gefreut, wenn der Morgen mich schlaflos gefunden hätte, daß Sie dafür ruheten." Und Schiller schreibt: „Was macht Ihre Schwester? Klappert der Pantoffel schon um ihre zierlichen Füße oder liegt sie noch im weichen, schönen Bette?" Der Umgang nahm eine Traulichkeit an, die der chère mère, so ward die Mutter von den Töchtern genannt, gewiß bedenklich geworden wäre, hätte sie sich vorgestellt, der Herr Rat und Litterat werde kühn genug sein, die Schranken der Freundschaft zu durchbrechen. Er durfte, wenn er ermattet war, bei den Schwestern „auf dem Kanapee leben". Er bittet Lotte in einem Billet, den Garten aufschließen zu lassen. Sie antwortet: „Kommen Sie also. Ich glaube, es wird mir nichts schaden, daß ich auch ein bischen hineingehe; ist es mir nicht gut, so wird mich mein Arzt zurückschicken, nicht wahr?" Auch

ein wenig Eifersucht meldet sich bei Schiller. Lotte geht auf den Ball. Ihr Jugendgespiele Fritz von Stein, die Erbprinzen tanzten gerne mit ihr. Schiller moralisiert über das unschuldige Vergnügen, vornehmlich aber will er das, was ihm lieb ist, nicht durch eine Reihe fliegen sehen, die ihm nicht lieb ist. „Doch vor dem Sehen," schreibt er, „werde ich mich wohl hüten." Er tröstete sich inzwischen am Leben des Pompejus von Plutarch und faßte sich stoisch zu dem Entschluß zusammen, sich künftig mehr mit den großen Zügen des Altertums zu nähren.

Lotte flog indes, wie ein schöner Vogel, vor ihm hin und her und zeigte ihm ihre Freiheit. Oefters reiste sie zu ihrer mütterlichen Freundin, der Frau von Stein, nach Kochberg. Da werden Schillers Worte wärmer. „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben; und was könnte ich mehr wünschen, als die liebliche Gestalt Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen." Und Lotte: „Ich bin gestern nicht allein in den Wäldern (von Kochberg) gewesen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der schönen Stellen und lernte sie." Das war ihm ein entzückender Gedanke, „solche abgerissene Stücke seines Wesens in das ihrige übergegangen zu sehen." Ein „bestes Lottchen", ein „freundliches Lolochen" entschlüpft der kühnen Feder.

Die Außenwelt hatte auf diesen Kreis wenig Einfluß. Die Gesellschaft, ja die Verwandten der Lengefeldischen Familie konnten den Schwestern nicht nahe kommen. Nur wer Geist und Talent einzusetzen hatte, durfte als Mitspieler in diesem Kreise gelten. Und es fehlte nicht an solchen, die diesen Einsatz thaten. Obenan steht billig der junge Erbprinz von Schwarzburg-Rudolstadt mit einer sehr hübschen Komposition von vielen Figuren in schwarzer Tusche, welche eine Scene aus dem Geisterseher vorstellt. Dann der Bücher leihende Knebel, welcher Lotten, immer noch hoffend, süßliche Briefchen schrieb; dann der rastlose Aufklärungsmann Zacharias Becker aus Gotha, der mehrere Tage zum Besuche blieb und in welchem Schiller einen stillen, denkenden, edlen Charakter schätzte, wenn er auch als Aesthetiker auf die Dauer unmöglich

seiner löblichen Bildungsindustrie Beifall schenken konnte. Becker war im Hause des Präsidenten von Dacheröden in Erfurt Erzieher gewesen und dadurch der Frau von Beulwitz wert und bekannt geworden. Denn diese stand mit Erfurt, sowohl mit dem dort residierenden Koadjutor von Mainz, dem Fürsten von Dalberg, als auch mit der ihm eng befreundeten Dacherödenschen Familie, vor allem mit Karoline von Dacheröden, wie wir sehen werden, im engsten brieflichen und persönlichen Verkehr und suchte auch Schiller mit jenem Kreise zu verbinden. Mit Wieland blieb Schiller in freundschaftlicher Korrespondenz und zwang durch seine Briefe über Don Carlos dem Alten das Geständnis ab, daß wenige Leser des Don Carlos diese Briefe lesen würden, ohne sich zugleich belehrt und beschämt zu finden. Auch die niederländische Rebellion (im Merkur), der Geisterseher (in der Thalia) machten viel Aufsehen, und die Götter Griechenlands hatten einen wahren Sturm von Beifall und Tadel erregt.

Ich will hier keine Kritik dieses Gedichtes geben, in welchem Körner Ideen zum Julianus Apostata wiedererkannte. Es ist eine Elegie im größten Stil und ist zu seiner Zeit ein wahres Reformationswerk in ästhetischen Dingen gewesen. Wie kein anderes hat es die Frage über die Grenzen von Kunst und Moral oder, schärfer ausgedrückt, von roh stofflicher und echt ästhetischer Betrachtung von Kunstwerken in die Zeit geworfen. Aber diese Grenzen sind in unseren Tagen in Bezug auf Schiller wieder so unbegreiflich verwirrt worden, daß es Zeit ist, an diese seine That zu erinnern. Stolberg hatte im Augustheft des deutschen Museums vom orthodoxen Standpunkt aus dagegen geeifert. Forster, Herder übernahmen direkt und indirekt Schillers Verteidigung. Körner sandte für die Thalia infolge des Stolbergischen Artikels eine Abhandlung über die Freiheit der Kunst an Schiller ein; und Schiller selbst sprach brieflich dem Freunde seine Meinung aus. Es ist das Beste, was noch darüber gesagt ist. „Der Gott," schreibt Schiller (25. Dezember 1788), „den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. — Die Götter der Griechen, die ich

ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel, Rechenschaft geben darf und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt." Und Wahrheit hat aus den Göttern Griechenlands auch der frommste Christenglaube herausgelesen. Friedrich Perthes schrieb 1822 an Heinroth: „Es liegt etwas tief Ergreifendes für mich in Schillers Göttern Griechenlands; sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüt macht. — Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmut eines Menschen nicht ahnet, welchem Sehnsucht nach Hilfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben des Christen nicht mit ins Leben gab; nur der kann vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Mute ist, der sich ausstreckt nach dem lebendigen Gott und nichts findet in seiner Zeit, als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes. Nie wird die bessere Jugend von Schiller lassen". Passow hat das Gedicht mit der Braut von Korinth verglichen, aber indem er seine Gattung übersah, seinen Wert übersehen. Das Griechentum ist für die moderne Welt nicht bloß eine falsche Richtung gewesen. Das wird jeder Vernünftige zugeben. Nun wohl. War es „eine andere Natur," war es das Evangelium der Schönheit, welche schon einmal Italiens Kunst erneut hatte, so mußte es die Herzen seiner Priester entzünden. Einmal und irgendwo mußte der deutsche Geist es lebendig ergreifen. Einmal durfte und mußte diese Liebe zur Sehnsucht werden. Mochte der Gott der Deisten und der Gott Stolbergs dem Denker und Beter, mochte das Gesetz der Schwere (Frauenstädt findet auch dieses durch Schiller beleidigt) dem Naturforscher noch so wichtig sein; die Phantasie, welche, wie Perthes so richtig erkannte, das Höchste auch gern umfaßt und als das Schöne geschaut hätte, ging leer bei jenen Göttern aus und fand sie, verglichen mit dem Reiz der hellenischen Götter,

armselig und tot. Daß Schiller seine Götter nicht für Kutscher und Nähterinnen schrieb, wie manche Leute zu verlangen scheinen, das liegt nicht an Schiller, sondern an den Kutschern. Man kann nicht alles zugleich sein, man kann nicht ein großes und neues Ideal in die Zeit einführen und zugleich allen mundgerecht sein. Nur das Mittelmäßige ist unbedingt populär. Und so höre man denn auf, den Maßstab dieser Popularität an Schillers Götter, ja an seine ganze Aufnahme des Griechentums zu legen. Das Zuviel, was er etwa in der Braut von Messina that, ist schön und groß und ist gar nicht als Fehler zu rechnen im Vergleich zu der unermeßlichen Volkstümlichkeit in großem Stil, welche seine Schöpfungen über die Köpfe kleiner Geister hinaus in die Jahrhunderte tragen wird.

Der Streit, den das Gedicht hervorrief, mußte es dem Dichter zur Pflicht und Herzenssache machen, einmal die Mission des Künstlers in aller Würde und Kraft hinzustellen. Er dachte eine Zeitlang daran, Stolberg zu erwidern. Seine Erwiderung unterblieb. Oder vielmehr sie ward zum Gedicht. Und dieses Gedicht sind die Künstler. Sie sind ein Gedicht, keine Philosophie in Versen, und als Gedicht heben sie mit Recht ebenso einseitig der Welt des Handelns und Denkens gegenüber die Kunst ins Licht, wie ihr Vorgänger die Götter Griechenlands. Auch in den Künstlern — man könnte sie eine Technegonie nennen — sind die Begriffe Idee und Erscheinung, die beiden Momente des Schönen, zeitlich und persönlich auseinandergelegt, als Urania und Cypria personifiziert. Das macht dieses Werk eben zur Dichtung. Seine Wahrheit liegt nicht in einzelnen Worten, sondern in der Brust des Dichters, in der Tendenz, aus der es entsprang, und diese ist: einer anmaßenden Dogmatik, einer anmaßenden Kritik, einer anmaßenden Wissenschaft und einer anmaßenden Praxis gegenüber die verkürzten Rechte der Kunst zu reklamieren, nicht durch grobes, stürmisches Pochen, sondern durch die schöne Darstellung ihres Wandels in der Geschichte, durch die sanfte und edle Erinnerung an die Künstler, daß sie nur das Schöne zu bilden brauchen, um die Würde der Menschheit zu heben, daß sie, der freisten Mutter freie Söhne, um keine andere Krone, weder der Moral noch der Wissenschaft, zu buhlen haben.

Und während Schiller in diesen Gedanken lebte — der Ursprung der Künstler fällt in den Sommer von 1788 — während er selbst an sich arbeitete, sich dieser Mission immer würdiger zu machen, trat ihm derjenige Künstler entgegen, auf dessen Stimme, auf dessen Genossenschaft Schiller mit aller Begier eines großen Strebens wartete, der, wunderbar genug, in Italien dieselben Ideen, welche Schiller über die Kunst bewegten, in lebhaftem Austausch durchsprochen hatte, ja dessen Ansichten, durch dritte Hand an Schiller vermittelt, auf die Gestaltung der Künstler einen unmittelbaren Einfluß erhielten. Es war Goethe.

Kehren wir einen Augenblick zu dem Freunde Karl Augusts zurück. Auch Goethe hatte sich in Italien als Künstler wiedergefunden. Er hatte dies offen dem Herzoge erklärt. Er überließ dem Fürsten die Entscheidung, wie er den Künstler, der wohl ein Theater leiten, aber keine Rekruten ausheben konnte, fortan zu verwenden denke. Nie hat ein Fürst großmütiger entschieden. Karl August entband Goethe des lästigsten Teils seiner Pflichten und erhöhte seine Ehren. Goethe kam am 18. Juni 1788 nach Weimar zurück. Er ließ sich die erneute Gunst gefallen, erzählte mit Begeisterung von Italien, aber er war entschlossen, nichts Fremdes und Halbes auf sich eindringen zu lassen. Zu derselben Zeit, als Schiller seine Leidenschaft für eine Schwester in einer leidenschaftlichen Freundschaft für beide verbarg, trennte Goethe, begierig nach einfachen Verhältnissen, schonungslos seine Freundschaft von den Forderungen seiner Sinnlichkeit und fand Frau von Stein mit dem kühleren Teile ab, indem er schon einen Monat nach seiner Rückkehr seinen Bund mit Christiane Vulpius schloß. So sehr war ihm alles Nordische und Neblige verhaßt, daß er in der Gegenwart nur die Vergangenheit umarmte und sich seine Geliebte nach Rom träumte. Alles drängte sich um ihn, aber nur, um zu erfahren, daß Goethe noch eben so groß, so bezaubernd wie sonst, jedoch es nicht gern in der Heimat war.

Auch Schiller war ungeduldig, den Gefeierten zu sehen. Seine Erwartungen waren aufs höchste gespannt. Er hatte lange genug in dem Weihrauchdufte geatmet, den alle Welt in Weimar dem Genius Goethes spendete. Er hatte die beklemmende Luft mit großer Geduld ertragen. Er berichtete Körner getreulich das über-

schwengliche Lob, welches Herder dem Dichter des Egmont zollte; er hatte sich aus diesem Lobe die Vorstellung eines unbeschränkt großen Menschen, eines modernen Julius Cäsar gebildet. Denn Herder gab Goethe einen klaren, universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens, er fand ihn als Geschäftsmann noch bewunderenswürdiger denn als Dichter, kurz er nannte ihn einen allumfassenden Geist. So ungemessenes Lob über Goethes Geschäftsführung erklang schwerlich aus deren Mund, die jetzt für Goethe arbeiten mußten. Schiller war Voigt eng befreundet worden. That er durch diesen einen Blick in die Schattenseiten, die der Musenhof für die Strumpfwirker in Apolda hatte, oder war es eine Minute, wo er empfand, wie hart ihn selbst das Schicksal behandelte, genug, der Demokrat empörte sich in ihm und er schrieb an Körner: „Während er in Italien malt, müssen die Voigt's und Schmidt's wie Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.“ Wer sich über diese Aeußerungen betrübt, den beneid' ich um sein schneereines Gemüt. Schillers hohe Meinung über den Dichter Goethe blieb trotz solcher Aufwallungen unverändert. Ja, als Goethe ankam, brannte Schiller, ihm etwas werden zu können. Aber das war klar, von dem Berühmteren, dem Mächtigen mußte die Annäherung ausgehen. Schiller war zu stolz, sich an den Minister zu drängen, ja, er war zu rechtschaffen, sich, auch wo er es ohne aufzufallen gekonnt hätte, den unbedingten Bewunderern des Dichters anzureihen. Er empfing Goethe mit einer scharfen Kritik.

Schiller hatte für die Allgemeine Litteraturzeitung unter andern Recensendis den Egmont zu besprechen. Er lobte, was zu loben war, gewiß war sein Herz in der Stelle, die er aus Ferdinands Rolle anführte: „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete.“ Aber er tadelte den opernhaften Schluß und stellte dem leichtblütigen Egmont den zärtlichen Familienvater der Geschichte entgegen. Man mag, wie Körner, diesen Tom Jones des Trauerspiels verteidigen, aber zu dieser Zeit geschrieben, während er jeden Tag Goethes Bekanntschaft erwarten konnte, gereicht diese Kritik unserm Dichter zur größten Ehre. Bevor Goethe sie las, erfolgte am

9. September die Begegnung der beiden Dichter im Lengefeldischen Hause. Grüße waren zwischen ihnen bereits gewechselt.

Jetzt kam Goethe zum Besuch nach Rudolstadt, mit ihm ein Kranz von Verehrerinnen, Frau von Stein, Frau von Schardt und Herders Frau. Die Lengefeldischen Schwestern, von jeher mit unbedingter Begeisterung Goethe ergeben, hofften rasch eine Freundschaft zwischen den Männern aufgehen zu sehen. Die Bekanntschaft war auch bald und ohne Zwang gemacht. Aber Schillers hochgespannte Erwartungen fanden sich schon durch Goethes Erscheinung enttäuscht. Schiller hatte ihn offenbar an jenem Abende in der Akademie nicht deutlich gesehen. Er erwartete jetzt einen Apoll. „Er ist von mittlerer Größe," schreibt der Riese Schiller an Körner, „trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. — Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt" u. s. w. Die Unterhaltung beschränkte sich, da alles auf seinen Umgang eifersüchtig war, nur auf allgemeine Gegenstände. Aber Schiller ließ sich doch, was Goethe gern that, von Italien erzählen. So viel wurde ihm aus dem, was Goethe leidenschaftlich lobte, klar, daß ihre beiderseitigen Vorstellungsarten wesentlich verschieden seien. „Im Ganzen genommen," fährt Schiller fort, „ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige. Indessen schließt sichs aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Und die Zeit lehrte, daß Goethe vorläufig nur darin mit Schiller zusammenkam, daß sie nicht zusammenkommen würden.

Die Schwestern vom Saalthal betrübten sich über das Ergebnis dieser Begegnung. Die Recension über Egmont erschien. Sie machte großes Aufsehen, und die Schwestern konnten sie Schiller beinahe nicht vergeben. Ob ihn das wohl glücklicher

machte? Kam jetzt vielleicht „die Veränderung" in sein Verhältnis zu Karolinen, über welche sie ihn in einem Briefe offen befragen mußte? Goethe herrschte also unbedingt in deren Geschmack, in deren Herzen Schiller den ersten Platz zu haben glaubte?

Diesen Platz hätte er sich so gern wenigstens in Lottes Herzen gesichert. Sein Gefühl, wie es gleich anfangs für sie entschieden, drängte immer bestimmter nach ihrem Besitz. Oft kämpfte er mit dem Entschluß eines Geständnisses.

Eines Abends, als Schiller zum Besuche kam, war zwischen der Mutter und Lotte ein Auftritt vorgefallen. Die chère mère war recht hart gewesen. Lotte war im Gefühl ihres Rechtes aufs tiefste davon bewegt und erzählte dem Freunde, was geschehen war. Karoline verließ das Zimmer, und Schiller nahm diesen Augenblick wahr, dem erregten Mädchen Trost zuzusprechen. Lotte, von seinen lieben Worten und seinem sanften Ton gerührt, drückte ihm die Hand — das erste Mal — und mit einer tiefen Bewegung. Schiller glaubte etwas in ihrem Herzen zu lesen, er wollte mehr sagen, da trat — und diesmal ihm sehr zur Unzeit — Karoline wieder ein, der günstige Moment war dahin und kam nicht wieder. Schiller sah mit Schrecken den Winter nahen. Man hatte oft Pläne eines Zusammenlebens gemacht. Jetzt sprachen manche Billets der Schwestern von der Notwendigkeit, getrennt zu leben. Das war für Schiller der widerwärtigste aller Gedanken. Noch immer zögerte er, den Tag seiner Abreise zu bestimmen. Die Schwestern kamen in die peinlichste Lage. Sie wollten nach Erfurt reisen, um Karoline von Dacheröden zu besuchen. Wenn sie Schiller ihren Entschluß jetzt mitteilten, sah es aus, als wollten sie mit der Trennung den Anfang machen. Und doch mußten sie es, mußten die Saison für beendet erklären, da Schiller auf die Mahnung von Schnee und Hagel nicht hörte. Schon sprach man in Weimar ziemlich laut von einem Verhältnis. Frau von Beulwitz mußte hier grausam gegen Schiller sein, um klug für alle zu handeln. Die beabsichtigte Reise wurde ihm mitgeteilt. Das Billet, worin es geschah, preßte ihm Thränen aus. Er war wirklich noch nicht entschlossen zu gehen. Er sah, daß er zu keiner besseren Zeit gehen könne, und doch ward es ihm so schwer. Alle seine Hoffnungen waren noch nicht viel weiter, als zu Anfang des

Sommers, und die ganze Aussicht seiner Liebe schien ihm verfinstert zu sein.

Sein Geburtstag, an dem Lotte ihn mit einer Zeichnung von ihrer Hand unsäglich erfreute, ward noch im Kreise der geliebten Menschen gefeiert. Noch zwei Tage bangen Genusses, und als er am zwölften abends geschieden war, warf Lotte folgende Worte aufs Papier: „So sind wir denn wirklich getrennt! Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Noch sehn wir einerlei Gegenstände, die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben uns auch. Und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einen schönen Glanz Sie einhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gerne sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und sie andern deutlich zu machen." Noch eine „gute Nacht! gute Nacht!" Am andern Morgen schrieb sie auf das schon gefaltete Blatt noch einen innigen Gruß.

Dann empfingen die Schwestern sein schriftliches Lebewohl, und mit dem „süßen Trennungsweh" und einem Geranium als Andenken beschwert, reiste Schiller nach Weimar. Oft sah er sich anfangs um, ob der Wagen der Freundinnen, der sie nach Erfurt entführen sollte, nicht nachkäme. Er hatte eine Strecke lang denselben Weg zu nehmen. Aber der Wagen kam nicht.

Wenn Schiller am 14. November an Körner schrieb: „Mein Herz ist ganz frei, Dir zum Troste," so war es gut, daß Körners Leben nicht an diesem Troste hing. Schiller wollte keine Einmischung und keine Ratschläge mehr. Und wahrhaft lästerlich führte er den Freund hinters Licht, als er im März des nächsten Jahres schrieb: „Könntest Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftausend Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich Dir in fünf Jahren — eine Fridericiade, eine klassische Tragödie, und weil Du doch darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern."

III.
Professor.

Die strengere historische Muse war ihren poetischen Schwestern gewichen. Schiller arbeitete an den Künstlern, übersetzte die Euripideische Iphigenie in Aulis, bald auch Scenen aus den Phönizierinnen, faßte den Agamemnon des Aeschylus ebenfalls ins Auge, und zu einem Drama regten sich Neigung und Kräfte. Einem Fortleben in dieser Thätigkeit war die immer größere Annäherung Wielands günstig, dessen Merkur in schweren Nöten lag. Schiller sollte helfen und womöglich einen Plan zur vollständigen Regeneration des Journals ausarbeiten.

Inzwischen geschahen Anfangs Dezember Dinge, welche diese Leistungen im kleineren Stil plötzlich abschnitten und den Dichter zwangen, eine energische Fahrt durch ein Fachstudium zu beginnen, die ebenso langwierig, als in ihrem Erfolge ungewiß war. Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande war erschienen. Sie machte Glück. Das war zugleich „eine solide Arbeit". Damit konnte die Protektion etwas beginnen. Durch Eichhorns Berufung nach Göttingen war in Jena eine Professur erledigt. Was von Reinhold schon früher als leicht erreichbar geschildert, von Schiller gelegentlich als Zukunftsplan ins Auge gefaßt war, das trat jetzt auf einmal als bestimmter Antrag an ihn heran. Voigt mußte, wahrscheinlich auf Goethes unmittelbare Veranlassung, den jungen Historiker sondieren, ob er geneigt sei, eine Berufung nach Jena anzunehmen. Schiller war überrascht, indessen Voigt redete warm und herzlich zu, es galt sich zu entscheiden. Noch an demselben Abende konnte Voigt nach oben berichten, daß Schiller entschlossen sei. Goethe, damals mit dem Herzog in Gotha verweilend, empfahl durch ein Promemoria die Anstellung in angemessener Weise dem geheimen Konsilium, indem er unter anderem hervorhob: „Er (Schiller) wird von Personen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vortheilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde. In diesen Rücksichten hat man

ihn sondirt und er hat seine Erklärung dahin abgegeben: daß er eine außerordentliche Professur auf der Jenaischen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könnte, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt conferirt werden sollte .... Endesunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab von akademischen Sachen zu sprechen, sowohl Serenissimo nostro et Gothano als auch Herrn Geh. Rath von Franckenberg die Eröffnung gethan und der Gedanke ist durchgängig gebilligt worden, besonders da diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist." Goethe bat das geheime Konsil um Beschleunigung der Angelegenheit, und so ging ein schon unter dem 11. Dezember ausgefertigtes Reskript der weimarischen Regierung, welches die Anstellung beantragte, an die Höfe von Sachsen, Gotha, Coburg und Meiningen ab. Da in kurzer Zeit mehrere Anträge dieser Art von Weimar ausgegangen waren, so fing das Schriftstück an: „Fast getrauen Wir Uns nicht," fuhr aber mutig fort: „Es ist aber das Subjekt, welches bei Denenselben Wir abermahlen in Vorschlag zu bringen Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller, Friedrich Schiller, welchem wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rath ertheilt ... Es will derselbe diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolument bekleiden, Sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden" u. s. w.

Je gewisser seine Anstellung wurde, um so mehr ward sie Schiller zuwider. Er traute seinen Fähigkeiten nicht. Goethe sprach ihm mit einem docendo discimus Mut ein. Aber das Gefühl seiner verlorenen Freiheit, seiner mangelhaften Kenntnisse kam mit aller Gewalt über ihn. Er schrieb nach Rudolstadt, an Körner, er habe sich übertölpeln lassen, und bat Körner um Rat und Trost. Und Körner riet und tröstete. Er machte sofort Anstalt, den neuen Professor in seinem Fache zu orientieren, notierte ihm eiligst die Werke, welche er zur nötigsten Vorbereitung lesen müsse, und riet ihm vor allem, sich eine gute Besoldung auszumachen. Als aber Schiller schrieb, daß die ganze Herrlichkeit gratis sei, da war es an ihm, seinen Körner zu trösten. „Mein ganzes Absehen bei dieser Sache," schrieb Schiller, „ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann. — Zugleich bringt mich die Not-

wendigkeit, in die es mich versetzt, mich mit Ernst auf das Geschichtsfach zu legen, schneller zu einem gewissen Vorrat von Begriffen und erleichtert mir nachher das schriftstellerische Arbeiten im historischen Fach.“ Ein Fixum, meint er, müsse ihm in nicht zu langer Zeit werden. Er gestand, er hätte doch auf seinem bisherigen Wege nicht dahin gelangen können.

Körner war wenig von dieser Post erbaut. Um so glücklicher waren Schillers Eltern, die nun endlich den Sohn in die ersehnte „feste Stellung“ einlaufen sahen, und nicht minder glücklich die Freundinnen in Rudolstadt. Allerdings stimmten sie dem Dichter bei, daß der Abschied von den Musen schwer sein müsse, und Lotte meinte, nimmermehr dürfe der Historiker den Dichter kosten. Doch fanden sie so viel Begeisterndes und für ihn so vielen Nutzen im geschichtlichen Lehramt, daß Schiller nur mit ihren Worten das Mißtrauen Körners zu parieren brauchte. Zwar war es mit seinem Besuche in Rudolstadt zum nächsten Sommer vorbei, aber dafür war nun auch die immer drohende Reise nach Hamburg und die Rückkehr nach Dresden aufgegeben. „Die Weisheit“ wollte lieber die dauernde Nähe als den Sommerbesuch, und „die Bequemlichkeit“ gab gern das Versprechen für beide, ihn in Jena zu besuchen. Er lachte herzlich über Lottens Bemerkung, daß es doch schöne Pfirsiche und Weinbeeren bei Jena gebe, und daß sie fortan die Saale gemein hätten. Er klirrte noch einigemale mit seinen neuen Ketten, aber schließlich, wie es einem tapfern Menschen ansteht, erhob er den übereilten Schritt zu seinem festen Willen. Er wollte nicht mehr seine geistigen Ideale zum Broterwerb mißbrauchen. „Um glücklich zu sein,“ schrieb er an Lotte, „muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein.“ Es war freilich eine „heroische Resignation“, aber doch nicht auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren, wie er noch schwarzsehend annahm.

Bei diesem ganzen Verlauf war unserm Dichter fast nichts so wichtig, als der Anteil, den Goethe an seinem Schicksal zu nehmen schien. Voller Freude meldet er jedes leise Zeichen davon den Schwestern. Die Götter Griechenlands, das wußten sie, hatte Goethe gelesen. Das Merkurheft, in welchem sie standen, hatte bei seinem Besuch in Rudolstadt gerade auf dem Tische gelegen.

Er hatte hineingeblickt, hatte es mitgenommen. Karoline sah die beiden schon unfehlbar verbunden. Unter allen Menschen war keiner, nach dessen Urteil und Beifall Schiller so geizte, keiner, von dem er besser Wahrheit über sich hören zu können glaubte. Um ganz sicher zu gehen, umgab er Goethe mit Lauschern. Er erfuhr, daß Goethe sich mit Achtung über die Recension des Egmont, zufrieden über die Götter Griechenlands ausgesprochen, nur zu lang habe er das Gedicht gefunden. Das waren freilich nur kärgliche Tropfen eines Urteils. Aber Schiller sog sie begierig ein. Goethes Ansehn übte, wie Goethes Werke seit seiner Knabenzeit, jetzt eine so fördernde Gewalt über ihn aus, daß er bei der Vollendung der Künstler vor allem darauf bedacht war, durch eine klassische Form seines Werkes die starre Haltung des Meisters zu erschüttern.

Umsonst. Goethe vermied ihn. Goethe erklärte seine Abneigung später aus seiner Sehnsucht nach Italien und seinem gesteigerten Kunstprinzip, dem die neueren Dichterwerke hemmend in den Weg traten; eine wohlsoutenierte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wage, das seien nun schon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele gewesen. Neben Heinses Ardinghello Schillers Räuber, in welchen letzteren ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem, hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegossen. Er habe glauben müssen, all sein Bemühen völlig verloren zu sehen, — auch seine Freunde, Meyer, Moritz, Tischbein, Bury seien ihm gefährdet erschienen.

Erklärt ist Goethes Widerwillen hiermit nicht. Wenn er auch an Fiesko, Don Carlos keinen Gefallen fand, die Götter Griechenlands, die niederländische Rebellion hätten ihm sagen müssen, daß hier bereits ein redliches Bemühen nach reineren Formen vorhanden sei. Die Gefahr für sein Kunstprinzip konnte Goethe ebenfalls nicht so hoch anschlagen, da er selbst ein paar Schritte ins Platte nicht scheute, um in seinem Bürgergeneral und seinen mannigfachen Opernversuchen sich dem Geschmack des großen Haufens zu akkommodieren. Ja, sogar der Berührungspunkte zwischen ihm und Schiller gab es bereits nicht wenige. Wie nah hing Egmont

mit Don Carlos und der niederländischen Rebellion, wie nah die Iphigenie mit Schillers Uebersetzungen zusammen! Und durch den Besuch eines der Männer, welche Goethe für gefährdet hielt, trat es um diese Zeit klar heraus, daß von Schiller keine Gefahr drohte. Karl Philipp Moritz, mit Schiller bereits von Leipzig her bekannt, hatte in Rom Goethes Freundschaft gewonnen. Aus seinen Unterhaltungen mit Goethe ging eine kleine Schrift hervor, die ihrer Zeit ganz ungemeinen Einfluß auf die Aesthetik geübt hat. Goethe hat sein Eigentum später reklamiert und in der Schrift „über die bildende Nachahmung des Schönen" seine eigensten Kunstdogmen anerkannt. Die Idee Platos vom göttlichen Ursprung des Schönen, die Shaftesbury ihm nachdachte, ehe noch Winckelmann daraus zum fruchtbaren Gedanken des Ideals gelangte, diese Idee fand sich in der Schrift von Moritz-Goethe aufs sinnigste und strengste ausgeprägt. Das Naturganze, wie es hier heißt, ist das höchste Schöne. Die Seele des Künstlers faßt dieses edle Ganze (die Idee, nach dem heutigen Ausdruck) in dunkler Ahnung. Hat sie es einmal als Ganzes gefaßt, so kann sie sich — dies ist sehr wesentlich — nicht mehr mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur begnügen. Sie muß das Ganze nachschaffen, alle seine Verhältnisse in einen Brennpunkt fassen. Höchst wichtig sind für die spätere Aesthetik Sätze, wie folgender, geworden: „Jedes schöne Ganze aus der Hand des bildenden Künstlers ist daher im kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur, welche das noch mittelbar durch die bildende Hand des Künstlers nacherschafft, was unmittelbar nicht in ihren großen Plan gehörte." Natürlich war in dieser Sendung der Kunst ihre ganze Notwendigkeit ausgesprochen. Das Schöne ist nur um seiner selbst willen da, es wird durch den Genius frei von aller Rücksicht auf Nutzen und Schaden erschaffen. Der Schaffende, und nur der so Schaffende, hat den höchsten Genuß des Schönen. Und das Schöne kann nicht anders mitgeteilt werden, als indem es durch die nachschaffende Phantasie wieder von innen heraus gebildet wird. Solche Grundsätze waren das Resultat langen Nachdenkens und können hinlänglich die Meinung widerlegen, als ob Goethe nicht reflektiert und philosophiert habe, und alles nur so empirisch bei ihm angewachsen sei.

Schiller las diese Moritz-Goethische Schrift. Julius an Raphael sprach über die Kunstidee des Universums ungefähr, wie sie. Nur war in ihr die Anwendung auf die Kunst und den Künstler gemacht, dieselbe Anwendung, welche Schiller im Begriff war, von den Ideen des Julius in seinen Künstlern zu machen. Moritz besuchte ihn, man gefiel sich gegenseitig besser, als früher; Moritz sprach das seinerseits gegen Frau von Stein aus, und Schiller bekennt, daß die erwähnte Schrift großen Einfluß auf seine Künstler ausgeübt habe. Auch in ihr wurden zwei Wege als die einzige Richtschnur zur Bildung des Künstlers angegeben: Studium des Organismus der Natur und Studium der Alten, als der Kunst gewordenen Natur.

In der That, es ist unbegreiflich, daß Moritz nicht bei seinem Wirt — er wohnte bei Goethe — eine Annäherung an Schiller bewerkstelligte, aber einen Punkt gab es, worin man prinzipiell und persönlich auseinanderging. Moritz-Goethe behauptete in jener Schrift, daß jedes Kunstwerk, sobald nur ein einziger Punkt an seiner Vollendung fehle, unter das Nützliche herabsinke. Diese makellose Vollendung bewunderte Moritz selbst an Goethes Egmont. Goethes öffentliche Abwehr jedes Tadels, eine Abwehr, die sich auf Angelika Kauffmann berief, läßt uns vermuten, daß ihn dieses Bewußtsein der Vollendung in Bezug auf Egmont ebenfalls durchglühte. Wer nun nicht imstande war, das von der Natur durch den Genius erschaffene Kunstwerk aus sich heraus wieder so nachzubilden, wie es vom Genius empfangen war; wer nicht den Gesichtspunkt fand, von wo aus die innere Vollendung des Kunstwerks allein angeschaut werden konnte, der wurde von der Gnade dieses Evangeliums ausgeschlossen. Und in diesem Falle befand sich Schiller nicht bloß dem Egmont gegenüber, er sprach es gegen Moritz offen aus, daß es auf diese Weise überhaupt kein vollkommenes Kunstwerk gebe. Damit hatte er vollkommen recht, aber um so größer war dann sein Vergehen, daß er an Egmont Unvollkommenheiten rügte, die mit seinen Schönheiten so innig zusammenhingen, als Goethe mit — Goethe. Wie wertlos aber mußten nach Goethes Dogma Schillers Produkte erscheinen! der nur erst in großen, kühnen Strichen die Hauptsachen hinstellte, worauf es beim Drama ankam und ewig ankommen wird! Ja,

was sollte Goethe selbst zu den „Künstlern“ sagen, die ihm neben den übrigen Werken Schillers nur als ein Wollen ohne Können, als eine Forderung erscheinen konnten, die sich am wenigsten zu einem Gedicht eignete? Das verkannte Goethe, daß die Natur einen andern Mann zum Erhabenen, einen andern zum Schönen braucht. So fern, so nah standen sich diese beiden. Nur so ist es zu erklären, daß sie so lange getrennt blieben, nur so, daß sie sich so innig verbanden. Beide hegten die würdigste Vorstellung von ihrem Beruf, daß die Idee (Schillers Urania) es ist, die im Künstler schafft. Beider Kunst war rein von Egoismus, sie suchten nicht voreilig und unablässig den Kitzel der Kunst, nachdem die erste Wonne der Zeugung gestillt war. Sie suchten zuerst die Vernunft und die Schönheit des „Ganzen“, der eine in der Geschichte und Philosophie, der andere in der Naturwissenschaft und beide in den Alten. Dieser reine Ernst, diese selbstlose Hingebung an die Idee mußte sie zwingen, zuerst einander zu achten, und die Schönheit, die sich ihnen zum Lohn für ihr treues Ringen nach Wahrheit ergab, mußte sie in gegenseitiger Liebe und Bewunderung vereinigen.

Für jetzt war auch Moritz ein unabsichtliches Werkzeug, sie voneinander zu entfernen. Während Zeus-Goethe die Welt weggab, für Moritz, bald auch für den Kapellmeister Reichardt, welcher die Claudine von Villa Bella komponierte, Gunst und Gastlichkeit hatte, während er für einen mittelmäßigen Maler, aber trefflichen Menschen und treuen Kunstforscher, Heinrich Meyer, schon auf den Sommer 1789 eine hübsche Besoldung und eine künftige Anstellung ausmachte, blieb Schiller als geistiger Widersacher abgestoßen. Wer wird es Schiller verargen, daß, als er allmählich entdeckte, Goethes Anteil an seiner Berufung sei rein amtlicher Natur oder so gut wie keiner gewesen, er sich schmerzlich getroffen fühlte? „Oefters um Goethe zu sein“, schreibt er am 2. Februar an Körner, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade...... Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus

und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." Körner rief ihm zu: „Du kannst keck mit dem Gefühle anch' io son pittore vor ihm auftreten." Schiller, das Gebiet der Ideen bald über-, bald unterschätzend, antwortet: „mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt." Auf solche übertriebene Selbstverkleinerung schreibt Körner mit Recht: „daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich sehr." Er sucht den Grund der minderen Vollendung Schillers in der ungeduldigen Glut des Ideals, die das Einzelne und Kleine noch versäume. Worauf denn Schiller mit herrlicher Offenheit herausgeht: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer.... Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!" Er beklagt, daß sich das Verlorene nicht mehr einholen lasse. „Aber ich habe noch guten Mut", schließt er, „und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft." Er wußte, daß er sich „ein Drama nach seinem Talent" geschaffen, was ihm kein anderer nachmache, und wenn er dahin alle Kräfte lenke, so werde er immer Kunstwerke schaffen, die sich neben anderen sehen lassen könnten.

Mit diesem Bewußtsein gab er sich zur Ruhe, und in folgendem Bekenntnis liegt der ganze Adel seiner Seele, liegt ein zu allen Zeiten giltiger Grundsatz: „Im Ernst", schrieb er am 25. Februar 1789 an Karoline von Beulwitz, „ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einen Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine

Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andre mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne."

Bis dahin mußte sich seine unerwiderte und grollende Liebe mit Hubers Mitteilung trösten, daß Goethes Mutter sehr von Schiller begeistert sei. Und Goethe — war der Sohn seiner Mutter.

Schiller begann nun seine Herkulesarbeit. Es ist eine traurige Lust, ihm zuzusehen. Er begann sie ohne Hilfe anderer Götter, als Bertuchs und seines Verlegers. Aber als er die Arbeit zur Hälfte gethan, war er ein verlorener Mann. Seine Gesundheit war für immer gebrochen.

Schiller mußte das Amt sich durch dasjenige Elend erkaufen, wovor es ihn schützen sollte, er mußte für Geld schreiben. Und er fing das, jener Annahme zum Trotz, daß ein großer Dichter im praktischen Leben ein Pinsel sein müsse, ganz vortrefflich an. Schon in der 1788 bei Crusius in Leipzig erschienenen „Geschichte der merkwürdigen Rebellionen ꝛc. gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller", hatte er nicht einmal, wie man früher annahm, die Verschwörung des Bedemar geliefert. Bedemar und Rienzi sind, wie Vollmer aus einem Briefe Hubers schließt, von Huber, die Pazzi von Reinwald. Schillers Name auf dem Titelblatt genügte, um ein Buch gehen zu machen. Seit geraumer Zeit trug er sich mit dem Plan, in der Weise einer damals in London erscheinenden Memoirensammlung ein fortlaufendes Werk herauszugeben. Zunächst französische, später englische Memoiren aus dem Gebiet der Geschichte sollten übersetzt, fürs Publikum lesbar gemacht, und jedem Bändchen sollte eine universalhistorische Einleitung vorangeschickt werden. Schiller teilte diesen Plan dem spekulationslustigen Bertuch mit, und dieser, die Vorteile rasch erkennend, schaffte ihm in dem Buchhändler Mauke zu Jena einen zahlungsfähigen Verleger. Der Herausgeber konnte nun entweder selbst übersetzen oder Handlanger anstellen, die, mit einem Teil des ganzen Honorars zufrieden, ihm noch einige Prozente übrig ließen. So bezahlte das Publikum dem neuen Professor sein Quellenstudium und damit zugleich den Ueberblick über eine Menge dramatischer oder historischer Stoffe. Außer diesem Geschäft, das ihn täglich nur drei Stunden kosten sollte, stand ihm seine alte

gute Muse Thalia getreulich zur Seite, welcher Göschen erneuten Eifer widmete, da er gestand, daß von allen seinen Verlagsartikeln — und darunter waren Goethes und Wielands Werke — die Arbeiten Schillers am besten gingen. An einer neuen Unternehmung Göschens, der „Kritischen Uebersicht der neuesten schönen Litteratur der Deutschen“, beteiligte sich Schiller im zweiten Stück des zweiten Bandes mit einer Abhandlung über die Iphigenie auf Tauris. Leider blieb sie Bruchstück, weil die „Kritische Uebersicht“ mit diesem Stücke aus Mangel an Absatz geschlossen ward. Sie enthielt eine Zusammenstellung des Euripideischen Dramas mit dem Goethischen. Auch den Merkur hielt Schiller sich offen. Im Januar 1789 erschien die Novelle „Spiel des Schicksals“, wozu Riegers Geschichte den Stoff gab. Freilich verlor er durch die schlechten Beiträge, die Wieland aufnahm, bald alles Interesse dafür. Endlich hoffte er auf die Herausgabe seiner Vorlesungen, auf historische Arbeiten und auf die Kollegiengelder. Seine Briefe an Körner gleichen in dieser Zeit einer Anweisung zum Addieren von kleinen Summen. Er hoffte kühnlich aus seinen Schulden zu kommen, denn „der Magisterquark“ und die Forderungen der fünf fürstlichen Kanzleien (Altenburg wurde noch mit bezahlt, wenn es auch mit Gotha verbunden war) für Expeditionsgebühren fanden ihn nach dem fleißigen Winter „nicht ganz blank“. Sein Amt kostete vorläufig über 60 Thaler. Im März erhielt er seine förmliche Berufung als außerordentlicher Professor. Sein letzter Gruß an die Musen — niemals hatte er größere Lust, ein Drama anzufangen — waren die Künstler. Sie erschienen im Märzheft des Merkur, gerade ein Jahr nach den Göttern Griechenlands. Noch ein Streifzug ins Land der Poesie mit dem Plan zu einer Fridericiade, zu welcher Körner verleiten wollte. Dann ging er Mitte März nach Jena, mietete eine Wohnung und machte sich mit den Erfordernissen seines Amtes bekannt. Schütz riet ihm, im ersten Semester nur ein publicum zu lesen, Schiller wählte dazu die Einleitung in die Weltgeschichte, und wahrscheinlich prangte bald am schwarzen Brett sein im Lektionskatalog verzeichneter vorläufiger Anschlag: Fridericus Schiller publice introductionem in historiam universalem hora nondum definita sed justo tempore indicanda proponet. Von Jena reiste der neue Pro-

fessor noch einmal nach Rudolstadt, sich am Sonnenblick der Liebe zu erfrischen. Auch dort fand er eine Professur angetreten. Die chère mère zog als Erzieherin aufs Rudolstädter Schloß, um zwei junge Prinzessinnen zu bewachen, und ließ die eigenen Töchter arglos unten zurück, sie sollte bald erfahren, welchem Räuber zur Beute.

Am 11. Mai siedelte Schiller nach Jena über. Er freute sich seiner drei ineinanderlaufenden ziemlich hohen Zimmer mit hellen Tapeten, vielen Fenstern und zwei Sofas, freute sich seiner kunstvollen Schreibkommode, die er sich für zwei Karolin machen ließ. Er rechnete etwa 480 Thaler zu gebrauchen. Das war freilich nur möglich bei einem Mittagsessen, welches seine Wirtinnen, zwei ledige Jungfern, für zwei Groschen herstellten. Der Umgang mit seinen Kollegen gefiel ihm, die Jenenser Frauenwelt fand er aus begreiflichem Vorurteil abscheulich.

Am 26. Mai bestand er das gefürchtete „Abenteuer auf dem Katheder". Er hatte bescheidentlich das mittelgroße Auditorium Reinholds gewählt. Es konnte 80 bis 100 Menschen fassen. Schillers Stunde war abends von 6—7 Uhr. Er wartete bei Reinhold den Zeitpunkt ab. Aber schon um 5½ Uhr hieß es, das Auditorium sei voll. Und noch sah Schiller, mit klopfendem Herzen am Fenster stehend, die Studenten Trupp auf Trupp die Straße heraufkommen. Das wollte gar kein Ende nehmen. Die Menge wuchs noch immer, schon war Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt, ganze Haufen gingen wieder zurück. Jetzt wäre weitergetriebene Bescheidenheit Verbrechen gewesen. Es blieb nichts übrig, als das größte Auditorium zu wählen, welches in Jena aufzutreiben war. Dies war Griesbachs. Den Studenten ward ein Umzug vorgeschlagen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, in hellem Zuge, die Johannisstraße hinunter. Die Bürger dachten, es brenne. Die Schloßwache kam in Alarm. Was ist denn? Was gibt's denn? schrie es überall. „Der neue Professor wird lesen." Nach einer Weile ging Schiller, von Reinhold begleitet, dem Strome nach. Es war ihm, als ob er Spießruten liefe. Als er ankam, war das Auditorium, das 300 bis 400 Menschen faßte, voll, der Vorsaal voll, der Flur voll, bis an die Hausthür. Man saß, man stand auf den Subsellien. Ein

lautes Pochen, das Zeichen des Beifalls, empfing ihn. Der Anblick der Menge gab ihm wunderbare Kraft. Der Anfang seines Vortrags war eine Parallele zwischen dem Brotgelehrten und philosophischen Kopf, in seiner Lage eine kecke Abwehr falscher Ansprüche und zugleich ein Glaubensbekenntnis des Geschichtslehrers, welches immer noch beschworen werden darf. Er las, und las mit einer Sicherheit und Stärke, daß man jedes Wort an der Thür hören konnte. Sein Vortrag machte Eindruck. Am Abend geschah, was bei einem neuen Professor ohne Beispiel war. Eine Nachtmusik mit den dazu gehörigen Vivat aus den kräftigen Kehlen der Musensöhne bezeugte, daß Körner recht hatte, zu behaupten, die Universität Jena habe schon an dem Namen Schiller mehr gewonnen, als Schiller an der Universität Jena.

IV.

Liebesmühe.

Schiller war nun im Joche. Sein Lehren war in Wahrheit ein Lernen. Und beim Lernen ward ihm seine Materie unter den Händen wichtiger, als er sie für den Lehrzweck brauchte. Aber er war im glücklichsten Humor. Die Freunde trugen ihn auf Händen, der Neid ward wenigstens nicht laut. Und einige goldene Bilder künftiger Freuden standen vor seiner Seele. Körner sehnte sich, den Freund wiederzusehen, der sich so wacker durchkämpfte. Mit Schillers steigender Thätigkeit war ihr brieflicher Austausch immer gehaltvoller geworden. Viele Fragen waren mündlich zu besprechen. Durch die rastlosen Fortschritte des Freundes immer wieder aus seinen herabziehenden Amtsverhältnissen emporgerufen, hoffte Körner sich noch zum Schriftsteller zu machen. Man wollte sich in Leipzig ein Rendezvous geben, dann sollten Körners noch mit nach Weimar und Jena kommen. Auch auf Hubers Zureise hoffte man, der, seit Anfang 1788 in Mainz als Gesandtschaftssekretär angestellt, jetzt in regem Verkehr mit Forsters lebte. Forster, welcher Bei-

träge zur Thalia lieferte und von Huber längst „des sechsten Bechers“ für würdig gehalten wurde, wollte mitkommen. Indessen die Reise unterblieb, und statt dieser beiden führte Schiller zwei andere Personen dem Freunde zu, welche des Bechers vor allen wert waren.

Die Schwestern im Saalthal hatten im Winter fleißig geschrieben. Es waren keine Billets mehr, es waren Briefe. Auch die ausgezeichneten Frauen unserer Zeit müssen vor diesen Briefen gestehen, daß es den besten ihres Geschlechts im vorigen Jahrhunderte ernstlich um Bildung zu thun war. Was lesen diese beiden Schwestern alles, und wie lesen sie es! Lotte übersetzt Gesänge aus Ossian, Karoline Stücke aus Ovids Metamorphosen, und Schiller muß kritisieren. Sie lesen den Oedipus zu Kolonos, den Agamemnon, bald kommt Shaftesburys schöne Weisheit, bald Gibbons römische Geschichte, jetzt kommen die Schriften des Königs von Preußen, jetzt Diderots Oeuvres morales, jetzt Müllers Schweizergeschichte zur Sprache. Was Schiller noch nicht kennt, darauf leiten sie ihn hin. Ihnen sendet er Körners Briefe, des Mannes, den er ihnen längst in seiner ganzen Bravheit und Tüchtigkeit geschildert hat. Und nicht etwa bloß genascht wird an den Büchern. Als Lotte einmal, weil sie krank ist, zu wenig ausführlich über Moritzens oben genannte Schrift schreibt, kanzelt sie der Herr Rat sanft herunter, und sie macht im nächsten Briefe ihr Versäumnis durch ein wärmeres Résumé wieder gut.

Im Cid heißt es: des Weibes Fehler ist des Mannes Schuld. Wenn man gerecht sein will, so liegt die Excentricität und die Verirrung einzelner Frauennaturen aus jener Zeit, wo sie nicht Schuld unglücklicher Verhältnisse und krankhafter Anlagen war, zum größten Teil an der Richtung selbst der ausgezeichneteren Männer. Sie beherrschten die Litteratur wie das Leben. Es ist nicht von dem schwächeren Geschlecht zu verlangen, daß es sich, zur Liebe geboren, zum Tadel erkühnt. Aber es gibt Frauennaturen, die es dürfen, ohne von ihrer Schönheit zu verlieren. Nicht sie sprechen, die Natur spricht aus ihnen. Es ist, als ob sie sich die sanfteste Stimme gewählt hätte, um zum Herzen des Mannes zu bringen. Von der letzteren Gattung, das lehren uns diese Briefe, war Lotte von Lengefeld, von der erstern Karoline. Goethe sagt

einmal, daß Schiller von Fraueneinfluß abhängig gewesen ist. Man wird aus diesen Briefen ersehen, inwieweit das wahr ist. Schiller war damals sehr weltbürgerlich gesinnt. Karoline war es mit ihm, sie meint, man könne gelegentlich aus dépit deutsch sein, den Franzosen gegenüber, wie der Tempelherr Christ ist. Schiller schreibt an Lotte, sie darüber verspottend, daß sie Winkelrieds That, welche er eine férocité nennt, bewundert: „Ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind." Was antwortet Lotte? „Es war kein Anfall von wilder Wut, in dem er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich überwogene That, er sah nur dies Mittel, um seine Nation zu retten...; daß er es nicht unüberlegter Weise that, sieht man daraus, daß er in dem letzten Moment ihnen noch zurief: Sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts. Nennen Sie es nicht férocité — bitte." Ist das „bitte" nicht prachtvoll? — Und dann fährt sie bescheiden fort: „Ich möchte rechte Beredsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen." Karoline schließt sich liebesklug an sein Jetzt an, in Lotten ruhte seine Zukunft. Karoline war mit Wilhelm von Humboldt wahlverwandt, Lotte mit Goethe, der sie schon jetzt herzlich liebte. Karoline reflektiert mit Schiller über die Grenzen des Romans und der Geschichte, sie empfindet das Allgemeine, den Geist aus Diderots Schriften, sie urteilt fertig und nimmt gern selbst einen künstlichen Ausdruck an. Lotte holt sich aus den Büchern zunächst, was ihr paßt, sie freut sich, daß Friedrich II. den Giftbecher dem Elende vorziehen will, sie freut sich, daß Diderot die Freundschaft zwischen Eltern und Kindern lobt, und ist traurig, daß manche Schriftsteller von den Frauen so niedrig denken. Sie klagt sich an, früher eitel gewesen zu sein, jetzt hat sie einen Widerwillen gegen allen Schein. Sie hätte strenger erscheinen können, wenn sie weniger bescheiden war. Während Karoline mit Schiller aus dem Leben hinaus denkt, lebt in Lotten eine schöne Erdenfreudigkeit, die Quelle einer zufriedenen Stimmung. Sie schaut wohl ahnend nach dem funkelnden Orion, „aber", schreibt sie, „die Welten da droben, die ich nicht kenne, verleiden mir die, wo ich bin, gar nicht; es ist viel Gutes darin." Schiller klagt

über das rauhe Klima. Lotte rühmt tröstend „die Widerstandskraft, die solche Hemmnisse erwecken". Ich überlasse meinen Leserinnen, die Rollen in Schillers späteren Dramen mit Lotten, Karolinen und Frau von Kalb zu besetzen. Sicherlich würde Lotten die Thekla und die Jungfrau zufallen.

Gewiß, diese Briefe mußten Schillers anfängliche Wahl bestätigen. Aber gerade durch diese Briefe, welche so alles Persönliche verloren und gleichsam immer nur zwei verschiedene, oft unmerklich verschiedene Seiten der Sachen darstellten, um die es sich fast allein handelte, schwammen ihm die Bilder der beiden Schwestern in ein liebenswertes Geschöpf zusammen. Wie schwer war es, aus dieser rein gestimmten Dreiheit etwa in eine Zweiheit mit der praktischen Tendenz der Ehe überzugehen! Jetzt mußte Schiller fürchten, durch einen Antrag letzterer Art die schöne Unbefangene des Bundes zu trüben. Zugleich scheute er sich, ein Opfer zu fordern. Ein solches war es und damals ein heroisches, wenn die Adlige einen Bürgerlichen heiratete. Lotte stand vor keiner leichteren Entscheidung. Ein jedes natürliche Mädchen weiß, wie es sich zu einem schüchternen Liebhaber zu verhalten hat. Lotte liebte Schiller bereits mit aller Innigkeit ihres Herzens. Aber das freie Spiel ihrer Empfindungen war gehemmt. Trotz mannigfacher Siege war sie zu bescheiden, um an die Liebe des Genius zu glauben. Schiller teilte ja, wie es schien, seine Neigung zwischen den Schwestern. Und Karoline schien ihren Anteil mit besonderer Leidenschaft anzunehmen. Wahrlich, nur die zärtliche Liebe, welche Lotte der Schwester zollte, konnte es verhindern, daß sie nicht in Karolinen die Ursache dieser Teilung anklagte. Sie beschied sich, mit der Schwester vereint wenigstens die Freundschaft Schillers zu besitzen, da sie die Seine zu werden nicht hoffen konnte. Durch solche Resignation erschien sie kalt und hemmte wieder Schillers offeneren Ausdruck. In diesem wunderbaren Kreislauf waren die beiden Liebenden gefangen.

Es ist klar, die Leitung, die Entscheidung dieses ganzen Verhältnisses lag in der feinen Hand Karolinens. Auch sie hatte ohne Zweifel einen inneren Kampf zu bestehen. In ihr mischte sich Klugheit, Rücksicht auf die Verhältnisse, Schwärmerei, Pflichtgefühl mit dem innigsten Liebesbedürfnis, welches fast in gleicher Stärke

mehreren Personen zugewandt war. Welche von jenen Eigenschaften in ihr auch zumeist wirkte, genug, die That zeigte, daß sie die Entscheidung so getroffen, wie es allen am liebsten war. Sie gab Lotten den Mann ihres Herzens, Schillern eine edle Gattin, der Mutter einen Professor zum Schwiegersohn, und sich selbst behielt sie, was sie besaß: Schillers Freundschaft, und errang den Genuß derselben, indem sie sich später von ihrem Gatten trennte und längere Zeit mit den geliebten Beiden zusammenlebte. Ja, sie führte unserem Dichter, indem sie gleichzeitig eine zweite Heirat betrieb, in Wilhelm von Humboldt und ihrem angebeteten Dalberg zwei Verbindungen zu, welche für ihn von größter Bedeutung wurden.

In Erfurt lebte, wie meine Leser bereits wissen, Karoline von Dacheröden, die Tochter des Kammerpräsidenten von Dacheröden. Sie war der geliebte Schützling von Frau von Beulwitz, ein warmblütiges, äußerst feinsinniges Geschöpf, von den glänzendsten Anlagen selbst zur strengeren Wissenschaft. Sie las Griechisch wie ein Philolog. Aber sie war kränklich, auch sonst körperlich gehemmt und damals zwischen zwei Anbetern unentschieden. Sie zu trösten, ihr Freude, Glück, Aufheiterung und womöglich den ihrer würdigen Lebensgefährten zu schaffen, hielt Frau von Beulwitz für ihre heilige Pflicht. Bei Frau von Beulwitz hatten sich die Bewerber zu präsentieren. Ein Sohn von Sophie La Roche hatte das bereits im Sommer 1788 gethan. Aber ein anderer Bewerber erhielt den Vorzug. Wilhelm von Humboldt, protegiert von dem Bunde sentimentaler Frauen in Berlin, als deren geistvollste und thätigste Henriette Herz verehrt wurde, jung, unabhängig, bereits mit Forster befreundet und durch Reisen geschult, klassisch gebildet, sah in Therese Forster sein Ideal von einer Frau so vollkommen erfüllt, daß er daran verzweifelte, für sich noch irgend ein ähnliches Glück zu erringen. In Berlin wußte man Rat. Karoline von Dacheröden korrespondierte mit den Berliner Frauen, ebenso wie Frau von Beulwitz, aufs emsigste, und in Karolinen, sagte man Wilhelm von Humboldt in Berlin, werde er eine zweite Therese finden. Die Leitung des Ganzen wurde der Frau von Beulwitz in die Hand gegeben, Humboldt zeigte sich in Rudolstadt im Winter 1788—1789 und fand Gnade vor ihren Augen.

Karoline von Dacheröden sollte die Sommermonate im Bade Lauchstädt bei Halle zubringen. Da Schiller in Jena zu besuchen, Körner mit Schiller in Leipzig zu treffen war, so bot sich für Frau von Beulwitz eine Badereise nach Lauchstädt als die beste Gelegenheit, vieles auf einmal zu betreiben, zumal Herr von Beulwitz mit seinen prinzlichen Zöglingen auf lange Zeit in die Schweiz verreiste. An Kränklichkeit hatte sie leider immer so viel Vorrat, daß ihr eine Badereise nicht schaden konnte. So gingen denn die Schwestern Anfang Juli zuerst nach Jena, sahen dort Schiller, zu ihrem Bedauern in anderer Gesellschaft und von neugierigen Augen beobachtet. Von da reisten sie nach Burgörner, dem Dacherödenschen Gute, wo sich Humboldt und La Roche bereits eingestellt hatten. Die geistige Ueberlegenheit Humboldts trat hier entschieden hervor, doch kam es zu keiner Erklärung. Die drei Freundinnen fuhren nach Lauchstädt. Man hielt sich einsam, las viel und erwartete Anfang August Schillers Ankunft. Dieser war durch das halb vereitelte Wiedersehen in Jena über alle Maßen aufgeregt. Er kam, und am 3. August, morgens, wie es scheint, nicht in Lottens Gegenwart, gab Karoline ihm auf seine schon längst verhüllter und klarer ausgesprochenen Liebesgeständnisse noch immer verhüllte Hoffnungen, aber doch die Gewißheit, daß Lotte ihn liebe. Unbestimmt genug muß auch jetzt noch Karolinens Ausdruck gewesen sein. Denn von Leipzig aus, wohin Schiller noch denselben Tag reiste, schrieb er sofort: „Aber bestätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, sagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verstanden habe, daß Lotte mein sein will, daß ich sie glücklich machen kann." Und an Lotte: „Ist es wahr, theuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? .... Bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet .... Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde."

Und hierauf erst schrieb Lotte: „Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet". Sie hatte auch

jetzt nur Gefühl, „an Inhalt reicher als an Worten“. Das „ewig Ihre treue Lotte“, sie hat es wahr gemacht.

Nun führte Schiller die Schwestern nach Leipzig, wo Körners ihrer warteten. Schiller hatte im ersten Rausche des Wiedersehens dem Freunde alles mitgeteilt. Nach dem, was Schiller ihm noch vor kurzem geschrieben, mußte Körner von dem fertigen Verlöbnis nicht wenig überrascht sein. Körner konnte nicht heucheln. Nur wenige Stunden waren ihm gegeben, die Vortrefflichkeiten der Braut und ihrer Schwester einzusehen. Und in diesen Stunden waren die Liebenden fast nur mit sich beschäftigt. Es trat ein Entfremdungsstoff in die Freundschaft, der erst lange nachher ganz ausgeworfen wurde. Körners reisten mit Schiller nach Jena und Weimar, ohne rechten Genuß und ohne die alte Herzlichkeit.

Aber Schiller war glücklich, so überschwenglich glücklich, daß er kaum diese Entfremdung empfand. Wußte er doch, wie unberechtigt Körners kühle Haltung war. Ja, jetzt, als er wieder allein in Jena weilte, jetzt brach der Jubel über sein Glück in so vollem Strom hervor, daß man aus ihm erst begreift, was dem Manne gefehlt hatte. Die Gewißheit, daß Lotte sein ist, statt daß ein anderer sich nun ärmlich mit diesem Besitz von der Schwester zurückgezogen hätte, bewirkt bei ihm, daß er überreich alle Liebkosungen des Bräutigams auf Karolinen überträgt. Nun beginnt erst jene wunderbare geistige Doppelbrautschaft, die einzig dasteht unter allen ähnlichen Verhältnissen. Als müßte er Karolinen doppelt im Ausdruck seiner Liebe ersetzen, was ihr seine Ehe notwendig entziehen mußte, schließt er sie wieder und wieder in seine zärtlichsten Beteuerungen ein. Er stellt eine Trennung ihrer Dreiheit als unmöglich dar. „Mein ganzes zeitliches und ewiges Glück ist an diesem einzigen Haar befestigt, und reißt dieses, so habe ich nichts mehr zu verlieren.“ Rudolstadt ist ihm sein Mekka, seine Liebe, seine Religion, sein Prophet. Er malt immer wieder die Zukunft aus. Wie unschuldig, wie ätherisch sind diese Bilder! „Du, Karoline, bist am Klavier, und Lottchen arbeitet neben Dir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüberhängt, seh ich Euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euren schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts, nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich

Euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Euch morgen wieder finde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paare verfliegt unser goldenes Leben.“ Und so unbefangen waren diese Menschen, daß Lotte in diesen Ton einstimmt: „Gewiß,“ schreibt sie, „werden wir es nie bereuen, alles Glück unsres Lebens auf Deine Liebe gesetzt zu haben.“ Schiller entzieht Lotten darum nicht, was ihr allein gehört. Er erklärt seine ursprüngliche Neigung zu ihr, sein durch ihre scheinbare Kälte zurückgedrängtes Geständnis, und um so offener bringt ihm die Braut ihr ganzes Herz entgegen: „Reich in Deinem Geiste wird der meine sich freuen, dem Flug des Deinen zu folgen, und in Deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe blühen; welche Aussicht auf die Zukunft. Mein künftiges Leben steht nun hell und lachend vor mir.“

Aber Lotte konnte ruhig der Zukunft sich freuen. Schiller strebte bald ungeduldig, alles zu vollenden. Ein Aufenthalt von mehreren Wochen in Volkstädt während der Herbstferien 1789 gab ihm die Wonne des Zusammenlebens zu kosten. Als er im Oktober nach Jena zurückkehrte, fand er die Einsamkeit wie die Gesellschaft dort unerträglich. Auch seine Amtsverhältnisse zeigten ein um so widrigeres Antlitz, je lachender sie zu Anfang gewesen waren. Als die Studenten bezahlen sollten, war ihr Enthusiasmus verflogen. Er trug durch seine zu späte Ankündigung und durch die Wahl einer ungünstigen Stunde zum Teil selbst die Schuld. Sein Kolleg über römische Geschichte (von Erbauung der Stadt bis zum Fall des Reiches im Occident) war kaum von dreißig Zuhörern besucht, von denen ihn nur zehn bezahlten. Dazu mußte er arbeiten, daß ihm kaum Zeit blieb, an die Schwestern zu schreiben. Der Mutter wagte man nicht eher Eröffnungen zu machen, als bis Schillers Existenz gesichert war, und hierzu schien Jena immer weniger der Ort zu sein. Ein Vorfall verleidete ihm seine Stellung vollends. Der Professor Heinrich empfand es als Titularprofessor der Geschichte übel, daß Schiller als Professor der Philosophie sich auf der jetzt herausgegebenen Antrittsvorlesung Professor der Geschichte tituliert hatte. Der Akademiediener hatte den Titel der Rede, welcher am Buchladen angeklebt war, abgerissen. Schiller ließ

untersuchen, mit welchem Recht, befand sich selbst aber thatsächlich im Unrecht. Er fand jetzt seine Stellung nutzlos, beklagte bitter, seine goldene Freiheit aufgegeben zu haben. Von Körner vollkommen in diesen Klagen bestärkt, machte er Pläne, Jena zu verlassen. Er blickte nach Berlin, Wien, selbst Mannheim, überall hin, wo Akademien besoldete Stellen hatten. Ja, durch Karolinens Vermittlung wandte er sich mit direkter Bitte an einen Mann, der wenigstens für die Zukunft viel zu versprechen hatte. Der schon genannte Reichsfreiherr Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, seit 1772 Statthalter zu Erfurt, seit 1778 Koadjutor von Kurmainz, war derjenige Kirchenfürst, welchen der nach menschlicher Berechnung bald zu erwartende Hintritt des Kurfürsten von Mainz zu dieser glänzenden Machtstellung erheben mußte. Seine politischen Absichten, die bereits bei Gelegenheit des Don Carlos zur Sprache kamen, ruhten auf dem Grunde eines reichen und wohlwollenden Herzens und einer schöngeistigen Phantasie. Forster hielt ihn freilich für einen verkappten Jesuiten. Von seinem Geist bezaubert, bemerkte der Weltumsegler in Dalbergs vollendet schönem Gesicht einen Zug weibischer Sinnlichkeit. Dalberg hätte so gern, mit Hayms Worten zu reden, „durch wissenschaftliche, ästhetische, moralische Kultur einen Mustermenschen aus sich gemacht: — hätten nur die Götter nicht vor die Tugend den Schweiß gesetzt.“ Aber so wenig Dalbergs Charakter sich auf der Tenne der Zeit als echtes Korn bewährte, für Schiller war seine bloße Protektion ein wirkliches Gut und sichert Dalberg vor vielen seiner fürstlichen Genossen das dankbare Andenken der Nachwelt. Dalberg versprach, wenn auch noch unbestimmt, Schillern seine Protektion und warf mit dieser lichten Aussicht die Jenenser Lage vollends in tiefen Schatten.

Und hätte Schiller nur für sich selbst und seine Ehe zu sorgen gehabt! Karoline von Dacheröden war gefährlich erkrankt, sie hatte bereits versprochen, in den Armen der Frau von Beulwitz zu sterben, da erholte sie sich plötzlich, und gegen Weihnachten 1789 durfte Schiller, man möchte sagen, im Schweiße seines Angesichts hoffen, „daß auch Karoline von Dacheröden für ewig ihnen angehöre“, indem Frau von Beulwitz nun ernstlicher die Heirat mit Humboldt, der sich bisher ziemlich diplomatisch verhalten hatte,

bei dem Präsidenten von Dacheröden betreiben durfte. Ja, die losen Vögel dachten an eine Heirat des Präsidenten und ihrer eigenen Mutter! Frau von Beulwitz hoffte für sich selbst sogar den Koadjutor zu erobern. Welche Glut! Welche Geschäftigkeit! Noch nicht genug. Um dieselbe Zeit hatte Schiller zwei Scheidungen zu überlegen, die Scheidung der Frau von Kalb — davon nachher — und der Frau von Beulwitz. Denn diese sollte und wollte durchaus mit dem geliebten Paare zusammen leben. An diese Bedingung knüpfte Schiller für jetzt noch seine Heirat.

Es ist nicht zu verwundern, wenn Lotten mitunter auf dieser Höhe ein wenig schwindlig wurde. Noch am 6. April 1789 hatte sie an Fritz von Stein in Bezug auf die bekannte Sage vom Grafen von Gleichen geschrieben: „Sehen Sie, daß unser Geschlecht recht gut ist, denn wir glauben, daß es wahr sein könne, daß ein Mann existiert habe, der zwei Frauen so lieben kann und der der ersten Geliebten doch immer getreu geblieben ist, wie Graf Gleichen.“ Jetzt wankte sie etwas in diesem Glauben. Schiller mußte sie beruhigen. „Du kannst fürchten, liebe Lotte,“ schrieb er, „daß Du mir aufhören könntest zu sein, was Du mir bist. So müßtest Du aufhören, mich zu lieben! ... Unsere Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit, — wie könnte ich mich zwischen Euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für Jedes von Euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem Andern nicht entziehe, was ich dem Einen bin. ... Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als Du, meine Lotte, aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest, als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und m e i n Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest D u mir diese schöne Freude vorweggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen. Wie schön ist unser Verhältniß gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele.“

Und die „Weisheit“ war weise genug, zu fühlen, daß dies keine Schmälerung ihres Glückes sei, und wartete ruhig und mit richtigem Gefühle der Zukunft. Bald war sie es, die ihrem ungestümen Verlobten wieder Ruhe zusprechen konnte, ja ihre hingebende Liebe söhnte ihn soweit mit seinem harten Geschick aus, daß er alle seine vergangenen Leiden für nichts rechnete, daß folgende wahrhaft rührende Worte seinem Herzen entströmten: „Wie gut, daß ich nicht gelitten habe! daß der Keim zur Freude und Liebe noch unversehrt in meinem Herzen lebt, um sich an dem Eurigen zur Blüthe zu entfalten.“ Schiller gab Lottens Empfindung auch etwas nach, er verzichtete jetzt auf ein sofortiges Zusammenleben mit Karolinen, die Scheidungsfrage und seine Bewerbung sollten nicht zugleich auf Frau von Lengefeld einstürmen. Er bat jetzt, Lotte möchte mit ihm allein in Jena leben, und war überglücklich, als Lotte zustimmte. Er hatte so tief vom Zaubertrank der Liebe getrunken, daß der Wahnsinn des Verlangens nicht länger zu ertragen war. „Ach,“ so klagte er, „daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht — vor dem ich mich niederwerfen könnte und Euch, Euch von ihm erflehen!“ Jetzt wurde alle Hoffnung plötzlich auf den Herzog von Weimar, auf einen kleinen Gehalt gesetzt. Frau von Stein konnte dazu verhelfen. Sie hatte zugleich großen Einfluß auf die chère mère. Ihr vertraute Lotte das ganze Geheimnis. Aber Frau von Stein war durchaus gegen die Heirat. Sie stellte Lotten vor, sie werde an Schiller einen kranken Mann haben. Sie beschwor sie, sich nicht ins Unglück zu stürzen. Nur als Lotte sich unerschütterlich fest zeigte, versprach die Freundin gerührt ihre ganze thätige Teilnahme. Es galt vor allem, den Herzog zu gewinnen. Frau von Beulwitz, immer dem großen Augenblick höherer Schlachtpläne gewachsen, erkannte, daß in Weimar die zu nehmende Hauptfestung war. Hier war sie auch der zweiten Aktion in Erfurt näher; denn die Einfädelung der Dacheröden schen Ehe wollte immer noch nicht gelingen. Von Weimar aus konnte zugleich im Sichern die chère mère und der Präsident bestürmt und vom Koadjutor besser eine feste Zusicherung erschmeichelt werden. Frau von Beulwitz hielt einen Aufenthalt in Weimar bringend nötig, und bald hatte Schiller das Vergnügen, den Wagen der Schwestern zu Pferde

gegen Abend die Schnecke hinauf zu eskortieren. Seine nun erfolgenden Reisen nach Weimar wußte er schlau durch Begleitung von andern zu maskieren. Alles war im besten Gange. Auf einmal, Karoline muß Zauberei verstanden haben, entwickelte sich plötzlich aus heiterer Luft ein neuer Plan, der wieder auf ein sofortiges Vereintleben aller drei hinauslief. Schiller wollte nach Rudolstadt ziehen, er wollte entweder sein Jenenser Amt ganz aufgeben, oder doch auf eine Zeitlang sich Urlaub erwirken. Er hoffte fast, Karl August werde den Gehalt abschlagen. Das wäre Grund genug gewesen, Jena zu verlassen. Wohnte Schiller in Rudolstadt, so war auch die Scheidung der Frau von Beulwitz unnötig, denn Schiller verstand, wie schon erwähnt, zwischen Beulwitz und seiner Frau zu vermitteln. Er dachte als Schriftsteller seine Freiheit und Existenz zu gewinnen, einen Hofratstitel vom Herzog von Koburg zu erbitten. Auch Humboldts konnten in Rudolstadt wohnen. Frau von Beulwitz hatte dann alle ihre Lieblinge vereinigt.

Mit diesem neuen Plane nun ward zuerst die chère mère von den Töchtern überrascht. Lotte schrieb ihr, sie könne ohne Schiller nicht leben. Fast um dieselbe Zeit, wo diese Bombe bei Frau von Lengefeld platzte, übernahm Frau von Beulwitz, dem Kammerpräsidenten mitzuteilen, daß Wilhelm von Humboldt sein Schwiegersohn zu werden wünsche. Sie schien, wie man fand, recht auserlesen, Heiraten zu stiften. Beide Anträge hatten den besten Erfolg. Schiller schrieb den 18. Dezember ebenfalls an Frau von Lengefeld und hielt mit innigen, herzlichen Worten um Lottens Hand an. Als er zu Weihnachten wieder nach Weimar kam, erhielt er dort ihre Antwort, über die er alle Ursache hatte, gerührt zu sein. „Ja," schrieb sie, „ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen geben." Doch wünschte sie noch über Schillers äußere Lage beruhigt zu sein, und — was freilich ein großer Querstrich war — den Plan auf Rudolstadt lehnte sie ab.

Nun galt es klugen Rat im Olymp der Damen. Nun mußte Schiller in Jena aushalten. Er fürchtete freilich für seine adelige Frau bürgerliche Platitüden, denn in Jena rächte sich der Bürgerstolz an dem weimarischen Adelstolz, indessen, es mußte gewagt

sein. Frau von Stein hatte inzwischen gehandelt. Der Herzog, welcher schon von Schillers Verhältnis gehört hatte, fragte sie danach, sie entdeckte ihm die Wahrheit und ließ ein Wort von Pension fallen, das er nicht ungütig aufnahm. Jetzt schrieb Schiller geradezu an den Herzog und bat um einen Gehalt. Als er Tags darauf nach Weimar ging, ließ Karl August ihn rufen und sagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu zeigen, aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht setzte er hinzu, daß 200 Thaler alles sei, was er zu bieten vermöge. Schiller antwortete, das sei alles, was er zu haben wünsche. Da verlor der Herzog seine Verlegenheit. Er zeigte sich über die Heirat erfreut. Als die Liebenden Tags darauf bei der Stein zu Mittag aßen, kam er selbst und sagte vergnügt der Frau von Stein, „daß er doch das Beste zu der Heirat hergebe, das Geld". Nun war die chère mère beruhigt, und noch eine andere Aussicht machte sie doppelt zufrieden. Dalberg versprach, an seine eigene Zukunft auch die Schillers zu knüpfen, er vertraute Karoline von Dacheröden, und diese sagte es hübsch weiter, daß, wenn er Kurfürst werde, er Schillern ein Jahrgehalt von 4000 Gulden geben wolle. Der großmütige Dalberg! Der glückliche Schiller! Man träumte schon von einer Kolonie schöner Seelen in der herrlichen Gegend von Mainz. Leider kamen die Mainzer Klubbisten ihnen noch zuvor. Bei einem persönlichen Besuche Schillers im Februar wiederholte Dalberg seine Versprechungen und malte zur Freude der Schwestern ein noch vorhandenes allegorisches Bild zu Schillers Hochzeit: Hymen vorstellend, der den Namen der Verlobten in eine Baumrinde schneidet. Um gegen Lottens Adel etwas in die Wagschale zu legen, bat Schiller den Herzog von Meiningen um einen Hofratstitel, den er auch bereitwilligst erhielt. Schillers Eltern waren überglücklich, das Aufgebot konnte vor sich gehen.

Aber so ganz ohne Wermut sollte Schiller den Wonnebecher nicht trinken. Körner machte, da es zur Hochzeit ging, einen Fehler, der oft den gescheitesten Freunden passiert, er schrieb mit einer zweifelnden und ratenden Miene, die Schiller tief verwunden mußte. Schiller antwortete den 13. Januar 1790, wie sich's gehörte: „Wenn ich," schrieb er, „vielleicht als Liebhaber, wie Du

sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest Du Dich vielleicht diesmal etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden — und vielleicht gestehst Du Dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersahst. Indessen wozu diese Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte." Körner hielt die Hand des Freundes fest, aber er sagte ihm doch: „ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter notwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen." Schiller wies auch solchen leisen Vorwurf zurück, die Freunde verstanden sich bald wieder.

Nicht so bald, nicht so leicht heilte eine andere Entfremdung. Es ist Zeit, eine Frage zu beantworten, die jedem Leser längst aufgestiegen ist, die Frage: wo blieb Schillers Verhältnis zu Frau von Kalb?

Gehen wir einige Zeit zurück. Als Schiller nach Weimar gekommen war, knüpfte er seine Rückkehr nach Dresden an die Möglichkeit, daß Frau von Kalb ihn begleite. Allein daß dieser so eigene, so hochgestimmte Seelenbund wieder dieselben Gefahren in seinem Schoße trug, welche des Dichters Weggang von Mannheim mitveranlaßt hatten, geht sehr bald aus seinen Briefen an Körner hervor. „Unser Verhältnis," schreibt er am 8. August 1787, „ist, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt .... Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also notwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann

wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein seligmachende ist. — — In Charlottens Gemüt ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist." Charlotte war nach der stürmischen Freude des Wiedersehens fast jedem Gefühl abgestorben. In solcher Verfassung war sie, als Schiller ihr den Don Carlos vorlas. Wieviel gab er damals auf eine Zustimmung zu dieser Arbeit! „Die Wirkung," schreibt er an Körner, „die der Carlos auf Charlotte gemacht hatte, war mir angenehm, doch fehlte es ihr (weil sie krank und schwach war) oft an Sammlung des Geistes, selbst an Sinn. Des Königs sogenannter Monolog hat auf sie erstaunlich viel Wirkung gethan. Die Stellen im Stück, die ich auf sie gleichsam berechnet habe, wovon ich Dir gesagt, erreichten ihre Wirkung ganz."

Man sieht, die Wirkung war eine geteilte. Zudem kannte Charlotte den Dichter Gotter, war eine treue Anhängerin Anna Amalias. Schiller zerfiel mit dem ganzen Kreise, in dem Charlotte zu leben gezwungen war.

In dieser Zeit war es, wo er an einen Freund schrieb: ein weiblicher Freund ist keiner. Er hätte auch schreiben können: wird leicht eine Geliebte. Als er im Dezember 1787 von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, war Herr von Kalb dort anwesend. „Ich weiß nicht", schreibt Schiller an Körner, „ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann." Das heißt, die alte Eifersucht meldete sich und klärte ihn über die egoistische Beimischung seiner Gefühle auf. Nun war von dem Dresdner Plan keine Rede mehr. Lotte von Lengefeld kam nach Weimar.

In einem Briefe Karolinens an Schiller findet sich eine Andeutung, daß Schiller eine Zeitlang an eine dauernde Verbindung mit Charlotte von Kalb gedacht haben muß. „Sie dauert mich", schreibt Karoline, „aber nach allen Bildern, die ich von ihr fasse, danke ich dem Himmel, daß sie Deine Frau nicht wird, und nicht allein für mich." Aber Frau von Kalb hatte ihre Ehe mit Rücksicht auf ihre Schwester geschlossen, jetzt fesselte sie ihr Sohn noch stärker an dieses Band. Noch war das Familiengut nicht hoffnungslos verloren. Sie war freilich, wie Elisabeth im Don Carlos, nicht

stark genug, die Schmach abzuwehren, die ihr bei dieser neuen Anwesenheit ihres Mannes drohte, ja sie erschien sogar überreizt vergnügt. Aber Schiller empfand diese Zustände als eine Zerstörung für die Freundin. Und wenn sie, gebrochen von diesen Wirrsalen, oft dem Wahnsinn nahe, dann um so hastiger und glutvoller zu dem Freunde zurückkehrte, um an der Unschuld seiner edlen Interessen sich wieder zu erholen und zu erheben, wer wird es Schiller verargen, daß er nicht den Stein gegen sie aufhob? Nur stellte er ihr mit scharfem Ausdruck die Notwendigkeit einer gänzlichen Trennung von ihrem Gemahl dar. Er schrieb ihr, nach ihrer Erzählung, von Volkstädt im Frühjahr 1788: „Wir wissen längst von uns, wie von wahrhaftigen Wesen, aber in dieser Region sind wir uns gegenseitig furchtbar, wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen. Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüts, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich raten? soll ich wollen? So kommen Sie in dieses Gebirge, wo auch ich jetzt wohne. Sie finden daselbst Bekannte, die Ihre Freundinnen sein können, und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten." Charlotte erkannte in diesem Brief die Stimme des Freundes. Der höchste Lebenszweck schien ihr erreicht, wenn „mit erhöhtem Frieden die bekannte Bahn wieder betreten" würde. „Aber", schreibt sie, „ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung selbst, die mich aufforderte, bestimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Gesellschaft nicht haben darf, und wodurch wir beide aus ihr schieden." Sie schrieb ihm, sie fürchte den Kampf mit der Gesellschaft, die Unruhe und Unsicherheit eines solchen Verhältnisses. Er müsse persönlich nach Weimar kommen, um ihr den Entschluß zu geben, seinem Willen zu folgen.

Es vergingen Wochen, Monate, Schiller antwortete nicht. Als Frau von Kalb nach langem, schmerzlichem Harren nochmals bei ihm anfragte, hatte er keine Entschuldigung und verwies auf mündliche Unterredung. Jetzt schrieb er an Körner (20. Oktober 1788) über Charlotte: „Ich hab' ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir

einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurteilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." Es war dieselbe Erfahrung, die er in Mannheim gemacht. Er strebte nach geraden, klaren Verhältnissen, um seine Kräfte zu konzentrieren. Ihr Einfluß löste diese Einheit auf.

Als seine lange Villeggiatur vorüber war, besuchte er sie. Schon sprach das Gerücht von einer schönen Rudolstädterin, die ihn gefesselt. Schiller brachte einen Brief von Lotte von Lengefeld, worin letztere um Charlottens Freundschaft bat. „Sie war mir stets hold erschienen", bekennt Frau von Kalb, „aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt." Sie sprach zu Schiller heftig erregt: „ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verschieden ist unsere Ansicht für unsere Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig Briefe überlästig sind." So empfindlich Schiller durch diese Aufwallung gereizt war, so konnte er ihre Annahme eines erklärten Verhältnisses widerlegen. Charlotte gewann wieder Vertrauen. Als Schiller nach Jena ging, wechselten sie Briefe, soviel die schon halb Erblindete vermochte. Im Sommer 1789, nachdem er in Lauchstädt sich verlobt, kam er mit Körners nach Weimar und führte sie zu Charlotte. Schiller erschien ihr sehr weich, wie einer, der zu bekennen, zu vertrauen hatte. Unglücklicherweise schwieg er und schwieg noch, als Frau von Stein und andere alles wußten. Er ging nach Jena zurück und dann in den Ferien nach Volkstädt. Wieder hatte er mit Frau von Kalb verabredet, sie solle sich mit ihrem Manne wenigstens in ein bestimmtes Verhältnis setzen. Sie konnte jetzt kaum selbst noch schriftlich eine solche Sache führen, Schiller hatte ihr seinen Beistand zugesagt. Er allein wußte um ihre Verhältnisse. „Sie verlangte", schreibt Schiller am 10. September 1789 an Frau von Beulwitz von Jena aus, „und konnte es auch mit allem Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und über diese neue Lage der Dinge mit ihr beratschlagen solle... — Und bei Gott! Ich konnte diese Woche nicht weg." Er bat Frau von Kalb, sie möchte nach Jena kommen und, um es schicklicher zu können, in Gesellschaft von Korona

Schröter geradezu bei ihm vorfahren. „Ist sie rücksichtvoll“, schreibt Schiller an Karoline, „so wasche ich meine Hände, denn ich werde durch die Notwendigkeit, und sie blos durch ein Vorurteil verhindert.“ Charlotte von Kalb, durch dieses Vorurteil wirklich gehindert, wohl auch erwägend, daß Schiller soeben vier Wochen in Volkstädt gewesen war und jetzt nicht einen Tag für sie übrig hatte, kam nicht. Jetzt erschienen plötzlich die Brüder von Kalb in Weimar. Die Trennung kam zur Sprache. Die Brüder wollten in alles willigen, aber nur unter der Bedingung, daß Charlotte ihnen den Sohn mitgebe. Das vermochte sie nicht über ihr Herz zu bringen, und so blieb alles, wie zuvor. Sie ward krank unter diesen Erschütterungen. Das Gerücht trug ihr Schillers Verlobung zu. Als die beiden Rudolstädter Schwestern im Dezember 1789 nach Weimar kamen und sie besuchten, zeigte sie sich in ruhiger Haltung, aber Schiller traute ihrer Eifersucht das ärgste zu. Und seine Braut, die durch einen anonymen Brief, durch zugetragene Aeußerungen um ihre Unbefangenheit gebracht war, schrieb an Schiller (22. Januar 90): „Unsre Verbindung wäre bei einem nähern Verhältniß (der Frau von Kalb) mit Dir ganz zerstört worden ... sie hätte uns nicht in Deinem Herzen wissen mögen.“ Als sie bei der Stein zusammentrafen, fiel es Lotte auf, wie erschöpft, wie zerstört die leidende Frau aussah. So oft Schiller nach Weimar kam, sie besuchte er nie. „Lieber zehnmal schreiben“, war sein Wort an die Schwestern, „als einmal kommen.“ Jetzt hielt sich Charlotte nicht länger. Sie machte ihm die heftigsten Vorwürfe; sein Schweigen war eine tiefe Kränkung geworden: „er solle die giftigen Zungen nicht die Wahrheit haben reden lassen.“ So schrieb sie, und er verriet es den Schwestern, und setzte hinzu: „Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Sie erhält von mir jetzt keine Antwort auf ihre Briefe mehr.“ Frau von Kalb erbat sich nun ihre Briefe zurück. Schiller, als er im Februar 1790 nach Erfurt reiste, übergab sie ihr eigenhändig und meldete ihr seine Verlobung. Sie war außer sich. Das erfuhr sie zuletzt. Das erfuhr sie wenige Tage vor seiner Hochzeit. Stolz und Schmerz rissen sie zu den Worten hin, „er irre sich sehr, wenn er ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, jenem unge-

schickten Traum (ihres künftigen Zusammenlebens), der lange nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, zusammenbrächte." Schiller berichtete dies sofort an die Schwestern und setzte hinzu: „Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen." Das war aus dem „geistvollen, edlen Geschöpf" geworden.

Heinrich von Kalb ging im März 1790 nach Paris, um mit Graf Fersen die Flucht des Königs einzuleiten. Charlotte hatte abermals große Summen unterschrieben, sie sah ihren Besitz rettungslos schwinden. „Den Weg des Unglücks betrat der irre Fuß — wo find' ich einst die ernste Ruh?" So fragte sie in dumpfer Erstarrung hinauf. Und sie durfte sich nicht einmal nach dem Tode sehnen. Sie fühlte sich — entsetzlich in ihrer Lage — abermals Mutter. Ihre Bedrängnisse zu mehren, wird um diese Zeit ihre treuste Dienerin in ihrer Gegenwart vom Wahnsinn erfaßt. Noch hat sie einen Trost, Schillers Briefe. Sie beschließt, sie zu ordnen. Indem sie dieses und wieder ein anderes teures Blatt mit schwachen Augen durchirrt, überkommt sie der Gedanke: wenn das in fremde Hände käme! Welche schmähliche Mißdeutung könnte das Reinste finden! Ihre innere Vernichtung raunt einem aufsteigenden Entschluß Beifall zu, und während Thränen ihren Augen entströmen, überläßt sie Blatt auf Blatt zögernd den Flammen.

„Wie aus dem Himmel fielen diese klaren Blüten nieder,
Nun regt ihr Staub des Mitleids Töne auf."

In diesen Versen legte Charlotte nach vielen Jahren ihre Gefühle nieder. Nach vielen, leidensvollen Jahren! Ja, wenn schnell fertige Kritiker dieser Frau auch nichts Ausgezeichnetes zugestehen, das müssen sie anerkennen, daß sie ausgezeichnet unglücklich war. Sie vergötterte Jean Paul, als er nach Weimar kam, er nahm diese Vergötterung an, sie ließ sich zu einer Werbung hinreißen, die fast jede Frau, nur mit den Augen, auszusprechen pflegt, und er belohnte ihre kühnen und freien Aussprüche, die nach seinem Zeugnis mit der würdigsten Haltung im Leben gepaart waren,

indem er Charlotten als Linda im Titan brandmarkte. 1804 entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens. 1806 erschoß sich, nach leidenschaftlichen Verirrungen, ihr Gemahl in München. Sein ältester Sohn folgte ihm auf diesen dunklen Pfad. 1820 erblindete Charlotte gänzlich und lebte in den dürftigsten Verhältnissen, bis sie auf Verwendung der Prinzessin Marianne von Preußen im königlichen Schlosse zu Berlin eine Wohnung erhielt, wo sie am 12. Mai 1843, fast 82 Jahre alt, „die ernste Ruhe fand".

Ihr Geist blieb bis zu ihrem Ende teilnehmend allem Großen zugewandt. Goethe, Herder, Knebel, Hufeland, Fichte, Varnhagen waren mit ihr zum Teil sehr innig befreundet, Hölderlin und Rahel ihre begeisterten Bewunderer.

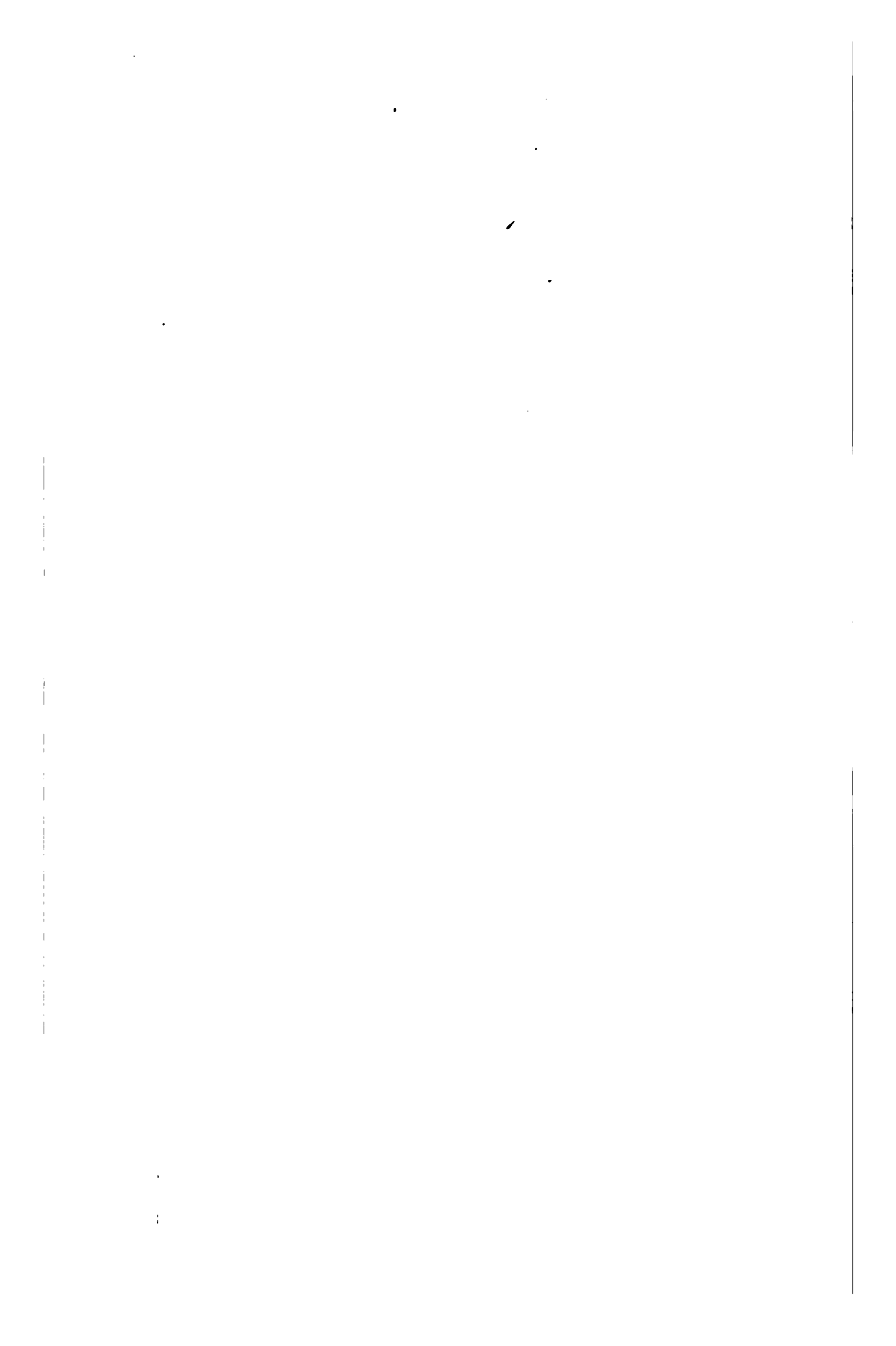
Und Schiller? Konnte er so unritterlich sein, eine Frau wirklich zu verachten, deren Freundschaft er mindestens angenommen hatte? Nimmermehr! Leidenschaft konnte ihn maßlos verleiten, und wohl allen, die sich tugendhaft genug fühlen, ihn zu verdammen! Aber er kannte dafür auch, was den Untadligen fehlt, die Süßigkeit der Versöhnung. Schon in den nächsten Jahren und aus Schillers Dichtung kam der lösende Strahl. Charlotte war wunderbar von der Elegie (dem Spaziergang) ergriffen. Auf ihr Urteil berief sich Schiller bei Humboldt. Sie war die Patin seines zweiten Sohnes. Mit Rat und That blieb er ihr nah bis an seinen Tod. Folgender Brief Schillers mag schließlich meine Auffassung dieses Verhältnisses rechtfertigen. Charlotte hatte nach der Aufführung des Wallenstein in besonders herzlicher und ergreifender Weise an Schiller geschrieben. Schiller antwortete: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein reingefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältnis wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten." Er erinnert sich der ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft. „Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Anteil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin." Mit diesem Bekenntnis war Charlotte schuldfrei

gesprochen, ihr Herzensbund mit dem geliebten Manne verklärt, ihr Anteil an den Trübungen, welche Leidenschaft und Sinnlichkeit hineingeworfen, großmütig ausgelöscht, und sie konnte mit diesem Zeugnis in der Hand vor die scharfen Augen einer fehlersuchenden Nachwelt treten.

Achtes Buch.

Späte Lehrjahre.

Februar 1790 bis 1795.



I.

Schillers Ehe.

Wir verließen Schiller dicht vor seiner Hochzeit. Nachdem er mit den beiden Schwestern drei Tage in Erfurt aufs angenehmste zugebracht, eilte er am Sonntag den 21. Februar mit ihnen nach Jena. An demselben Tage wurde das Brautpaar „ein vor allemal“ proklamiert. Schiller wollte alles Geräusch vermeiden, das Geheimnis wurde glücklich gewahrt, und am Montag den 22. reisten die unzertrennlichen Drei wieder ab, um Frau von Lengefeld einzuholen, welche ihnen von Rudolstadt entgegenkam. Nun gings zurück nach dem dicht vor Jena gelegenen Dorfe Wenigenjena. Leichte Abendwolken schwammen am blauen Himmel, als Lotte an Schillers Hand, nur von Mutter und Schwester begleitet, in die schmucklose Kirche trat, und in diesem Kirchlein führte der Adjunkt Schmidt, ein Kantischer Theologe, nachmittags 5 1/2 Uhr die Verlobten bei verschlossenen Thüren in den Ehestand. Schiller, der etwas Furcht vor der Hochzeit gehabt hatte, nannte das im Briefe an Körner einen kurzweiligen Auftritt. Lotte vergaß das Kirchlein nicht, sie hat es gezeichnet.

Schiller hatte die Ansicht thatkräftiger Menschen, der größte Segen der Ehe sei, dem Manne die freie Entfaltung seiner Kräfte zu sichern. Daß ihm dieser Segen wurde, bezeugt die Reihe unsterblicher Werke, welche er in der Zeit seiner Ehe schuf, Werke, welche nur auf dem Grunde der höchsten, ja zum Teil einer spielenden Gemütsfreiheit zu denken sind.

Und dennoch hat man daran gezweifelt, daß Schillers Ehe glücklich war. Hoffmeister fand die Stelle in den Idealen bedenklich:

„Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.“

Er meinte, Schillers großer Geist habe nicht in die Schranken der Häuslichkeit gepaßt, Lotte sei ihm auch wohl nicht geistig ebenbürtig gewesen. Die angeführte Stelle lautete anfangs:

> Der Minne süßen Traum entführte
> Ach! allzuschnell der Hore Flug.

Auf Humboldts Rat wurde „Minne" in „Liebe" verwandelt. Aber die Intention Schillers tritt in der ersten Lesart deutlich hervor. Ferner ist jenes Gedicht aus der wehmütig gefaßtesten Stimmung heraus, mit ähnlicher dichterischer Uebertreibung, wie die Götter Griechenlands geschrieben. Und was konnte dem damals schon gebrochenen, kranken Manne Besseres werden, als der Freundschaft leise, zarte Hand, die des Lebens Bürden liebend teilte, die es möglich machte, daß „Beschäftigung", das will hier sagen, uninteressierte Thätigkeit mit dem Bewußtsein einer unendlichen Aufgabe, ihn erquickte und tröstete? Und das war doch vor allem Lottens liebe, treue Hand. Schiller hat die Ehe, die durch die Liederlichkeit der Höfe und Schöngeister im vorigen Jahrhundert in Mißkredit gekommen war, durch sein Beispiel für die höchsten Machtstellungen des Geistes wahrhaft zu Ehren gebracht.

Aber Karoline? fragt mancher Leser, der die Vorrede zum litterarischen Nachlaß Karolinens gelesen hat. Was wurde aus der Doppelbrautschaft? Wenn Schiller in der That etwas von einer geistigen Doppelehe träumte, so sah er bald ein, daß dergleichen ein Unding ist. Die Ehe ergreift im natürlichen Menschen den ganzen Menschen. Das ist ihre Gewalt, ihr Gewissen, die unermeßliche Wichtigkeit gesunder und freigeschlossener Ehen für die Gattung. Es kommt etwas darauf an, wie die sittliche Verfassung des Menschen beschaffen ist, wenn er als Naturwesen auftritt. Die Sitte der Kulturvölker, welche zunächst aus Gründen der Ordnung verlangt, daß der Mensch mit der Außenwelt in Harmonie, mit den Gesetzen in Einklang stehe, spricht damit das tiefste physiologische Gesetz aus. Menschen, welche die Gattung erneuern, sollen eine ungebrochene Einheit sein. Daß Schiller ein solches Gesetz kannte und jedes Vorgehen dagegen als eine Schuld empfand, bezeugt die tiefsinnige Motivierung in der Braut von Messina. Es handelt sich hier um einen Teil von Schillers Moral,

der mit Goethes sittlicher Zartheit in den Wahlverwandtschaften zusammentrifft.

Karoline wohnte die ersten Monate in Jena, aber nicht einmal mit dem Paar in einem Hause. Und als sie im Sommer nach Rudolstadt zurückging, um mit Beulwitz wieder vereint zu leben, brach Schillers Herz nicht. Seine Briefe an sie, wie an alle Freunde, schlagen sofort einen ruhigen, jovialen Ton an, die Schwärmerei hatte ein Ende. Karoline war ihm fortan nichts mehr, als eine verständnisvolle Freundin. Ja, in einem Briefe an Goethe spricht er ihr später sogar alle ästhetische Kultur ab. Und das war begreiflich, denn sie entbehrte längere Zeit die Schule seines täglichen, unablässig fortschreitenden Verkehrs, eine Schule, welche Lottens Blick, wie er schon von Natur unbeirrter sah, immer klarer und sicherer und ihr Urteil über die Werke der Romantiker und des späteren weimarischen Dichterhofs, an dem sie deshalb nicht beliebt war, streng und, wie wir urteilen, durchaus gerecht machte. Karolinens Verhältnis zu Wilhelm von Wolzogen, der später zur Diplomatie überging, gestaltete sich immer inniger, sie ließ sich von Beulwitz scheiden und heiratete schon 1794 den Vetter.

Wie Schiller das neue, so heiß und ernst ersehnte Glück genoß, hören wir von ihm selber. Sechs Tage nach der Hochzeit schreibt er an Körner: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin." Nach beinahe zwei Jahren schreibt er: „Mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie (Lotte) um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre." Und acht Jahre nach der Hochzeit: „Ihr, Humboldts und meine Frau sind die einzigen Menschen, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können."

Nichts beweist aber — es ist nötig, diese Materie bis zur

Ermüdung des Lesers zu erschöpfen — so sehr für die Harmonie dieses Verhältnisses, als die Aussagen eines Zeugen, welche von Hoffmeister dagegen angeführt worden sind. Ich nehme bei Gelegenheit dieses Erweises einige andere Lebensverhältnisse des Dichters mit, um meine Erzählung durch solche Dinge nicht um einen einzigen Schritt zu versäumen. Wiewohl Schiller immer mit den Jenenser Kollegen, Schütz, Hufeland, Paulus und seiner Frau, Griesbachs, in freundlichem Verkehr blieb, nur mit Reinhold wollte sich kein gleichmäßiges Verhältnis gestalten, so liebte er doch vor allem solchen Umgang, in dem er sich zwanglos erholen durfte, bei welchem er sich nicht bewacht fühlte. Die Jugend, die, durch keine Berufseinseitigkeit verengt, mit voller Frische dem Ideale nachstrebte, welches er in seiner Schilderung des philosophischen Kopfes an den Eingang seines Hörsaals gestellt hatte, konnte auf sein wärmstes Entgegenkommen rechnen und ersetzte ihm durch persönlichen Verkehr den Mangel, welchen er als vom Universitätslehrer unzertrennlich erkannte, den Mangel einer durch Diskussion zwischen Lehrer und Schüler gewonnenen Ueberzeugung, daß das ausgestreute Samenkorn im Herzen des Schülers aufgegangen sei. Manche unter diesen Jünglingen wurden seine Hausfreunde. So der lebhafte, Schiller ganz hingegebene Karl Graß, von Beruf Theolog, aber Poet und Maler seiner Neigung und seinen Talenten nach, der 1789 nach Jena gekommen war. So ein anderer Livländer, der fleißige, besonnene, zartsinnige Behagl von Adlerskron, der, um sich vor der Gemeinschaft der Livländer Landsmannschaft zu schützen, mit Bewilligung der weimarischen Regierung seinen Namen in Le Bon veränderte (1790). Der damals achtzehnjährige Hardenberg (Novalis), weich und schwärmerisch, war Schiller zu Rat und Ueberwachung vom Vater empfohlen worden (1790). Ein junger Mediziner, Benjamin Erhard, ein klarer, scharfdenkender und scharfredender Kopf, kam besonders Schillers und Reinholds wegen von Nürnberg (1790—1791) nach Jena. Sein Freund, der Fabrikbesitzer Baron von Herbert aus Klagenfurt, ein Mann von ebenso großartiger Gesinnung als tragischem Geschick, war eigens hieher gewallfahrtet, um durch das Evangelium Kants seine Vernunft und sein Herz zu beruhigen. Auch der junge Dozent der Philosophie, der anhängliche Niethammer, andere wie Hardegg,

Hornemann, strebende Geister, schlossen sich herzlich an Schiller an; zwei Freunde Körners, Husarenoffiziere, Thielmann und Funk, letzterer schriftstellerisch thätig, kamen wenigstens durch Besuch in geistige Berührung mit ihm und lasen später mit Begeisterung während der Campagne von 1796 seine ästhetischen Briefe. Ein Stammbuchblatt Schillers, an Creuzer abgegeben, bezeugt eine andere Verbindung dieser Art.

Aber ganz nahe standen seiner Gattin und ihm besonders der junge Fritz von Stein, aus dem Goethe das wahre Muster eines liebenswürdigen, maßvollen Jünglings erzogen hatte, und Bartholomäus Fischenich, mit zweiundzwanzig Jahren bereits zum Schöffen in Bonn designiert und jetzt zu seiner letzten Ausbildung in Jena verweilend. Fischenich wohnte in Schillers Hause und hatte durch sein biederes, feinsinniges Wesen das uneingeschränkteste Vertrauen beider Gatten. Lotte pflegte ihn, nach Art junger Frauen, ihren Sohn zu nennen, und erhielt, als Fischenich von Jena abging, während Schiller ihm gelegentlich die Resultate seiner wichtigsten Forschungen mitteilte, einen gemütlich-herzlichen Briefwechsel mit ihm aufrecht, in dem sich die ganze Seele der trefflichen Frau aufs treuste abspiegelt. Später, als Schiller sich mit Kant bereits tief und innig befreundet hatte, nahm ein Dr. Gros (1793—1794) aus Württemberg die Stelle in Schillers Umgang ein, die Fischenichs Abgang leergemacht hatte. Im Winter 1792 lud Schiller solche Freunde zu einem gemeinsamen Mittagstisch ein. Noch immer besorgten seine Wirtinnen die Küche, und Lotte hatte somit volle Muße zum Malen, Lesen und geistigen Mitleben. Aber Schiller, damals sehr kränklich, hatte das Bedürfnis, sich in größerer Gesellschaft zu erholen und durch das Gespräch auch an geistiger Ausbeute zu gewinnen, was er sich durch angestrengte Studien zu erarbeiten oft versagen mußte. Er traf die Einrichtung, daß mehrere Kantianer mit ihm aßen, und wenn er auch selbst, wie sein einmal als Gast in Jena einsprechender Jugendfreund Conz erzählt, wenig zur Unterhaltung beitrug, so hörte er doch zu und warf gelegentlich ein scharfes und treffendes Wort dazwischen. An diesem Mittagstisch, welchem Fischenich, Niethammer, eine Zeitlang auch noch Fritz von Stein angehörten, ließ Schiller auch einen jungen Studenten, Namens von Fichard, und

dessen Hofmeister, einen gewissen Göritz, teilnehmen, und da Schiller sich gelegentlich mit Karten und Schachspiel die traurigen Tage einer langsamen Genesung kürzte, so ward ihm mancher nichtige Gesell durch die Gewohnheit vielleicht unentbehrlicher, als der gesunde Schiller erlaubt hätte. Das scheint mit jenem Göritz der Fall gewesen zu sein, denn von ihm stammen die von Hoffmeister ohne Kritik des Zeugen aufgenommenen Aussagen. Ist es nun schon das Geschäft einer gemeinen Seele, ein junges Ehepaar auszulauern, so ist es wirklich eine ganz vorzügliche Gemeinheit, die Ausbeute dieses Geschäfts zu registrieren. Das hat jener Göritz gethan. Und was hat dieser Tischgenosse der Götter, der eine scharfe Beobachtungsgabe so unedel verwandte, gesehen? Nichts, als daß Lotte die geduldigste, bescheidenste Frau von der Welt war, daß sie indes den Fehler hatte, welchen Göritz an allen adligen Damen bemerkt haben will, sie behandelte ihre Herrn Göritz sehr hübsch vorkommende Kammerjungfer schnöde und unfreundlich. Außerdem machte sie die Mode des weimarischen Hofes nach, sehr leise zu sprechen, und schämte sich ihrer Anverwandten. Von Schiller erzählt Göritz: „Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter der Handlungen seiner Frau zu sein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sie etwas derart wiederholte. Gros und ich hatten uns abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesetzt und spielten fort, bis sie kam. Es war morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Recht antworten können: ‚Und Du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?‘ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz.“ Mehr wußte selbst ein Göritz diesem Paare nicht nachzureden. Wie schade, daß dieses glänzende Zeugnis für das durch solche Aufwallungen nicht beirrte tiefe Verständnis zwischen den Gatten dadurch an Kraft verliert, daß die Aussagen des Herrn Göritz nicht zuverlässig sind!

Hören wir endlich Lotten selbst zwei Monde nach Schillers

Tod in einem Briefe an Fischenich: „Es hat Niemand,“ so fährt sie nach herzerschütternden Klagen fort, „dieses edle, hohe Wesen so verstanden wie ich, denn keine Nüance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären, zurechtzulegen wie Niemand. — Ach, wenn er diesen Anteil an mir noch nimmt, den er stets nahm, wenn er auf eine solche Art mein Leben fühlt, wie es Menschen fühlen, muß er über das Schicksal, über die Notwendigkeit trauern, die ihn von mir riß. Denn er muß fühlen, daß ich ohne ihn nicht leben kann und doch muß, so lange es das Schicksal gebietet. — Die Jahre verbanden uns immer fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eignen Weg gewann und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nötig zu seiner Existenz, wie er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verband. Seine poetische Laufbahn, der ich leichter folgen konnte als der philosophischen, hat auch unser Wesen noch fester aneinander gefesselt. — Dies Alles ist nur für Ihr Herz, lieber Sohn! Ich würde keinem Menschen sonst so sprechen, so sprechen können. Aber Sie sollen nur fühlen, daß ich unersetzlich verlor, daß ich alle höheren Kräfte meines Geistes zusammenrufen muß, um dieses Leben zu ertragen. — Sie sollen Zeuge meines Lebens sein, daß ich nicht unwert bin, die Gefährtin eines solchen Geistes zu sein, daß ich jetzt durch meinen Mut, durch meine Resignation auch zeigen will, daß ich meinen Geist an Schillers Beispiel zu stärken verstand.“

Wir sind mit diesen Worten schon über das Ende des erhabenen Kampfes hinausgelangt, an dessen Anfang wir jetzt stehen, eines Kampfes, welchen nach kaum vollendetem erstem Freudenjahr seiner Ehe der Genius mit den unerbittlichsten Mächten des Lebens begann. Daß gerade Schiller das Schicksal oft als ein blindes, als die harte Notwendigkeit empfand, ist es zu verwundern? Der Druck, die Not hatten sich vergebens an ihm versucht, ein Sonnenblick des Glückes machte ihn beides vergessen; die Begier, die Leidenschaft verschwanden wie die Furien vor dem Hain der Diana, so nannte er seine Liebe; die innere Marter der Eifersucht und der Abhängigkeit vom Urteil Anderer unterdrückte

er mit der unbarmherzigen Energie seines Entschlusses; aber einen Feind hatte er übersehen, einen Feind, der seit den unglücklichen Mannheimer Tagen sein Opfer freilassen zu wollen schien, um es nun um so sicherer nachzuholen.

Schiller hatte, um aus seinen Schulden zu kommen, um dem geliebten Weibe noch einen gewissen Ueberfluß zu schaffen, auch um eine Reise zu seinen Eltern ausführen zu können, seit der ersten Woche, die ihm durch den Besuch seiner Schwiegermutter verloren ging, mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet. Ich kann, soll nicht der Zweck meines Werkes gänzlich verfehlt werden, nicht jede Frucht dieser Anstrengung einzeln mehr aufzählen. Dafür sind die Bibliographien da. Arbeiten, wie seine kleineren Rezensionen in der Jenaischen Litteraturzeitung, sind nicht mehr Ereignisse seiner Seele. Der Reichtum gebietet hier so gut eine Auswahl, wie in den Ereignissen seines Lebens. Genug, daß Schiller in der Regel vierzehn Stunden täglich schreibend und lesend beschäftigt war. Zwar machten ihm seine Kollegien nicht mehr dieselbe Mühe, wie sonst. Schon im zweiten Semester sprach er frei und aus dem Stegreif, und, wenn man ihm nach glaubwürdigen Zeugnissen auch anmerkte, daß er gab, was er soeben empfangen, er wußte zu geben, er sprach mit Feuer und fesselte.

Aber Schiller hatte mühsamere Arbeiten. Er hatte für den bei Göschen erscheinenden, von Archenholz und Wieland gestifteten historischen Kalender für Damen die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs zu schreiben, er hatte für die historischen Memoires, deren Herausgabe begonnen war, die Fortsetzung der universalhistorischen Uebersicht zu liefern und obenein die Thalia zu redigieren, für welche er einzelne Stücke seines universalgeschichtlichen Vortrags druckfertig machte. Zum Ueberfluß lud er sich für den folgenden Winter noch drei Kollegia auf. Das hieß denn doch seine Kräfte zu stark anspannen, und in diesem Winter (1790—1791) brach der unermüdliche Mann zusammen.

Bevor ich seine Krankheit erzähle, welche einen so traurigen Abschnitt in diesem Leben macht, will ich einen Blick auf Schillers Laufbahn in der Geschichtschreibung werfen.

II.

Historiker und Publizist.

Schon Göschens Unternehmen, die Geschichte in der zarten Hülle eines Damenkalenders dem weitesten Leserkreise anzubieten, beweist, daß es dem damaligen Publikum keineswegs an Empfänglichkeit für geschichtliche Dinge fehlte. Aber die deutsche Historiographie berücksichtigte vorwiegend die Zunft, allenfalls die praktische Ausbildung der Juristen und Theologen, und lag bis zu den achtziger Jahren in den Banden der Stubengelehrsamkeit. Erst mit Justus Möser, Spittler und Johannes Müller that sie freiere Schritte. Dennoch konnten selbst die Werke dieser Männer, wie aus zahlreichen Briefstellen hervorgeht, nicht den Werken der Ausländer, eines Gibbon, Robertson, Hume, Voltaire, Barthelemy den Rang ablaufen. Und das aus dem einfachen Grunde, weil letztere interessante Stoffe interessant zu erzählen wußten. Auch kam mit der Phantasie des Lesers der Drang nach Aufklärung zu vollem Rechte, und man schätzte im Historiker oft den Publizisten. Selbst die richtigste Zusammentragung von Quellen bleibt wirkungslos, wenn eine einheitliche Darstellung sie nicht zu beleben weiß. Zu dieser Kunst der Belebung, das fühlte er wohl, brachte Schiller Eigenschaften mit, die ihn zu selbständigem Auftreten in der Geschichtschreibung ermutigen konnten.

Eine Geschichte Württembergs, bis zum Jahre 1740, welche in diesem Jahrhundert unter Schillers Namen herausgegeben wurde, blieb mit Recht von der kritischen Ausgabe seiner Werke ausgeschlossen; denn sie ist nichts anderes als ein Kollegheft oder ein Diktat aus den Lektionen des Karlsschulprofessors Schott. Die blendende Darstellung in Merciers oben erwähntem Précis reizte Schiller zu einer schließlich sehr abgekürzten Uebersetzung. Die Auffassung Philipps II. kann man ihm wohl nicht ganz als seine eigene anrechnen, da er eine gemilderte nach Watson hinzufügte. Ihm kam es auch bei den Verschwörungen, welche in der von ihm eingeführten, nach dem ersten Bande wieder erloschenen Sammlung bei Crusius erschienen, vor allem darauf an, zu zeigen, was eine

leichte, weltmännische Behandlung der Geschichte leiste, und darum erklärte er in einer „Nachricht", daß die Verschwörung beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt sei, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde. Aehnliche Entlehnungen waren die im Teutschen Merkur 1788 erschienenen Skizzen: „Die Jesuitenregierung in Paraguay" und „Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt", wenn bei der ersteren von einer Autorschaft überhaupt gesprochen werden kann.

Schiller begann seine selbständigen Arbeiten im historischen Fach mit der niederländischen Rebellion. In einem Brief an Huber (Oktober 1785) schreibt er: „Ich lese jetzt stark im Watson, und meinem Philipp und Alba drohen mächtige Reformen." Er fühlte sich, wie er in der Einleitung zur niederländischen Rebellion sagt, durch die Lektüre von Robert Watsons Geschichte in eine Begeisterung versetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben. „Bei genauerer Prüfung," gesteht er, „glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten und auch andern Anteil daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben."

Zuerst sollte sein Werk nur ein allgemeiner Umriß werden. Aber als er sich an die Quellen selbst machte, erweiterte sich sein Plan zu einer ausgeführten Geschichte, welche ihn „etliche Jahre" beschäftigen sollte. Er führt als seine Quellen de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundus und Andere an, er bedauert, daß ihm die holländischen Quellen durch seine Unkenntnis der Sprache verschlossen blieben, daß er sich um den Briefwechsel des Kardinal Granvella vergeblich bemüht habe, daß er die Geschichte nicht aus den ersten Quellen und gleichzeitigen Dokumenten studieren könne, und bescheidet sich, wenn er einen Teil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überzeugt, daß eine Geschichte

historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldsprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständnis abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen notwendig zum Roman zu werden. Schiller führt unter den von ihm benutzten Vorarbeiten mit besonderer Anerkennung eine „Kompilation“ an, unter der freilich weit mehr als das, nämlich die allgemeine Geschichte der Niederlande von Wagenaar verstanden ist. Daß er nicht, wie ihm vorgeworfen wurde, mit Citaten geprunkt, aus Wagenaar seine Citate unbesehen entnommen, sondern die von ihm angeführten Quellen augenscheinlich benutzt habe, ist von Tomaschek und Janssen erwiesen. Von letzterem, einem Fachmann, wird ihm zur Last gelegt, daß er mit zu wenig Kritik dem Burgundus als Gewährsmanne gefolgt sei, daß er lateinische Zeugnisse ungenau und mit Auffärbung übersetzt habe. Granvellas Briefwechsel sei in zwei leicht aufzufindenden Werken zu Schillers Zeit schon benutzt gewesen. Schiller habe den Charakter Granvellas aus Antipathie gegen „den Minister in Kardinalstracht“ in viel zu ungünstigem, den Charakter Oraniens in viel zu günstigem Licht gesehen. Aber auch Janssens Beurteilung, welche Schillern unberechtigten Subjektivismus vorwirft, gibt zu, daß er einen tiefen historischen Blick bewiesen, indem er Granvella für den Einzigen hielt, der durch geistige Befähigung und unerschütterlichen Mut das Interesse der Krone wahren konnte, und indem er deshalb seinen Sturz als den eigentlich entscheidenden Moment in der niederländischen Rebellion auffaßte. Und es entfällt Janssen nebenbei das Urteil, daß die Arbeit Schillers als das erste im historischen Kunststil in Deutschland geschriebene Geschichtswerk anzusehen sei.

Von dem Vorwurf einer tendenziösen Färbung ist Schiller freizusprechen. Wenn er auch Oranien nicht ohne einen Brutusplan denken kann, so strömen im Lauf der Darstellung so viele unreine Motive in seine Handlungen ein, daß es Schiller schwerlich darum zu thun war, hier ein reines Gefäß der Freiheitsliebe zu verherrlichen. Schiller würde mit den jetzt bekannten Quellen seinen Zweck, den Kampf eines ganzen Volks gegen den Absolutismus zu schildern, noch mehr erreicht haben. Denn auf Philipp und nicht auf Granvella fällt nach Janssen die Hauptschuld, wenn

er sagt: „Aber Philipp war taub gegen alle Ratschläge des Kardinals. Er ließ die Zeit vorübergehen, wo es noch keiner ‚rettenden Thaten‘, am wenigsten im Sinne Alba's, sondern wo es nur eines persönlichen energischen Auftretens bedurft hätte, um die Faktionen niederzuhalten und das Volk vor den Verführungskünsten der Demagogen sicherzustellen.“ Auch mit der ganzen Fülle der Dokumente, die man jetzt kennt, ausgerüstet, würde Schiller bei aller Einsicht in die mitspielenden Motive der Rebellion schwerlich anders gesprochen haben, als er in der Einleitung spricht. „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen könne.“ Er sah in den Niederländern ein friedfertiges Volk, wo die Not das Genie erschuf und Zufälle Helden machte, ein Glied der nordgermanischen Völkerfamilie, in welcher Gewissensfreiheit mit bürgerlicher sich paart, mit einem Glauben, der weniger auf Mystik, als auf Sittenlehre dringt, und wegen dieser Stammähnlichkeit bezog er sich in einer später ausgelassenen Stelle geradezu auf Deutschland, „wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen“. Schiller erregte im Fortgang der Geschichte sogar Körners Unwillen, weil er zu ehrlich war, um einer oberflächlichen Tendenz zuliebe das Thörichte und Niedrige im Betragen der Niederländer zu entschuldigen. Schon in der Einleitung hebt er den Mangel an heroischer Größe bei dieser „Begebenheit“ hervor, die ihm darum vor allem teuer war, weil sie der Aufklärung im Kantischen Sinne, der bürgerlichen und Geistesfreiheit dauernd zu gute kam. Die Rebellion der Niederlande war das erste Geschichtswerk der Deutschen, welches sich im Auslande Achtung erwarb und die Sympathie bei den stammverwandten Nationen erweckte, mit der es geschrieben war. Groen van Prinsterer, der gelehrte Sammler der Oranien-Dokumente, wiewohl er in der Auffassung Oraniens und Granvellas von Schiller abweicht, schreibt an seinen Landsmann von Hall: „Die Verdienste Schillers werden vielleicht zu sehr von Ihnen verkleinert. Wo er Bor und Meteren mit den spanisch und königlich Gesinnten

hat vergleichen können, da ist es ihm immer möglich gewesen, mancherlei Sophistereien, in die unsere letzten Schriftsteller gefallen sind, zu entgehen und ich werde ihm dabei den historischen Takt, eine unschätzbare Gabe, obgleich sie bisweilen gefährlich werden kann, nicht absprechen." Professor Altmeyer, der selbst eine Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den Quellen bearbeitet hat, schreibt über Schiller: „Ich citiere diesen großen Schriftsteller gern. Er hat zuerst mit seinem prächtigen Talent unser 16. Jahrhundert populär gemacht, ein Talent, das besonders in seinen Gemälden und Portraits zu Tage kommt." Der Historiker Juste nennt Schillers Arbeit à certains égards un chef d'oeuvre. Prescott und Motley haben sie anerkannt.

Das Werk, auf sechs Bände angelegt, wurde durch Schillers Berufung unterbrochen. Die ersten Fragmente erschienen 1788 im Januarheft des Teutschen Merkur, das unvollendete Ganze im Herbst desselben Jahres, Egmonts Leben und Tod in der Thalia 1789.

Schiller dozierte anfangs Universalgeschichte. Man hat einzelne Stimmungsworte aus seinen Briefen hervorgesucht, um zu beweisen, wie flüchtig er arbeitete, wie wenig er wußte. Das war an seinem Erstlingswerk wenig sichtbar. Sonst wäre auch wohl schwerlich seine Berufung erfolgt. Sein Vornehmen war das ernsteste, aber die Zeit drängte. Er las einige Sammelwerke, wie Ignaz Schmidts Geschichte der Deutschen, Pütters Grundriß der deutschen Staatsverfassung, Millots und Becks Universalhistorie, und hoffte, mit Robertson, Gibbon, Bossuet, Schmidt sich eine interessante eigene für das erste Mal herauszuheben. Schon seine Benutzung von Fischers Geschichte des Handels für seine Rebellion bezeugt, mit welchem Weitblick er alle Hilfsmittel heranzog. Er konnte sich keine Universalgeschichte ohne die Verbindung der Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, der Kunst, der Sitten, des Handels mit der politischen denken. Und er hatte etwas, was vielen seiner Kollegen fehlte, er hatte Form und Ideen.

Die litterarischen Früchte seines Kollegs sind mehrere Aufsätze, zunächst seine Antritts-Vorlesung, die unter dem Titel: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" im November 1788 im Merkur und als Einzelabdruck in der akademischen Buchhandlung erschien. Schiller traf hier sofort den faulen Fleck

der bisherigen Geschichtsbehandlung. Nicht zum Brotstudium bietet er seine Vorlesungen an, sondern zur freien Erkenntnis. Diese schildert er in dem „philosophischen Kopf," der die Wahrheit immer mehr geliebt hat als sein System, der, wo er auch stehe und wirke, immer im Mittelpunkt des Ganzen steht. Kant hatte in seiner „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" die Erreichung einer „allgemeinen, das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft als das größte Problem für die Menschengattung" hingestellt und der philosophischen Geschichtsbetrachtung hieraus die Aufgabe abgeleitet, „die Rechtfertigung der Natur oder besser der Vorsehung" gegenüber dem regellosen Lauf der Dinge zu übernehmen. Ganz eng an diese Kantische Idee sich anschließend faßt Schiller seine Aufgabe. Ihm ist die Gegenwart mit ihren geistigen und sittlichen Gütern ein Resultat der gesamten Menschenarbeit. Er warnt vor übrigens zulässigen Schlüssen nach Analogie und vor einem verfrühten Hineintragen von Zweck und Absicht, wo nur Ursache und Wirkung sei, ohne darum der Zukunft die Hoffnung zu rauben, einst das Problem der Weltordnung auflösen zu können. Das scheinbare Schwanken in Schillers Anschauungsweise, nach welcher die Geschichte bald vom Zufall gerollt wird, bald von einer höheren Ordnung abhängig ist, kann nur dem auffallen, welcher Kants Anschauungsweise nicht kennt. Wie in Schillers Aufsatz über das Erhabene die ästhetische Erhabenheit, ja Furchtbarkeit der Geschichte geschildert ist, so ist ihre Hoheit, ihre sittliche Größe, ihre erziehende Kraft in der ersten Vorlesung mit den beredtesten Worten gefeiert: „Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterm Blick auf die blutigen Arbeiten des Kriegs und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Heerden schuldlos ernähren ... Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurteil der Zeit sie dahinreißen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge ... Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Altertums und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns die

gepriesenen goldenen Zeiten Alexanders und Augusts nicht zurückwünschen." Zuletzt knüpft Schiller die Aufgabe der Menschheit an die Kraft eines jeden seiner Zuhörer. „Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte." Das war etwas mehr, als man sonst vom Katheder zu hören pflegte, das war kein äußerliches Herantragen von Fakten und Daten an das Gedächtnis, das hieß durch die Geschichte den Privatmenschen zu einem politischen und öffentlichen umschaffen, ihn mit dem lebendigen Atem der Geschichte anblasen, daß aus den zerstreuten Gebeinen, wie im Ezechiel, Lebendige wurden, Glieder der Menschheit.

Und nun der zweite Aufsatz, welcher offenbar der Sendung Mosis im Vortrag voranging: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde." Der Verfasser bekennt, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kantischen Aufsatzes entstanden sind. Kants „mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" beginnt: „Im Fortgange einer Geschichte Mutmaßungen einzustreuen, um Lücken in den Nachrichten auszufüllen, ist wohl erlaubt." Wie hat man Schiller für ähnliche Sätze getadelt! Auch für den ersten Anfang, „sofern ihn die Natur macht," nimmt Kant diese Erlaubnis in Anspruch. Indessen nennt er seinen Versuch eine Lustreise und bittet den Leser, die Urkunde aufzuschlagen (I. Mos. 2—6) und Schritt vor Schritt nachzusehen, ob der Weg, den die Philosophie nach Begriffen nimmt, mit dem, welchen die Geschichte angibt, zusammentreffe. Schiller brauchte, indem er seinen Führer nennt, wohl nicht ausdrücklich für sachkundige Leser hinzuzusetzen, daß er nichts mehr als solchen (mit Kant zu reden) „Zug auf Flügeln der Einbildungskraft am Leitfaden der Vernunft" mache. Wenn er in der Antrittsrede die Geschichte der Menschheit als Geschichte der Freiheit und des vernünftigen Fortschritts faßte, so war es natürlich, daß er den ersten erkennbaren Schritt zur Freiheit aufsuchte. Und er fand ihn mit Kant in der mosaischen Urkunde, im Sündenfall. Kant sagt wörtlich: „Aus dieser Darstellung der ersten Menschengeschichte ergibt sich: daß der Ausgang des Menschen aus dem ihm durch Vernunft als ersten Aufenthalt seiner Gattung vorgestellten Paradiese nichts

anders als der Uebergang aus der Rohigkeit eines bloß tierischen Geschöpfes in die Menschheit, aus dem Gängelwagen des Instinkts zur Leitung der Vernunft . . . gewesen sei.“ Und Schiller? Seiner tapferen Natur gemäß bezeichnet er den Fall, „der das moralische Uebel zwar in die Schöpfung brachte,' aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen,“ als „ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte“. Kant weist in seinem Aufsatz den Begriff der Erbsünde entschieden ab, während Schiller doch das moralische Uebel bestehen läßt. Aber das wahrhaft fromme Gefühl „der Zufriedenheit mit der Vorsehung“ ist bei beiden gleich stark. Ich will die liebevollen, oft sinnreichen, oft zu klein malenden Ausführungen, welche Schiller den Kantischen Vermutungen hinzufügt, nicht näher bezeichnen. Er schließt mit der mutmaßlichen Entstehung des Königtums und leitet so die Form der bürgerlichen Freiheit, den Staat ein.

Wie Kant's Kritik der praktischen Vernunft mit der freien Persönlichkeit beginnt und daraus den persönlichen Gott folgert, so lenkt Schiller sofort in der „Sendung Moses“ von den Anfängen der Freiheit zu den Anfängen der Gottesvorstellung, vom Staat zur Kirche. Der mosaischen Religion danken wir „einen großen Teil der Aufklärung“. „Denn durch sie wurde die Lehre von dem einigen Gott vorläufig unter dem Volke verbreitet . . . . bis sie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte.“ Der Eingang in die jüdische Geschichte wird wesentlich nach Kap. 7 der Apostelgeschichte gegeben. Stephanus erzählt, daß Moses in der ägyptischen Weisheit gelehrt worden sei. Schiller entnahm einem freimaurerischen Buche von Reinhold: Ueber die ältesten hebräischen Mysterien von Br. Decius, auf welches er am Schlusse des Abdrucks in der Thalia verweist, das gesamte als Thatsache behandelte Material, die Namen und Stellen älterer Schriftsteller und die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, während Reinhold seinerseits von einem Buche Warburtons (the divine legation of Moses demonstrated) abhängig war. Die poetische Darstellung von Mosis innerer Erweckung, vielleicht ein Nachklang aus Schillers frühesten Jugendbildern, aus seinem epischen Moses, ist, wie die Vergleichung mit Reinhold ergibt, sein alleiniges Eigentum.

Im elften Heft der Thalia von 1790 erschien die Gesetzgebung des Lykurg und Solon. Die fast wörtliche Uebereinstimmung von Schillers Lykurg mit einer Rede seines Lehrers Professor Nast ist unwiderleglich nachgewiesen worden. Bei der nahen Beziehung, in welcher Lehrer und Schüler auch damals noch standen, ist über die ursprüngliche Autorschaft schwer zu entscheiden, doch neigt die Wagschale der Wahrscheinlichkeit stark auf Nasts Seite hinüber. Was neuerdings behauptet wurde, daß die Aufsätze wesentlich Barthelemys Reisen des jungen Anarchasis entlehnt seien, erweist sich nach einer gewissenhaften Prüfung als Irrtum. Die französische Form Salamine für das griechische Salamis oder Salamin kann auch aus einer französischen Uebersetzung des Plutarch stammen. Vielleicht trat Nast seinen Lykurg für die Thalia ab, weil Schiller sich in seinem wahrscheinlich selbständiger gearbeiteten Solon darauf bezog, und nahm später, zumal Schiller sich öffentlich nicht als Verfasser genannt hatte, sein Eigentum zu anderm Zwecke zurück. Jedenfalls teilte Schiller bei seinem Vortrag die Anschauungen Nasts und ging an den Hauptstaaten des Hellenentums die Frage durch: Was leisteten diese Staaten der Menschheit und was hat der Staat der Menschheit zu leisten? Folgende Stelle aus dem Lykurg gehört Schiller an: „Ueberhaupt können wir bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen .... Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen, beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln .... Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.“ Aehnlich sprach Kant in seinem Aufsatz über die Aufklärung, den Schiller gelesen haben mußte.

Wenn Schiller (Nast) den Lykurgischen Staat tadelt, daß er den Menschen als Mittel zum Staatszweck verbraucht, so ruht dagegen sein Blick warm auf dem athenischen Staatswesen. Aber

er ist keineswegs blind gegen die Gefahren, die dem letzteren von den „Rednern" in der „Nationalversammlung", gegen die Erniedrigung, die der menschlichen Würde drohte, wenn z. B. Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, die Thaten, die um des Guten selbst willen gethan werden müssen, durch Gesetze geregelt würden.

Wie schade, daß uns aus dem Kolleg über römische Geschichte (Winter 1789—90) nicht ähnliche Ueberreste erhalten sind! Es ist anzunehmen, daß die 1790 als Einleitungen zu den oben erwähnten historischen Memoires erschienenen universalhistorischen „Uebersichten" der vornehmsten an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen (über Völkerwanderungen ꝛc.), der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich I., ꝛc. Früchte oder Vorarbeiten der Kollegien waren. Im Winter 1790—91 las Schiller, wie der Jenenser Lektionskatalog angibt: Europäische Staatengeschichte täglich von 2—3, Universalgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit von 5—6, und außerdem ein publicum, Geschichte der Kreuzzüge, Freitag von 4—5. Auch in der ersten Uebersicht leuchtet immer wieder der Zweck seiner Universalgeschichte durch, wie er in der Antrittsrede bezeichnet war. „Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen." Das Material zu einer neuen Menschheit sieht Schiller in der Völkerwanderung und den Kreuzzügen erscheinen. „Die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Rätsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben war." „Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechzehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen." „Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie", heißt es schon in der Antrittsvorlesung, „führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf." Eine lichtvolle Schilderung des Lehenwesens durfte am Schlusse der Uebersicht nicht fehlen, die als erläuternder Hintergrund zu den Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena, zu Friedrich Rothbarts Geschichte vom Bischof Otto von Freising und einer Geschichte Saladins dienen sollte. Schon in dieser ersten Uebersicht zielt Schiller mit scharfen Worten

auf die römische Hierarchie. Die zweite Uebersicht, fast ganz Schmidts Geschichte der Deutschen entnommen, ist eine historische Satire. Der Streit um die Kaiserkrone zwischen Konrad und Lothar wurde ausgekämpft, aber ein Doppelpapsttum zersetzt die Idee der Hierarchie, so groß auch die Konsequenz des Papstes gezeichnet ist, in den verschiedensten Prozessen, welche der Historiker mit Meisterhand vor unsern Augen abspielen läßt. Die Schilderung der Normannen, ihres Auftretens, ihrer Rolle in dieser gewaltigen Komödie wird auch von Schillers strengsten Kritikern als des größten Lobes wert erachtet. Leider führte Schiller den Faden nur bis zum Tode Heinrichs von Bayern. Die Fortsetzung lieferte im 4. Bande Professor Woltmann, welcher im Verein mit Paulus an der Herausgabe der Memoiren den thätigsten Anteil nahm.

Den Memoiren des Herzogs von Sully, welche Schiller durch einen Vorbericht einführte, wurde eine Geschichte der französischen bürgerlichen Unruhen beigegeben, welche von Tomaschek und Janssen als Gipfelpunkt von Schillers Historiographie, von Karl Goedeke mit Recht als eine zusammengezogene, stilistisch abgerundete Uebersetzung von Anquetils Esprit de la ligue angesehen wird, wie denn auch Schiller sich zu diesem Schriftsteller als seinem Führer bekennt. Bemerkenswert als selbständige Arbeit ist unter den kleineren Essays noch die Vorrede zur Geschichte des Malteserordens nach Vertot (1792). Wiewohl sie die Periode der Kreuzzüge, bei aller Würdigung derselben, als Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft bezeichnet, so erkennt Schiller in dem Orden doch das Erscheinen einer „Vernunftidee“ an, beurteilt ihn auch als politischen Körper, fragt wieder, was er als solcher der Menschheit leistete, aber der Untergang des Ordens bekräftigt ihm die unumstößliche Wahrheit, daß nichts Bestand habe, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baue. Von den vier „Bildnissen,“ welche Hoffmeister Schillern zuschrieb, sind drei schon von Kuhlmey an die richtigen Verfasser, Oxenstierna an Körner, Richelieu und Maximilian von Bayern an Huber verteilt, auch die Möglichkeit ausgesprochen, daß die Landgräfin Amalie Elisabeth von dem hessischen Geschichtsschreiber Justi herrühren könne, welchem Schiller

ein Stammbuchblatt schrieb. Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Vieilleville, übersetzt von W. von Wolzogen, sind von Schiller durchgesehen. Die Vorrede zeichnet mit leichter Hand das Portrait eines rechtlichen Hofmanns und politischen Realisten.

Es ist längst anerkannt, daß sich keine Geschichte der großen Kämpfe der Menschheit schreiben läßt, ohne daß die sittlichen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen des Verfassers mit eindringen. Der gläubige Katholik, der mit Leibnitz den Papst zum Richter unter den christlichen Potentaten, der Anhänger Oesterreichs, der für Deutschland eine Habsburger Spitze haben will, wird Begebenheiten für ein Unglück und einen Frevel ansehen, welche ein Anhänger des von der Kirche freien Staats oder der norddeutschen Führung für den größten Segen ansieht. Insofern wird der Historiker, wenn er den Mut hat, seine Ueberzeugungen auszusprechen, notwendig zum Publizisten. Und hier liegt die zündendste Kraft, hier der still fortwirkende Einfluß von Schillers historischen Arbeiten. Ihm war wie Kant schon der erste Schritt zur Freiheit ein Glück für die Menschheit, ihm die Erscheinung der christlichen Religion das wichtigste Faktum für die Weltgeschichte, weil sie aus Bürgern einer Nation Bürger der ganzen Menschheit machte, ihm die Umwandlung der stillen Gewissensmacht in eine absolute Kirchenmacht eine Fälschung des Christentums durch unlautere Hände und die Reformation mit allem, was sie begleitete, die Abstoßung der Kaiserspitze, des Romanismus, das Emporkommen der Fürsten, des Mittelstandes, des Schöpfers unserer ganzen Kultur, ewigen Preises wert. Nirgend wird seine Sprache wärmer, als wenn er von dem „unerschrockenen Augustinermönch" redet, vom sechzehnten Jahrhundert, wo sich „das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses gattet". „Wo sonst als hier erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mördrischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkeren Zwang der Ueberzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das Teuerste an das Edelste setzte?" In der kritischen Schiller-Ausgabe erscheint das Fragment eines Gedichts aus Schillers Nachlaß, welches das Lob des deutschen Volkes verkünden sollte. Der Dichter preist die deutsche Sprache, vor allem die Reformation, das Volk, das uns vom Vatikan, vom

Wahn befreite, und prophezeit, daß das deutsche Volk alle Völker davon befreien werde. Mit solchen Ueberzeugungen mußte er sich unter dem Ernestiner in der geistigen Wartburg Jena wohl fühlen, mußte er es als eine Wohlthat der gesamten Geschichte empfinden, daß er seine Zuhörer in diesem Auditorium als „protestantische Christen" versammeln und das aussprechen konnte, was freie Erkenntnis und Wahrheit von ihm verlangte. Er war Politiker genug, um zu wissen, daß der Schwerpunkt Deutschlands nicht mehr in Wien lag, sondern in den von Möser gerühmten kleinen Kulturpunkten, wie Weimar, vor allem aber in Berlin, welches, wie er nicht lange vor seinem Tode sagte, bestimmt war, die Metropole des Protestantismus zu werden. Er baute auf die Unzerstörbarkeit eines Volkskörpers, welcher ideale sowie gemeine Zwecke oft genug auf Kosten seiner Einheit verfolgt hatte. Dieses Hinausstreben über die nationale Grenze, das unseren großen Humanisten von Weimar zum Vorwurf gemacht worden ist, bewahrte uns unter anderm vor der bornierten Nationaleitelkeit, welche Frankreich mit Blindheit geschlagen hat. Man kann dreist behaupten, daß die Männer von Weimar heute so gut national denken und schreiben würden, wie wir.

Aus seinen Ueberzeugungen heraus schrieb Schiller seine geschichtlichen Werke. Darum empfahl er Körnern die Bearbeitung der englischen Revolution, darum lenkte er die Augen weltmännischer Leser auf den Bürgerkrieg in Frankreich, wo die Reformation unterlag, um in der Revolution um so maßloser wieder aufzustehen. Darum endlich schrieb er die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Denn dieser war für ihn nur eine Ergänzung der niederländischen Rebellion, nur die Fortführung dessen, was die Schmalkalder und Moritz angefangen, wenn auch bloß die länder- und raubsüchtigen Zwecke der Ausländer verfolgt zu werden schienen.

Schillers Vorarbeiten zum dreißigjährigen Kriege waren zum Teil schon nebenher gemacht. Schon am 18. April 1786 schreibt er an Huber: „Ich erwische Deinen Père Bougeant vom Münsterfrieden, und da habe ich mich nun in den dreißigjährigen Krieg verwickelt." Außer Wilhelm Hyacinth Bougeants Geschichte des dreißigjährigen Kriegs waren ihm Ignaz Schmidt, Sullys Memoiren, denen er die Schilderung der französischen Zustände entnahm,

De Thou bereits geläufig. Khevenhillers annales Ferdinandei, nach J. Meyers Ansicht auch Herchenhahns Geschichte Wallensteins, nach Boxbergers Entdeckung Murrs Beiträge, wahrscheinlich Pufendorfs Commentarii de rebus suecicis (für die Darstellung von Gustav Adolfs Tod), ferner eine Parteischrift Le soldat suédois, das mögen die hauptsächlichsten Quellen Schillers gewesen sein. Auch hier ist ihm, und noch mehr als bei seinem ersten Werk, der Vorwurf der Flüchtigkeit und Ungründlichkeit gemacht worden. Bei der Entstehung der böhmischen Unruhen sei, nach Janssen, kein religiöses Motiv, nur ein feudal-czechisches im Spiel gewesen, Gustav Adolf sei zu ideal, Ferdinand ganz ungerecht beurteilt. Aber Schiller bewies doch auch hier seinen historischen Scharfblick, indem er das Erstarken des böhmischen Aufstands aus dem innern Zwiespalt im Kaiserhaus und der Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Ungarn und Böhmen erwachsen läßt und diese undeutsche Politik als die eigentliche Urschuld an den Eingang seines Werkes stellt. Und wenn man jetzt auch den Schwedenkönig alles sittlichen und idealen Kerns entkleiden, Tilly engelrein waschen, die Reformation und ihre Kriegsfolgen bloß aus eigensüchtigen und politischen Triebfedern ableiten möchte, so wird die innere Wahrheit bei einem endlichen Schiedsspruch, zumal noch lange nicht alle Zeugen verhört sind, wahrscheinlich auf seiten Schillers sein. Daß er Tilly nicht aus Parteilichkeit brandmarkt, ergibt sich aus dem reichlichen Lob, welches er den Kaiserlichen Pappenheim und Piccolomini spendet. Wenn Mansfeld und Christian von Braunschweig zwei Männer genannt werden, „der Unsterblichkeit wert, hätten sie sich ebenso über ihr Zeitalter, wie über ihr Schicksal erhoben,“ so ist damit nichts mehr gesagt, als daß sie rohe Kraftgestalten, ihres Glückes Schmiede waren. Sich in ihrer Lage über die Roheiten des Zeitalters zu erheben, war so schwer, daß sie im Fall einer solchen Erhebung bei ihrer wilden Thatkraft wohl des Nachruhms würdig gewesen wären. Schiller preist Gustav Adolfs Tod als eine Wohlthat für Deutschland. „Aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligtum deutscher Verfassung zu bewahren und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen.“ Und dann hebt er hervor: „Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn

man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten und die Drangsale des Kriegs vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten, damit Richelieu in Frankreich notwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen."

Was die Anordnung und Gestaltung des ungeheuren Stoffes betrifft, so ist diese historische Epopöe in Prosa nach dieser Seite wohl nicht so „unter die Bank" zu werfen, wie Niebuhr meinte; obwohl Niemand anstehen wird, den Abfall der Niederlande als die unbedingt vorzüglichere Arbeit in Beziehung auf Gründlichkeit zu bezeichnen. Schillers Methode ist echt episch. In wenigen allgemeinen Zügen orientiert er seinen Leser, hebt einen Teil des Vorhangs und zeigt den blutigen Leichnam des Schwedenkönigs. Er spannt durch halbes Aussprechen des zu fürchtenden, eilt wieder hinweg, um nachzuholen, greift vor und zurück, bis er alle Elemente zu einem großen Schlage beisammen hat. Unnachahmlich sind die Schilderungen der Schlacht bei Leipzig (Breitenfeld), der Belagerung Nürnbergs, der Schlacht bei Lützen.

Wenn man erzählt, daß Schiller den dreißigjährigen Krieg bis zur Breitenfelder Schlacht in sechs Monaten niederschrieb, so hat man eines jener Virtuosenstücke genannt, wie sie von Guido Reni, Mozart und Diderot erzählt werden. Begreiflich, daß dieses Werk des publiciste allemand, wie ihn das französische Bürgerrecht nennt, zur Zeit seines Erscheinens ein beispielloses Glück machte. 7000 Exemplare des Damenkalenders waren in kurzer Zeit abgesetzt. Der Herzog von Weimar schrieb dem Verfasser sehr verbindlich darüber, und noch im Jahre 1803 trug es ihm einen Besuch des Königs von Schweden und einen Brillantring zu. Schiller konnte hoffen, der erste Historiograph Deutschlands zu werden, und hatte wohl ein Recht, Göschen abzumahnen, die Geschichte der Reformation dem edlen, aber einem solchen Gegenstande nicht gewachsenen Pestalozzi zu übertragen. Hier reichte nicht ein bloß theologischer, ja nicht einmal ein protestantischer Eifer aus. Es war für Schiller ein wahrhaft ängstliches Anliegen, daß dieser große Gegenstand, der die Nation so nahe anging, im

größten Stil behandelt werde. Den Plan, eine Geschichte Roms zu schreiben, von dem er Humboldt noch 1802 mit leidenschaftlicher Wärme sprach, sparte er sich für höhere Jahre auf.

Schillers geistiger Haushalt hatte, wie wir im Lauf der Darstellung sahen, schon bis zum Herbst 1790 eine gewaltige Ausdehnung gewonnen. Er vermochte es kaum noch, einen Tag müßig zu gehen.

Kaum hatte er sich in Rudolstadt während der Ferien mit Essen, Trinken, Schach- und Blindekuhspielen erholt, so ging er mit wahrer Begier auf seine ihm sonst oft lästigen Vorlesungen los und fand jetzt mit Vergnügen, daß er dabei doch immer etwas an Materialien für künftige Geistesgebäude beiseite lege. Die Idee eines deutschen Plutarch, die ihn schon 1788 beschäftigte, ward bei ihm in diesem Herbst 1790 zum festeren Plan. Im Laufe des Winters entstand auch die berühmte Recension von Bürgers Gedichten. Sie ist ihm zum Teil bitter verdacht worden. Ein Versuch zu seiner Rechtfertigung wird uns nicht von unserem Wege ablenken.

Schiller hatte selbst die schmählichsten Beurteilungen erfahren. Wie hatte Moritz Kabale und Liebe behandelt, und wie würdig hatte Schiller das Alles hingenommen! Er hatte doch wahrlich mit seinen Dramen nicht geringeren Anspruch auf Dichterbewußtsein erworben, als Bürger mit seiner Lyrik. Aber wie ruhig verhielt er sich solchen Angriffen gegenüber! Keine öffentliche Entgegnung bezeugte seine gekränkte Eitelkeit. Weil es ihm um eine ehrliche Meisterschaft zu thun war, setzte er wohl gar selber seine Produkte zu tief herab. Er lernte Bürger persönlich kennen, eben als er in den Künstlern ein Manifest veröffentlicht hatte, welches in Moritz-Goethischer Weise den Künstler zum Organ einer idealen Natur stempelte. Bürgers Persönlichkeit widersprach durch einen Anstrich von Plattheit diesem Ideal. Dennoch verabredete Schiller mit ihm einen Wettkampf „der Kunst zu Gefallen“. Beide wollten das nämliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart, übersetzen. Schiller mußte glauben, daß es seinem Rivalen ernstlich um die Kunst zu thun sei. Er fand in dem Gedicht an Bürgers zweite Frau „ganz vortreffliche Stellen“. Aber er konnte unmöglich die Geschmacklosigkeiten an Bürger loben, von denen er selber sich gereinigt hatte, die ihm um so mehr verhaßt waren, als

er sie an sich selber haßte. Nicht die Korrektheit durch eine am Einzelnen geübte Feile konnte hier den Erfolg sichern. Da einmal die glückliche Sicherheit der naiven Natur (man vergleiche in Gedanken Robert Burns mit Bürger) verloren war und jedes einzelne Kunstwerk unsägliche Feile kostete, so war eine Radikalkur nötig. Sollte das Schöne den Stempel der Freiheit tragen, so mußte die Persönlichkeit des Meisters so durch und durch gleichsam die Feile erleiden, daß ihm die Erschaffung des Schönen zur andern Natur wurde. Von keinem deutschen Dichter konnte man sagen, daß er diese Forderung ganz erfüllt habe. Und es kam auch darauf an, wer bei dieser Ueberwindung und Läuterung zur reinsten Form am meisten Gehalt, am meisten Leidenschaft und Leben zu läutern hatte und mit aufnahm. Zur Popularität im Bürgerischen Sinne gelangte man nach Schillers richtigem Ausspruch durch die geeignete Wahl des Stoffes und die äußerste Simplizität der Behandlung.

Mit dieser Intention schrieb Schiller seine Kritik über Bürgers Gedichte, und ohne Frage bleibt diese Intention ewig wahr. A. W. Schlegel hat in dem neuen Abdruck seiner Verteidigung Bürgers Schiller aufs giftigste getadelt, und was hat er selbst gethan? Nachdem er jedes Gedicht als ein freies Geschöpf, losgelöst vom Schöpfer, betrachtet wissen will, knüpft er Bürgers Gedichte nur schlimmer an ihre litterarische Wurzel, indem er die englische Quelle nachweist, woraus Bürger geschöpft hat, und nur noch evidenter die Künstlichkeit dieser sogenannten glücklichen Natur und die Geschmacklosigkeiten hervorzieht, mit welchen Bürger sogar ein besseres Original belastete.

Bürger war verletzt und erwiderte. Nun verlor Schiller, damals todkrank, seine Haltung und setzte in seiner Entgegnung Dichter wie Denis, Göckingk, Hölty, Salis über Bürger, er übersah, daß, wer ein leichteres Gepäck zu tragen hat, leichter schreiten kann. Er verkannte die Kraft um des Maßes willen, und um hier sogleich Verwandtes anzureihen, diese Verkennung verführte ihn, später Matthissons Gedichten eine so milde Beurteilung angedeihen zu lassen, daß erst dadurch seine Recension Bürgers zur Ungerechtigkeit ward, indem er zu erwähnen unterließ, daß von dem, welchem viel gegeben ist, viel gefordert wird.

Schiller gab, so streng wurden seine Anforderungen an sich selbst, in dieser Zeit den Menschenfeind als ein verfehltes Sujet auf. Indem er das Fragment: „Der versöhnte Menschenfeind" im 11. Heft der Thalia veröffentlichte, sagte er nach seinem Geständnis an Körner dem ganzen Stoffe Lebewohl. Er nahm sich vor, nichts Dramatisches zu beginnen, ehe er nicht ganz der Theorie und der griechischen Muster mächtig sei. Aber der künstlerische Bildungsdrang ließ sich nicht abweisen. Es ist eine durchaus irrige Auffassung, wenn man meint, Schiller habe gleichsam mit der Muse gebrochen, um einer wissenschaftlichen Selbstverständigung sich zu befleißigen. Jener Bildungsdrang ließ einen solchen Bruch gar nicht zu. Der Dichter dichtet ja nicht bloß, wenn er Verse macht, ja er dichtet oft die Hauptsache, wenn er keine macht. Schon in diesem Jahre, wie Karoline von Wolzogen erzählt, faßte er, angeregt durch die Witterung seines Glückes, durch Dalberg und Körner immer wieder zur Poesie hingewiesen, den Stoff des Wallenstein ins Auge, den ihm sein Quellenstudium zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges zugeführt hatte. „Lange hab' ich", schreibt er am 11. Januar 1791, „nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre. Endlich hat sich eins gefunden und zwar ein historisches." Von einer Reise nach Erfurt, welche er am 31. Dezember 1790 mit Lotten unternahm, brachte er diesen Plan mit nach Hause, aber zugleich mit ihm den Widersacher, welcher sich zuerst und nicht am schwächsten der Ausführung desselben entgegenstemmte.

Während eines Konzerts wurde Schiller plötzlich von einem heftigen Katarrhfieber befallen. Er mußte einen ganzen Tag das Bett und mehrere Tage das Zimmer hüten. Auf der Rückreise hielt er sich in Weimar auf, ward bei Hofe freundlich empfangen, besah die Zeichnungen, welche Anna Amalie von ihrer italienischen Reise mitgebracht hatte, und traf zu seiner Freude mit dem Schauspieler Beck aus Mannheim zusammen, welcher in Weimar mit größtem Beifall Gastrollen gab. Schiller war in solchen Fällen nicht der Freund, der sich schonte. Am 11. Januar war er wieder in Jena. Lotte war in Weimar zurückgeblieben. Schon am nächsten Tage kam das Fieber wieder und nahm mit großer Heftigkeit zu. Am 15. Januar bat er Lotte in mühsamen Schriftzügen um ihre

Heimkehr. Bald war sein Körper so zerrüttet, daß die kleine Bewegung, wenn man ihn vom Bett nach dem Sofa trug, ihm Ohnmachten zuzog. Nach dem siebenten Tage wurden seine Umstände sehr bedenklich. Am neunten und siebzehnten Tage erfolgten Krisen. Die Paroxysmen waren immer von starken Phantasien begleitet. Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte er einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, aber es stand lange an, bis er am Stocke herumwankte. Nur die vortreffliche Pflege seiner Lotte, die Liebe seiner Zuhörer beschleunigte seine Genesung. Sie stritten sich darüber, wer bei ihm wachen sollte, namentlich zeigte Adlerskron eine solche Zartheit und Umsicht bei der Wartung des Kranken, daß er sich die Familie auf immer verpflichtete. Lotte war die ersten zwölf Tage allein gewesen, sie erlag fast der Anstrengung. Endlich kam Karoline und dann auch die gute chère mère zu ihrem Beistand. Diesem innigen Leben mit seiner Familie, dieser liebenden Sorge schrieb Schiller die raschen Fortschritte seiner Genesung zu. Der Herzog schickte ihm ein halbes Dutzend Flaschen Madeira und dispensierte ihn für den Sommer vom Lesen. Es dispensierte sich wohl von selbst, meinte Schiller.

In dieser Zeit (Februar und März), soviel sei hier nur flüchtig notiert, las Schiller zum erstenmal eines von Kants Fundamentalwerken, die Kritik der Urteilskraft. Sie war seinem geistigen Auge, was dem körperlichen der Anblick des himmlischen Lichtes nach langem Krankenlager. Er ging am 2. April nach Rudolstadt. Die Brust war ihm um nichts leichter geworden. Noch immer empfand er bei starkem, tiefem Atemholen einen spannenden Stich auf der Seite, welche entzündet gewesen war, dazu quälten ihn Husten und Beklemmungen. Er mochte Niemand sagen, was er von diesem Umstand denke, aber es war ihm, als müsse er dieses Uebel behalten. Mit den milderen Lüften begann er zu reiten und Kräuter zu trinken. Er hatte Mut fürs Schlimmste, und nur zu bald sollte er ihn erproben. Ende April und Anfang Mai kamen neue fürchterliche Anfälle. Das Atmen wurde ihm zuweilen so schwer, daß er über der Anstrengung, Luft zu bekommen, ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen fürchtete. Der Puls verschwand. In heißem Wasser wurden ihm die Hände kalt, und nur die stärkste Friktion brachte wieder

Leben in die Glieder. Einen solchen Anfall glaubte er nicht zu überleben. Die Stimme hatte ihn schon verlassen, nur mit zitternder Hand vermochte er noch zu schreiben, an seine Lieben um ihn, an seinen Körner. Er nahm große Dosen Opium, einen Aderlaß am Fuße machte die dringende Gefahr der Erstickung notwendig. Aber in keinem Augenblick verließ ihn die Ruhe, die Heiterkeit seines Geistes. Alles Leiden, was er in diesem Moment empfand, verursachte der Anblick seiner Lotte, die seinen Tod nicht würde überstanden haben. In der Nacht noch wurde Starke, ein geschickter Arzt, aus Jena geholt. Als er kam, war das Schlimmste vorüber, die Natur hatte geholfen, der Kranke lag in wohlthätigem Schlaf. Nur zu gern glaubte der Erwachende den Versicherungen Starkes, daß die Lunge nicht leide. Aber der spannende Schmerz auf der rechten Seite blieb. Es war gut, daß Schiller Seelenkräfte in sich aufrief, die für eine ganze Reihe von Leidensjahren ausreichen konnten. „Dieser schreckhafte Anfall," schrieb er seinem Körner mit noch schwacher Hand, „hat mir innerlich sehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen, und mein Mut ist dadurch gestärkt worden." Gewiß, es ist wahr gewesen, was Körner schon am 1. März an Schiller geschrieben hatte: „Wohl Dir, daß Du eine so brave Gattin gefunden hast. Ohne ihre Sorgfalt hättest Du schwerlich gerettet werden können."

III.

Nektarische Blumen.

Das ist das Furchtbare beim Proletariat der Hand wie des Geistes, daß jede Krankheit die Aussicht des Mangels mit sich bringt. Auf Schillers Schriftstellereinnahme — und diese war nach Verhältnis sehr beträchtlich — beruhte seine Existenz, und mit seiner Schriftstellerei war es vorläufig zu Ende. Zwar regte der kranke Adler die Fittiche, um sich wieder zu erheben. Zwar wälzte

Schiller in schlaflosen Nächten und besseren Tagen Pläne und Dichtungen im Kopf herum, den Wallenstein, eine Theorie der Tragödie. Auch einen Versuch vom Frühjahr 1790, die Aeneide in Stanzen zu übersetzen, holte er im April 1791 wieder hervor, zu einem lyrischen Gedicht fand er einen begeisternden Stoff. Zwar las und dachte er die Materialien zur Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges durch, aber schreiben, Geld erschreiben konnte er doch nicht.

Da offenbarte sein Elend, wie lieb er den Menschen geworden war, da sollte an ihm der Spruch wahr werden: „Die Werke des Edlen werden seine Erretter."

Vor allem suchte der brave Körner jede niedere Sorge von ihm abzuwehren. Schiller, schrieb er, solle durch nichts in der Welt sich abhalten lassen, für seine Genesung zu sorgen, Göschen sei vom Absatz seiner Schriften sehr erbaut und werde Zahlungen und Vorschüsse leisten. Er lud Schiller flehentlich zu sich nach Dresden ein. Im Fall eine Badereise nötig sei, dürfe nicht der Finanzminister, nur der Arzt dürfe mitsprechen. „Meine ökonomische Lage," schrieb der Herrliche, „ist auch jetzt besser als ehemals, und wenn Du Göschen nicht brauchen willst, so bin ich noch da und schaffe Rath." Aber, so lockend der neue Appellationsrat — das war Körner seit dem Sommer — mit seiner vollen Börse klimperte, Schiller wollte auf diesen Ton nicht hören. Stand er doch immer noch in älterer Schuld bei dem Freunde. Glücklicherweise reichten die Früchte seines Fleißes fürs erste aus. Starke verordnete ihm Karlsbad. Anfang Julius ging er mit Frau und Schwägerin dorthin ab. Was andere Dichter ihrem Wohlstand verdankten, Reisen und sinnliche Anschauungen, das verdankte Schiller seiner Krankheit. Er versäumte nicht, sich in Eger, wo Wallenstein ermordet worden war, den Schauplatz seines Endes und sein Bild anzusehen. Die Anwesenheit österreichischen Militärs in Karlsbad ließ ihn einen willkommenen Blick in die Kriegswelt thun, welche er in seinem Drama darzustellen hatte. Anfangs sehr schwach, erholte er sich doch, wie Reinhold am 7. August an Erhard schreibt, recht artig. Eine Begegnung mit seinem Körner mußte er sich, so schwer es beiden wurde, für diesmal versagen. Er ging nach einigen Wochen nach Jena, dann nach Rudolstadt, endlich im

August nach Erfurt. Alle diese Dinge hatten seine Mittel erschöpft. Er hatte obendrein in diesem Jahre Schulden abgetragen und neben andern Unterstützungen, welche er einem armen Studenten zu teil werden ließ, noch eine Bürgschaft für 120 Thaler übernommen. Dalberg war freundlich um ihn bekümmert. Aber zur That reichten seine Kräfte nicht aus. Der vielversprechende Herr kam selber nie mit seiner Einnahme aus. Wenn auch jede unedle Aengstlichkeit unserm Dichter fern blieb, er mußte doch an seine Zukunft denken. Auf Dalbergs Anraten schrieb er getrost an Karl August und bat um eine förmliche Besoldung für den äußersten Notfall. Körner zweifelte an dem Erfolg dieser Bitte, da die Kasse des Herzogs nicht in glänzenden Umständen sei. Dennoch sandte der gute Herzog sofort an Lotten eine Summe, welche mit Schillers Pension und den Zuschüssen der chère mère die Bedürfnisse eines Jahres deckte, und gestand nur, daß er sich auf eine bestimmte Erhöhung der Pension „alleweile" nicht einlassen könne.

Schiller fing in Erfurt an, die Fortsetzung seines Dreißigjährigen Krieges zu diktieren. Sowie er die Arbeit geschmeckt hatte, sehnte er sich herzlich nach Jena in seine Bequemlichkeit zurück. Vorlesungen konnte er allerdings noch nicht halten. Er setzte sie vom Januar 1791 bis Oktober 1792 aus. In der Uebertragung von Virgils Aeneide fuhr er fort und zwar mit einer Leichtigkeit, die seinen späteren Ausspruch, daß ihm die Kritik geschadet, beinahe als bloßes Stimmungswort erscheinen läßt. Am 24. Oktober war er doch bereits so weit erholt, daß er 135 Stanzen mit Affekt laut vorlesen konnte. Zugleich verdeutschte er den Agamemnon des Aeschylus, um sich ganz des griechischen Stils zu bemächtigen, und dachte, mit Abweisung einer Fridericiade — er konnte den Charakter Friedrichs II. nicht lieb gewinnen — an ein episches Gedicht Gustav Adolf, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht von Lützen gehend als Episode die ganze Geschichte der Menschheit, angeknüpft an die Geschichte der Reformation, enthalten sollte. Um auch der Gesellschaft nicht zu entbehren, sah er an zwei bestimmten Tagen Butterbrotkränzchen bei sich und nahm bald auch an einem ähnlichen Klub bei andern teil. Er hätte gern eine Equipage gehabt. Wenn auch dieser Wunsch unerfüllt blieb, so genoß er doch reichlich einer andern Stärkung,

deren Wunderthaten er selbst so feurig besungen hatte. Diese Stärkung, jeder Arzt kennt ihre Kraft, heißt Freude. Die Liebe der Seinen, des Herzogs Güte hatte ihn rascher genesen lassen. Aber jetzt lohnte die Himmelstochter ihrem Sänger mit immer schöneren, ja, außer mit der Gesundheit, mit allen Gaben, die das Leben zum Himmel auf Erden machen.

Zu Schillers enthusiastischen Verehrern gehörte der Däne Jens Baggesen. Er war nach Varnhagens Ausdruck eine der abenteuerlichen Naturen, in welchen der ganze Mensch an ein Talent, sei es ein größeres oder ein kleineres, drauf und dran gegeben ist. Beweglich für alles, ohne klare Bildung, ohne festen Charakter, erschien er durch das schwelgerische Spiel, das er mit seinen eigenen und den Empfindungen anderer trieb, reizvoll, so lange man ihn nicht prüfte. Seine Begeisterung warf alles in einen Topf. „Unsere philosophischen Messias, die Christus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde“, so schrieb er 1791 an Erhard. Aber diesmal trug auch die schwelgerische Begeisterung die besten Früchte. Baggesen hatte, mit seiner Frau aus der Schweiz kommend, 1790 Jena besucht, mit Reinhold einen Bund fürs Leben geschlossen und von Schiller wenigstens ein Stammbuchblatt erobert. In Kopenhagen nach längerer Abwesenheit wieder heimisch, sah er sofort im Herzog Christian Friedrich von Augustenburg einen Fürsten nach dem Modell des Marquis Posa. Der Herzog war gegen Schillers erste Werke eingenommen. Baggesen bekehrte ihn durch den Don Carlos. Das war bei dem Minister Grafen Schimmelmann und dessen Gemahlin nicht mehr nötig. Denn letztere, „eine Demokratin im Kopf“, wie sie Baggesen nennt, interessierte sich für die deutsche Litteratur längst aufs das lebhafteste. Schimmelmann war mit dem Herzog aufs engste befreundet, Baggesen war der entschiedene Günstling dieser Familien, und indem er viel und begeistert von Schiller vorlas, kostete es ihm wenig Mühe, selbst hier im Norden eine jener Gemeinden zu stiften, welche in Deutschland nichts Seltenes waren.

Anfang Juni 1791 hatte dieser Kreis, während der Herzog nach Karlsbad gegangen war, verabredet, in Hellebek, einem nördlich von Kopenhagen gelegenen romantischen Seeort, förmliche Schiller-dionysien zu feiern. Einige Gleichgesinnte wollten teilnehmen,

Musikchöre sollten im Verborgenen aufgestellt, die Freudenhymne gesungen werden, ein kleines Schäferballett folgen, alles war zu einem Freudenfeste gerüstet. Der Tag der Feier kam. Baggesen stand eben im Begriff, mit seiner Frau nach Schimmelmanns Wohnsitz, Seelust, abzufahren, als er plötzlich ein Billet von der Gräfin erhielt, des Inhalts: die Feier müsse unterbleiben, sie habe die Nachricht erhalten, Schiller sei gestorben. In der That hatte sich dieses falsche Gerücht verbreitet. Wie vom Blitz getroffen, sinkt Baggesen seiner Frau in die Arme. Es ist ihnen unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Sie fahren nach Seelust, und dort beschließt man, während draußen das furchtbarste Wetter tobt, nach kurzer Ueberlegung, erregt, wie man ist, aus dem Freudenfest eine Totenfeier zu machen.

Man fährt nach Hellebek. Der Himmel selbst gibt günstige Zeichen, er klärt sich zu heiterster Bläue auf, die Sonne überfliegt die Wogen des Meeres und zeigt den gigantischen Felsen, den Kullen, drüben auf der schwedischen Küste in seiner ganzen nordischen Majestät. Ein Mahl wird eingenommen, der Champagner schäumt in den Gläsern. Baggesen, so war es bestimmt, beginnt zu lesen: Freude, schöner Götterfunken! Auf einmal ertönen Hörner und Flöten; wie von einem Zauber hingerissen, fallen alle Anwesenden in die gewaltige Weise ein, und nie ward ein Lied mit einer so wunderbar gemischten Begeisterung gesungen. Als der Gesang verstummt ist, tritt Baggesen vor und fährt emphatisch recitierend fort:

> Unser toter Freund soll leben!
> Alle Freunde stimmet ein!
> Und sein Geist soll uns umschweben
> Hier in Hellas' Himmelhain.

Der Chor schloß:

> Jede Hand emporgehoben!
> Schwört bei diesem freien Wein:
> Seinem Geiste treu zu sein
> Bis zum Wiedersehn dort oben.

Alle Augen schwimmen in Thränen. Jetzt erscheinen, die Stimmung ist zu jedem Ausdruck entfesselt, vier Knaben und vier

Mädchen im Hirtenkostüm mit Blumenkränzen und führen einen Reigen auf. Man liest, man recitiert Schillers Gedichte, man kann sich nicht trennen. Die Gesellschaft bleibt drei Tage zusammen, alle Schriften Schillers werden gemeinsam durchgenossen, und der Schmerz über des Sängers Tod versinkt vor den gewaltigen Wirkungen seines Geistes.

Diesen Vorgang erfuhr Schiller, als er sich kaum erholt hatte. Daß er ihn erschütterte, daß er ihn rührte, kann man sich denken. Bald darauf zeigte ihm Reinhold Baggesens Briefe, in denen das wunderbare, wie bald kund wurde, einem Lebenden gefeierte Totenfest aufs genaueste geschildert war. Schillers Gattin zog Reinhold beiseite. „Wenn Sie Baggesen schreiben," begann sie, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm — —" und ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Reinhold meldete Baggesen, was er eben gesehen hatte, er schrieb zugleich, daß Schiller sich vielleicht wieder erholen könne, wenn er sich eine Zeitlang der Arbeit enthalte. Doch gestatte dies seine Lage nicht. Denn wenn einer von ihnen beiden, Reinhold und Schiller, erkranke, so wüßten sie bei einem Fixum von zweihundert Thalern nicht, ob sie diese Summe in die Apotheke oder in die Küche schicken sollten. Baggesen las diesen Brief dem Herzoge von Augustenburg vor. Der Herzog hatte sich im Karlsbade bei der dort gleichfalls anwesenden Dora Stock angelegentlich nach Schillers Krankheit, nach seinen näheren Verhältnissen erkundigt. Sein Entschluß bedurfte keiner Aufforderung weiter, ebensowenig war Graf Schimmelmann von derjenigen Menschenart, die sich nur zu Festen verpflichtet hält. Beide Männer ließen, wahrscheinlich um bei einer so freudigen Ueberraschung den Kranken nicht unvorbereitet zu wissen, als Einschluß in einem Briefe Baggesens an Reinhold folgendes gemeinsame Schreiben an Schiller abgehen, dem noch besondere Briefe beigefügt waren:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte,

und gewöhnten sich sehr bald an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl der guten Menschen, die ihn kennen und lieben." Der Brief führt dann mit zartester Schonung das Anerbieten eines jährlichen Geschenks von tausend Thalern auf drei Jahre ein. Und weiter heißt es: „Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen dieß zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edlern Art von Hochmut fröhnen." Es wurde schließlich Schiller freigestellt, wo er der gewährten Muße genießen wolle, aber der innige Wunsch ausgesprochen, er möge es in Dänemark thun.

Man hat mit einem unpatriotischen Seitenblicke auf Deutschland sich betrübt, daß diese Hilfe von Dänemark kam. Man kann sich trösten. Die Augustenburger sind Deutsche, und Graf Schimmelmann war ein ehrlicher Pommer. Am 9. Dezember war der obige Brief in Reinholds, am 13. Dezember in Schillers Händen. Es wird dem Biographen schwer, an dieser Stelle nicht die fehlenden Nachrichten zu ergänzen, nicht zu erzählen, daß Schillers Hände zu zittern begannen, daß glühende Thränen sein Mannesauge verdunkelten, als er den Brief las, und daß Lotte gleich darauf schluchzend an seinem Halse lag. Die Briefe, die er mit Freudenhast an Körner, an Karl August abgehen ließ, lassen das vermuten. „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon, so lange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes .... Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben .... Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen

und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." Schiller antwortete Baggesen, den beiden Wohlthätern, wie sich's gehörte. Den Vorgang in Hellebek nannte er „frische nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt." Eine Uebersiedlung nach Dänemark lehnte er aus Rücksicht für sein Verhältnis zu Karl August ab, doch sprach er die Hoffnung einer Reise dahin aus, die sich indes nie erfüllte.

Schiller dachte nun vor allem an seine Schulden. Seit Jahren lag ihm namentlich eine Wechselschuld hart auf der Seele, die dem Leser der Körnerischen Briefe als der Beitische Wechsel bekannt ist. Die Prolongationen kosteten viel Geld. Schiller hatte durch Körner einiges abzahlen lassen, jetzt meldete er Körner, er wolle Beit bezahlen, Körner möge sich nach der Summe erkundigen. Aber was erhielt Schiller zur Antwort? „Beits Wechsel sind schon lange in meinen Händen." Beit hatte bei der letzten Prolongation zu große Forderungen gemacht, und da Körner wußte, daß Schiller in jener Zeit „auf dem Sande" war, so tilgte der leichtsinnige Familienvater die ganze Schuld, ohne Schiller ein Wort zu sagen, ja ohne auch nur die Summe zu notieren. Mühsam mußte Schiller aus Briefen zusammensuchen, wieviel er Körner wiederzugeben hatte. Dieser riet ihm, dringendere Posten zu bezahlen, und fügte hinzu: „Ich denke, wir verstehen uns über diesen Punkt." Ein solcher Mann durfte auf die Meldung der fürstlichen Gabe mit den Worten erwidern: „Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist."

Im Januar kam Schillers Krankheit wieder. Aber die Freude sowie der Gebrauch eines Reitpferdes — zur Equipage kam es nicht — stellten ihn zum Frühjahr leiblich wieder her. Er konnte im April 1792 die so oft beschlossene Reise nach Dresden antreten, auf welcher ihn seine Lotte, Fischenich und ein junger Philosoph, der Däne Hornemann, begleiteten. Wiewohl oft von Leiden unterbrochen, erquickte ihn doch der Verkehr mit den Treuen. Als er nach Jena zurückgekehrt war, konnte er am Dreißigjährigen Kriege fortarbeiten und am 21. September 1792 den letzten Bogen an Göschen absenden. „Jetzt bin ich frei, und ich will es für immer

bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein Anderer auflegt, oder die einen anderen Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung."

Indem er diese Worte schrieb, blühte bereits ein neuer Strauß nektarischer Blumen in seinem Hause. Längst hatte sich Schiller vorgenommen, längst versprochen, seine Eltern zu besuchen. Jetzt konnte er seinen Vorsatz ausführen. Aber die Mutterliebe ließ sich nicht länger vertrösten. Frau Schiller unternahm bei schlechter Witterung und schlechten Wegen, nur begleitet von Nanettens fünfzehnjähriger Munterkeit, die große Reise und lag noch zwei Tage früher, als Schiller erwartet, in den Armen des wiedergeschenkten Sohnes; ach, ein Trost, nach dem sie fast zehn Jahre lang mit der Sehnsucht einer Mutter gebangt hatte, ein Sohn, der ihr beinahe grausam wäre geraubt worden. Die kränkliche Frau war jetzt bei weitem gesünder, als der Sohn auf der Höhe seiner männlichen Jahre, ja ihr Aussehen war des Kranken stille Augenweide, ihr Aussehen sprach ihn von einer Schuld frei, die oft dem Besten zu vermeiden unmöglich ist.

Schwesterlein Nanette stahl sich rasch in Aller Herzen, nicht zuletzt in das des Bruders, der ihre Seelengüte, ihre Natürlichkeit seinem Körner aufs freudigste rühmen mußte. Barg sie doch in der bescheidensten Hülle treffliche Anlagen und den geheimen Wunsch, die Gestalten des vergötterten Bruders einst auf der Bühne darstellen zu dürfen, ja, wie ihre Recitation bewies, ein entschiedenes Talent zur Bühne. Nachdem Schiller die Seinen auch nach Rudolstadt geführt hatte, traten sie die lange Heimreise an, das Versprechen mitnehmend, daß die Zurückbleibenden sobald als möglich nach Schwaben folgen würden.

Denn auch dort brannte ein Herz nach dem Anblick des Sohnes. Der alte Major war den Siebzigen nahe. Da ließ sich nichts mehr aufschieben. Als der Sommer 1793 kam, zog die kindliche Liebe immer stärker an Schillers Herzen. Die Liebe zur Heimat vermischte sich mit diesem Gefühl, und der Schwabe, den er ganz abgelegt zu haben glaubte, regte sich mächtig in ihm. Von den Lüften des vaterländischen Himmels hoffte er Labung, Genesung für seine kranke Brust. Und noch ein anderer Grund trieb ihn zu dieser Reise an. Seine Lotte war schon seit längerer Zeit leidend, ihre Kränklichkeit warf einen Schatten über seine besten

Freuden. Von den schwäbischen Aerzten hoffte er Rat und Auskunft über ihren Zustand. Sein Jugendfreund, Friedrich von Hoven, als Hofmedikus in Ludwigsburg angestellt, galt für einen geschickten Arzt. In Heilbronn lebte Doktor Gmelin, wegen seiner magnetischen Kuren gesucht und gepriesen. Aber solcher Wundermänner bedurfte es nicht, und wie ganz anders sollte man Hovens Beistand brauchen! Denn, Freude über Freude, eben als sie sich zur Reise anschicken wollten, machten die Gatten die Entdeckung, daß Lottens Zustände eine sehr natürliche Ursache hatten. Jetzt war der Jubel groß. „Jetzt bin ich die eine Hälfte meiner Leiden los," schrieb Schiller frohlockend an Körner, „und aus der andern, die mich selbst betrifft, mache ich mir jetzt auch viel weniger. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal." Schiller beschloß, in der freien Reichsstadt Heilbronn seinen Aufenthalt zu nehmen. In einem eigens gemieteten Wagen machten sich die Gatten auf die Reise, gaben sich früherer Verabredung gemäß in Nürnberg, dem Wohnort Erhards, mit Baggesens ein Stelldichein und fuhren, nachdem beide Familien dort einige Tage im Gasthof zusammengewohnt hatten, über Ansbach weiter, Baggesens nach der Schweiz, Schillers nach Heilbronn, wo sie am 8. August anlangten. Ohne beim Herzog anzufragen, eilte Schiller nach der Solitude. Welch ein Wiedersehen! Wie manchfache Gefühlsstimmen redeten hier in stürmischem Tumult durcheinander! Schiller erstaunte ordentlich über das jugendliche und gesunde Aussehen des Vaters. Aber er konnte seinem Körner bald das Toilettengeheimnis des Alten verraten: „Er ist," schreibt Schiller, „in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält."

Es war noch Jemand in Schwaben, den Schiller früher einmal Vater genannt hatte. Schiller war einigermaßen gespannt, wie sein fürstlicher Erzieher sich ihm gegenüber verhalten werde. Er schrieb an ihn von Heilbronn aus in dem Tone eines ehemaligen Zöglings. Aber Karl Eugen war damals ein gebrochener Mann und hatte bald Wichtigeres zu bedenken, als das Anliegen eines von ihm immer für undankbar gehaltenen Eleven. Schiller erhielt keine Antwort, aber daß der Herzog nicht mit kleinlicher

Tyrannenseele zürnte, bewies er, indem er dem Hauptmann, den er schwer auf seinem Posten entbehren konnte, erlaubte, mehrmals seinen Sohn in Heilbronn zu besuchen. Durch Freunde erfuhr Schiller, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden. Das war Schiller gerade recht. Mit so schmeichelhaften Ausdrücken über die Vorzüge der Stadt Heilbronn er sich auch dem Schutz eines hochwohlgebornen Magistrats empfohlen hatte und so trefflich ihm seine zweite Schwester Luise die Wirtschaft führte, die er sich, des teuren Gasthoflebens bald überdrüssig, vollständig hatte einrichten müssen, so angenehm die Unterhaltungen mit dem Senator Schübler waren, so wenig sagte ihm Heilbronn auf die Dauer zu. Gmelin war zwar ein „fideler Patron," in dessen Gesellschaft der billige Neckarwein sich gar angenehm trank, aber seine Ansichten über Magnetismus machten Schiller nur ungläubiger in diesem Punkt. Nach einem Aufenthalt von vier Wochen zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er bereits seinen Hoven besucht hatte. Kaum war er sechs Tage dort, so hatte er ein paar sehr bange Stunden zu erleben, in denen Hoven und Karoline von Beulwitz ihm getreulich Gesellschaft leisteten, und bald darauf, es war spät abends und Schiller hatte sich totmüde zu Bette gelegt, wurde ihm die Geburt eines Sohnes gemeldet. Es war erfüllt, was er gehofft hatte. Auch seinen Vater sah er jetzt sehr oft. Der kerngesunde Major fand es plötzlich sehr nötig, zu seiner Stärkung nahe bei Ludwigsburg ein Bad zu gebrauchen, und wiewohl der Herzog sehr gut wußte, was mit dieser Kur gemeint war, so gab er doch ohne weiteres seine Genehmigung. Der Alte konnte jetzt am Enkel und Sohn zugleich all das närrische Zeug erleben, was er, dazumal im Felddienst abwesend, an sich und seinem Friedrich nicht erlebt hatte. Es versteht sich von selbst, was Conz erzählt, daß Schiller in alle Tollheiten verfiel, in welche junge Väter zu verfallen pflegen, daß er zum Beispiel versicherte, er werde seinen Herzenskarl, seinen Goldsohn, ganz nach Quintilians Grundsätzen erziehen. In diesen Tagen war es wohl auch, daß er für seinen alten Lehrer Jahn, der jetzt in Ludwigsburg wieder den Ovid traktierte, eine Lektion übernahm. Er sah viele seiner Jugendfreunde. Petersen kam von Stuttgart herüber, und so hingegeben war Schiller

den alten Burschen, daß sich nach Hovens Erzählung eine dieser Begegnungen würdiglichst an die Scenen anschloß, welche im kleinen Parterrezimmer gespielt hatten; zumal da Petersen, zu nicht geringem Schaden des kranken Freundes, immer noch des Grundsatzes lebte, daß die Pflanze der Freundschaft feucht zu halten sei.

Schiller fand bald, daß mancher dieser Braven verbauert war. Selbst Hoven war ein wenig stehen geblieben. Abel und Conz sah Schiller in Tübingen. Mit Conz hatte er durch die Alten einigen innern Zusammenhang. Aber auch diese beiden verwunderten sich, mit welcher Superiorität er über die ersten litterarischen Größen urteilte. Was Wunder, war er doch selber ein Weniges von der Sorte geworden. Uebrigens erschien er den Freunden sehr vorgeschritten, und Hoven entwirft von seiner äußern Erscheinung das vorteilhafteste Bild. „Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendeten das Interessante seines Anblicks . . . Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Hätte Hoven nur in die Seele des Freundes blicken können! Als hätte die große Freude ihren natürlichen Rückschlag verlangt, sank jetzt mit dem Eintritt des Winters, unter der Last des Siechtums und unter der Furcht vor dieser Last, die Seele selbst dieses Helden der Geduld in die allertiefste Schwermut, in eine Niedergeschlagenheit dahin, wie sie ihn seit den Mannheimer Tagen nicht wieder bewältigt hatte. Es ist wahr, Körner hatte seine universalhistorischen und namentlich seine philosophischen Arbeiten, von denen wir später zu berichten haben, nicht mit seiner gewöhnlichen Wärme aufgenommen, Körner wollte immer nur den Dichter

in Schiller anspornen. Aber zu dem Geständnis, wie bitter weh diese kältere Aufnahme ihm that, hätte sich Schiller doch nicht hinreißen lassen, wenn nicht sein unglücklicher Körperzustand ihm gerade jetzt allen Mut, alle Muße, alle Lebenshoffnung geraubt hätte. Nie war er an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten reicher gewesen, und nur wenige konnte er in den Pausen ausführen, die ihm sein hartnäckiges Leiden so sparsam zuwog. Alle seine Gefühle waren durch seine geschwächten Nerven reizbarer, für alle Schiefheiten der Menschen war er empfindlicher. Je mehr er das Ideal eines ästhetischen Umganges in sich trug — er schrieb damals die ersten Briefe über ästhetische Erziehung an den Herzog von Augustenburg —, desto mehr erschienen ihm seine Freunde in diesem Punkte verwahrlost. Er fürchtete einen neuen Krankheitsanfall für den Januar. „Gebe nur der Himmel," schreibt er an Körner, „daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte." Wie Hoven dieser Krankheitsfälle einen schildert, der Schiller abends auf einem weiteren Spaziergang überraschte, so müssen sie wohl einem wahren Tode geglichen haben. Denn selbst der Arzt erbebte beim Anblick dieser Qualen, bei denen die Gefahr der Erstickung immer den furchtbarsten Brustkrampf begleitete. Wer verdenkt es dem armen Dulder, daß er bei der gänzlichen Aussichtslosigkeit zum Bessern ängstlich die Spanne Zeit abmaß, welche ihm durch die Gunst edler Menschen zur Muße gesetzt war, daß er in Rücksicht seines Sohnes bedauerte, nicht fähig zu sein, sich um eine Hofmeisterstelle bei dem weimarischen Prinzen zu bewerben, daß er trübe in die politische Welt sah und mit sich, seinem Genius, seinem Körner und aller Welt grollte?

In dem Briefe vom 10. Dezember, dem schwermütigsten, den Schiller geschrieben hat, steht das bekannte bittere Wort Schillers über seinen fürstlichen Erzieher, ein Wort, dem früher angeführten sehr widersprechend, welches Hoven am Grabe Karl Eugens aus Schillers Munde vernommen haben will. Karl Eugen hatte am 24. Oktober, während Schiller in Ludwigsburg wohnte, das Ziel seiner Tage erreicht. Nun erhob sich mancher laute Tadel, der furchtsam bei seinen Lebzeiten im Winkel geflüstert oder

ganz verschwiegen worden war. Daß Schiller gegen solch ein Betragen am Grabe Karls protestierte und seine Tugenden hervorhob, ist wohl möglich. Wenn er aber zwei Monate später an Körner schrieb: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich, noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes," so hat er damit doch wohl noch mehr seine Herzensmeinung kundgegeben. Als jedoch der alte Hauptmann seinen Sohn bat, ein Beglückwünschungsschreiben an den neuen Regenten zu richten, lehnte Schiller ein solches Ansinnen fest und würdig ab.

Der ominöse Januar ging glücklich vorüber. Allmählich faßte der Kranke wieder Glauben an bessere Tage. Mutter und Kind erfreuten sich des herrlichsten Wohlseins, und als Schiller vollends mit den ersten Zeichen des Lenzes seinen Aufenthalt nach Stuttgart verlegte, als er hier in einem Gartenhause bei einem beispiellos frühzeitigen Frühling unter blühenden Bäumen die milden Lüfte einsog, an denen seine Kindheit erstarkt war, da ward es endlich hell in der verdüsterten Brust. In Stuttgart fand er, was er in Heilbronn und Ludwigsburg so sehr entbehrt hatte, Umgang, der auf gemeinsamen künstlerischen Interessen ruhte. Dannecker modellierte in dieser Zeit Schillers kleinere Büste, und aus dem sinnigen Gespräch in seinem Atelier that Schiller manchen Blick in das Wesen der plastischen Kunst, in die Kunstwelt Roms, welcher Dannecker mehrere Jahre angehört hatte. Auch mit Hetsch, mit Scheffauer, mit dem als Landschafter wohlberufenen Kaufmann Rapp verkehrte er, wenn er auch schwerlich des letzteren Gedanken, wie Schwab meint, zur Recension der Gedichte Matthissons benutzte. Einen eifrigen Kantianer, für ihn damals die unentbehrlichste Gesellschaft, entdeckte er zu seiner Freude in Werkmeister, dem katholischen Kaplan des verstorbenen Herzogs. Aber bei weitem die wertvollste Bekanntschaft, die Schiller in Stuttgart machte, war die Johann Friedrich Cottas, der von da an sein Verleger wurde und dem der Geschichtschreiber unserer klassischen Litteratur unauslöschlichen Dank schuldet. Schillers Jugendfreund

Haug vermittelte die Bekanntschaft, und es wurden schon in Stuttgart mehrere wichtige litterarische Pläne zwischen Dichter und Verleger abgesprochen. Den Wert der Akademie erkannte Schiller erst jetzt und bedauerte lebhaft die Aufhebung dieses merkwürdigen Institutes, welche im Frühjahr 1794 erfolgte. Er konnte sich's nicht versagen, mit seiner Lotte die Räume zu besuchen, in denen ihm so viele trübe und frohe Erinnerungen wie abgeschiedene Geister begegnen mußten. Der Herzog tot, die Akademie vernichtet — gewiß viel, gar viel ging in jenen Tagen durch Schillers Seele. Ich möchte es aus solcher Stimmung erklärlich finden, daß er den Dichter der Kindheit und Heimat, der Geister und Elfen, Matthisson, den er in Ludwigsburg persönlich kennen gelernt hatte, und seine zum Teil doch unvergänglich schönen Schilderungen mit ganz besonders wohlgefälligem Auge ansah. Dieses Maß, dieser milde Ernst that dem Genesenden wohl. Eine fast krankhafte Sehnsucht nach Einfachheit hatte unsern Dichter schon ergriffen, als er nach Don Carlos die Alten kennen lernte. Diese Forderung sah er zum Teil in Matthisson erfüllt. Aber es ist sein eigenes Mitaufnehmen der Kraft und Leidenschaft geschildert, wenn er zum Schlusse seiner Recension über Matthisson die weichere Poesie auf das Vorbild des Achilles hinweist, der sich im Kreise thessalischer Jungfrauen zum Helden aufrichtet. Doch, daß ich mir selbst nicht vorgreife. Ich wollte nur die natürlichen Grundlagen schildern, auf welchen sich ein neuer Schiller erhob. Denn das ist wohl nicht zu bezweifeln, daß nicht zum geringsten Teil durch seine Krankheit, wie durch alles, was in diesem Abschnitte erzählt ist, Schillers Wesen jene große Läuterung und Klärung erhielt, welche später in den geweihtesten Momenten seines Gespräches Humboldt und Goethe so überirdisch ergriff, so elektrisch berührte. Es mußte ja dem Menschen, und wenn er auch kein Kantianer gewesen wäre, wohlthun, die nächsten sittlichen Pflichten einmal mit Verleugnung alles Ehrgeizes erfüllt zu haben. Mit dieser innern Befriedigung verließ er die Heimat. Die Reisenden trafen, begleitet von Erhard, welcher, aus Italien kommend, Schiller in Stuttgart besucht hatte, am 9. Mai in Würzburg ein und waren am 15. Mai 1794 wieder in Jena.

IV.

Schiller und die Revolution.

Die Jahreszahlen 1789—1794 zeichnen, wo sie auch auftreten, einen historischen Hintergrund von grandioser Perspektive. Ihn ganz zu verdecken ist auch der kräftigste Vordergrund nicht fähig, sich gegen ihn zu behaupten vermag nur die gleichzeitige ästhetisch-philosophische Bewegung in Deutschland mit ihren Haupthelden Kant, Schiller und Goethe. Kein deutscher Dichter aber nimmt eine so eigentümliche Stellung zur Revolution ein, wie Schiller, auf keinen hat sie so nachhaltig gewirkt, ja selbst in sein persönliches Geschick hat sie eingegriffen.

Während Wieland, Klopstock und eine Reihe von Schriftstellern die ersten Thaten der französischen Vernunft mit stürmischem Enthusiasmus aufnahmen, Goethe sie wie eine gespenstische Nachterscheinung floh, hatte Schiller von Anfang an für die ganze Bewegung einen nüchtern historischen Blick. Von Jugend auf mit Franzosen verkehrend, ich erinnere nur an seinen Feind Masson, haßte er früh mit Lessingischem Haß ihre litterarischen Windbeuteleien, Voltaire und die Materialisten, und verdammte das Volk, das einen Rousseau von sich stieß. Seine Ansichten wurden gemäßigter, schon 1787 setzte er in einem Briefe an Körner Diderot über Rousseau, und in seiner Recension einer Goldonischen Schrift (1790) verspottete er ganz offen Rousseaus kleinliche Eitelkeit. Schiller las zwar nicht regelmäßig die Zeitung, doch gaben ihm Bodes Schilderungen von der französischen Nation im ganzen ein trauriges Bild, dessen dunkle Farben durch Wilhelm von Wolzogens Berichte aus Paris 1788 noch eine dunklere Lasur erhielten. Dennoch behielt Schiller ein ästhetisches Interesse für Paris, etwa wie für das Schauspiel eines großen Brandes. In jener Zeit las er Montesquieus Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains und Gibbons römische Geschichte. „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat," schrieb er in Bezug auf Wilhelm von Wolzogens Ansichten über Paris an die Rudolstädter Schwestern, „muß sich in diesem weiten großen

Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerliche und politische Verhältnisse dagegen! .... Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie, denn auch die Verirrungen eines feingebildeten Staats sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte auch bei seinem Untergang!" Wie gesagt, nichts von politischen Hoffnungen, die von Frankreich erfüllt werden sollten. Dagegen hieß es in der Geschichte der niederländischen Rebellion: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte widerkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen." Wiewohl Schiller diese Worte später gestrichen hat, so bezeichnen sie doch hinlänglich, was er von seinem Volke hielt.

Dabei war seine Gesinnung, wie wir wissen, keineswegs beschränkt national. Als er am 13. Oktober 1789 mit Körner über historischen Stil korrespondierte, schrieb er: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehn." Wenn er auch Staat und Nationalität gelegentlich als Mittel zur Kultur der Gattung preist, die letztere war ihm die Hauptsache.

Zur Zeit, als Schiller sich in Lauchstädt verlobte, kam dort die Nachricht von der Erstürmung der Bastille an. Die Frauen jubelten, Schiller nahm die Nachricht mit ahnungsvollem Ernst auf. Wir wissen, wie fest er damals seine Zukunft an Dalbergs Thronbesteigung knüpfte, und hiermit gewann für ihn die politische Frage ein starkes persönliches Interesse. Durch die Beschlüsse vom 5. August 1789 hatte sich Frankreich mit einem Schlage abgerundet, mancher Reichsstand war stark verkürzt, vor allem Kurmainz, das künftige Land des Koadjutors, dessen Einkünfte, da die Grenzen geistlicher Herrschaft über die nationalen Grenzen hinausragten, vielfach aus französischem Gebiete flossen. Noch in demselben Jahre stellte man in Frankreich die Güter der Geistlichen den

darbenden Finanzen zur Verfügung. Es war ein Streich, den die gesamte Geistlichkeit mitfühlte. Dalberg, der freisinnige Dalberg, wurde bedenklich. Wenn Karoline von Wolzogen von der Mainzer Kolonie schöner Seelen phantasierte, sprach er wohl ernst, „es sei unmöglich, daß von einer Gesellschaft von 600 Menschen — und es waren ihrer weit mehr — etwas Vernünftiges beschlossen werde. Ein Sturm könne noch alles vernichten.“ Und der Sturm kam. Im Dezember 1789 brachte der Dichter Salis die Nachrichten von den ersten Ausbrüchen der Pariser Volkswut mit nach Weimar, und der Jubel der Damen verstummte. Die Emigrationen begannen. Schritt für Schritt wurde das Orakel der Ahnen: après nous le déluge! an dem unglücklichen Könige wahr. Mit jedem Schritte, den dieser traurig verstrickte Oedipus that, um sie zu vermeiden, näherte er sich der unvermeidlichen Erfüllung. Die Klügsten, die doch wußten, daß die Folgen böser Thaten nicht ausbleiben, erreichten durch ihre Versuche, sie aufzuhalten und zu vermeiden, nichts, als die Ohnmacht solcher Versuche allen Völkern und Herrn zu zeigen.

Und die Völker schauten und lernten. Die meisten im Publikum dachten damals wie Körner, der das Walten einer höheren Hand in dieser Bewegung sah. Andere erwarteten bloß mit theatralischer Lust den Ausgang. Schiller hatte bis zum Frühjahr 1790 soviel mit sich selbst zu thun. Am 28. Februar 1790 starb der große Stürmer auf dem Throne, Joseph II., und gab seine saure und vergebliche Arbeit an die Völker und die Könige des Geistes ab. Man sprach von Rüstungen, und England begann sie. Schiller schreibt am 15. April, jungverheirathet: „Die politische Welt interessiert mich jetzt. Ich zittere vor dem Kriege; denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen.“ Eine geraume Zeit verging, ehe die Fürsten einig wurden. So niet- und nagelfest sah noch alles am Rhein aus, daß im Spätjahr 1790 Forster und Huber unsern Dichter nach Mainz ziehen wollten. Indessen Schiller hoffte auf Dalbergs Thronbesteigung. Er hoffte, daß „gewisse Leute“ (der alte Kurfürst) nicht ewig leben würden. Gleich darauf war Schiller selbst dem Tode nah, und seine ganze Politik war, Atem zu bekommen. Jetzt kam die Lawine drüben ins Rollen. Am 21. Juni floh der König, am 22. war er ein

Gefangener. Die Emigrierten, Preußen, Oesterreich brachten es durch Drohungen und Rüstungen so weit, daß die Nationalversammlung am 20. April 1792 den Krieg beschloß, und bald standen drei französische Heere an der deutschen Grenze. Nun erschienen die Kriegserklärungen der Alliierten und jenes Manifest, welches bei dem geringsten Angriff auf die Tuilerien die Stadt Paris mit einer exemplarischen Rache bedrohte. Antwort der Stadt Paris: der Sturm auf die Tuilerien und die Gefangensetzung der königlichen Familie. Der militärische Spaziergang begann. Neue Antwort der Stadt Paris: die Septembermorde. Die Kanonade von Valmy erschütterte drei Tage lang die Luft. Antwort der Stadt Paris: die Erklärung der Republik (22. September). Und als der König von Preußen mit den Heeren den Rückzug antrat, da sagte Goethe, der sich im Gefolge von Karl August befand, um seine Meinung befragt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Nun wurden die Franzosen die Angreifer. Am 19. Oktober rückte General Cüstine vor Mainz, am 21. fiel die Reichsfestung, und Georg Forster begann seine tragische Rolle.

Schiller hatte seit längerer Zeit eifrig den Moniteur gelesen und aus den Verhandlungen des Konvents, die er mit Spannung verfolgte, bessere Erwartungen von den Franzosen geschöpft. Das schrieb er am 26. November an Körner und setzte hinzu: „Die mainzischen Aspekten werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu suchen.“ Er dachte damals ernstlich daran, eine Reise nach Paris zu unternehmen. Wollte er das französische Bürgerrecht geltend machen, welches, wie er durch den Moniteur erfahren mußte, der Beschluß vom 6. August ihm verliehen hatte? Es mag manchem Leser einen Reiz gewähren, sich Schiller im Konvent zu denken. Aber so nahe diese Vorstellung liegt, so nahe liegt die Vorstellung, sich ihn auf dem Schaffote zu denken. Denn er hatte keine geringere Absicht, als für das Leben des Königs zu sprechen.

Mit der wachsenden Gefahr für Ludwig Capets Haupt wuchs dieser Plan in Schillers Seele. Bald mißbilligte er Forsters Be-

tragen, ebenso das der anderen Klubbisten, deren Schritte ihm mehr von einer lächerlichen Sucht zur Prahlerei, als von gesunden Grundsätzen zu zeugen schienen. Er begann eine Verteidigung des Königs zu schreiben, sie sollte zugleich (als solche loyale Maske hatte er schon Körner die englische Rebellion zur Bearbeitung empfohlen) den Regierungen ernstliche Wahrheiten sagen. „Hätte," schrieb er an Körner, „jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen." Er fragte bei Körner an, ob er jemand wisse, der gut ins Französische übersetze. Die Sache war ihm heiliger Ernst. Da Körner eine bedenkliche Miene zeigte, wandte sich Schiller sofort an R. Zacharias Becker in Gotha, der sehr gewandt französisch schrieb, gab die Schrift auf mehrere Bogen an, versprach ein anständiges Honorar von Göschen und meinte, er werde durch Karl August Exemplare davon nach Paris vermitteln können. Aber die Geschichte ging einen schnelleren Schritt. Am 21. Januar 1793 fiel Ludwigs Haupt. Ganz Europa empfand den Streich, wenige gewiß so stark, wie Schiller. Er wies das neue Bürgerrecht schaudernd von sich. „Ich kann," schrieb er am 8. Februar an Körner, „seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schindersknechte mich an."

Er sah ein, das Material zur neuen Republik, der französische Mensch war faul. Er hatte einen Augenblick gehofft, „die physische Möglichkeit sei gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen." Denn auch ihm galt „der Bau einer wahren politischen Freiheit als das vollkommenste Kunstwerk". Aber: „Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht. In seinen Thaten malt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeußersten des moralischen Verfalls, und beide in einem Zeitraum vereinigt."

So sprach Schiller im fünften Briefe über ästhetische Erziehung, dem Produkte des Jahres 1793. In der That, eine der schrecklichsten Zeiten, die es für den Künstler geben konnte; aber er gab den Mut nicht auf. Was er vom Künstler verlangt hatte,

daß er in sich zuerst den idealen Menschen herstelle, ehe er schaffe, das verlangte er jetzt als das eine, was not that, vom politischen Menschen, ehe er handle. Und auf den Menschen als solchen, auf seine Erneuerung von innen heraus sind bis jetzt noch alle Zeiten zurückgegangen, die große Täuschungen brachten und große Kräfte verlangten. Der rohen Natur die Mäßigung, der erschlafften Verfeinerung Einfalt und Natur wiederzugeben, das hielt er für den einzigen Weg zur politischen Freiheit. Und als eines der Mittel dazu galt ihm die wahre Kunst. So heißt es im siebenten Brief: „Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Unterdessen, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert sein, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in anderen Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisierte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.“

Wie hat man zweifeln können, daß Schiller den Ideen der Freiheit und einer geschichtlichen Entwicklung der Freiheit treu geblieben sei? Wenn er auch von Eckermanns Goethe, der oft ein Goethe dicht nach Tische war, mehr Aristokrat, als Goethe selbst, genannt wird! Wie hat man ihm endlich das lebendigste politische Interesse absprechen können, wenn er auch nicht in seinen Briefen kannegießert? Aber freilich, er hatte einen wahren Prophetenblick

und jenes Auge, das aus Wenigem überall den Zusammenhang, das Nötige, das Mögliche, das wirklich Lebendige spürt. Weiß man doch, daß z. B. der Vorläufer Napoleons, Dumouriez, mit seiner Wallensteinsrolle von ihm nicht unbeachtet blieb, ja, daß Napoleon selbst von ihm vorausgeahnt wurde. Sind auch die oben angeführten Worte, wie sich aus den von Michelsen veröffentlichten Originalbriefen ergibt, erst später nachgetragen, so ist das, was Hoven in seiner Selbstbiographie erzählt, ein Beweis, daß sie vorher gedacht waren. „Die französische Republik," sprach Schiller zum Jugendfreunde zu Ende des Jahres 1793, „werde ebenso schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Teil von dem übrigen Europa machen werde." Und was ist es anders, als eine Bestätigung von Hovens Erzählung, wenn Charlotte von Kalb berichtet: wie das schöngeistige Treiben in Weimar allmählich unter den Stürmen, die von Westen tobten, verstummt sei, wie Wieland seinen Scherz verloren, Herder seinen Mißmut vermehrt habe; „doch Einer stand," fügt sie hinzu, „das Gewirr und Treiben gleichmütig erschauend, umblickend, ob nicht ein Held erscheine, die brausenden Wellen zu zähmen, von der Natur zu diesem Werk bestimmt, gleich Cäsar und Coriolan, und daß er nicht vergebens harrte, bewährte die Erfahrung; von ihm war der Sieger besungen." Dieser Eine ist Schiller, der Sieger: Napoleon, und der Gesang: Schillers Wallenstein. Zu derselben Zeit, als Schiller jene prophetischen Worte zu Hoven sprach, las er ihm bereits Scenen aus Wallenstein vor, und im März 1794 legte er die ästhetischen Briefe beiseite, um an dem Plan seines Dramas weiter zu arbeiten. Während er eine ästhetische Erziehung mit Aufnahme eines zum erstenmal auf die Vernunft gebauten Systems des Schönen für tauglich erwies, das Material des freien Staates zu bilden, schuf er zugleich ein Kunstwerk, das, ohne Absicht, ein erstes Grundbuch jener Erziehung wurde. Denn es läßt sich kaum ausdenken, mit wie vielen Fäden sich dieses Drama an die Zeit und das Vaterland knüpft. Indem es die deutsche Revolution da

ergriff, wo sie dem Verlauf der französischen ähnlich wird und der Soldat den Prinzipienkampf entscheidet, nahm er unseren Verlust und unseren Besitz, die Ursachen beider, die Einmischung des reichsständischen und kaiserlichen Egoismus in die Sache der Religion, die glänzende Roheit der Soldateska und mit leiseren Strichen auch die Erschlaffung eines überfütterten und liederlichen Städtelebens in sein Bild auf, um in diesem Chaos von wilden Kräften mit einem Rechtsgefühl zu richten, das eben vom Schaffote Ludwigs kam. Denn sicher, nicht bloß Kants Tugendbegriff, der ja durchaus nicht so ohne weiteres der unseres Schiller war, sondern sein eigenes zartes Gewissen und jenes Schaffot, das lebendige Erlebnis eines vor Mitleid aufschreienden Herzens, hat man zu beachten, wenn man sich über die unparteiische Entscheidung einer Thekla, über die milde Verklärung der Maria und das strenge Gericht des Dichters über Elisabeth, über Johannes Parricida verwundern möchte. Ewig, was auch die verworrene Roheit einer willkürlichen Kritik dagegen sagen mag, gilt in der Kunst als letzte Instanz nur und durchaus nur die Stimme der Menschlichkeit, nicht des Bekenntnisses, nicht des sogenannten Fortschritts und der Partei, und damals galt es, sie entschieden zu reden.

Unrecht aber thut man dem Dichter, wenn man die nicht beendeten, erst später durch den Aufsatz „über das Erhabene" (1796) ergänzten ästhetischen Briefe als ein für sich bestehendes Glaubensbekenntnis ansieht, als ob Schiller etwa eine forcierte Kunstbildung allein für fähig hielte, die Welt zu retten. Man muß beachten, was damals allein zu schreiben erlaubt war, um richtig aufzufassen, was von Schiller geschrieben wurde, und eine gerechte Kritik wird die Ergänzung jener Briefe in dem Aufsatz „über das Erhabene", in Schillers historischen Arbeiten, in den Dramen Wallenstein, Jungfrau, Tell suchen und in der Schätzung des religiösen und geschichtlichen Lebens, welche aus diesen Werken jedem nicht ganz Blinden entgegenstrahlt, die vervollständigte Meinung des ganzen Schiller finden. Denn, was war damals erlaubt zu schreiben? Nicht bloß einen gewaltigen Rückschlag der öffentlichen Meinung hatte die Hinrichtung des Königs zur Folge. Nicht bloß die Wieland und Klopstock kehrten nur etwas später als die Preußen bei Valmy um, nicht bloß Schiller schloß sich inniger an den Boden

der Heimat an und zeigte im Verein mit Goethe, mit scharfer Polemik gegen Forster und seine Genossen, das Antlitz des Patrioten — in der Vorstellungsart, gestand er schon 1792, könne kein Dichter seinem Vaterlande entfliehen —, nicht bloß das Weltbürgertum ging einem großen Teil der gutmütigsten Nation auf lange verloren; nein, ein viel schlimmerer Rückschlag erfolgte durch die blinde Furcht und die ohnmächtige Wut der Kabinette.

Die Kabinette ließen, wie der ehrliche Voigt in einem Briefe an Hufeland fürchtete, „innerlich ihren Verdruß aus, den sie außerhalb ihrer Beherrschung nicht hatten tilgen können," sie rächten den französischen König, schmählich genug, allein an ihren Unterthanen. Die Preßfreiheit wurde beschränkt in Preußen, in Sachsen, in Oesterreich &c., und die Lehrfreiheit ängstlich überwacht und verkürzt. Mit jener Witterung der unrettbar Verlorenen ahnten die Ministerien, daß die radikalste aller Wissenschaften, die Philosophie, der wahre Jakobiner sei. Denn nur sie ist imstande, die Resultate aller andern Wissenschaften für die Einheit des Geistes zum nährenden Blute zu machen. Auf sie ging man mit Verboten los. Selbst der ehrwürdige Kant mußte sich infolge seiner Schrift: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft," das strengste Verbot gefallen lassen, und Reverse, Verpflichtungen der Lehrer auf den durch die symbolischen Bücher festgestellten Kirchenglauben brachten manchen entschlossenen Mund zum Schweigen. Dem Merkur, selbst der Jenenser Litteraturzeitung drohten in Preußen Verbote. Körner suchte durch ein freisinnig gemäßigtes Memoire über Preßfreiheit wenigstens auf seine Regierung einzuwirken. Und das Publikum? — man muß freilich immer ein öffentliches und ein geheimes unterscheiden — das Publikum verhielt sich gleichgültig. Das öffentliche vergötterte lieber Kotzebues Komödien, dessen „Menschenhaß und Reue" von 1789—1794 den Triumphzug über alle Bühnen machte; das geheime, zu dem Körner und alle Besten gehörten, fluchte darüber und verzweifelte daran, daß ein solches Publikum ein Meisterwerk nur verstehen könne. Und dennoch war die ästhetische Strömung neben der Aufklärung bei weitem die mächtigste des vorigen Jahrhunderts, sie trug alle andern Bestrebungen in ihrem Schoß und bot hierin eine Möglichkeit, die sich erst in ferner Zukunft bei uns vollkommen durchsetzen wird,

den ganzen Menschen mit allen Kräften der Phantasie, des Herzens, der Sinne, des Verstandes und der Vernunft zu demjenigen Kunstwerk emporzutragen, welches auch Schiller für das höchste hielt, zum Kunstwerk einer wahren politischen Freiheit. Dazu war die Religion verflacht, selbst in Kants Darstellung. Die Philosophie schwieg, denn Kant war ein Mann des unbedingten Gehorsams gegen die bestehende Obrigkeit, konnte auch getrost seine früheren Werke statt seiner reden lassen; ja, er war auf dem Punkte angelangt, wo eine Weiterführung und Ausbildung seines Systems für die künstlerisch ideale Richtung des deutschen Geistes nötig wurde.

Bei so beschränktem Wirkungskreise, wo über Philosophie, Religion, Politik nicht zu reden erlaubt war, mußte wohl Körner seinem Schiller zurufen:

> Von ihrer Zeit verstoßen flüchte
> Die ernste Wahrheit zum Gedichte
> Und finde Schutz in der Camönen Chor.

Zwar hatte die Wahrheit schon in Schillers Dichtung diesen Schutz gefunden, aber es war ein ganz besonderer Segen, daß sie gerade in dieser Zeit einen Vertreter hatte, der ihre sittlich-geschichtlichen Ideen ihrer ganzen Tiefe nach aufnahm und zugleich durch die vollendetste Form der Phantasie und dem Herzen einer Menschheit zuführte, welcher die Kunst selbst durch einen Kotzebue vergiftet, andere Quellen verschlossen wurden, die Quelle der Abstraktion nicht erreichbar war. Aber nicht bloß als Künstler, auch als Denker wußte er das „geheime Publikum" zu trösten und zu erheben. Was in seinen Briefen über ästhetische Erziehung verschwiegen ist, der eigentlich praktische Teil, der die Antinomie von Kunst und Leben aufgelöst hätte, durfte damals nicht geschrieben werden, aber in dem Geschriebenen erkannten frische Geister, vom Husarenoffizier Thielmann bis zum Staatsmann Genz, das Verschwiegene. Die Briefe über ästhetische Erziehung sind ebensosehr politische Publizistik, als Kunstphilosophie.

Schwerlich hätten diese Briefe zu jener Zeit in Berlin oder Wien die Zensur passiert, wiewohl sie an den Herzog von Augustenburg geschrieben waren. Der weimarischen Regierung, nicht bloß Karl August, gebührt der Ruhm, in dieser Zeit zitternden Rück-

schlags, ewiger Denunziationen, händeringender Weisungen und Besorgnisse von seiten der Mitnutritoren der Universität Jena mit einer wahrhaft tröstlichen Zähigkeit die Würde und Ehre unseres Vaterlandes gerettet und in keinem Augenblicke die Fahne der Denk- und Lehrfreiheit verlassen zu haben. Aus den Briefen des braven, humoristischen Voigt an Hufeland redet oft in sehr unscheinbaren Seufzern und Fragen die ganze Not jener Zeit, aber auch die unbeugsame, wenn auch noch so tief sich bückende Ehrenhaftigkeit deutscher Männer. Möser hatte recht, jetzt wurden die kleinen Ländchen die Retter des Vaterlandes. Die Mainzer Aspekten waren Schiller für immer verdorben, aber die weimarischen Aspekten waren besser. Karl August ließ sich während des „Spaziergangs" fleißig ins Feldquartier berichten, was seine Professoren läsen. Man merkt die Nähe des Königs von Preußen und seiner Staatsmänner, wenn sich sein edles Herz einmal zu ostensiblen Worten zusammenzieht, wie diese: „daß die Gelehrten nicht jeden Gedanken, den eine Indigestion supponiert, für einen inneren Beruf ansehen mögen, das Volk gegen scheinbare Bedrückung aufzurufen." Aber er vertrat doch im stillen die Tollheiten seiner Gelehrten gegen Gotha und Dresden, erlaubte Voigt, den gemaßregelten Professor Schmidt aus Gießen zu berufen, und Voigt war unermüdlich nach allen Seiten hin, hier eine Denunziation mit verstellter Erschrockenheit entgegenzunehmen, dort der Sache durch Hufeland unparteiisch nachforschen zu lassen und sie dann in ihrem Nichts oder so gelinde und günstig als möglich den „Geheimräten" und den verwandten Linien darzustellen. Im Dezember 1793 wagte man sogar, da Reinhold einen Ruf nach Kiel angenommen hatte, an die Berufung Fichtes zu denken, der in dem Geruche des entschiedensten Demokratismus und Atheismus stand. Als die Anstellung durch die persönliche Entschiedenheit Karl Augusts, zum Entsetzen der gothaischen Regierung, gelungen war, rieb sich Voigt vergnügt die Hände und schrieb an Hufeland mit einer aus merkwürdig komischen Ingredienzien gemischten Laune: „So werden wir also im Besitz der neuesten Philosophie bleiben und das Vorstellungsvermögen noch höher hinauf abstrahieren!"

Im Besitz der neuesten Philosophie! Das war das große Geheimnis Karl Augusts, die Mächte der Zeit zu versöhnen. Auf

Fichte folgte Schelling, auf Schelling Hegel. Und alle diese Männer nahmen, vielleicht mehr, als sich nachweisen läßt, aus dem lebendigen Umgang mit Schiller und Goethe manches Weltgeheimnis auf, welches sich diesen beiden im Symbole der Kunst offenbarte. Auch eine Freundschaft wunderbarer Art, diese Freundschaft zwischen Kunst und Philosophie, wie sie sich nie vorher in der Welt geschlossen hatte, wie sie nimmer zerreißen müsse, so lange deutsche Sprache geredet wird!

Der Stifter dieses Bundes ist Schiller. Fragen wir endlich: Wie verhielt sich Schiller zur Philosophie?

V.

Schiller und die Philosophie.

Es scheint, als könne der Mensch nur dann eine Sache mit Eifer treiben, wenn er sie sich als alleinseligmachend vorstellt. Dafür sprechen gewisse Richtungen in der Theologie, der Kunst und Wissenschaft. Heutzutage haben viele das „Reelle", besser gesagt, das Hausbackene und Angenehme in den Arm genommen und sehen mit unaussprechlicher Verachtung auf das Reich der Ideen. So soll denn auch nach ihrer Meinung die Kunstphilosophie nicht bloß schuld sein, daß so wenig produziert werde, sie soll auch nicht einmal zur Beurteilung von Kunstwerken taugen. Nichts sei unfruchtbarer, sagen jene, als im Kunstwerk nach dem geistigen Gehalt, nach der Idee, zu fragen. Wenn ein Werk gefalle, so sei das die Hauptsache. Und dennoch, dieselben, die so sprechen, fragen, wenn die Gelegenheit kommt, selbst ganz artig danach, ob z. B. eine Dichtung ein Drama sei oder nicht. Ja, wenn sie einen Kunstorganismus auch nur wie eine Pflanze ansehen, so können sie sich nicht enthalten, zu beurteilen, welches der ihm innewohnende Zweck und Zusammenhang sei. Allein ihr Reellen, ihr Männer des sogenannten gesunden Menschenverstandes, die ihr der Faulheit und dem Dünkel so willkommen seid, denn

jeder Narr kann mit Hilfe eurer Anweisung wie ihr selbst über unsere größten Geister räsonnieren, seid vor allem konsequent, leugnet die Würde der Kunst, legt sie zu den Genüssen einer echten Havannah und sprecht nicht mehr davon, daß sie irgend etwas mit dem Geist zu thun habe. Sowie ihr zugebt, daß sie etwas mehr sei, als ein Vergnügen der untern Sinne, so gebt ihr die Kunstphilosophie zu. Denn wer das Reich des Geistes betritt, unterwirft sich seinen Gesetzen.

Wären die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts natürliche, ich will nicht sagen, ideale Menschen gewesen, unstudiert und unbezopft, ohne kirchlichen, ohne gelehrten Zelotismus, so ist es denkbar, daß ein Künstler erstanden wäre, welcher seinen Zeitgenossen auf einmal, wie Raphael den Italienern, in einer Reihe von Werken die Würde der Kunst so anschaulich gepredigt hätte, daß man sie anerkannte. Aber „Natur" war ja erst eine Forderung der Stürmer, und wiewohl einzelne Künstler, Goethe zum Beispiel, wie eine von oben gesendete Offenbarung der Kunst erschienen, so fehlte doch viel dazu, daß sie geglaubt wurde. Die meisten Künstler teilten die Verrohung oder Verbildung des Zeitalters, und da sie der Sinnlichkeit schmeichelten, so wurde mit ihnen vor der höchsten Instanz der Zeit, vor dem abstrakt sittlichen und dogmatisch denkenden Geist auch die edlere Erscheinung als inhalts- und würdelos verworfen. Ja, vor dieser Instanz war die Würde der Kunst kaum durch Kunstwerke zu erweisen; das Organ, sie zu verstehen, fehlte. Diese Instanz verlangte Sittlichkeit, Ideen und Gründe.

Es mußte ein Mann aufstehen, welcher fähig war, durch Gründe zu beweisen, daß die Kunst die höchsten Interessen des Geistes befriedige. Wenn ein solcher etwa zugleich der Schöpfer von Kunstwerken wurde, welche diese Wirkung unwidersprechlich ausübten, so war die Sache der Kunst gewonnen. Einmal zum Günstling der Vernunft erklärt, war die Kunst sicher, daß die Macht der Vernunft für sie durchsetzen werde, was der Kunst selbst durch die Macht ihrer Reize vielleicht niemals gelungen wäre.

Diese That ist der unsterbliche Ruhm Schillers, und in dieser That, welche ihn zu den gewaltig bewußten, unbedingt wirkenden Reformatoren stellt, ist er größer als Goethe und Shakespeare.

Um sein Verdienst gerecht zu würdigen, muß man sich hüten, einzelne Aussprüche des Dichters Schiller vor den Richterstuhl zu ziehen, vor welchem Schiller als Philosoph beurteilt wird. Mit dem ersten Vers, den uns ein Dichter vorsagt, macht er mit uns den Vertrag, uns etwas vorlügen zu dürfen. Versteht sich, im Sinne des „lieblichen Betruges“, von dem Schiller in den Künstlern spricht, in dem Sinne, wie Aristoteles von Homer sagt, er habe die Dichter gelehrt, Lügen zu sagen. Nicht minder unstatthaft ist es, Schiller den Philosophen für Schiller den Redner und Publizisten verantwortlich zu machen, also z. B. die Abhandlung über die moralische Wirkung der Schaubühne, die nichts als eine Verteidigungsrede ist, zu Schillers philosophischem Haushalt zu ziehen. Fassen wir die Entwicklung des Philosophen Schiller kurz zusammen.

Schiller beginnt in dem Fragment „Philosophie der Physiologie“ mit dem Nachsprechen der Glückseligkeitslehre. Es war das System seines Lehrers Abel, weitaus das populärste und verbreitetste der ganzen deutschen Aufklärung, und war dieser, wie schon Hegel bemerkt, durch Uebersetzer, wie Spalding, Garve, Herder und andere, von den englischen und schottischen Popularphilosophen her zugeführt. Ich muß schon einmal Gesagtes wiederholen. Die englische Moralphilosophie beruhte wesentlich auf heidnischen Motiven. Zwischen dem Menschen und Gott ward nach dem Wegfallen der Erlösung eine Brücke gebaut. Die Sinnlichkeit kam zu ihrem Recht. Sie war nicht mehr das schlechthin Unheilige, sie ward als notwendig gefaßt, und in ihr, in ihr allein wurde die Möglichkeit zur höchsten Stufe der sittlichen Entwickelung gesehen, welche nichts anderes sein sollte, als der natürliche, der schöne, der glückliche Mensch.

Zu gleicher Zeit erwies die Physiologie den notwendigen Zusammenhang zwischen der sinnlichen und sittlichen Natur des Menschen. Die Sinnlichkeit ist die einzige Leiter zur geistigen Vervollkommnung, und der Geist wirkt zurück auf die Sinnlichkeit. Es war das Thema von Schillers zweiter Dissertation.

Sollte diese Erkenntnis praktisch werden, so mußte die Sinnlichkeit ohne Zwang — denn sie hatte ihr unantastbares Recht — sich zur würdigen Genossin des Geistes erheben. Kein Gebot sollte

fortan die Menschheit drücken, nur Erziehung sie bilden; nicht geknechtet, nur veredelt werden sollte der sinnliche Mensch. Niemand hat in neuerer Zeit vor Schiller beredter als Shaftesbury die natürlichen Neigungen, wie uneigennützige Liebe, Freundschaft, Begeisterung für die Natur, das Gefallen am Wahren, Guten und Zweckmäßigen und vor allem am Schönen als die Quelle reinsten Vergnügens, als das Mittel zur Veredlung gepriesen. Shaftesbury, sagt Erhard, ist mit niemand unter den Neueren zu vergleichen, er ist eine Philosophie für sich. Das hat seinen Sinn. Denn er ist in Wahrheit der erste Aesthetiker der modernen Zeit. Ebendarum stand er der künstlerischen Richtung des vorigen Jahrhunderts so viel näher, als der systematische Leibniz. Shaftesbury philosophierte schön, verständlich, und sein Einfluß auf Wieland, Herder, Moritz, wahrscheinlich auch Lessing, ist ganz außerordentlich gewesen. Wie begeistert sprach er von den Schönheiten der Alten, der Natur, vom großen Kunstwerk des Universums und dem höchsten Künstler! Man glaubte ihm, daß diese Mysterien der Anschauung, denn darin bleibt er stehen, glücklich machten, weil er selbst so beglückt davon sprach. Es sind vielfach nur die Gedanken Platos und Epikurs, die er vortrug, aber er that es mit einer eigentümlichen Wärme und Liebenswürdigkeit.

Wie sie Schiller auch zugeführt worden sein mögen, die Theosophie des Julius ist nichts als eine freie Ausführung der „Moralisten" Shaftesburys, mit der Vollkommenheitslehre Wolffs und Mendelssohns und der Glückseligkeitslehre Fergusons versetzt; ob Schiller die Werke dieser Denker selbst schon damals gelesen hatte, fragt sich, aber ihre Ideen lagen in der Luft.

Leibniz traf in der Idee vom Universum mit Shaftesbury vielfach zusammen. Aber was für Schiller schon früher ein kunstphilosophisches Glaubensbekenntnis wurde, war Shaftesburys alleiniges Eigentum: die Kunst bringt frei, ohne moralischen Zweck, das Schöne hervor. Ihr Schönes führt zwanglos den Menschen zu immer höherem Schönen, bis er sich zur ahnenden Anschauung der Idee des Naturganzen erhebt. Der Künstler hat also nichts zu thun, als das Schöne zu bilden, um die Menschheit zu ihrem ganzen Adel zu steigern. Darum riet Moritz-Goethe dem Künstler, sich mit dem Naturganzen, mit dem Schönen der Organismen, mit

den vollkommensten Mustern zu erfüllen, um das Idealschöne — denn im Leben war es ja nicht vorhanden — zu schaffen. Hier ist die eigentliche Urquelle der idealistischen Kunst unserer Klassiker, und man kann sagen, daß, nachdem einmal der Naturalismus überwunden war, wiewohl auch dieser an Shakespeare als Muster sich anlehnte, im großen und ganzen Goethe nicht minder als Schiller von der Idee und den vollkommensten Mustern, den Alten und Shakespeare, ausgehen mußte, ähnlich wie die italienischen Meister von der Antike, — versteht sich, daß in beiden Fällen ein gutes Teil nationalen Kernes zur Verarbeitung kam, und in den besten Leistungen, wie in Schillers Dramen, Goethes Hermann und Dorothea, wahrhaft klassische, originelle und für immer volkstümliche Schöpfungen entstanden. Das, worin sie antikisierend erscheinen, ist etwas ganz Unwesentliches, und von Treibhauspflanzen, womit sie verglichen worden sind, kann in Bezug auf sie nicht die Rede sein. Wenn Humboldt sagt, daß Schiller schon vor seiner Befreundung mit Kant, der ebenfalls in der Verfeinerung der Genüsse ein Mittel zur Disziplinierung der Neigungen anerkannte, den Gedanken der ästhetischen Erziehung gedacht habe, so ist das in manchem Satz der Briefe an Körner zu erkennen. Das war etwas Anderes als Sulzers Moralkunst oder Gellerts und Weißes Praxis.

In demselben Sommer, da Schiller die Künstler begann, sandte ihm Körner einen Brief Raphaels, den letzten der ganzen Reihe, um das bereits seit zwei Jahren unterbrochene Thema wieder aufzunehmen. Schiller ließ ihn drucken, wiewohl er nicht mit dem Inhalt desselben übereinstimmte. Denn dieser Brief zerschnitt Schillers ganzes System von der Kunstidee des Weltalls mit allen Folgerungen, die er im Begriff war in den Künstlern dichterisch auf die Spitze zu stellen.

Zuerst sagte Körner-Raphael in Bezug auf dieses System: „Kein andres, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen.“ Dann verwarf er die Kunstidee vom Universum mit der Bemerkung, das Wesen der Schöpfung sei Leben und Freiheit, während der Künstler herrisch mit seinem Stoffe schalte. Gegen diese Auffassung wandte Schiller ein: „Wenn ich aus meiner Idee alles herausbringe, was du aus der deinigen, so müßte ich

nicht, was du ihr anhaben solltest." Aber furchtbarer erschienen andere Sätze Körners. Er fragte, was wir denn vom Universum wüßten und dem höchsten Künstler? Ja, was wir denn überhaupt zu erkennen vermöchten? Die Antwort falle sehr demütigend für die menschliche Vernunft aus. Aber getrost! Was sie an metaphysischer Erkenntnis verliere, gewinne sie reichlich auf einem Gebiet, wo volle Gewißheit sei. Wir sind frei, wir wissen es, unbedingt frei, und unsere eigentliche Macht besteht darin, als freie Wesen zu handeln.

Schiller fragt in seiner Antwort, ob das nicht eine Drohung mit Kant in sich schließe. „Was gilt's," schrieb er, „den bringst du nach! Ich kenne den Wolf am Heulen!" Und dieses Heulen war dem Künstler herzlich zuwider. Es tönte etwas darin von Pflicht, von Tugend, die nur Wert habe, wenn sie gegen die Neigung erkämpft sei, und das Schaffen des Künstlers, eine seiner ersten Pflichten, war ja seine Freude, seine Neigung, hatte also keinen sittlichen Wert. Das konnte dem Künstler nicht einleuchten.

Aber das Körnerische Wort vom Handeln, von der Thätigkeit scheint tief in Schillers Seele gefallen zu sein. Im Januar 1789 begann er das philosophische Gespräch im Geisterseher. „Halte diese Philosophie," schrieb er dem Freunde, „(versteht sich, diejenige abgerechnet, die ich dem Prinzen als einer poetischen Person leihen mußte) gegen die Philosophie des Julius, du wirst sie gewiß reifer und gründlicher finden." Es scheint, als sei der scharfsinnige Beweis, daß Moralität bloß in einem Mehr oder Minder von Thätigkeit liege, Schillers persönlicher Anteil an der Philosophie des Prinzen gewesen.

In nähere Beziehung zu Kant trat Schiller, wie wir sahen, zuerst 1787 und 1789 bei seinen historischen Studien, doch auch hier nur zu einzelnen abgeleiteten Folgerungen.

Im Sommersemester 1790 las Schiller ein publicum über den Teil der Aesthetik, welcher von der Tragödie handelt. „Bilde dir ja nicht ein," schrieb er an Körner, „daß ich ein ästhetisches Buch dabei zu Rate ziehe — ich mache diese Aesthetik selbst." Das versichert er auch an andern Orten. „Mich vergnügt es gar sehr," setzt er dann hinzu, „zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über diese Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philo-

sophische Regeln und vielleicht gar ein scientifisches Prinzip zu finden.“ Die alte Lust zum Philosophieren erwachte wieder. Im Oktober 1790 hatte er eine Unterhaltung mit Goethe über Kant. Goethe hatte in der Kritik der teleologischen Urteilskraft, wie wir von Körner erfahren, viel Nahrung für seine Philosophie gefunden.

Im Winter 1790—91 war ein junger Mann, der bereits erwähnte Doktor Erhard, in Jena. Schiller rühmte ihn seinem Körner als den reichsten, vielumfassendsten Geist, den er je habe kennen lernen. Und fürwahr, ein Mann, der sich vom Handwerk durch Selbstbildung bis zu dem Grade entwickelt hatte, daß Schiller und Kant ihm gestanden, sie wünschten von allen Menschen sich ihn am liebsten zum täglichen Umgang, der mußte einen großen Reiz, eine wahre Virtuosität des Umgangs haben. Erhard hatte fast alle bekannten Systeme durchgearbeitet. „Aller Genuß aber, den ich je in meinem Leben erhielt,“ bekennt er in seiner Biographie, „schwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüts, die ich an mehreren Stellen von Kants Kritik der praktischen Vernunft empfand. Thränen der höchsten Wonne stürzten mir öfter auf dieses Buch und selbst die Erinnerung dieser glücklichen Tage meines Lebens näßt jederzeit meine Augen.“ „Mein Lehrer, mein Vater im Geist,“ so redet und ruft Erhard mit rührender Dankbarkeit den großen Denker an. Ein solcher Mann mochte unserm Dichter, der bisher nur aus Journalen, wie der Berliner Monatsschrift und dem Merkur, sich flüchtig mit jener Philosophie bekannt gemacht hatte, sie „bis zum Sattwerden preisen“ und endlich Gehör finden. Aber die stärkste Aufforderung zum Studium seines Systems kam von Kant selbst. Kant hatte endlich zum Künstler gesprochen. 1790 erschien die Kritik der Urteilskraft. Sie enthielt eine Aesthetik. Schiller schrieb, noch gebrochen von seiner furchtbaren Krankheit, am 5. März 1791 an Körner, daß er Kant lese. „Seine Kritik der Urteilskraft reißt mich hin durch ihren lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten.“

Was war es denn mit dieser wunderbaren Lehre, die Männer noch in der Erinnerung vor Freuden weinen machte und Halbgestorbene mit himmlischem Licht erquickte; die ihre begeisterten

Jünger rasch durch ganz Deutschland hatte; deren Stifter manchem dieser Jünger wie ein zweiter Christus erschien?

Der Inhalt alles dessen, was wir Fortschritt nennen, scheint für die Menschheit zu groß, um ihn anders als in Gegensätzen zu umspannen. Oder vielmehr die Kultur ist wie die Wirkung einer positiven und negativen Elektrizität. Natur und Geist, zu eilig versöhnt, trennen sich wieder, um sich in der Trennung jedes für sich zu kräftigen und voller, gesättigter, zur Versöhnung zurückzukehren. Die Glückseligkeitslehre war eine solche verfrühte Versöhnung, sie war in ihrer flacheren Form die trivialste Beschönigung der Neigungen und nur in ihrer edelsten Form der willkürlichen Auslegung unzugänglich. Kant hatte einen wahrhaften Zorn des Gerechten dagegen. Sie einte Wissen, Wollen und Schauen, Kant trennte es. Sie ließ Neigung und Pflicht zusammenfließen, Kant schied beide, ein wahrer Chemiker des Geistes. Sie schwamm auf dem Sinnlichen getrost ins Ueberfinnliche der Natur. Ein Symbol, von der Kunst hergenommen, galt ihr als Ursache aller Dinge, als Wesen der Dinge selbst. Kant stellte eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Sinnliches und Ueberfinnliches außer uns und in uns. Nennt man seine Philosophie die kritische, so hat man zugleich das Merkmal ausgedrückt, wodurch sie sich von ihrem größten Gegensatz unterschied, und sie vor allem als die trennende bezeichnet.

Dies war die That seines ersten Haupt- und Grundwerkes, der Kritik der reinen Vernunft, der Jahresgenossin von Schillers Räubern (1781). Kant fragte, während die Metaphysiker kühnlich über den Künstler des Weltalls, die beste Welt, über die Liebe als das Wesen Gottes und über die große Harmonie der Wesen philosophierten: Was wissen wir denn vom Wesen der Dinge? von Gott? Wie steht es mit unserm Erkenntnisvermögen? Und die Antwort war: Wir haben nichts als Vorstellungen von den Dingen um uns, diese verknüpfen wir durch gewisse angeborene Denkformen mit andern Vorstellungen zu Begriffen. Das geschieht mit dem Verstande, und das ist unser ganzes Erkennen. Auf die Frage unseres Verstandes an die Natur: Wer bist du? was ist deine letzte Ursache, die Quelle deiner Wunder? was ist dein Endzweck? antwortet keine Vernunft aus der Natur, kein Verstand aus unserer Brust. So war die menschliche Ver-

nunft gleichsam von Gott verlassen, im Sinnlichen eingesperrt, Kants Fackel beleuchtete grell die Wände eines ungeheuren Kerkers, an denen die angeborenen Begriffe herumtasteten. Der Mensch war auf sich selbst angewiesen.

Und was entdeckte er in sich selbst? Auch nichts, als sinnliche Vorstellung von sich selbst? Auch nichts, als daß er Natur sei? Nein, eine siegende Gewißheit durchdringt ihn; er weiß sich als Uebersinnliches. Eine Stimme spricht laut in jedem Busen: du sollst! du sollst unbedingt! bestimme dich aus dir selbst! Das ist kein bloßes Gefühl der Lust und Unlust. Es ist eine Gewißheit strengster Klarheit, unabweisbarer Notwendigkeit, ein Gesetz, ein kategorischer Imperativ. Von nichts anderem in der Welt hängen wir ab, als von diesem Gesetz: thue deine Pflicht! Es ist der einzige Bestimmungsgrund unseres Willens, geht aller Wahl vorher, läßt uns keine Wahl, es ist der einzige Inhalt unserer Freiheit. — Das war ein ungeheures Wort. Die Freiheit war zur Vernunft erhoben. Gut sein und frei sein war also einerlei. Mit diesem Bewußtsein fielen die Ketten ab, war der Kerker kein Kerker mehr. Von diesem einen Punkt aus hob jeder Mensch die ganze sinnliche Welt aus den Angeln. Kant erhob sich in dem zweiten Hauptwerk, worin dieser Gedanke durchgeführt wurde, und welches daher die größte Wirkung auf die Zeit ausübte, in der Kritik der praktischen Vernunft (1786), in dem Gefühl der Herrlichkeit dieses Gesetzes zur begeisterten Psalmodie: „Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts droheſt, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich in geheim ihm entgegen wirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?“

Es ist, so lautet die Antwort, die Persönlichkeit. Sie ist das Erhabenste, was wir denken können. Denn in der Natur, soweit wir sie begreifen, scheint alles nur Mittel zum Zweck, die Persönlichkeit allein ist Zweck an sich selbst. Und von dieser Entdeckung allein, die wir an einem Naturwesen, am Menschen, an uns selbst machen, ist der einzig mögliche Schluß erlaubt auf die übrige Summe aller Naturwesen, daß auch ihre Quelle, ihr Herrscher nichts anderes ist, als eine Persönlichkeit. Was unser Verstand nie beweisen kann, wird eine Forderung unserer praktischen Vernunft, auch das Uebersinnliche außer uns hat eine höchst mögliche, höchst nötige Wahrheit, einen persönlichen Gott.

Aber auch diese geforderte, allein mögliche Quelle des Sittengesetzes in unserer Brust, Gott, kann unsere Persönlichkeit nie beschränken. Nicht Gott, sondern allein dieses Sittengesetz ist der Bestimmungsgrund unseres Willens. Man ermißt leicht, wie weit sich hier Kant vom Dogma entfernte. Es war ein Heidentum, so unbedürftig eines Erlösers, wie nur immer die englische Moralphilosophie.

In allem diesem war für das Uebersinnliche, für den Geist herrlich gesorgt. Auch außer dem Menschen war das Uebersinnliche gefordert mit solcher Gewißheit, als ob es bewiesen wäre. Wie sah es dagegen mit dem Sinnlichen aus? Hätte Kant, da er die milde Herrschaft des geforderten Gottes in der Natur sah, nicht schließen können, wenn auch nur als Forderung der Forderung, daß auch am Menschen die Naturseite keine zu unterjochende Rebellion sei, daß das Sinnliche seine Rechte habe, daß durch es allein das Sittliche zur Erscheinung komme? Hatte Kant einen Tropfen schottischen Puritanerblutes in den Adern, lag es in seiner streng pietistischen Jugendbildung, genug, hier war seine größte Schranke. Und hier ist der Punkt, wo Schiller, so sehr er in einzelnen Aeußerungen die Unabhängigkeit des moralischen Entschlusses betont, sich von dem Philosophen stets unterschieden hat. Bei Kant war das ganze Vermögen der Freiheit damit erschöpft, daß sie das Sittlich-Gute ergriff. Eine Wahl zwischen Gutem und Sinnlichem schloß Kant von dem Begriffe Freiheit aus. Denn eine Wahl setzt ein Abwägen voraus, wobei die Schalen der Sittlichkeit gleich stehen. Schon diese Möglichkeit beleidigte die Pflicht.

Sie befahl, sie wollte nicht gewählt sein. Eine Tugend aus Wahl kam der Tugend aus Neigung gleich. Nur diejenige Tugend war eine Tugend, welche ohne Rücksicht auf die Neigung ergriffen war. Die Sinnlichkeit hatte nicht mitzureden, viel weniger zu bestimmen, sie hatte nur zu gehorchen. Sie war somit nie der Antrieb zum Guten, nur die Pflicht durfte das sein.

Schiller spricht wiederholt und noch gegen Goethe seinen Widerwillen gegen diese „mönchische" Auffassung des freien Willens aus. Er habe sich mit dem Satze, daß vor aller Wahl der positive Antrieb zum Guten vorhergehe, nie aussöhnen können. Ja er setzte sich gleich anfangs dagegen. Es ist dies der Angelpunkt, der vor allem in Schillers Philosophie nachzuweisen war. Schiller hat nicht bloß in „Anmut und Würde" den bloßen Willen als solchen, als Form der Selbstbestimmung zum Kern der ganzen Entwicklung gemacht, sondern schon in seinen ersten Aufsätzen über das Tragische das bloße Vermögen des Willens mit in den Begriff der Freiheit aufgenommen. Ich werde darauf zurückkommen. Der Leser muß mir erst durch Kants drittes Hauptwerk, die Kritik der Urteilskraft, folgen.

Bei seiner Untersuchung des Erkenntnisvermögens hatte Kant also gefunden, daß der Verstand die erste Ursache, das Wesen, den Endzweck der Dinge nicht begreifen könne, so sehr er gereizt wird, darnach zu fragen. Die ganze Natur fordert ihn gleichsam zu dieser Frage auf. Er vergleicht, er mißt, er gewahrt hier ein Mittel, dort einen Zweck, er begreift ein Gesetz in der Natur, wozu seine Denkformen ausreichen. Wenn sich der Verstand nun darauf beschränkt, die Dinge bloß nach ihrem Verstandesgesetz, nach ihrer Zweckmäßigkeit zu fragen, von der er indes nicht behaupten kann, daß sie wirklich in den Dingen sei, so nannte Kant dieses Verfahren teleologisch urteilen, und nahm auch dafür ein neues Vermögen an: die teleologische Urteilskraft. Hier fanden Goethes Urpflanze, sein Zwischenknochen ihre Stelle, und auf ihn wirkte dieser Teil des Kantischen Systems ganz besonders.

Das Reich der Sinnlichkeit stellt sich nur der Einbildungskraft dar. Durch sie wird nicht bloß der Verstand gereizt zu fragen, die Sinne werden gereizt zu begehren. Fragen wir nach dem Wesen der Dinge, so demütigen sie unsern Verstand; reizen sie

unsere Sinne, sie zu begehren, so beleidigen sie unsere Vernunft. Es gibt aber ein Verhalten zu den Dingen, wo wir weder gereizt werden, sie zu begehren noch zu befragen, wo durch die Einbildungskraft (verbunden mit dem Verstand) uns unmittelbar eine Zweckmäßigkeit an ihnen in der Empfindung aufgeht, wo sie uns ohne Begriff gefallen. Wir nennen sie in diesem Falle schön, und das Vermögen, sie als schön zu beurteilen, nannte Kant die ästhetische Urteilskraft. Daß ein Ding wirklich schön sei, können wir nicht wissen. Wir beurteilen es als schön und verlangen allgemeine Einstimmung für unser Urteil, ohne dieselbe durch Gründe als notwendig erzwingen zu können.

Es gibt nach Kant nur zwei Arten des ästhetischen Urteils, erstens, daß etwas schön, zweitens, daß etwas erhaben sei. Auch das Erhabene gefällt ohne Interesse und Begriff, aber nicht den Sinnen und dem Verstande, sondern durch einen Angriff auf die Sinne (Einbildungskraft) gefällt es der sich dagegen bewährenden Vernunft, die sich entweder als eine über alle Gewalt der Sinne erhabene Kraft, oder als über alles Maß der Sinne sich erhebendes, das Unendliche forderndes Denkvermögen unmittelbar empfindet. Was uns in erster Weise erhebt, nennt Kant dynamisch erhaben, das zweite mathematisch erhaben. Kant hatte in seiner Aesthetik ganz folgerecht nur das Erhabene des Subjekts, wiewohl in der That der Pflichtbegriff ihm zum erhabenen Objekt, man kann unwissenschaftlich sagen, zu seinem Gott wurde.

So kam mithin in der ästhetischen Urteilskraft die Sinnlichkeit zu einem Recht, aber nur zu einem bescheidenen. Die Natur war an sich nicht schön, nicht erhaben. Das alles ist bloß unser Urteil, und so wahrscheinlich daraus eine wirkliche Beschaffenheit der Natur für unser Schönheitsgefühl zu schließen ist, so bleibt nicht bloß diese Beschaffenheit eine Zweckmäßigkeit ästhetischer Art und für uns ungewiß, sondern auch unser Urteil hat, weil es kein reiner Vernunftbegriff ist, keine subjektiv notwendige Gewißheit. Diese findet nach Kant noch weniger beim Erhabenen statt, da schon eine gewisse moralische Kultur dazu gehöre, daß wir gegen einen Angriff auf unsere Sinne unsere Freiheit behaupten.

Wenn Schiller anfangs auch nur die Kritik der Urteilskraft

kannte, so war in ihr das Wesentliche des ganzen Kantischen Systems enthalten. Fragen wir, wie nahm er diese Resultate auf?

Schiller bearbeitete 1791—1792 seine Theorie der Tragödie für die Thalia. Körner, meinte er, werde viel Kantischen Einfluß darin finden. Er ließ sie in zwei Aufsätzen erscheinen: 1) Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen; und 2) Ueber die tragische Kunst. Eine gerechte Beurteilung muß bei solchen Skizzen nicht das, was fehlt, sondern das, was da ist, in erste Linie stellen, und man wird sehen, daß das Guthaben des Meisters seine Schulden reichlich deckt. Es liegt ein wundervolles Zusammentreffen darin, daß Kants Sittlichkeitsbegriff gerade für die Theorie der Tragödie ausreichte, und daß die Tragödie es war, welche sofort durch den Spiegel eines Weltgesetzes Kants Schranke nachwies. Es ist mir dies immer eine höhere Bürgschaft dafür, daß das deutsche Volk noch berufen ist, in der Tragödie das Höchste zu leisten, da an der Wiege derselben alles so planvoll ineinander greift.

Kant hatte, so sehr er das Schöne als interesselos faßte, gesagt, daß, wenn die Kunst nicht moralische Ideen aufnähme, sie rettungslos zur Erschlaffung dienen werde, die Lust müsse Kultur sein. Hiemit war die erziehende Kraft der Kunst zugegeben. Kant hatte ferner das Rührende vom Schönen ausgeschlossen. Aber er hatte es unter der Lehre vom Erhabenen zugelassen, im Fall das Rührende nicht bloß eine Motion des sinnlichen Lebensgefühles sei, sondern eine Gemütsstimmung im Menschen zurücklasse, „die, wenn gleich nur indirekt, auf das Bewußtsein seiner Stärke und Entschlossenheit zu dem, was reine, intellektuelle Zweckmäßigkeit bei sich führt (dem Uebersinnlichen), Einfluß hat." Kant sprach, ohne es zu wissen, die Wirkung des Tragischen aus.

Daß Schiller, wie Goethe, die Freiheit der Kunst von allen moralischen Zwecken längst als unumstößliches Glaubensbekenntnis besaß, glaube ich im Laufe der Biographie hinreichend erwiesen zu haben. Aber es bot sich in der Kunst, das gab selbst Kant zu, eine unabweisbare, aus ihr selbst entspringende Wirkung auf unser höchstes Seelenvermögen. Es fragte sich, welche Kunst dieser Wirkung am meisten fähig sei, welche Kunst am besten bei aller

Freiheit „moralische Ideen“ aufnehme, ja am meisten auf der Vernunft beruhe, ohne ihre Integrität einzubüßen?

Kant hatte gelegentlich vom „gereimten Trauerspiel“ wie der Blinde von der Farbe gesprochen. Schiller griff sofort nach dem Rührenden im strengeren Sinne, welches bei ihm, wie die Ueberschrift beider Aufsätze und sein sonstiger Sprachgebrauch bezeugt, nichts anderes ist, als das Tragische. Er schloß sich mit dem Ausdruck des „Rührenden“ nur an den Ausdruck an, in welchem bei Kant das Tragische gleichsam eingewickelt lag. Wir werden also unter dem Rührenden, um Mißverständnisse zu vermeiden, immer das Tragische verstehen.

Es ist wohl zu beachten, daß Schiller im Anfang seines ersten Aufsatzes an seiner Glückseligkeitslehre festhält. Ganz gegen Kant sagt Schiller: der Zweck der Natur mit dem Menschen sei Glückseligkeit, „wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen soll.“ Schiller will auch durchaus nicht die Kunst über den Zweck, zu vergnügen, erhoben wissen. Nur müßten wir erst eine rechte Theorie des Vergnügens haben. Schiller skizziert dann eine solche Theorie. Er teilt das Vergnügen in sinnliches und freies Vergnügen. Alles Vergnügen empfangen wir durch Zweckmäßigkeit, freies Vergnügen durch eine Zweckmäßigkeit ohne sinnliches Interesse. Zu den Quellen des freien Vergnügens rechnet er das Gute, das Wahre, das Vollkommene, das Schöne, das Rührende, das Erhabene. Das Gute freut uns mit sittlichem Interesse, es ist der Vernunft zweckmäßig, das Wahre und Vollkommene mit intellektuellem Interesse, es ist dem Verstande zweckmäßig. Die letzten drei Vorstellungen gefallen uns ohne Interesse. Das Schöne beschäftigt Einbildungskraft und Verstand, das Rührende und Erhabene Einbildungskraft und Vernunft. Lassen wir diese Klassifikation auf sich beruhen und legen wir den Kern von Schillers Theorie dar.

Wäre Kant selbst darin zu weit gegangen, daß er sagt, das Sittliche hat nur Wert, wenn es gegen die Sinnlichkeit erkämpft ist, so ist doch so viel unleugbar, daß für unsere Einbildungskraft das Sittliche sich nur als Sittliches beweisen kann, wenn wir es sich im Kampf bewähren sehen. Das erfahren wir schon im gewöhnlichen Leben. Wir glauben an den Wert eines Menschen

durch eine Empfehlung, überzeugt davon werden wir nur durch seine Handlungen. Also die Kunst, welche für die Einbildungskraft (und zunächst kann alle Kunst nur auf diese wirken) Sittlichkeit rasch und überzeugend vorstellen wollte, müßte notwendig Sittlichkeit im Kampfe, Sittlichkeit im Siege durch Handlungen vorstellen. Alle möglichen Hemmungen müssen sie umgeben, über die schwersten muß sie triumphieren. Welcher Art können diese Hemmungen sein? Schiller antwortet: „Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften, physische Notwendigkeit und das Schicksal.“ Da auf dem Uebersehen dieser Worte die schwersten Mißverständnisse der Ausleger beruhen, so werden wir sie entfalten müssen. Wenn der Sittlichkeit aus „Empfindungen, Trieben, Affekten, Leidenschaften“ Hemmungen erwachsen sollen, so muß sie gleichsam davon umzingelt, damit verwachsen, sie muß, physikalisch zu reden, gebundene Sittlichkeit sein, das heißt, die handelnden Menschen, durch welche sich Sittlichkeit bewähren soll, müssen leidenschaftliche, sinnliche, gelegentlich, wenn sich die Sittlichkeit am herrlichsten zeigen soll, selbst böse Menschen sein. Aber soll Sittlichkeit zur Erscheinung kommen, so müssen wir sehen, daß die Handelnden Vernunft haben, mit andern Worten, es dürfen keine unzurechnungsfähigen, sondern nur Menschen von augenscheinlich sinnlichen und wahrnehmbar sittlichen Anlagen sein.

Die Sittlichkeit soll ferner zu kämpfen haben mit physischer Notwendigkeit. Die stärkste physische Notwendigkeit ist der Tod. Wir wollen also die kämpfende, die gebundene Sittlichkeit tödlich leiden, sterben sehen.

Endlich begreift Schiller mit wohlerwogener Unterscheidung alle übrigen Hemmungen der Sittlichkeit unter dem Worte: Schicksal. Da alle natürlichen Hemmnisse erschöpft sind, was bleibt übrig, als unter Schillers Schicksal moralische Notwendigkeit zu verstehen, und zwar analog der physischen, in und außer den Personen? Dazu gehört die Kollision der Pflichten, der Prinzipien, die unvermeidlichen Thaten, die unvermeidlichen Folgen der Thaten, bis zur letzten Folge, dem Siege der sittlichen Macht. Schiller weist ausdrücklich im zweiten Aufsatz das Schicksal der Griechen ab, weil es den Kämpfenden nicht schließlich als eine höhere Ordnung aufgehe. Wenn er selbst den Begriff Schicksal braucht, so

muß er also diese enthüllte höhere Ordnung darin einschließen wollen. Warum sagt aber Schiller nicht statt Schicksal bloß ganz einfach moralische Notwendigkeit? Auch aus gutem Grunde. Sein Schicksal sagt noch etwas mehr. Es begreift auch die moralische Notwendigkeit in sich, welche den Kämpfenden als Naturkraft erscheint, als Unordnung, bloßer Zwang, Zufall, blinde Macht, und diese Eigenschaft der Verhülltheit an der moralischen Notwendigkeit und Ordnung ist nötig, damit die kämpfende Sittlichkeit nicht zu früh erlahme, sondern alle ihre Kräfte erschöpfe. Das Schicksal kämpft mit geschlossenem Visier, um es, wenn der Feind am Boden liegt, zu öffnen, und sich als das, was es ist, als die Gerechtigkeit, als das Sittengesetz selbst zu erkennen zu geben. So faßt Schiller das Sittengesetz, das er an anderer Stelle als erhabene Ordnung des Schicksals erkannt wissen will, an mehreren Stellen als die Macht, welche schließlich auch der Böse anerkennt, und nennt Stücke derart: Gemälde der erhabensten Sittlichkeit. Schillers Schicksalsbegriff ist also ein so bestimmter, wahrer und ästhetischer, daß wir uns bemühen müssen, die Ansicht aufzugeben, als hätte er einen falschen Schicksalsbegriff eingeführt oder bei seiner tragischen Theorie gar nichts davon gesagt.

Es versteht sich von selbst, daß diese Hemmungen, welche die Sittlichkeit erleidet, nicht in einer einzelnen Begebenheit, sondern nur in einer Reihe von Begebenheiten zur Erscheinung kommen können. Soll uns der Sieg der Sittlichkeit, welcher natürlich in jedem Augenblicke des Kampfes, wenn auch noch nicht vollendet, enthalten ist, freies Vergnügen gewähren, so dürfen wir nicht sinnlich dabei interessiert, also der Kampf muß dichterisch vorgestellt sein. Damit wir aber so energisch als möglich den Sieg der sittlichen Macht, die erhabene Sittlichkeit, wie sie Schiller nennt, empfinden, so muß sie aufs lebendigste vorgestellt, d. h. sie muß dichterische Nachahmung für Augen und Ohren sein.

Nun empfinden wir jede Vorstellung von Hemmung der Sittlichkeit, welche als Kampf ein Leiden der Menschen ist, als zweckwidrig, d. h. als Leiden; jede Vorstellung von Widerstand, den die Sittlichkeit ausübt, als zweckmäßig für unsere Vernunft, d. h. als freies Vergnügen. Dieses zusammen nennen wir (tragisches) Mitleid. Es umfaßt somit alle Spielarten der leidenden Empfin-

bungen, als Furcht, Traurigkeit, Wehmut, Schmerz, und in diesen die höchste freie Wonne über moralische Zweckmäßigkeit, über das Sittliche als Vermögen, als Wille, als Gesetz.

Aber das Leiden, welches wir im tragischen Mitleid empfinden, hat noch eine Wirkung. Insofern wir mit leiden, geht in uns ebenfalls, wenn auch nur leise, ein Kampf vor. Unsere Vernunft hat das Bestreben, die Leiden des sinnlichen Teils zu überwinden, und diese Thätigkeit, nur wie spielend, da das Leiden nur freies Mitleiden ist, erhöht das Vergnügen über die uns vorgestellte moralische Zweckmäßigkeit („erhabene Sittlichkeit“) und gibt uns ein unschuldiges Gefühl unserer Kraft.

Diesen ganzen Komplex von tragischem Mitleid zu erregen müßte sich also die Kunst zum Ziele setzen, welche dem Menschen das höchste freie Vergnügen durch energische Vorstellung der Sittlichkeit erregen wollte.

Fassen wir die Merkmale zusammen: dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen (kämpfende Sittlichkeit) in einem Zustande des Leidens (als kämpfende) zeigt und zur Absicht hat, unser (tragisches) Mitleid zu erregen. Das ist kein anderes Kunstwerk, als die Tragödie.

Dies ist der spekulative Kern der beiden Schillerischen Aufsätze. Die Entwicklung des Tragischen, das Schiller, ohne es so zu nennen, sehr wohl als das Erhabene des Subjekt-Objekts empfand und schilderte, glaube ich mir hiernach ersparen zu können. Für die Theorie war der Begriff einer kämpfenden sittlichen Macht vollkommen ausreichend. Dieses Anschließen an einen sittlichen Kern bewahrte Schiller vor den Verschrobenheiten der Nachfolger, als sei es das Schöne, welches untergehe, oder die Idee selbst, wie bei Solger. Kampf der Freiheit und Notwendigkeit ist, richtig verstanden, gar kein so verwerflicher Ausdruck, nur muß man nicht unwissenschaftlich die Freiheit auf einer Seite, und nicht als bloße Pflichtbestimmung fassen.

Somit war die Tragödie aus dem Kantischen Sittlichkeitsbegriff abgeleitet, die populärste und wirksamste Kunstgattung auf die Vernunft gebaut.

Schiller behauptet im ersten Aufsatz, daß sich aus seinem

Prinzip vom Kampf der Sittlichkeit (moralischen Zweckmäßigkeit) a priori alle Klassen der Tragödie ableiten ließen. Also man könne nach den Merkmalen jeder Klasse erweislich beurteilen, ob ein bestimmter Fall tragisch sei. Er behauptete also (gegen Kant) die objektive Erweislichkeit des Tragischen. Dies ist nicht so unwichtig, wie es manchem scheint. Schiller betrat hiermit in der That das neue Land einer wirklichen Philosophie der Kunst und entriß sie den Schranken eines bloßen Geschmacksurteils. Ich kann hier nicht auf die Stufen des Tragischen und die verschiedenen Klassen der Tragödie eingehen, wie er sie zum erstenmale nach einem Vernunftprinzip einteilt. Ein Hauptirrtum der Ausleger ist daraus erstanden, daß sie unter einer moralischen Zweckmäßigkeit immer nur eine tugendhafte Person verstanden. Schiller denkt nicht daran. Wenn er sagt, in einem Falle könne auch eine niedere moralische Zweckmäßigkeit einer höheren aufgeopfert werden, so kann, wie sich aus dem zweiten Aufsatz ergibt, diese niedere moralische Zweckmäßigkeit sehr wohl unter zwei Gegner verteilt sein, indem jeder ein Prinzip vertritt, und sich beide Prinzipien (Pflichten) im Lauf der Handlung in ihrer Schranke erweisen und dadurch eben die Macht eines höheren Vernünftigen (das ist moralische Zweckmäßigkeit) darthun. Als höchste Klasse der Tragödie galt Schillern das, was wir jetzt Prinzipientragödie nennen, und zwar die, wo sich die gegeneinanderstehenden Personen lieben und schließlich, mit ihrem Schicksal versöhnt, untergehen. Hierher gehört das Hegelische: Der große Mann will schuldig sein, und die Erkenntnis des Tragischen als eines Weltgesetzes. Es ist in der That in Schillers Definition für die Schuld, für das Schicksal, für die Reinigung der Leidenschaften, für das Erhabene des Willens, der Leidenschaft u. s. w. bestens gesorgt. Noch ein Wort über die Furcht. Sie ist natürlich in Schillers tragischem Mitleid enthalten.

Aristoteles konnte sehr wohl, da seine Poetik wesentlich empirisch ist, den Begriff der Furcht noch besonders zum Mitleid hinzufügen, weil durch die gegenwärtige, Augen und Ohren einnehmende, rasch zum tödlichen Ende drängende dramatische Handlung die tragische Furcht (nicht vor dem Schicksal, sondern vor dem kommenden Leiden) weit mehr erregt wird, als beim Epos, und in der That ein technisches Unterscheidungsmerkmal der

Tragödie ist. Schiller brauchte sie nicht besonders zu erwähnen, hat übrigens die Poetik des Aristoteles bei seiner Theorie der Tragödie noch gar nicht gekannt.

Es ist weit wichtiger, als alles dies, den Begriff des Sittlichen, so habe ich es durchgängig genannt, in Schillers Theorie zu prüfen. Das Sittliche ist ihm einmal das Sittengesetz, als sich bewährende, triumphierende Macht, zweitens der damit erfüllte, es anerkennende Wille und drittens das Vermögen zur Sittlichkeit, die Kraft des Willens, ganz gleich, ob zum Bösen oder zum Guten bestimmt, ob mit Leidenschaft oder mit Pflicht erfüllt. Die Ausführung des dritten Punkts, für die Aesthetik von größter Bedeutung, hat Schiller in dem Aufsatz über das Pathetische gegeben. Es ergibt sich daraus ein wesentlicher Unterschied des moralischen und ästhetischen Urteils. Da das Sittengesetz an sich so wenig als der sittlich bestimmte Wille für die Einbildungskraft zur Erscheinung kommen kann, so ist gerade das Vermögen zur Sittlichkeit, das sich in Leidenschaften u. s. w. als Hemmung, als Möglichkeit der Bewährung zeigt, ästhetisch die Hauptsache. Und Schiller macht den tiefgreifenden Schluß: „Das ästhetische Urteil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem konsequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Konsequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden.“ Hiemit gewann Schiller ein ungeheures Gebiet der Sinnlichkeit für die Kunst gleichsam der Vernunft ab, durch die Vernunft.

Aber dieser Gewinn kam noch auf anderem Wege.

Das war gewiß: wenn die Sittlichkeit sich der Einbildungskraft bewähren soll, so kann sie es nur durch Widerstand gegen die Hemmungen der Sinnlichkeit und solche, die als sinnliche auftreten. Die erste Bedingung ihrer Erscheinung also ist die sinnliche Natur. Ohne das Reich der Sinnlichkeit ist die Sittlichkeit für die Erscheinung gleich Null. Also die Sinnlichkeit kam hier zu ihrem vollen Recht. Hemmung der Sittlichkeit durch physische

Notwendigkeit in und außer dem Menschen ist Leidenschaft und Leiden. Also Darstellung der leidenden Natur ist das erste Gesetz der tragischen Kunst, das zweite erst die Darstellung des moralischen Widerstandes (natürlich letzterer nicht empirisch, sondern philosophisch verstanden). Dies war die Hauptausbeute des Aufsatzes über das Pathetische.

Den später verworfenen Teil vom Erhabenen übergehe ich. Es ist die Ausführung der Kantischen Erklärung des Erhabenen. Der Begriff des Kontemplativen kommt auch bei Kant vor, und Schiller teilte damit das Erhabene in ein kontemplativ und ein pathetisch Erhabenes. Beide, Kant und Schiller, kommen hier über das subjektiv Erhabene im wesentlichen nicht hinaus. Nur muß man nicht glauben, daß Schiller in dem Aufsatz über das Pathetische auch den ganzen Begriff des Tragischen erschöpfen wollte.

Mit Solgers vielgepriesener Ansicht, unser moralischer Wert bestehe darin, daß wir alles Wirken in uns als Wirken der Idee, des Göttlichen ansehen, ist keine unbefangene tragische Kunst möglich. Im religiösen Gebiet hat dieser moralische Wert seine Stelle, wiewohl er auch da zum Fanatismus, zu demselben Hochmut führen kann, wie das Bewußtsein der freien Selbstbestimmung. In der Tragödie ist jene Ansicht nur als ein Moment zu brauchen, das Schiller ganz richtig an den Schluß setzte. Der ästhetische Mensch ist ein freies Wesen, und alles Pathos verlangt Selbstgefühl, das Gefühl der Stärke. Der Eindruck einer Solgerischen Tragödie würde moralische Zerknirschung und das Gefühl unserer Schwäche, keine ästhetische Befreiung sein.

Hatte Schiller das Tragische „aus der Natur der Vernunft völlig a priori legitimiert“, so war Hoffnung vorhanden, daß es am Ende mit dem ganzen Reiche des Schönen gelingen werde. Der Stein der Weisen kann nicht mit mehr Sehnsucht und Eifer gesucht werden, als dieser Vernunftbegriff des Schönen. Es überkommt mich immer ein Gefühl der Bewunderung und Rührung, wenn ich den Brief vom 8. Februar 1793 an Körner lese. Er enthält eine der größten Thaten Schillers.

Ja, mit Plato, Wolff oder Shaftesbury war es nicht schwer, das Schöne aus der Idee abzuleiten. Aber mit dem unerbittlichen Kant, der den Stein der Weisen allein in die praktische Vernunft,

in die Gewißheit der Pflicht verlegte, da war es schwerer, einen Begriff des Schönen zu finden, der innere unumstößliche Notwendigkeit, ein wissenschaftliches Prinzip enthielte.

Wie rang Schiller Tage und Nächte danach, und wie hilft der wackere Körner, der schon, bevor Kants Kritik der Urteilskraft erschienen war, in seinem Briefe vom 24. Oktober 1789 an eine Kritik der Ideale dachte und die Frage aufwarf, ob das Ideal willkürlich oder notwendig sei. Nachdem Körner Kants Werk gelesen, schrieb er am 18. März 1791: „Kant spricht bloß von der Wirkung der Schönheit auf das Subjekt. Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objekte, die in den Objekten selbst liegt .... untersucht er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos sein würde, behauptet er ohne Beweis.“ Das Jahr 1792 traf Schiller bereits tief in der Kantischen Philosophie. Er wollte zugleich Locke, Hume, Leibnitz studieren. Bei seinem Aufenthalt in Dresden 1792 verabredeten die Freunde ästhetische Briefe. Sie wurden der That nach am 21. Dezember 1792 von Schiller eröffnet. Er schrieb an Körner: den objektiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso zu einem objektiven Grundsatz des Geschmacks qualifiziere und an welchem Kant verzweifle, glaube er gefunden zu haben. In einem Gespräche — Körner hatte solche Form angepriesen — hoffte Schiller die Analyse des Schönen niederzulegen. Sein „Kallias“ sollte eine förmliche Aesthetik werden. In den Tagen, als sie drüben im Konvent über Ludwig Capets Kopf abstimmten, begann Schiller seine Untersuchungen niederzuschreiben. Er hatte sich mit den Schriften von Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winckelmann, Batteux, Wood, Mendelssohn und einigen Kompendien versehen, wünschte Kupfer nach Raphael und Correggio zu haben, auch Architektur und Musik sollte berücksichtigt werden. Körner gab ihm umsichtige Ratschläge. Zunächst galt es, den Begriff des Schönen festzustellen. Schiller versuchte es mit der Vollkommenheit, die er als eine Form des Stoffes erkannte, und definierte die Schönheit als Form dieser Form. Allein immer glaubte er noch der Zustimmung der Erfahrung beim einzelnen Geschmacksurteil zu bedürfen. Bald entdeckte er indes, daß es gar nicht darauf ankomme, daß etwas Schönes durch den von ihm aufzustellenden Begriff gefalle, was Körner irrigerweise immer wollte, sondern daß dieser Begriff in

sich wissenschaftliche Notwendigkeit habe. Er stand vor der Idee des Schönen.

Körner suchte aus der Einheit im Mannichfaltigen das Schöne zu erklären und nahm die Lebenskraft als das diese Einheit schaffende an; wo wir Leben in den Objekten entdeckten, fänden wir Schönheit. Das war für Schiller nicht logisch genug. Schiller fragte: wodurch erkennt man diese Einheit des Mannichfaltigen? Durch einen Verstandesbegriff. Kant sagt mit Recht: das Schöne gefällt ohne Begriff.

Und nun nahm Schiller in dem merkwürdigen Briefe vom 8. Februar auf einmal die Festung im Sturm. Er hatte so geschlossen: die einzige notwendige Gewißheit des Uebersinnlichen ohne allen Beweis ist nur in der praktischen Vernunft. Das Bewußtsein: ich bin frei, sittlich aus mir selbst zu bestimmen, ist nicht bloß allgemein, sondern notwendig. Könnte also das Schönheitsurteil sich als auf dem Vermögen der praktischen Vernunft beruhend erweisen lassen, so wäre seine Evidenz ohne Beweis, seine innere Notwendigkeit gerettet, die Würde der Kunst und der Aesthetik für alle Zeit gesichert, das Schöne zu gleichem Rang neben dem Guten und Wahren erhoben.

Hier war Schillers erweiterter Freiheitsbegriff von höchster Bedeutung.

„Ich vermute, Du wirst aufgucken," schreibt Schiller am 8. Februar. In der theoretischen Vernunft ist das Schöne nicht, denn es soll ohne Begriff gefallen; in der Vernunft soll es sein, also kann es nur in der praktischen stecken (in dem Vermögen, welches, nach Kant, Gott als innere Persönlichkeit der Natur postulierte). Das (Kantische) Vermögen der praktischen Vernunft ist Selbstbestimmung nach Pflicht. Es gibt aber eine reine Form der Selbstbestimmung (wobei also der Inhalt selbst des Guten nicht in Frage kommt), auch diese Form der Freiheit ist Freiheit. Nun sah Kant beim Schönheitsurteil in der Natur ein Verstandesgesetz der Zweckmäßigkeit. Wie, wenn wir ein Freiheitsgesetz darin sähen? Wenn uns nur die Gegenstände schön erscheinen, welche gleichsam durch sich selbst bestimmt erscheinen, natürlich nicht durch ihren Willen, denn sie haben keinen, nicht durch den Verstand, das wäre Regel, sondern durch ihr eigentliches Selbst, durch ihre Natur?

Die Natur des Dinges ist gleichsam seine Person. Also Schönheit wird Freiheit in der Erscheinung sein.

Schiller schlug nun folgenden Weg ein. Er fragte: ist Freiheit in der Erscheinung eins mit der Schönheit? Er trat ins Gebiet des Naturschönen ein und durchmusterte das Tierreich. Die eigentümliche, die Gattungsnatur z. B. eines Rosses darf nicht durch seine allgemeine Körpernatur beherrscht werden, sondern muß diese in allen Teilen bestimmen. Das Naturschöne ist Autonomie des Organischen. Die Schwere, als das Hauptmerkmal der bloßen Materie, muß ganz in dem innern Bestimmungsgrunde eines schönen Naturindividuums aufgehen. Er sprach schon hier das tiefsinnige Wort aus, freilich sei die (subjektive) Vernunft nötig, um die Objektivität des Grundes, der Schönheit einzusehen, aber dieser subjektive Gebrauch hebe die Objektivität des Grundes nicht auf. Schiller nahm die Kantische Erklärung von der Technik der Natur mit zur Hilfe und schied nun das Vollkommene vom Schönen, indem er sagte, das Vollkommene offenbare bloß Technik, das Schöne Freiheit in der Technik, Regel und doch Regelfreiheit. „In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat und nicht einmal um des Ganzen willen gezwungen werden darf.“

Von der Naturschönheit sprang Schiller zur moralischen über. Cäsar gefällt uns mehr als Cato, Tom Jones mehr als Grandison. Da es die Sinnlichkeit ist, welche im Betragen allein in die Erscheinung fällt, so muß sie den vollen Stempel der Freiheit tragen. Sie muß aussehen, als ob sie nicht durch das Vernunftgesetz, sondern aus sich selbst, aus ihrer Natur bestimmt sei. Das ist nur möglich, wenn die Pflicht in Uebereinstimmung mit der Neigung erscheint, wenn sie also zur Natur geworden ist. So erscheint sittliche Grazie. Um diese Zeit (Mai 1793) schrieb Schiller „Ueber Anmut und Würde“ und „Vom Erhabenen“, wobei es ihm hauptsächlich auf die „pathetische Darstellung“ ankam. Doch beobachtete er in beiden Aufsätzen über die eigentliche Entdeckung ein aufsparendes Schweigen und versprach eine Analytik des Schönen, die er seinen Zuhörern im Winterhalbjahr von 1792—93 nach den in seinen Briefen an Körner gefundenen Resultaten zu geben versuchte.

In diesem Frühjahr faßte er unter andern poetischen Plänen den einer Theodicee. Es läßt sich ohne Schwierigkeit erkennen, welche Empfindung diesem Plane zu Grunde lag. Es ward ihm zu eng in den Schranken des Kantischen Subjektivismus, in dem die Philosophie ihn zu bleiben zwang und dem er nur auf den Flügeln der Dichtkunst entfliehen konnte, um sich mit ihm in die Natur und das ewig Seiende zu werfen. Mit diesem Subjektivismus, sage ich. Denn jetzt schrieb er, die neuere Philosophie sei gegen die Leibnitzische, die er obenhin kennen gelernt, viel poetischer und habe einen weit größeren Charakter. Jetzt fand er bei einer Revision seiner Gedichte, daß in den Künstlern zu seiner Verwunderung viel philosophische Wahrheit sei, aber seine Gesichtspunkte hätten sich verändert, jetzt strich er in den Göttern Griechenlands die Strophen, welche den einen, den persönlichen Gott seiner früheren Stimmung ewig nur sein eigenes Bild sehen lassen, und folgende Verse durfte der Jünger Kants nicht stehen lassen:

„Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.“

„Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen, gib mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.“

So vorsichtig man sein muß, Gedichte als vollständige Bekenntnisse zu fassen, so darf man aus diesen Weglassungen, welche bei Schiller niemals die Furcht diktierte, vielleicht schließen, daß in der neuen Theodicee sowohl der Mensch als der Gott göttlicher und beide menschlicher geworden wären. Denn eine Idee, welche sein Kunstprinzip vertieft, wenn auch nicht, wie er im ersten Augenblick glaubte, seit den Künstlern ganz verändert hatte, eine Idee

hätte auch die Theodicee mit gewaltigem Leben durchdrungen, die Idee der Freiheit. Nicht der Würmer erster, edelster, sondern der Geister einer, der durch den Weltgeist zur wundervollsten Unabhängigkeit, zum Gott der Erde geschaffen war, hätte hier höchst wahrscheinlich den Ewigen gepriesen. Ich überlasse es der Phantasie des Lesers, sich auszumalen, wie Schiller sein neues Kunstprinzip: die Freiheit in der Erscheinung, in seiner Göttersprache hineingeworfen hätte in die Natur, wie er das ganze Universum durchflogen und das Verstandesgesetz in der Erscheinungswelt, in der Schwere, im Magnetismus, im Licht, mit den kühnsten Bildern verherrlicht, wie er zu dem Sternenhimmel droben und dem Vernunftgesetz im menschlichen Willen, welche Kant immer von neuem zu frommer Bewunderung riefen, vor allem die schöne Gestalt als das unmittelbar beseligende Symbol des größten Weltgeheimnisses gestellt hätte. Was Schelling später dichtend philosophierte, es wäre wahrscheinlich seinem Kerne nach in der Hymne an das Licht und in dieser Theodicee enthalten gewesen. Schiller war innerlich über die „unübersehbare Kluft“, welche Kant zwischen Freiheit und Natur, zwischen Vernunft und Verstand errichtet, hinaus. Und eine neue Schrift Kants mußte ihm den Hauptunterschied, der von Anfang an zwischen ihnen bestand, ganz klar machen. Kant behauptete in seiner philosophischen Religionslehre, daß der Mensch einen natürlichen Hang zum radikalen Bösen habe; der böse Wille ward in die Person verlegt, der unversöhnlichste Widerstreit im menschlichen Willen, der allerdings schon versteckt in dem Guten ohne Wahl lag, war ausgesprochen. Diese Behauptung empörte Schiller, und alle seine folgenden Aufsätze gehen darauf hin, ohne die Würde der Kunst zu verletzen, diese Zweiheit aufzuheben. In der That ist der Dualismus, um in der Schulsprache zu reden, bei Schiller nichts anderes, als die notwendige Dialektik der Gegensätze, die von Kant ausgesprochen waren. Schiller kam bei der Einheit beider in der „schönen Sittlichkeit“ an, es war dieselbe Formel, wie die des englischen Moralphilosophen, aber welchen Inhalt, welche Fülle hatte bei Schiller das Schöne und das Sittliche gewonnen!

Schillers philosophische Arbeit war mit den nachgewiesenen Entdeckungen eigentlich zu Ende. Er hatte, indem er aus dem

Gebiete der praktischen Vernunft die Bestimmung des Schönen hernahm, gleichsam die algebraische Formel gefunden, mit welcher sich rechnen ließ. Er schaute im Naturschönen das Objekt als Subjekt, noch ehe an Schellings Philosophie gedacht war, und Schiller muß von dieser Seite geradezu als der Begründer der neuen Aesthetik angesehen werden, wenn auch die eigentliche Operation seines Fortschrittes nur in einem Brief an Körner zu Tage liegt.

Es gliederte sich ihm sofort mit seiner Theorie des Naturschönen die Lehre vom Kunstschönen ab (20. Juni 1792). Er unterschied Schönes des Stoffes, das Naturschöne, und Schönes der Darstellung, das Kunstschöne. Das Idealschöne erklärte er als schöne Vorstellung von einem schönen Dinge. Bei jedem Kunstwerke muß sich der Stoff in der Form, der Körper in der Idee, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Objektivität ist das höchste Gesetz der künstlerischen Darstellung. Hiemit waren die tiefgreifenden Bestimmungen des Realen und Idealen, die Tilgung des Stoffes durch die Form, kurz eine Reihe von Grundsätzen eröffnet, die später in den Briefen über ästhetische Erziehung und den anhängenden Aufsätzen in verarbeiteter Gestalt, zum Teil mit Aufnahme der Fichteschen Terminologie, auftreten.

Eine prinzipielle Analyse des Schönen gab Schiller nie, und wie mir scheint, mit dem richtigen Takt, daß eine bloße Definition ohne eine vollständige Wissenschaft doch nichts geleistet hätte. Er beschränkte sich darauf, mit seiner algebraischen Formel sein Bewußtsein zu beruhigen, sie auf die ästhetische Erziehung anzuwenden; er bestimmte daraus — es war ja eigentlich nur die Bestätigung früherer Anschauungen — die Haltung und Aufgabe des Künstlers, den ästhetischen Zustand, die ästhetische Stimmung, den ästhetischen Menschen. Den Nutzen wie die Gefahr ästhetischer Sitten hob er scharf hervor und wahrte die Hoheitsrechte der Vernunft und Sittlichkeit gegenüber den Zumutungen einer oberflächlichen Belletristik und innerlich angefaulten Schönseligkeit. Er wandte die Begriffe vom physischen, ästhetischen, moralischen und durch das neuerfüllte Schöne zum wahren Menschen erst wiedergeschaffenen Menschen auf die Epochen der Geschichte an. Er entwaffnete, während Kant den Trieb zum Bösen schuf, diesen Zorn

Gottes, wenn man so sagen darf, durch die Annahme eines Spieltriebs, der Freiheit und Sinnlichkeit, Geist und Natur versöhnte. Er faßte endlich, ohne eine Erklärung damit zu beabsichtigen, den Gegenstand des Spieltriebs als „lebende Gestalt", als den nach seiner Entwicklung von Leben, von Gestalt entsprechendsten Ausdruck für das Schöne. Kurz, wir sehen überall Leben und Fruchtbarkeit an dem mächtigen Strom erblühen, den er aus der Vernunft in die Kunst geleitet hatte. Um aber ja keinen Zweifel darüber zurückzulassen, daß er der Lehre Kants, wie er an Goethe (28. Oktober) schreibt, in ihren Fundamenten treu bleibe, gab er in seinem ästhetischen Testament, in dem schönen Aufsatz „über das Erhabene" aus dem Jahr 1796, zuerst gedruckt 1801, eine Ergänzung seiner Briefe, eine vertiefte Begründung seiner Theorie des Tragischen, ein Programm seines eigentümlichen Künstlerberufs. „Das Schöne," sagt er, „macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern."

Die Hauptthaten, die einzigen, deren er mit dem Kantischen System fähig war, hatte er binnen zwei Jahren verrichtet. Er griff immer eifriger wieder zum Wallenstein. Wir sahen ihn 1794 im Frühjahr daran arbeiten. Mit der wiederkehrenden Gesundheit regte sich der künstlerische Schöpfungsdrang. Litterarische Unternehmungen und Humboldts Umgang halten ihn noch eine Zeitlang auf. Aber bald werden wir ihn das Unerhörte leisten sehen. Während die Philosophen, wie Reinhold und Kant, seine Theorie bewunderten, während Fichte (September 1794) sagte, daß, wenn die Einheit, welche in Schillers Gefühl herrsche, in sein System komme, von keinem andern Kopf so viel, ja von ihm schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten sei, während junger Nachwuchs leider zu flüchtig seine tiefsinnigen Sätze aufnahm, trat er, alle Kräfte befeuernd, Goethe zu neuem Schaffen aufrufend, in neuer

Jugend mit Kunstwerken vor die Augen der erstaunten Welt, welche die durch sein System geforderte Würde der Kunst im Spiel eroberten.

VI.

Bekanntschaften.

„Was ich Gutes haben mag," schreibt Schiller an die Gräfin Schimmelmann, „ist durch einige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden: ein günstiges Geschick führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen, meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens." Aus der Sprache der Bescheidenheit in die Sprache der Wahrheit übersetzt, lauten vorstehende Worte etwas anders. Das günstige Schicksal Schillers war zum allergrößten Teil seine That. Er besaß die seltene Kunst, zur entscheidenden Zeit verwandte Geister in seine Bahn zu zwingen.

Eine in diesem Sinn entscheidende Zeit war für ihn der Sommer von 1794. Denn dieser Sommer verband ihn aufs engste mit Wilhelm von Humboldt, brachte ihn mit Fichte in nahe Berührung und begründete seine Freundschaft mit Goethe.

Wilhelm von Humboldt scheint bloß eine Gattung zu repräsentieren. Und doch steht er bei näherem Blick einzig da. Humboldt war ein Märker, stammend von edlem, begütertem Geschlecht, geboren in Potsdam den 22. Juni 1767. Wenn Varnhagen sagt, Humboldts Geist und Charakter habe sich unabhängig von seinem Lebenslauf gebildet, so erkennt man in seiner Entwicklung doch sein Geburtsland und seine Zeit. Der Preuße aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen hat in ihm alle Vollendung erreicht, welche man ohne Genie ersten Ranges erreichen kann. Denn Humboldts Größe liegt nicht in der Energie, sondern im Umfang seiner Begabung. Eine ganze Gattung norddeutscher Naturen teilt mit ihm „die logische Erziehung", er erhob sich darüber; eine ganze Gattung teilt mit ihm bei aller Verstandesschärfe den Zug tiefer Sehnsucht und weiß sie unter der spröden Hülle von Scherz und

Verneinung zu verstecken, aber bei ihm wurde sie die Quelle von Ideen. Viele haben sich durch ähnliche Vielseitigkeit der Welt bemerklich gemacht, Humboldt hat sie alle übertroffen, denn Humboldt vollbrachte das Unglaubliche, er war zugleich ein preußischer und ein ästhetischer Staatsmann. Bei der nüchternsten Kenntnis der Menschen und der tiefsten Erkenntnis des Menschen nahm er, ein Staatsmann „von perikleischer Hoheit des Sinnes", in das praktische Gebiet die Ideen hinüber, welche er in den üppigen Feiertagen einer ganz ausgekosteten Muße, in dem Umgang mit den Griechen und unsern Dichtern sich zu eigen gemacht hatte. Ein Diplomat, von dem Talleyrand sagt: que c'était un des hommes d'état, dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre, war der Schöpfer der Sprachphilosophie, der Uebersetzer des Agamemnon, der Begründer der Berliner Universität und der erste Minister der ganzen modernen Zeit, welcher die Künste als volkserziehende Mächte behandelt wissen wollte.

Das Geheimnis dieser Größe kann man in Schillers Briefen über ästhetische Erziehung lesen. Die Fertigkeit, aus dem Sinnlichen ins Vernünftige und aus dem Vernünftigen ins Sinnliche überzugehen, eine Fertigkeit, auf welcher alle wahrhafte Praxis beruht, hatte sich Humboldt anerzogen. Eine Rüstigkeit solcher Art, kühl, klar, schlagfertig und eben so warm, ernst und tief begeistert, dabei doch keine Schranke eitel versteckend, muß sich, wenn man Varnhagens Meisterskizze deuten darf, schon in seiner Körperlichkeit ausgesprochen haben. Humboldt war hager, nicht muskulös, aber von um so stärkerer Nervenkraft, hoch, in den Schultern vorgebogen. Die zurückweichende Stirn, die heraustretenden Forscheraugen, die zarte Blässe des ruhigen Gesichts, die sanftschneidende Sprache, um so sanfter, da ein organischer Tik ihn zwang, das Sch wie S auszusprechen, — es ist das Bild einer immer strebenden, beobachtenden und doch in sich gebundenen Persönlichkeit.

Als Schiller zum erstenmal mit ihm in Berührung kam, war Humboldt ein sehr junger Mann. Aber die Namen seiner Freunde Campe, Forster, Jakobi und Friedrich August Wolf bezeichneten das ungemeine Gebiet, welches für das Gebäude seiner Bildung bereit lag. Jedem dieser so sehr verschiedenen Männer folgte er auf

dessen Eigentum, jedem mit ganzer Seele und mit den nötigen Kenntnissen. Und doch behielt er bei jedem sich selbst, Forster und Jakobi gegenüber blieb er Kantianer, Wolf gegenüber blieb er modern genug, um neben Pindar und Aeschylus auch Schillers Don Carlos und seine Künstler zu bewundern.

Durch seine Herzensschicksale sich wenigstens aus der Ferne mit Schiller berührend, lernte er im Dezember 1789 in Weimar endlich den Dichter persönlich kennen. Er fand seine Erwartungen noch übertroffen. Noch in demselben Monat besuchte er ihn in Jena. Aber Schiller war damals nicht leicht zu erobern, Humboldt nie leicht zu erkennen. Er hatte die flüchtige Beweglichkeit des Glücklichen, die Glätte des Sorglosen, nicht einmal den ausgesprochenen Drang nach einem Beruf, denn seine juristische Laufbahn in Berlin hatte er aufgegeben. Schiller bedurfte eines unfertigen Freundes nicht, und an Humboldt glaubte er die schlimmste Unfertigkeit zu bemerken, eine angeborne Flachheit. Daß Humboldt noch kein Schriftsteller sei, ward Schiller gewahr, als ihm Humboldt Arbeiten zusandte. Ein Bruchstück aus dem Aufsatz über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates ging erst nach einer grausamen Operation in die Thalia über.

Aber Humboldt war nicht der Mann, vor Korrekturen zu zittern. Er lebte des Gedankens, daß, wer sich und seine Kräfte nach allen Richtungen hin bilde, schon die Aufgabe des Menschen erfülle. Es war, nur auf die Spitze gestellt, dieselbe Ansicht, nach welcher Schiller und Goethe ihr Leben gestalteten. Es war die Auffassung der Kultur als eines großen Lebendigen, in welchem „alles Frucht ist und alles Samen". Man hat Humboldt deshalb getadelt. Als wenn zu befürchten stünde, daß solch ein Lebensgrundsatz, der schon eine geistige Größe voraussetzt, zum Schaden des allgemeinen Besten auch allgemein werden würde! Wer sich so isolieren kann wie Humboldt, der darf sich isolieren. In dieser Isolierung, in der einsamen Muße seines Landgutes Burgörner, reifte er, mit seiner Karoline über Aeschylus sinnend und mit Wolf philologische Briefe tauschend, Schillers Freundschaft entgegen.

So lange dieser als kümmerlich Genesender sich mit der Aufnahme des Kantischen Systems befaßte, bot ihm Jena des Um-

gangs genug. An Kantianern war dort kein Mangel. Man aß mit Kant zu Mittag und mit Kant zu Abend. Der Magister Heinrich von Gros übertraf alle bisherigen Freunde an Klarheit und Scharfsinn. Aber jemehr Schiller als produktiver Aesthetiker auftrat, desto mehr fehlte ihm sein Körner, der zu dem Denker auch den Aesthetiker mitbrachte. Er wollte auch in den Umgangsformen den ganzen Menschen ausgeprägt sehen, ja er verlangte, wie wir wissen, in Augenblicken selbst nach einer milderen, schonenderen Natur, als Körner war, nach einem Freunde, der nicht bloß fortwährend den Dichter in ihm aufforderte, sondern vor allem die nach einem Unendlichen rücksichts- und selbstlos vordringende Gedankenthätigkeit in ihm förderte und anerkannte. Er fand ihn endlich in Humboldt.

Im April 1793 hatte sich Humboldt vorübergehend in Jena gezeigt und dort die Resultate, zu denen Schillers Untersuchungen über das Schöne gediehen waren, mit Wärme in sich aufgenommen. Zwar fand er den Begriff Schillers noch nicht ganz erschöpfend. Aber die hohe Stufe, auf welche durch diesen Begriff das Schöne gestellt wurde, mußte für Humboldt etwas Bestätigendes und Begeisterndes haben. Noch eben hatte er seinem Wolf geschrieben, daß er über dem Studium seiner geliebten Hellenen auch den Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu ergreifen, verloren habe. Jetzt war der Wert solcher Studien auch auf dem Vernunftwege gesichert. Aus dem neuen Gesichtspunkt mußte nun erst das erworbene Material geprüft werden. Auch Humboldts Neigung hatte sich längst für das strengere Schöne entschieden. Er genoß gern, aber die Gegenstände seines Genusses waren ernst und groß. Pindar, Aeschylus, Thukydides waren seine Lieblinge. Und wo er sinnlich genoß, da mußte ihm der Genuß wenigstens Beobachtungen zinsen. Nichts interessierte Humboldt neben den Griechen mehr, als das Verhältnis der beiden Geschlechter. Aus der Natur der geistigen Zeugung, aus der Wechselwirkung von Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit suchte er über das eigentümliche Wesen der griechischen Dichtung und über die Hervorbringung des Schönen Ideen zu gewinnen.

Schon damals lud Schiller ihn ein, ganz nach Jena zu ziehen. Humboldt, ohnehin unfähig, solchem Wunsch aus Schillers Munde

zu widerstehen, sah, daß allein hier und bei diesem Dichter die Ringschule sei, in welcher das deutsche Hellenentum, das Ziel auch seiner Sehnsucht, Rüstkraft gewinnen müsse. Tief erregt ging er nach Dresden, auch noch in Körners Seele das Bild Schillers und der Idee des Schönen zu suchen, und zog sich dann, mit den Bedenken Körners bereichert, in die Einsamkeit seines Gutes Burgörner zurück. Er wiederholte ernst und emsig Kants Kritiken, und so vorbereitet kam er im Februar 1794 mit seiner angebeteten Karoline und seinem Knaben nach Jena. Fichte, der Historiker Woltmann wurden hier erwartet. In dem Kreise der Schütz, Hufeland, Gros bald eingelebt, trat Humboldt dem heimkehrenden Schiller entgegen.

Gleich nach den ersten Gesprächen erkannte dieser, was er an dem jetzigen Humboldt gewonnen. Er rühmte dem Dresdener Freunde die seltene Totalität seines Wesens und daß sich im Gespräche mit Humboldt alle seine Gedanken und Gefühle leichter entwickelten. Noch fand er freilich, daß Körner reichlich an Tiefe gewinne, was er auf der Oberfläche gegen Humboldt verliere. Aber Humboldt hatte um so größere Schätzung für fremde Tiefe. Er wäre nicht fähig gewesen, einen so genialen Uebergang zu machen, wie Schiller mit dem Begriffe des Schönen aus der Sphäre der Verstandeszweckmäßigkeit in die der Vernunftähnlichkeit gemacht hatte. Dieser eigentliche Ideenstoff, so ist wohl Schillers Aeußerung über Humboldts Mangel an Stoff zu verstehen, mußte seinen intellektuellen Kräften damals noch zugeführt werden, um sich als belebendes Samenkorn in das reiche Material zu senken, welches niemand mit mehr Beobachtung, mehr Studium sich zusammengetragen, als Humboldt. Hierzu drängte die ganze Zusammensetzung seiner Seelenkräfte. Humboldts Intelligenz war wesentlich der Verstand, immer teilend, scheidend, aus tausend Blättern gleichsam einen Tropfen Rosenöls destillierend und der tausend hierzu bedürftig. Seine Phantasie und sein höchstes Denkvermögen waren am wenigsten thätig. Da aber seine Einsicht und seine sittliche Kraft auf Allseitigkeit drang, seine Empfindung ihn aufs reichste unterstützte, so mußte er immer bestrebt sein, durch ein rastloses Aufnehmen, durch das genaueste und umfassendste Aneignen der breitesten Erscheinungswelt sich den Dienst der feh-

lenden Geistesglieder zu ersetzen. So war ihm auch Schiller vor allem eine Erscheinung. Er reizte Schiller, sich fortwährend zu offenbaren, unmittelbar im Gedanken sein Wesen herauszustellen. Das ist die entscheidende Wichtigkeit dieser Bekanntschaft. Humboldt beschleunigte den Gedankenproceß Schillers, indem er ihn unaufhörlich erneute.

Den größten Gegensatz zu Humboldt bildete Fichte. Ganz nur energische Selbstthätigkeit, konsequent, kühn, war er durch und durch eine männliche, produktive Natur. Vom spekulativen Philosophen kann man sagen, er dürfe ohne Augen geboren werden. Der Gedanke ist seine Welt. Einer andern bedarf er nicht. Vielleicht von keinem Philosophen gilt dies mehr, als von Fichte. Schiller hatte ihn auf der schwäbischen Reise in Tübingen kennen gelernt. Wie hätten zwei so verwandte Geister sich nicht mächtig ergreifen sollen! Fichte hatte gerade den ersten Grundgedanken seiner Lehre gefaßt und rang nach Gestaltung und Verständnis der Welt aus seinem Mittelpunkte. Er führte den Kantischen Subjektivismus zur reinsten Konsequenz hindurch. Das eigentlich und allein Gewisse war nach Kant doch nur das Ich, die Persönlichkeit. Aber Kant faßte die Persönlichkeit als beschränkt menschliche und schwankte zwischen diesem Gewissen und einem Ungewissen, indem er die göttliche Persönlichkeit postulierte. Fichte erhob sich zuerst in die Sphäre des reinen Denkens, indem er das allein Gewisse als alleinigen Grund des Wissens ansah und nicht mehr vom menschlichen und göttlichen Ich sprach, einem Unterschiede, der bloß fürs Leben sei, sondern das absolute Ich zum Prinzip seiner Philosophie machte. Für solche That, in ihrer Art ebenso genial, wie Schillers Wiederversöhnung der Sinnlichkeit mit der Vernunft, mußte Schiller die allertiefste Schätzung haben. Er ließ sich nicht durch Fichtes harte und abstrakte Form zurückschrecken, an ihm den großen Inhalt zu suchen und sich soviel davon anzueignen, als er seiner Natur nach vermochte. Fichtes Einfluß zwang ihn, sich mit den schärfsten Waffen des prinzipiellen Denkens zu rüsten, durch diesen Einfluß wurde er veranlaßt, noch einmal die Kantischen Kritiken durchzuarbeiten, und unter ihm wurden seine ästhetischen Briefe umgeschmolzen. Dennoch stellte Schiller sich gerade Fichte gegenüber fest auf die ästhetische Form

seines Denkens. Der elfte Brief nahm das absolute Subjekt zwar auf, aber vor dem reinen Ich, für unphilosophische Leser so schwer zu denken, hatte er eine ästhetische Scheu. Das Sein und die Person, in der Gottheit ein und dasselbe, sind ihm die einfachsten Elemente des Menschen. Mündliche Aeußerungen Fichtes, daß das Ich durch seine Vorstellungen auch erschaffend sei, entfremdeten ihn bereits im Herbste 1794 dieser Lehre, aber Körners ungeteilte und bestimmte Bewunderung derselben erfüllte ihn, wie er Humboldt merken ließ, mit erneuerter Achtung, die sich auch in dem Xenion auf Fichte und Nicolai wieder ausspricht:

> Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
> Wenn du auf leichtem Kahn schwankest und Häringe fängst.

Aber die Einheit des Systems, zu welcher ihn Fichte so gerne hätte gelangen sehen, mied Schiller, vielleicht eben durch Fichtes Darstellung überführt, daß er dann eine Wirkung aufgeben müßte, an der sein ganzes Herz hing, die Wirkung auf den empfindenden, ganzen Menschen. Er begnügte sich, das bleibende Resultat jenes Idealismus, daß nichts von außen in den Geist hineingegossen werden kann, daß alles, was das Seinige werden soll, zufolge einer ursprünglichen Antizipation in ihm sein müsse, zu befestigen, und jenes Wort im zwölften Briefe, daß wir in alle Ewigkeit wir sind, dieser in allem Wechsel beharrende Geist ist der Lebensnerv seiner Kunst- und Weltanschauung geblieben. Wie sicher und bewußt er aber seine Aufgabe faßte, nie den Boden des individuellen Denkens zu verlassen, das ergibt sich aus einem merkwürdigen Brief an Fichte vom 4. August 1795, der auf das wahrhaftige und männliche Verhältnis jener Geister das hellste Licht wirft. Schiller hatte einen Aufsatz Fichtes „über Geist und Buchstab in der Philosophie," der für die Horen eingesandt war, mit herbem Tadel zurückgewiesen. Es kam zu Erörterungen, und Fichte sprach unter anderm die Meinung aus, daß Schillers philosophische Schriften dadurch so anstrengten und ermüdeten, daß sie die Einbildungskraft zwängen, zu denken. Sie würden gekauft, bewundert, aber weniger gelesen und gar nicht verstanden. In Bezug hierauf schrieb Schiller, welcher damals durch die beschränkten

und mißgünstigen Urteile über die Horen noch besonders erregt war: „Ich müßte eine ganz andere Meinung von dem deutschen Publikum bekommen, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühsamen und hartnäckigen Krise endlich mit sich einig geworden ist, sein Ansehen respektieren sollte.... Unabhängig von dem, was um mich herum gemeint und geliebkoset wird, folge ich bloß dem Zwang entweder meiner Natur oder meiner Vernunft... Wenn ich gleich aus äußern Gründen, die ich mit noch mehr Schriftstellern gemein habe, nicht gleichgültig sein kann, ob mich ein großes oder kleines Publikum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entspricht, — nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern suchte. Daß ein Schriftsteller, welcher diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publikums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liebt nur, was einen in Freiheit setzt, nicht was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemütern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird.“ Fichte hatte Schillers philosophischen Arbeiten kurze Dauer prophezeit. Nach zehn Jahren, schrieb Schiller in nur zu sicherer Vorahnung seines Todes, werde er weder mehr lehren noch schreiben und mit seiner Philosophie so still durch das Publikum gehen, wie jetzt. Aber er werde, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken gegangen, in hundert und zweihundert Jahren zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger gelesen werden, als jetzt. Warum? Weil in seinen Schriften sein ganzer Mensch lebend abgedrückt sei, während die Schriften Anderer, auch Fichtes, mit ihrem System vergehen und nur die Folgen, aber nicht der individuelle Effekt bleiben werde. Fichte hatte eine zu tiefe Verehrung vor Schillers Charakter, als daß er sich dauernd dem Dichter hätte entfremden können. An Schiller sandte er bei dem Konflikt mit der Regierung, der 1799 seinen Abgang nach Berlin veranlaßte, seine Appellation an das

Publikum zur Begutachtung und erwies ihm, als der Dichter 1804 nach Berlin kam, die herzlichste Gastlichkeit.

Zwischen Fichte und Humboldt sehen wir Schiller sich konsolidieren. Hielt Humboldt, der ganz individuelles Denken war, den Dichter in der Sphäre des Denkens fest, soweit ein Schiller überhaupt festzuhalten war, so trieb ihn Fichtes reines Denken eher zur Dichtung zurück. Die Schilderung, welche Humboldt von dem damaligen Wesen Schillers entwirft, beweist genügend, wie Schiller sich in diesem Verkehr hingab, ja wie er sich förmlich darin aufbrauchte. Wenn Humboldt immer darauf zurückkommt, die Ruhe und Milde Schillers zu preisen und daß der Gedanke im höchsten Sinne Schillers eigentliches Element gewesen, so war diese Milde, wie diese rastlose Denkthätigkeit eben die Eigenschaft desjenigen Schiller, welcher der Freund Humboldts war. Das Bild, welches Humboldt in einem Brief an Körner von unserm Dichter gezeichnet hat, ist bei weitem energischer, als das, welches er später öffentlich gab. „Niemand," erzählt er von Schiller, „kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen Andern gesehen habe und mir keinen Andern, wenigstens nicht höher, denken kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftiget mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff ... Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl Niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte alle und richtig und allseitig beurteilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger

niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können, und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte."

Hier ist die Wahrheit des Goethischen

> Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
> Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Ein größeres Bild, als Humboldt gibt, ist von den männlichen Jahren Schillers nicht zu zeichnen. So groß zeichnet nicht die Bescheidenheit, so zeichnet nur die eigene Größe. Aber das Bild zeigt uns kaum noch einen Menschen von irdischer Signatur, es zeigt beinahe den reinen Dämon. Das Wort „dämonisch" tritt um diese Zeit bei Schiller in den ästhetischen Briefen auf. Goethe bezeichnete damit einen ganzen Komplex von geheimnisvollen Wirkungen. Auch Schiller erfuhr diesen Begriff an sich, er mußte in manchen Momenten fühlen, daß nicht mehr er, daß eine Macht aus ihm sprach, die ihn willenlos wie jenes Schwert in der Hand Johannas regierte. Einen solchen Stempel hatte schon die Art seines Gesprächs. Er sprach nicht eigentlich schön, er hielt keinen Vortrag, wie Herder, er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff. Aber bald spielte das Gespräch um einen allgemeinen Gesichtspunkt. Nach wenigen Zwischenreden sah man sich mitten in einer anregenden Diskussion. Es bedurfte nur eines Worts von Humboldt, um jede schlummernde Idee zu wecken. Schiller wußte es nicht, daß sie in ihm zuerst erwachte, er schien des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, allein von ihm die Idee zu empfangen. Schiller durfte dann in leichter Heiterkeit zu jeder sich darbietenden Nebenbeziehung hinüberschweifen, sich und dem Andern die vollste Freiheit gönnen, nicht er hielt den Faden, der Faden hielt ihn fest. Immer gemeinsam schaffend

und schmiedend hob er plötzlich das Resultat zur bewundernden Ueberraschung des Freundes im glücklichsten Ausdruck empor, aber noch nicht mit der Form zufrieden, ließ er es mutig wieder in die Gluten sinken. Und doch war es das rechte. Humboldt hatte es mit raschen Blicken erkannt, er zog es wieder hervor, er nötigte den Freund zu klarer Sichtung, zur schärfsten Bestimmtheit, Stunde nach Stunde verrann, endlich tief in der Nacht war man am Ziel. Und so ward jeder Abend beschlossen. Man sah sich täglich zweimal, auch die Frauen, innig vertraut, nahmen zuweilen an den Gesprächen teil, man lebte wie eine Familie. Gewiß, dieses rastlose Schaffen und Herumwenden seines geistigen Besitzes, dieses fortwährende Improvisieren hat nicht wenig zu der Leichtigkeit, Freiheit und Kühnheit beigetragen, welche Schillers spätere Werke auszeichnet. Aber auch die dauernden Gedanken, die wie mit dem Prägstock zu ewigem Werte gestempelt sind, hat es erzeugen helfen. Ja, in diesen Gesprächen, an denen wir bald noch einen Andern teilnehmen sehen, liegt die eigentliche Schmiede eines großen Teils unseres besten geistigen Eigentums. Es hat wohl etwas Ergreifendes, wenn man sieht, wie dieser Mann, mit dem Tod in der Brust, nicht Wetter und Wege scheut, um auch mit seinem Körner die gewonnenen Resultate zu prüfen. Körner, von einer Familienreise zurückkehrend, war verhindert, nach Jena zu kommen, aber Schiller setzte es durch, daß er ihnen im August wenigstens in Weißenfels ein Rendezvous gab, und hier disputierten, während Hannibal vor den Thoren stand, diese Männer mit antiker Sorglosigkeit anderthalb Tage lang über den Begriff des wahren Schönen und über den möglichen Weg, das deutsche Publikum zu dem Bewußtsein des ihm innewohnenden Idealmenschen zu bringen. Spreche man doch bei Schiller nur nicht von einseitigem Idealismus, von Entfremdung von der Wirklichkeit; es war eine großartige Politik des deutschen Geistes, eine Politik, die Preußen später unter Stein und Humboldt nachahmte, sich in dem Ewigen zu verschanzen, um, da die schlechte Gegenwart unrettbar verloren war, die bessere Zukunft zu retten. Das war die Politik Schillers. Dahin gingen seine Pläne, das trieb ihn, nicht zu ruhen, bis er die Genossen geeinigt, die leitenden Grund-

säße von ihnen beschworen wußte. Er irrte sich anfangs im Mittel, er glaubte, wie wir sehen werden, durch ein Journal seinen Zweck erreichen zu können; es war nur die thönerne Form, sie zerfiel, aber aus ihr trat glänzend ein gediegener Kern hervor, und dieser Kern hieß: Schiller und Goethe.

Neuntes Buch.

Schiller und Goethe.

1795 bis 1799.



I.

Schiller und Goethe.

Das deutsche Volk hat einen wahren Schatz edler Freundschaften zwischen großen Männern aufzuweisen. Die Namen Melanchthon und Luther, Blücher und Gneisenau werden ewig verbunden genannt. Aber wir bewundern diese Freundschaften nicht in dem Maße, wie die Freundschaft unserer beiden größten Dichter. Denn die Stärke bedarf der Besonnenheit und die That des Rates, und wir sehen es als natürlich an, daß beide sich zusammenfinden. Warum rührt und ergreift uns so mächtig der Bund zwischen Schiller und Goethe? Darum, weil er eine Versöhnung, darum, weil er ebenso sehr eine freie That war, als eine geheimnisvolle Wirkung der waltenden Ideen.

Ich will nicht das Allbekannte wiederholen, nicht erzählen, wie verschieden ihr Aeußeres, ihre Nerven, ihre Organisationen waren. Ich habe bereits angedeutet, worin sie einig waren und wie schroff sie sich trotzdem gegenüberstanden. Was führte sie endlich zusammen?

Schon in Mannheim hatte Schiller, wie meine Leser wissen, den Gedanken, durch eine Verbindung aller Dichter eine geistige Nationaleinheit zu schaffen. Mösers patriotische Phantasien hielten Goethe im Vaterlande fest. Allein eine unmittelbare Wirkung nach diesem Ziele hin gaben beide als unausführbar auf. Dennoch blieb beiden das Streben nach Einigung. Abgesehen davon, daß Goethe seine Kunstverwandten um sich zu sammeln strebte, äußerte sich dieses Streben noch im Jahre 1793 so naiv, daß, als ihn das Zusammenbrechen aller Verhältnisse und der Krieg in Süddeutschland in nächster Nähe erschütterte und verstimmte, er seinem Schwager Schlosser in Heidelberg, unter den Augen gleichsam des

Feindes, ruhig den Plan einer großen wissenschaftlichen Gesellschaft vorlegte. Schlosser lachte ihn aus. Nicht so spöttisch war man in Jena.

Seit mehreren Jahren trug sich Schiller mit einem ähnlichen Plan. Er dachte eine Zeitschrift zu gründen, welche alle ersten Schriftsteller Deutschlands und damit zugleich alle bessern Teile des Publikums aneinanderrücken sollte. Göschen hatte „ein großes vierzehntägiges Journal" vorsichtig abgelehnt. Allein bei seinem Besuch in der Heimat fand Schiller seinen Mann. Johann Friedrich Cotta, bei aller ruhigen Schlichtheit einer schwäbischen Natur von großartigem Geschäftsblick, ging sofort auf Schillers Unternehmen ein, zwar zuerst mit dem Ansinnen einer politischen Zeitung, welche als die Allgemeine Zeitung ins Leben trat, aber, als Schiller das von sich ablehnte, mit der vollsten Bereitwilligkeit zu allen Opfern, welche der Maßstab des neuen Projekts verlangte. Schillers Absehen ging auf ein Organ, das über den Tagesinteressen stand. Er hatte die Thalia, welche seit 1791 unter dem Titel „Neue Thalia" erschienen war, 1793 aufgegeben. Nach seiner Rückkehr besprach er seinen neuen Plan mit den Jenenser Freunden, man musterte den Parnaß und hoffte drei Generationen von Klopstock bis zu den Schlegel herab zur Mitarbeiterschaft an den Horen heranzuziehen. Es fragte sich, ob Goethe einem Journal beitreten werde, das Schiller redigierte. Schiller hoffte es. Wie war ihm diese Hoffnung gekommen?

Hatten doch beide nichts und am wenigsten Schiller etwas zu einer Vereinigung gethan! Hatte doch das milde Zureden eines Dalberg nichts geholfen! Ein leises Band knüpfte sich zwar durch Schillers Gattin, welche seit ihrer Kindheit Goethen bekannt und lieb war. Aber das konnte doch den Bund der Männer nicht schaffen. Es war eine tiefere Sympathie, die wir bei Goethe stärker und stärker walten sehen. Er kannte den Mangel seiner Natur. Er konnte, wie er an Fichte schrieb, „die Philosophen niemals entbehren und doch sich nie mit ihnen versöhnen". Jeder tiefere Geist muß sich irgendwo mit der Spekulation berühren. Und Goethe suchte solche Berührung. Was trieb ihn sonst, Schiller 1790 im November in Jena zu besuchen und mit ihm über Kant zu streiten, bevor noch Schiller im Kant zu Hause war? Die

Wahrnehmung, daß Goethes Philosophie zu viel betaste und aus den Sinnen hole, was er selbst aus der Seele schöpfe, hielt Schiller damals ab, über seine liebsten Gegenstände mit ihm zu sprechen. Ein Wort über Kunst hätte sie vielleicht schon damals verständigt. Denn Körner, welchen Goethe soeben in Dresden besucht hatte, war von den Moritz-Goethischen Kunstansichten, die vor allem auf Objektivität drangen, ganz erfüllt, und Goethe disputierte eigentlich durch diese Vermittlung fortan mit Schiller, ohne daß er es wußte. Das erkannte Schiller auch nach jener Unterredung an, daß Goethes Geist nach allen Direktionen forsche, daß er sich auf dem mühsamsten Wege ein Ganzes zu erbauen trachte, und „das," schrieb er, „macht ihn mir zum großen Mann".

Aber in Schillers Natur schien ein unwiderstehlicher Trieb zu liegen, das Gold der Charaktere durch die Schonungslosigkeit zu erproben, mit der er ihnen entgegentrat. Die, welche behaupten, Schiller habe eine gewisse Klugheit beobachtet, um Goethe für sein Journal zu gewinnen, kennen wohl schwerlich die bittere und ungerechte Anmerkung über Angelika Kaufmann in dem Aufsatz vom Erhabenen (über das Pathetische) in der neuen Thalia 1793. Schiller wußte es aus Goethes Munde, wie zärtlich er diese Freundin schätzte. Mußte er gerade sie und sie allein als Beispiel des „bloßen Sinnenreizes" in der Malerei anführen? Er ließ die Stelle später nach seiner Verbindung mit Goethe weg. Es war wohl natürlich, daß letzterer in Anmut und Würde, dieser graziösen Petition der Natur an den Geist, ganz die notwendige Anlehnung an die Kantischen Ideen übersah und sich dagegen an „gewissen harten Stellen" stieß, die er direkt und doch wohl mit Unrecht auf sich bezog. Freilich hatte Schiller wiederum über „das Genie und seine Unarten", über diese „Günstlinge der Natur" als bloße „Naturerzeugnisse" in einer Anmerkung sich ausgelassen, die, wenn sie nicht auf Goethe bezogen ward, nur noch schlimmer sich las, indem ihm dann selbst das Genie, absolute Naturbegabung, abgesprochen wurde, welche er mit Moritz für das unbedingte Erfordernis jeder künstlerischen Organisation hielt. Die Kluft zwischen ihren Denkweisen erschien Goethe ungeheuer, und da jeder Mensch im andern am ersten das bemerkt, was ihm selbst mangelt, so hat auch später Goethe diese Kluft in die Formel gefaßt, daß Schiller

auf Seiten der Freiheit und er selbst auf Seiten der Natur gestanden habe. Gervinus hat bereits die Einseitigkeit und auch das Zutreffende solcher Formeln hervorgehoben. Die Kluft war groß, aber nicht unausfüllbar. Das zeigte die erste gründliche Begegnung.

Goethe hatte sich, verstimmt über das Toben der politischen Stürme, in halb spottender, halb trauernder Resignation nach innen gekehrt und verlebte im Winter auf 1794, in physikalische und ästhetische Studien vertieft, mit seinem treuen Anhänger Meyer einsame Tage. Originales hatte er lange nicht mehr produziert. Wilhelm Meister und Faust lagen längst begonnen und unterbrochen da und sahen ihn wie fremdgewordene Gebilde an. Meyer war eben kein Freund, der ihn mit energischem Ruck in eine neue Bahn hineinreißen konnte. Dagegen fand er aufmunternde Teilnahme bei Charlotte von Kalb, mit welcher er seit Jahren freundschaftlich verbunden war, und interessierte sich mit ihr lebhaft für Fichtes Auftreten. Um sich anzuregen, ging er öfters nach Jena.

Hier begegnete ihm im Mai auf einem Spaziergange der eben heimgekehrte kranke Schiller. Der Anblick muß Goethe tief erschüttert haben. Er sprach es gegen Meyer, der mit ihm war, aus, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr zu leben habe. Schiller erschien ihnen wie das Bild des Gekreuzigten. In dem Mund eines Nebenbuhlers hat dieser Vergleich etwas ungemein Edles. Aber Goethe sollte bald erfahren, daß in dieser scheinbar verlöschenden Flamme Kraft genug sei, sie beide zu neuem Schaffen zu entzünden.

Wahrscheinlich in derselben Zeit wohnten die beiden Dichter einer Sitzung der vom Professor Batsch gegründeten naturforschenden Gesellschaft bei. Zufällig gingen beide zugleich hinaus, ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller, der sich immer für Naturwissenschaften interessierte, machte die Bemerkung, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, sei für den Laien nicht eben erfreulich. „Ich erwiderte darauf," so erzählt Goethe, „daß sie dem Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleiben und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und einzeln vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt

zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanze lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft an; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte (ganz richtig): das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller, der die Freiheit anderer im Gespräch so vollendet zu schonen wußte, antwortete darauf, wie „ein gebildeter Kantianer". Beide hielten sich für unüberwindlich. Es kam zu keinem Resultat. Aber der erste Schritt war geschehen. „Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten." Nun forderte am 13. Juni Schiller in einem höchst formvollen Billett den großen Antipoden zur Teilnahme an den Horen auf und legte den vorläufigen Prospekt für die Mitarbeiter bei. Goethe scheint über diese Annäherung überaus froh gewesen zu sein, denn am 21. antwortete er, er wolle mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Er teilte den Freunden Fritz von Stein, Jacobi, der Frau von Kalb es wie ein Ereignis mit, daß Schiller freundlicher und zutraulicher werde. Im Juli war Goethe wieder in Jena, und jetzt erfolgte in einem „Gespräch" von Schillers Art die erste Verständigung ihrer künstlerischen Ueberzeugungen. Zwischen ihren Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, das zeigte sich in ihrem auf ganz verschiedenen Wegen errungenen Schönheitsbegriff. Denn Goethe faßte das Schöne als „Vollkommenheit mit Freiheit", er war von der Natur ausgegangen, und Schiller als „Freiheit in der Erscheinung mit technischer Vollkommenheit", er war von der praktischen Vernunft als dem Gebiete der Freiheit ausgegangen. Goethe sandte sofort einen Aufsatz, in welchem er seinen Schönheitsbegriff auf organische Natur anwandte. Meyer, der sich in Dresden auf-

hielt, konnte Körnern aus einem Briefe Goethes mitteilen, daß dieser lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt habe, wie bei Schiller in Jena. Goethe rechnete von diesen Tagen eine neue Epoche seines Lebens.

Nun schritt Schiller kühn und rasch, wie er war, in seinem herrlichen Briefe vom 23. August zur Besieglung des Bundes. Mit edler Hingebung teilte er zwischen ihnen, sich nur die Mängel, Goethen alle Tugenden gebend. Er pries die gleichgewogene Kraft und den beobachtenden Blick, „der so still und rein auf den Dingen ruht." „Sie suchen," schrieb er, „das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird..... Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzubringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält." Er geht auf den Dichter Goethe über. Wäre, meint er, Goethe als Grieche oder Italiener geboren, so würde solch ein Prozeß nicht nötig gewesen sein; jetzt, von einer nordischen Natur erzogen, müsse er von innen heraus und gleichsam auf rationalem Wege ein Griechenland gebären. Das könne nicht wohl anders, als nach leitenden Begriffen geschehen, so wenig sich diese logische Richtung mit der ästhetischen vertrage, durch welche allein der Geist bilden könne. Aber auch hier leite Goethen sein philosophischer Instinkt, der mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft übereinstimme. Und nun stellt er, das ist für uns die wichtigste Stelle des Briefes, den spekulativen und intuitiven Geist gegeneinander. „Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit

Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen."

So hatte Schiller mit diesem Briefe, der gewissermaßen die Elemente zu dem im nämlichen Sommer entstandenen Aufsatz über das Naive enthält, weit mehr gethan, als bloß „die Summe von Goethes Existenz gezogen". Goethe verlangte in seiner herzlichen Antwort nun auch Schillers Geistesgang kennen zu lernen. Eigentlich hatte er hierüber bereits genügende Auskunft. Denn Schiller hatte die beiden Ideale gezeichnet, denen sie von ihrer beiderseitigen Schranke aus nachzuringen hatten. Aber Schiller ging auch darauf ein, teilte ausdrücklich dem Freunde das intuitive Genie zu und behielt für sich nur den bescheidenen Titel einer Zwischenart zwischen dem Begriff und der Anschauung. „Kann ich," schrieb er, „dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande gerettet." Schiller sandte einen Teil seiner ästhetischen Aufsätze (unter andern auch die Briefe an Körner vom Februar 1793 über den Begriff des Schönen) und Goethe versprach den Wilhelm Meister. Schon begann er an Schillers Art, die Dinge anzusehen, das größte Gefallen zu finden, und wenn es nicht in seiner Natur lag, eine Bewunderung auszusprechen, die er noch nicht empfand, oder über ihr beiderseitiges Wesen sich mit solchem Scharfblick zu entfalten, den seltenen Ernst, der in allem herrschte, was Schiller geschrieben, erkannte er willig an, und an gutem Willen stand er dem neuen Freunde nicht nach. Er mußte

ihn jetzt in seinem Hause haben; unter seinen Sammlungen, Aug' in Auge mußte er sein Wesen aufschließen. Er lud Schiller zu längerem Besuch ein. Dieser, so krank er sich fühlte, sagte mit Freuden zu, und die plötzliche und tägliche Anschauung eines Lebens, das in Tausenden von Steinen, Präparaten, Zeichnungen die Denkblätter einer erstaunlichen Thätigkeit, einer ununterbrochenen Berührung mit der Natur und den Mustern der alten Kunst aufzeigte, mußte ihm den ganzen Gegensatz zwischen seiner Familie von Begriffen und diesem Königreich offenbaren, auf Augenblicke ihn sogar mit ungerechtem Widerwillen gegen die Spekulation erfüllen. Er vermutete in einem Brief an Körner vom 29. September, daß der Aufenthalt sehr viel auf ihn gewirkt habe.

Auch Wilhelm von Humboldt hatte gelegentlich an diesem Verkehr teilgenommen. Schiller brachte Goethen nicht bloß sich, er brachte ihm noch zwei edle Freunde in Humboldt und Körner zu. Ich überlasse dem Leser die interessante Aufgabe, zwischen diesen Männern, Fichte, Schiller, Goethe, Humboldt, Parallelen zu ziehen, die gewaltige Denkthätigkeit in den ersten, die ungemeine Rezeptivität in den letzteren zu vergleichen. Sie bilden die reinste Skala vom höchsten Vernunftvermögen hinab durch die Einbildungskraft zur Empfindung und zum Verstande, und nimmt man Körner dazu als praktischen Menschen, der sich doch harmonisch zu vollenden strebte, so hat man so ziemlich die edelsten Grundtypen des deutschen Charakters erschöpft. Es wäre ungerecht, über Goethe die Freundschaft jener andern zu vergessen. Vollends zu weit aber geht die Behauptung Hoffmeisters, daß Schiller in der Schule Humboldts erst Goethes Umgang entgegengereift sei. Hat Goethe doch selbst und mit so entzückender Liebenswürdigkeit die Wahrheit gesagt. Er sandte dem Freunde 1797 ein Mineralienstück mit den Worten:

„Dem Herren in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein
Und sagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brötchen sein!
Von vielen Steinen sendet dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen gibst du bald dafür
Ihm tausendfach zurück."

Das, was Schiller, nach Körners Meinung, noch fehlte, um wieder zum ruhigen Bilden zu gelangen, ein gewisses freies Schwelgen der Phantasie und ein gelassenes Aufnehmen der Erscheinungen ohne vorgreifende Selbstthätigkeit, das konnte durch die Anschauung von Goethes geistiger Werkstätte befördert werden. Die Fülle von Erfahrung, die Art der Beobachtung, wie sie Goethe besaß, lenkte ihn zur Rezeptivität, aber wäre diese Milderung seiner Selbstthätigkeit früher eingetreten, so wäre die Ausbildung seines spekulativen Vermögens nicht möglich gewesen. Und Schiller war es doch wieder, der, nach Goethes eigenem Geständnis, diesen bei seinen optischen Untersuchungen zur Schematisierung und zum Ordnen zwang, der ihn mahnen mußte, sich aus dem verschlingenden Strudel des Sammelns und Untersuchens zum selbstthätigen Bilden emporzuraffen, und dessen Rat Goethe zur Vollendung seines Meister befolgte.

In Wahrheit, man verkennt das Wesen des künstlerischen Schaffens, man verkennt die Natur des Menschen, wenn man solchen Einflüssen eine schöpferische Tendenz beilegt. Sie sind regulierend, spornend, bewahrend, aber die innere Quelle der Individualität ist nicht chemisch umzumischen; was Schiller aus sich machte, lag in ihm selbst. Welchen belebenden Einfluß beide auch auf einander übten, das alles ist doch unbedeutend gegen das noch nie bis dahin gesehene Vorbild, welches sie für alle Zeiten dem deutschen Volke mit ihrem Bunde gegeben haben. Mit Recht meint Gervinus, daß, wenn einmal die Einigung und gegenseitige Anerkennung der Gegensätze, welche in unsern Dichtern zur reinsten Erscheinung kamen, in weitesten Kreisen und größeren Gebieten fortgeschritten ist, auch wir von jener Aussöhnung eine neue Epoche zählen können. Die Reformation hat das geistige Leben der Nation zerrissen und mußte es zerreißen, die Dichtkunst hat es wieder geeinigt. Schillers und Goethes Bund ist der erste schüchterne Umriß einer neuen nationalen Gestaltung. Ehe noch die größten feindlichen Stämme vor den Waffen Frankreichs sich einten, verbrüderten sich die größten, die entgegengesetztesten Dichter. Es war die altgermanische Sitte, die Sänger gingen den Heeren voran.

Sie waren sich vollkommen ebenbürtig. Schillers Familie von Begriffen umspannte das ganze Königreich Goethes. Sie

waren wirklich die zuletzt zusammengetroffenen Gefährten einer langen Reise, einer Reise, die nicht bloß von Sturm und Drang bis zu Schillers Tode ging, sondern von Homer bis in alle Zukunft. Darum hatten sie sich vom fern vergangenen und unendlich vorliegenden Wege so viel zu erzählen. Vor allem Schillers Aufgabe war es, die feste Richtung desselben auszusprechen. Er that es mit den ästhetischen Briefen. Im Oktober 1794 sandte er den Anfang derselben an den Freund in Weimar. Das war endlich die Philosophie, welche Goethe als sein Teil erkannte. Wie einen köstlichen Trank schlürfte er sie, so gestand er, auf einen Zug hinunter. Es war wohl ein wenig zärtliche Freundschaft, wenn Schiller sagte, er habe Goethes Bild in dem Künstler gezeichnet, den er fähig hielt, der Zeit im Spiele die Richtung aufs Edle zu geben. Das Bild zeichnet vielmehr das gemeinsame poetische Ideal, und wer wollte wagen, ein schöneres zu entwerfen!

„Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern, furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen..... Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

Er gab Goethen jetzt noch einmal, was er einst in den Künstlern gegeben, und in der Form der Reflexion erkannte Goethe als sein Bekenntnis wieder, was er in der früheren poetischen Form nicht hatte erkennen wollen. Dieses Bekenntnis und die weitere Aus-

führung von der herzustellenden Totalität des Menschen durch die Richtung, welche die Kunst seinen Sinnen geben kann, dies war das ihnen Gemeinsame, es war ihre poetische Natur, empor- und vorausgehoben über den Häuptern ihrer irdischen Existenzen. Dieses Gemeinsame konnte Schiller allenfalls auch aus Goethes Dichtungen schöpfen, das feine Spiel der Unterschiede, an welche dieses Gemeinsame in ihnen geknüpft war, vielleicht nur aus dem persönlichen Umgang.

Das verleiht seiner Schilderung von dem Realisten und Idealisten im Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung eine solche Wahrheit, ja er gibt selbst in sich das Beispiel einer Vereinigung beider Seiten, indem er jenen Unterschied, den er aus der zweifachen Natur des Menschen als Idealist ableitet, mit der reichsten Beobachtung des Realisten schmückt. Wie er seinem Humboldt zur Erscheinung ward, so ward ihm Goethe und vielleicht niemand zuvor in dem Grade zu einer Erscheinung. Glaubt man nicht Züge von Goethes Wesen zu erkennen, wenn Schiller vom Realisten sagt: „Auf alles, was bedingungsweise existiert, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens, aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen. . . . . Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas Unbedingtem gelangen, so muß er es auf dem nämlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung." Seine Moralität liegt in der Summe seines Lebens. Sein Wille fließt zwar nicht aus materialistischen Antrieben, aber doch aus der Natur, freilich aus der Natur als notwendigem Ganzem. Auf Würde und Größe wird er keinen Anspruch machen können. Denn diese ist nur der Preis der Selbständigkeit und Freiheit.

Und nun dagegen das Bild des Idealisten. Im Wissen befriedigt ihn nicht die einzelne Erkenntnis, sondern philosophische Einsicht, in der moralischen Beurteilung wird ihm die sittliche That im Einzelnen, weniger die moralische Gleichförmigkeit im Ganzen gehören. „Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts

von diesem Opfer. Sein System bewährt sich an Allem, wovon er Kundschaft hat und wornach er ein Bedürfnis empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat! Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande, und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst, weder sein Wissen noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verleugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen Andre. Er ist zwar großmütig, weil er sich Andern gegenüber seines Individuums weniger erinnert, aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum ebenso leicht in Andern übersieht."

Schimmern hier nicht ganz bestimmte Züge aus unserer Biographie hindurch? Aber mit dieser Selbsterkenntnis, und mit der Anschauung dessen, was an ihnen beiden das Endliche war, hatte Schiller den ersten Schritt zur Ueberwindung seiner Schranke gethan. Ein geschichtliches Gesetz sprach er aus vom ewigen Streit des Realismus und Idealismus, der Erfahrung und der Idee, des Bestehenden und des Fortschritts, ein Gesetz, dessen Entdeckung für Männer, wie Gervinus, eingestandenermaßen das ganze Gebiet der Geschichte wie eine hochgehobene Fackel durchleuchtete. Beide Dichter wurden die ersten Bürger des neuen Staates, in welchem dieses Gesetz einst als wahres Duldungsedikt anerkannt sein wird.

Wir kehren aus dem Heiligtum dieses Bundes an seinen Eingang zurück. Er ist eng und beschränkt. Die Schattenseiten des Idealisten und Realisten treten hier stark hervor, und die beste Probe für den Ernst der Freundschaft war es, daß die gemeinsame Journalistik sie nicht zerstörte. Zum Glück hatten sich noch vorher tiefere Bande geknüpft. Die Lektüre des Wilhelm Meister, dessen Anfang Goethe im Dezember sandte, ward für Schiller eine reiche Quelle der Labung. Ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit überkam ihn, ein inniges Wohlsein. Dieses klare, volle, satte Leben, diese heitere, lebendige Darstellung machte ihn anfangs an seiner eigenen Kraft verzagen, verfeindete ihn in melancholischen

Augenblicken mit der Philosophie, wo alles so strenge, so rigid, so abstrakt sei, und „soviel“, schrieb er an Goethe, „ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph nur eine Karikatur gegen ihn.“ Ein extremer Ausspruch des Idealisten, den er selbst bald darauf zurücknahm, als Goethe das vollkommene Gleichgewicht zwischen Anschauung und Abstraktion pries, welches in Schillers neuen Gedichten herrsche. Jetzt ließ Goethe den Don Carlos aufführen und bedauerte lebhaft, daß Schiller nicht zu der Vorstellung herbeikam, jetzt trieb er ihn an, die Malteser womöglich noch zum Geburtstage der Herzogin zu vollenden. Aber so fest sich Schiller auch vornahm, das Stück wenigstens bis zu Ende des Winters zu liefern, es waren innere und äußere Ursachen genug vorhanden, welche ihn zwangen, in den geschmähten und doch geliebten Fesseln der Reflexion auszuhalten.

II.

Die Horen.

Bei Schillers journalistischen Unternehmungen drängt sich immer der Gedanke an seine äußere Lage auf. Die Kopenhagener Pension ging mit dem Jahre 1795 zu Ende. Zwar war Schiller durch eine Aussicht, welche sich ihm schon bei seinem Aufenthalt in der Heimat geboten hatte, über seine Zukunft beruhigt. Er sollte nach Tübingen berufen werden. Aber als im Februar 1795 eine solche Berufung wirklich eintraf, lehnte er sie, wohl zumeist im Hinblick auf Goethes Annäherung, ab und vertraute, wie er dem letzteren schrieb, seiner Feder und dem Himmel, der ihn noch nie verlassen habe. Wie sehr war Goethe über diesen Entschluß erfreut! Die Berufung wurde im März nochmals unter günstigen Bedingungen, unter Zusicherung vollster Freiheit wiederholt. Auch diesmal ohne besseren Erfolg. Doch nahm Schiller die Gelegenheit wahr und machte sich bei seinem Herzoge das Versprechen aus, daß im Falle der Not sein Gehalt (er betrug immer noch

200 Thaler) verdoppelt würde. Er hoffte, daß dieser Fall sobald nicht eintreten werde. Er hielt seine Existenz durch die Horen und durch ein zweites Unternehmen solcher Art, durch seinen Musenalmanach, hinreichend gesichert.

„Unser Journal," hatte er am 12. Juni 1794 an Körner geschrieben, „soll ein epochemachendes Werk sein, und Alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen." Aufs Kaufen kam es ein wenig mit an. Der Privatprospekt, welchen er den Mitarbeitern zusandte, enthielt seine Spekulation. Er rechnete so: jeder Schriftsteller habe einen Teil des Publikums, träten die vorzüglichsten Schriftsteller in eine Association zusammen, so würde ihr gemeinsames Werk alle Teile des Publikums vereinigen. Schillers Name als Redakteur hatte einen so guten Klang, daß auf die bloße Ankündigung der Horen sich die Subskriptionslisten füllten und selbst in den kleinsten Städten bis zu zwölf Exemplaren bestellt wurden. Die Zahl der Abonnenten stieg auf 2000. Die Zusagen, welche er von mehreren Schriftstellern empfing, waren ermutigend. Sein Bündnis mit Goethe stand wie ein günstiger Stern über der großen Geburt. Selbst ein früherer Antipode, Engel, dann Matthisson, Boie, Fritz Jacobi, Herder, der alte Gleim, versprachen ihre Teilnahme, letzterer mit der Bitte, sein Honorar den Armen zu schenken. Er hat nie einen Beitrag geliefert. Die unmittelbare Gegenwart Humboldts und zweier so thätigen Köpfe wie Fichte und gar Woltmann, der von der Philosophie der Geschichte bis zur Operette eine breite Front der Produktion darbot, stimmte trefflich in Schillers Plan. Cotta zahlte für die Redaktion 1000 Thaler und gab dem Redakteur die Freiheit, bis zu 6 Louisd'or den Bogen zu honorieren. Als Schiller im Juni 1794 auch den Dresdener Freund zu thätiger Mitwirkung, ja zu dem Ausschusse heranzog, welcher über die einlaufenden Artikel zu Gericht sitzen sollte, schrieb er an ihn: „Ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen." Nie hat sich ein Stoff schneller verflüchtigt.

Gegen Ende des Jahres komponierte Schiller die feierliche Ankündigung. Darin hieß es: „Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten und so von ihren

Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Wert zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden." Wohlanständigkeit und Gesetzlichkeit (Eunomia), Gerechtigkeit (Dike) und Friede (Irene) waren die Parolen, die Vereinigung der politisch geteilten Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit, der stille Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten der ausgesprochene Zweck. Von Freiheit stand kein Wort geschrieben. Von Politik und Religion sollte nichts in die Horen kommen. Ein strahlendes Alphabet von Mitarbeitern folgte dem Programm, darunter Seine Erzbischöfliche Gnaden der Koadjutor von Mainz, Garve, Engel, Schütz, Jacobi, Fichte, Woltmann, Goethe, die beiden Humboldt und andere.

Aber wie öde sah es bereits jetzt hinter den Coulissen aus! Wenige Tage nach dieser vom 10. Dezember datierten Ankündigung schrieb Schiller an Körner: „Goethe will seine Elegie nicht gleich in den ersten Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul, die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: Herr hilf mir, oder ich sinke." Und fast schlimmer noch stand es um die eingegangenen Beiträge. Goethe hatte gewiß den besten Willen für das Journal. Aber wenn der Verfasser des Reineke die wohlthätige Absicht gehabt hätte, Schiller auf einmal von aller Journalistik zu heilen, er hätte es kaum geschickter anfangen können. Goethe hatte zu seinem Bedauern den Meister soeben an den Buchhändler Unger verkauft. Er gab also die Unterhaltungen der Ausgewanderten und neben anderen Kleinigkeiten später seine römischen Elegien. Er verstieß damit sofort gegen die Hauptgrundsätze des Prospekts, mit den Unterhaltungen gegen das Versprechen, nicht zu politisieren und geistvoll zu unterhalten und mit den Elegien gegen das, was das Publikum Wohlanständigkeit nannte. Selbst Karl August nahm daran ernstlichen Anstoß. Schiller suchte

von den Unterhaltungen wenigstens sogleich eine größere Partie zu bekommen. Umsonst. Er hatte Körner zu melden, daß „dieses Unglück gleich das erste Heft treffe“. Um es kurz zu sagen, auch später gab Goethe als Schluß der Unterhaltungen das rätselhafte Märchen und, als Schiller um Bruchstücke aus Faust bat, Uebersetzungen. Ein noch gefährlicherer Mitarbeiter war Dalberg. Rücksichten hatten geboten, ihn einzuladen. Schiller hoffte, er werde verhindert sein. Aber „vom Koadjutor, hieß es bald, ist ein unendlich elender Aufsatz eingelaufen, den ich recht verlegen bin, wieder los zu sein“. Schiller half sich, indem er der sonst beobachteten Anonymität zum Trotz durch Abdruck eines von Dalberg an ihn gerichteten Briefes dessen Namen unter den Aufsatz brachte. Bei solcher Lage der Dinge mußte sich der Redakteur in der Not nach frischeren Kräften umsehen. In Dresden lebte damals, mit Körner bekannt, der junge Friedrich Schlegel. Sein Bruder August Wilhelm, zu jener Zeit als Hofmeister in Amsterdam weilend, hatte an Bürgers Journal „Akademie der schönen Redekünste“ mitgearbeitet und sich als Uebersetzer und Kritiker vorteilhaft empfohlen. Beide Brüder geberdeten sich anfangs als Schillers begeisterte Anhänger, wenn auch Friedrich sehr bald durch anmaßende Kritiken sich emanzipierte. Durch seine Vermittlung indessen ward wenigstens August Wilhelm zu frischer Thätigkeit für die Horen herangezogen. Aeltere Anhänger, wie Erhard, Dr. Gros, der junge Magister Hölderlin, welcher schon 1792 Beiträge für die Thalia lieferte und im Jahr 1795, da er zu leider sehr kurzem Aufenthalt in Jena eintraf, dem Dichter persönlich bekannt wurde, blieben Schillers Fahne getreu. Und bald entwickelte auch der weibliche Genius eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Sophie Mereau, die talentvolle Gattin des Professors Mereau, trat um diese Zeit unserem Dichter näher, später gab Karoline von Beulwitz ihre Agnes von Lilien; Friederike Brun, Amalie von Imhof, Heinrich Meyers begabte Schülerin in der Malerei, ferner Luise Brachmann mögen hier als Dichterinnen wenigstens erwähnt sein, wenn sie auch erst zu den Musenalmanachen der folgenden Jahre beisteuerten. Der Dilettantismus wuchs zum Verwundern der beiden Dichter schnell empor. Dagegen zögerte die ernstere Wissenschaft. Kant antwortete erst nach Ablauf von beinahe einem Jahr und noch dazu halb ablehnend, da er mit

richtigem Blicke das, worüber die Horen schweigen wollten, als das zeitbeliebteste bezeichnete. Wir wissen bereits, welche Spannungen aus Fichtes Beiträgen hervorgingen, und selbst Körners und Humboldts Schriftstellerei, die wenigstens der Routine entbehrte, heischte ein zartes, ein menschliches Anfassen. Es war eine stille, ungesehene Not, wenn Schiller noch dazu für die Musenalmanache all den Kosegarten, Langbein, Schmidt, Meyer, Pfeffel, Neuffer, Steigentesch und Woltmann ihre gereimte Ohnmacht korrigieren mußte. Ueberall mußte geschont, gehegt, sogar ermutigt werden. Welche Energie gehörte dazu, um aller dieser Plackereien Herr zu bleiben! Und doch war zuletzt alle Mühe verloren.

Das Unternehmen krankte an einem tiefen Widerspruch. Es ist immer ein Fehler, sich das Publikum nicht als ein berechtigtes Ganzes von gesundem Takte zu denken. Indem Schiller seine Briefe, seinen Aufsatz über das Naive und Aehnliches darbot, dachte er offenbar an Leser, die „eines Schwunges fähig sind“. An welche dachte er, indem er mittelmäßige Romane aufnahm? Er fühlte den unsichern Grund, auf dem er stand. Um den äußern Erfolg seiner Zeitschrift unbedingt zu sichern, wurden vierteljährliche Recensionen bei der Redaktion der Litteraturzeitung bestellt und von Cotta besonders bezahlt. „Die Recensenten“, schrieb er in einem Anfall übermütiger Laune an Goethe, „werden Mitglieder unsrer Societät sein. Wir können also so weitläuftig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß.“ Darin fand Goethe, der schon zwanzig Jahre „das Possenspiel der Autoren“ kannte, Humboldt, Körner, kurz die ganze Mitarbeiterschaft der Horen nichts Befremdendes. Die Biographen haben sich vor diesem Verfahren so fromm bekreuzt, daß es klar ist, welche unendliche Fortschritte unsere Moral in diesem Punkte gemacht hat. Aber war jenes Verfahren, das nicht verborgen bleiben konnte, bei solchem Programme klug?

Man thut den Journalisten von damals jedenfalls schreiendes Unrecht, wenn man behauptet, daß bloßer Brotneid die Ursache der allgemeinen Anfeindung war, welche die Horen erfuhren. Das ist schlechterdings nicht nachzuweisen. Ganz unabhängige Stimmen, wie Funk, Thielmann, Erhard erklärten ihr Mißbehagen, und als Schütz

in seiner ersten Recension unverschämt in die Posaune stieß, stimmte Körner in das Zischen ein, welches Hennings im Genius der Zeit passend entgegensetzte. Namentlich herrschte gegen Goethes Ausgewanderte eine wahre Erbitterung. Körner rief im Mai 1795 seufzend aus: „Was soll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht?“ Dagegen erregten Schillers Briefe, wo sie verstanden wurden, ebenso gerechte Begeisterung. Genz erkannte ihre politische Bedeutung, Sömmerring citierte Stellen daraus; freilich den Anhängern der Popularphilosophie waren sie zum Teil nichts als Kantische Begriffe in Schwulst gekleidet. In Halle, in Leipzig, in Gotha mehrten sich die feindseligen Urteile. Wilhelm von Humboldt war im Juni 1795 seiner totkranken Mutter zuliebe von Jena nach dem Familiengute Tegel bei Berlin übergesiedelt und hatte die nicht beneidenswerte Aufgabe, die dortigen Urteile für Schiller zu sammeln. Dieselbe Verdammung der Goethischen Ausgewanderten, dieselben Weissagungen über den schleunigen Horenuntergang. Entschiedenes Glück machte nur Schillers Belagerung von Antwerpen, nach Goedekes Ansicht eine Nebenstudie zur Geschichte des Abfalls der Niederlande, nach einem Brief an Körner zu urteilen, erst im März 1795 mit Anstrengung entworfen, um den Horen mehr Mannigfaltigkeit zu geben. Doch auch diese Arbeit wurde wieder nicht ihm, sondern Woltmann zugeschrieben. Humboldts Abhandlung über die Geschlechter veranlaßte in der Camera obscura, einem Berliner Schmutzblatt, einen Angriff mit cynischer Pointe.

III.

Der Musen-Almanach.

Schiller ließ sich den Sprühregen, der sich von allen Seiten über die unglücklichen Göttinnen ergoß, wenig anfechten. Er hatte einen Zaubermantel gefunden, durch den er sich hoch über diese Misere emporschwang. Goethe war nach Karlsbad gegangen,

Humboldt war in Tegel, alle abziehenden Elemente entfernt. „Ich lebe jetzt," schrieb er am 4. Juli an Körner, „ganz cavalierement; denn ich mache — Gedichte für meinen Musen-Almanach. Närrisch genug komme ich mir damit vor." Der genannte Musen-Almanach für 1796 sollte in der Hofbuchhandlung von Michaelis in Neustrelitz erscheinen.

Vom Juni bis September entstanden unter schweren körperlichen Leiden: Poesie des Lebens, die Macht des Gesanges, Pegasus in der Dienstbarkeit (im Joche), der Tanz, das Reich der Schatten (das Ideal und das Leben), Natur und Schule (der Genius), die Ideale, das verschleierte Bild zu Sais, Würde der Frauen, deutsche Treue, Columbus, die Elegie (der Spaziergang), der Abend, die Teilung der Erde und andere kleine Stücke; ein Füllhorn von edlen Schöpfungen, eben so bewundernswert durch ihre Originalität, wie durch die Mannigfaltigkeit in einem nicht sehr großen Gebiet. Denn von der Hoheit eines antiken Chors, damit möchte ich Würde der Frauen vergleichen, bis zum völligen Umschlagen in einen ganz eigenen großsinnigen Humor, wie er in der Teilung der Erde, im Pegasus so rührend waltet, ist eine Stufenleiter, auf welcher alle edleren Vermögen der Seele bis zum höchsten ergriffen werden. Alle diese Werke, vom einfachsten Gemälde in antikem Odenmaße, wie „der Abend", bis zur großen objektiven „Elegie" mit kulturgeschichtlicher Färbung, oder vom epigrammatischen „Columbus" bis zum andächtig mystischen „das Ideal und das Leben", alle sprechen als echte Dichtungen an, weil sie von der großen Persönlichkeit des Dichters, dessen heiligstes Anliegen sie enthalten, von dem reinsten und reichsten Gemüt, zugleich von jener Leidenschaft umhüllt und getragen sind, welche Humboldt vorzugsweise dem Deutschen zuteilte.

Weg hier mit allen Vergleichen! Ein Choral ist kein Frühlingslied, und es ist der schlechteste Geschmack, von der Violine Flötentöne zu verlangen. Weg hier mit einem Verhältnis vom Allgemeinen zum Besondern! Das Besondere würde ein großer Fehler sein, wo es sich in die Welt dieser luftigen Gedankenwesen, in die hohe Feier einer in sich selbst versinkenden Seele eindrängen wollte. Weg auch mit dem gemeinen Verstande, der den leidenschaftlichen Glauben an das Schöne nicht begreift, der nicht begreift,

daß für die dichterische Verklärung dieses Glaubens gerade der Widerspruch gegen das Leben und gegen die gemeine Regel der einzig mögliche Ausdruck ist. Nichts ist falscher, als Dichtungen wie „das Ideal und das Leben" philosophische Gedichte zu nennen, wenn man darunter versteht, daß Schiller bloß philosophische Wahrheiten mit ihnen habe lehren und verherrlichen wollen. Eben dadurch, daß dieser ekstatische Preis im Gewande des freien Spiels auftritt, ist der prosaische Vorwurf abgewehrt, als meinte der Dichter, solchen geweihten Moment als quietistische Maxime festzuhalten, und, indem er die Gestalt, den reinen Schein verherrlicht, dem Leben, aus dem alle Gestalt quillt, sein Recht zu nehmen. Nur als Gestalt steht das Schöne der sinnlichen Schwere gegenüber. Schillers Leben zeigt jedoch auf jeder Seite, daß er, um dem heiligen Dienst des Schönen sich weihen zu können, zuerst mit kräftiger Hand das Leben gestaltete. Es ist gerade, als behauptete man, Luther hätte die Lehre der Faulheit gegeben, weil er singt: Eine feste Burg ist unser Gott. Die Schönseligkeit der Romantiker mit Seitenblicken auf solche Gedichte von Schiller abzuleiten, ist ein gewaltsames Verfahren. Schiller war so klar darüber, was in der Poesie gestattet war, daß er z. B. der theoretischen Uebertreibung, mit welcher Friedrich Schlegel das Griechentum als das alleinseligmachende Kunstdogma pries, scharf und entschieden den Krieg erklärte. Einem einseitigen dichterischen Ausspruch, das wußte er wohl, stehen zehn andere gegenüber, welche seine Einseitigkeit zugeben.

Schon gegen Körner machte Schiller mit Recht geltend, daß Gedichte wie „das Ideal und das Leben" nicht seines philosophischen Systems zur Erklärung bedürften; und wehe dem Gedichte, das vorher des Studiums einer Philosophie bedarf! Er fuhr, wie er sagt, am Ufer der Philosophie herum, wir schauen mit ihm in das Wunderland der Ideen, aber das leichte Fahrzeug des Sängers trägt uns in rhythmischen Wellen spielend dahin, und ein großer Himmel überwölbt das Land der Wahrheit und das bewegliche Meer der Dichtung. Hegel stellte diese Gattung, worin nach Vischers Ausspruch Schiller Regel und höchstes Muster ist, sogar zum Liede. Vischer hat das Epigramm als einzig benannten Punkt der ganzen unbenennbaren Gattung bezeichnet. Der Name

Gedankenpoesie möchte kaum erschöpfend sein, denn es ist, wie gesagt, zugleich die Leidenschaft einer erhabenen Seele, die Andacht, die Religion des Schönen, des Ideals darin enthalten. Am wenigsten kann man mit Hoffmeister einstimmen, der solche Gedichte verfehlte Aufgaben nennt, welche vortrefflich gelöst seien.

Schiller geht in diesen Gedichten auf einer schmalen Grenzlinie, aber er geht auf ihr mit staunenswerter Sicherheit. Nicht mehr Körper gestattet er seinen Gedanken in „Ideal und Leben", als der Aether dieser Dichtung tragen kann. Er weiß diese Gedanken mit wunderbarer Bewegung, Spannkraft und ätherischen Leibern so zu bekleiden, daß sie den mythischen Gestalten, diesen Leibern ohne Leib, eng verbrüdert sind und deshalb leicht und fließend in sie übergehen. Nie ist er wie Goethe zum Lehrgedicht herabgestiegen, nie im Drama wie jener zur Allegorie. Bedauert man, daß solche Dichtungen nicht ins Volksbewußtsein übergehen können, so beklage man zuerst unsere ganze Bildung. Aber sie gehen wirklich ins Volksbewußtsein über, nur freilich als unsichtbare Kraft, die sie den Führern der Menge mitteilen. Ein Mann wie Körner fand doch nur in diesen Gedichten sein tiefstes Wesen angesprochen. Freilich gab Schiller seinem Humboldt die Weisung, wie solche Schöpfungen zu genießen sind. „Wenn Sie diesen Brief erhalten, lieber Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht." So schrieb er, das Reich der Schatten sendend. Und Humboldt, nachdem er gelesen, antwortete: „Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmut und vor allem dieselbe Tendenz, dies alles wie zu einer fremden, überirdischen Natur in Eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor." Wohl hatte Goethe recht, von diesen Gedichten zu sagen: „Sie sind nun, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte; diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nunmehr in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schönster Ordnung auf." Jeder der Freunde hatte einen andern Liebling unter den neuen Gedichten, der praktische Körner Natur

und Schule, Humboldt anfangs die Macht des Gesanges und die Würde der Frauen, worin er seine Ansicht über die Geschlechter so verklärt wiedergegeben fand; Goethe zog die Ideale vor, die sich am meisten der gangbaren subjektiven Stimmung nähern, und alle bewunderten den Spaziergang. Körner pries die Herrschaft über die antiken Maße, und Schiller meinte, diese Gewandtheit werde ihm bei den Chören zu statten kommen, welche er in den Rittern von Malta anzuwenden denke.

Denn jetzt, so verzagt er vor diesen Proben gewesen, jetzt hatte er Mut bekommen. Jetzt fand er, daß die strenge Bestimmtheit der Gedanken, die Frucht seines sauren philosophischen Weges, zur Leichtigkeit unerläßlich gewesen sei. Jetzt wollte er „das hohe Meer" befahren. Er trug sich mit einer romantischen Erzählung, er schwankte zwischen Epos und Drama und fragte die Freunde um Rat, zu welchem von beiden er sich bestimmen solle. Alle, Körner, Dalberg, Humboldt, rieten zum Drama. Humboldt schrieb, daß ihn dieses rastlose Vorwärtsstreben oft unendlich rühre. „Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu sein." Humboldt gab in seiner Antwort zugleich eine Analyse von Schillers dichterischem Charakter, die ebenso treffend, als liberal ist. Schiller, meint Humboldt, habe durch seine Richtung auf das Erhabene, welches doch, wie der Don Carlos beweise, keineswegs das zartere Spiel der Empfindungen ausschließe, einen eminenten Anspruch auf das heroische Drama. Hatte Körner geurteilt, daß Schiller bis jetzt mehr auf charakteristische Einzelheiten als auf harmonische Vollbildung gesehen, so fand sich Humboldt mit einem andern Ausspruche Körners noch besser zusammen, indem er meinte, daß die zu energische Selbstthätigkeit Schillers ihn von der ruhigen Aufnahme des Naturwahren abgehalten habe; daß deshalb den meisten seiner bisherigen Gestalten ein gewisser idealer Glanz beiwohne, der sie von Naturwesen unterscheide. Diese Debatte, welche immer Shakespeare und die Griechen zum Hintergrunde nahm, führte auf den Unterschied zwischen Schiller und Goethe, und Schillers Entgegnungen lehnten sich meistens an seinen Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung, welchen er als einen Uebergang zur erneuten Produktion ansah. Er erschien in dem 11. und 12. Stück der Horen

1795 und im 1. Stück 1796. Er war eine begriffliche Sicherstellung seiner eigentümlichen Dichternatur. Der Aufsatz ist nach seinem Geständnis an Humboldt mehr durch Instinkt geeinigt, als durch Prinzip, denn die ersten Stücke waren gedruckt, ehe die letzten durchdacht waren. Aber ein nicht „chicanierender" Leser, so bezeichnet Lessing treffend eine sehr große Gattung, wird die wahre Meinung Schillers leicht zusammenfinden. Wenn man bei Eckermann liest, daß selbst Goethe in jenem Aufsatze das Naive nicht nach Gebühr hervorgehoben fand, so muß man fast zweifeln, daß dieser Goethe je mit Schiller Umgang gehabt habe. Denn Schiller stellt gleich auf den ersten Blättern den Satz auf, daß jedes Genie naiv sei. Aber allerdings gab es naivere Zeiten und gibt es naivere Zustände, als die Zeiten und Zustände moderner Kultur. Die größere Vertiefung des Bewußtseins scheint der sinnlichen Frische und Harmonie, welche die Dichtung fordert, zu widerstreben. Diese Betrachtung hat nicht bloß Schiller, sondern auch Goethe beunruhigt. Denn beide hätten lieber aufgehört zu dichten, wenn sie an der Möglichkeit, ein Ideal zu erfüllen, verzweifeln mußten.

Die Hauptfrage, welche Schiller an Humboldt richtete (26. Oktober 1795), war: Inwiefern kann ich, bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter sein und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint? Er hatte die Schule der Griechen versäumt, er hatte Philosophie getrieben, und doch war er zum Dichter geworden, doch hatte er sich schneller als Andere und aus den getrübten Quellen von Uebersetzungen des griechischen Geistes bemächtigt. Noch mehr. Einen Ueberschuß bemerkte er bei allen neueren Dichtern, einen Ueberschuß an geistiger Tiefe. Gerade herausgesagt, ein Produkt sei um so ärmer an Geist, je mehr es Natur sei. Er fand auch geschichtlich in den Mustern diesen Spruch bestätigt. Wie viel inniger, tiefer und zarter seien Shakespeares Julie und Sophie Western gegen Helena, Penelope und andere Frauen des Altertums. Selbst Goethes schöne Seele sei ihm noch lieber als diese. Hiezu nehme man eine fast gleichzeitige Bemerkung in einem Briefe an Goethe, daß er in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zum Höchsten und Edelsten erkenne, daß sie

die einzige ästhetische Religion, die Religion der schönen Sittlichkeit, die Aufhebung des Gesetzes, des kategorischen Imperativs sei. Man sieht, Schiller war im vollen Besitze des eigentlichen Unterschiedes zwischen griechischem und christlichem Ideal und fühlte zugleich die höhere Einheit beider in der rein menschlichen Vollendung des christlichen Ideals. Goethe konnte nachher mit Recht sagen, daß der Unterschied von klassischer und romantischer Kunst von Schiller und von ihm herrühre.

Humboldt kam der Lösung dieser Frage noch auf einem anderen Wege zu Hilfe. Er faßte nicht bloß die christliche Religion, sondern vor allem den germanischen Stammcharakter ins Auge. Die Griechen, sagt er, haben Größe und Tiefe der Ideen, in späteren Zeiten auch Scharfsinn und Räsonnement, aber nicht den fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannichfaltigkeit und Tiefe sich gattet. Dies ist der Vorzug der neueren Nationen. „So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervorstechend, und in Ansehung des letztern ist Goethe, vorzüglich in seinen Theaterstücken, die weder den Griechen noch den Engländern nachgeahmt sind, in Egmont, Faust, Tasso vorzugsweise original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigentümlichkeit ohne alle die mannigfaltigen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und notwendiger als irgend eine andere gestimmt." Nur, fährt Humboldt fort, schöpfe Schiller diese Notwendigkeit der Form mehr aus der Vernunft und sich, die Griechen mehr aus den Sinnen und der Natur, wiewohl auch seine Form zu den Sinnen spreche, die der Griechen auch auf einer Vernunftnotwendigkeit beruhe. Beides zu vereinen, sei Schillers Ideal, aber freilich müsse es ihm unendlich schwer werden, sich diesem Ideale zu nähern. — Man muß bedenken, daß dies vor dem Wallenstein gesagt war.

Nach solchen beruhigenden und spornenden Eröffnungen beschloß Schiller, sich diesem Ideale mit allen Mitteln zu nähern.

Er wollte diese so unentbehrlichen Sinnesmenschen, die Griechen, an der Quelle studieren. Er entdeckte Humboldt, er wolle griechisch lernen, er bat ihn um Rath und Unterweisung. Humboldt, wohl wissend, daß Schiller Besseres zu thun habe, als Grammatik zu treiben, riet wenigstens sehr bedingt zu. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Denn schon drängte eben jene Vernunftnotwendigkeit, welche Humboldt an ihm gerühmt, den Dichter zu neuen Formen. Es ist dies ohne Frage einer der wunderbarsten Prozesse in Schillers ganzem Leben, und er läßt sich ohne Gewaltsamkeit bloßlegen.

Schiller war in seiner Entwicklung der sentimentalen Dichtung, welche er aus dem Gegensatz des Bewußtseins zur Natur herleitete, zu einer ganz neuen und eigentümlichen Einteilung der gesamten modernen Poesie gelangt, die, wenn einmal das Prinzip zugegeben wird, nicht anzufechten ist.

Er unterschied zunächst Satire und Elegie. Die Satire hat es mit dem Widerspruch zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, die Elegie mit der Aufhebung desselben zu thun. Die Elegie teilt sich in eigentliche Elegie, welche die Sehnsucht nach Aufhebung desselben, und in Idylle, welche die Einheit oder die Versöhnung beider Gegensätze darstellt. Wenn die Kunst, so reflektierte der Dichter, vor allem die Totalität des Menschen im freien Spiel seiner Kräfte herzustellen hat, welches würde dann unter diesen Dichtungsarten die höchste sein? Er antwortete: die Idylle; und zwar nicht die Idylle, welche die unzerrissene Einheit des natürlichen Menschen, sondern die, welche die aus der Kultur wiederhergestellte Einheit darstellt. Eine aus Kampf und Not erlöste selige Menschheit, das ist eigentlich der Gegenstand des heroischen Idylls. Schiller ging folgerecht damit um, dieses Höchste zu leisten.

„Ideal und Leben“ endete mit der Aufnahme des Herakles in dem Olymp. Die Vermählung des Herakles mit Hebe sollte der Inhalt einer Idylle sein. Die darauf bezügliche Briefstelle zeigt die innere Unmöglichkeit des Planes, so wie Schiller ihn sich dachte, und damit wohl auch den tiefern Grund, warum er liegen geblieben ist. „Denken Sie sich,“ schreibt er an Humboldt, „den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterb-

liche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüt nur erst ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Teil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden."

Schiller führte seinen Vorsatz nicht aus. Wohl aber griff er nach der andern der beiden Gattungen, nach der Satire. Er hatte unterschieden die pathetische Satire, ihre höchste Form die Tragödie, und die scherzhafte Satire, die Komödie. Die erstere raubt uns durch die Erregung der gewaltigsten Affekte unsere Gemütsfreiheit, die Komödie dagegen löst den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit in Lachen auf, sie kommt dem Begriff des heitern, interesselosen Spiels am nächsten, sie läuft nicht Gefahr, das Gleichgewicht unseres Gemüts zu vernichten, indem sie es herstellen will. „Zeigte es sich," schreibt Schiller in eben demselben Briefe, „daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisieren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk sein, für welches ich sie immer gehalten habe — bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben." Daß Schiller kein verstockter Theoretiker war, daß er seine Anlagen nicht seinen Idealen zuliebe verquälte, zeigt sich am besten darin, daß er mit solchen Ansichten fast nur Tragödien geschrieben hat. Aber er machte sofort die anhaltendsten Studien zur Komödie. Er las, wie wir unter dem 30. November erfahren, aufs eifrigste die römischen Satiriker, Juvenal, Persius, übersetzte bald darauf seiner Frau die Adelphi und substituierte die Lektüre der römischen Komiker seiner sonstigen nächtlichen Romanlektüre, zu der ihn häufige Schlaflosigkeit verdammte. „Mit Martial," schreibt er am 30. November, „wird mich Ramler schon bekannt machen."

Mit solcher Konsequenz folgte Schiller damals den Resultaten seiner Spekulation. Wie gut kamen ihm solche Studien bald zu

statten! Zwar nicht zu einer Komödie in seinem Sinn, aber doch zu einer Satire, die der höchsten Komödie nahe kam. Es war jetzt ebenso schwer, die Satire nicht zu schreiben, als sie im ungehässigen Sinne der echten Komödie zu schreiben.

IV.

Die Xenien.

Den Horen hatte der Sommer nichts als schwere Wetterwolken gebracht. Schiller meinte bereits am 21. August 1795, die tadelnden Urteile seien zu übereinstimmend, als daß man sie verachten und ignorieren könne. Er begann mit dem neunten Heft seine Dichtungen zu bieten. Umsonst. Der Kredit war einmal verscherzt. Das Gute wurde ignoriert, das Mittelmäßige unbändig gepriesen. Je unverdienter mancher Tadel war, um so mehr reizte der verdiente. Ein Aufsatz von Herder: Homer ein Günstling der Zeit, in welchem die ebendamals wie ein Komet am Himmel der Philologie aufgehenden Prolegomena F. A. Wolfs ausgebeutet, ignoriert und angeplänkelt waren, zog den Horen einen heftigen Ausfall von „Wolfs schwerer Kavallerie“ in der Allg. Litteraturzeitung zu. Andere weniger berechtigte Anfeindungen erschienen in den Hallischen Annalen der Philosophie und in der „Leipziger Geschmacksherberge“, Weißes Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften. Hier ließ sich eine absprechende Kritik vierzig Seiten lang über Schillers ästhetische Briefe vernehmen. Am gröbsten und plattesten aber trat Nicolai gegen die Briefe auf. Er sprach von den vielen „philosophischen Querköpfen, welche mit einer Menge tiefsinnig sein sollender Schriften voll transcendentaler Hirngespinnste die deutsche Litteratur verderben“. Es war nur ein Schnitt mehr in das lange Kerbholz seiner Sünden, welches er bei den beiden Dichtern hängen hatte. Es ist bekannt, wie der übrigens kreuzbrave Mann den Werther und die Räuber bei ihrem Eintritt in die Welt empfangen hatte. Schiller wollte es allen Andern nachsehen, „dem letzten und plattesten Gesellen,“

schrieb er an Körner, „schenke ich es doch nicht." Körner und Humboldt rieten, wenigstens nicht in den Horen zu erwidern. Aber Schiller war nicht mehr zu zügeln. Er stellte im zehnten Heft eine kleine „Hasenjagd" an, geißelte in dem Aufsatz über die sentimentalen Dichter unter den Rubriken von Platitüde und Ueberspannung nicht bloß im allgemeinen die unberufenen Kritiker, die ihr „dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen und im Schweiß ihres Angesichts — über das Schöne richten", sondern ehrte noch besonders Nicolais dicken Mann mit einer sehr deutlichen Anspielung und verglich die Kritiker an den obengenannten Journalen bei Erwähnung Molières in einer Anmerkung mit einer überaus unvermuteten Wendung der Molière-schen Magd, nur daß die deutsche mit weniger Recht und Geschick als jene in der Gesindestube der deutschen Litteratur räsonniere.

Die Jagd war eröffnet, die Netze gestellt, die Bogen der Dioskuren gespannt. Denn auch Goethe war seit September der Meinung, man müsse zu Ende des Jahres unter den Recensenten und Autoren Hoffnung und Furcht verbreiten und über die Gegner der Horen ein Gericht anstellen. Dieses Gericht wurden die Xenien. Sie sind, schon als litterarische That betrachtet, eine der merkwürdigsten, welche die Geschichte der Poesie aufzuweisen hat. Sie haben in keiner Litteratur irgend eines Volkes ihresgleichen. Jede Nation hat ihre Satiriker, Shakespeare hat die vollendetste Komik mit der größten tragischen Kraft vereinigt. Aber nie geschah es, daß dieselben Dichter, welche das höchste Gesetz des Schönen mit den Waffen des Spottes an seinen Verächtern rächten, dieses Gesetz gleich darauf durch die edelsten Kunstwerke erfüllten. Man kann nicht vorsichtig genug in dem Vergleich des deutschen Litteratur-genius mit dem anderer Nationen sein. Der Idealist ist immer unberechenbar. Welche Kühnheit liegt zumal von Schillers Seite darin, in dem Augenblicke, wo er nach längerer Pause wieder das erste größere Kunstwerk vor den Augen der Welt ausstellen wollte, wo sein erster Musen-Almanach in die Welt ging und Beifall fand, die Hauptstimmen der Kritik auf Tod und Leben herauszu-fordern, eine ganze Nation von Autoren zu geißeln und sie dann durch die Gewalt seiner Dichtung zu murrend-verzweifelter Be-wunderung zu zwingen!

Der Gedanke zu den Xenien ging wahrscheinlich nicht, wie bisher behauptet wurde, von Goethe, sondern von Schiller aus. Er studierte die römischen Satiriker, er erwähnt des Martial schon am 30. November. Man wird versucht, anzunehmen, daß er Goethen sein Exemplar des Martial, vielleicht sogar damit zugleich seinen Einfall zukommen ließ. Goethe schrieb am 23. Dezember: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist, müssen wir kultivieren und eine solche Sammlung in Ihren Musen-Almanach des nächsten Jahres bringen.“ Und sie kultivierten den Einfall. Goethe sandte alsbald ein Dutzend zur Probe und freute sich, daß sie bei Schiller Eingang fanden. Und Schiller, von seiner Idee entzückt, die er sofort als eine gemeinsame ansah, hatte schon der Tollheit eine Methode ausgefunden, er erkannte sogleich die Kraft der Parodie, der satirischen Gruppierung, der pathetischen Einkleidung. Er musterte mit kriegskundigem Blicke die feindlichen Parteien und ihre Führer. Von den einzelnen Zeitschriften wollte er behende zu einzelnen Werken, zu ganzen Richtungen aufsteigen.

Es war die alte Fehde, die, von den Göttern Griechenlands her glimmend, nun ausgefochten wurde. Alles, was die Freiheit und Würde der Kunst aus stofflichen Gründen entehrte, verdammte oder angriff, kam auf die Proskriptionsliste. Es war vorbei mit der alten guten arkadischen Zeit, von der Gleim sang:

„Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon ꝛc.“

Sie kamen alle in die satirische Mühle, die Frommen und Ueberspannten, die Stolberge und Lavater; die Philister, die Nützlichkeitsfreunde, obenan Nicolai und Zacharias Becker; dann der Narr der Graekomanie, Friedrich Schlegel; die unberufenen Kritiker, Reichardt und abermals Friedrich Schlegel, der auf wahrhaft bübische Weise gegen Schiller losgezogen war; die Narren der Gallomanie, Kramer und Eulogius Schneider, Karoline Böhmer, die Gattin A. W. Schlegels, Forsters Freundin, eine, wie sich aus ihren jetzt erschienenen Briefen ergibt, wahrhaft giftige Feindin der Schillerischen Muse; der Pedant der Sprache Campe; der seichte

Ueberallesschwätzer Racknitz; die grobsinnlichen und die moralisierenden Aesthetiker, Ramdohr und Sulzer; die philosophischen Nachbeter, die Rührstücke, das deutsche Reich, die gelehrten Gesellschaften und noch manche ehrwürdige Mütze, die der Schlafmütze oder der Narrenkappe ähnlich sah. Schiller schrieb im guten Geiste des Humors: „Sobald wir uns nur selbst nicht schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen!"

Goethe tauchte sich in den polemischen Strom seiner „Götter, Helden und Wieland". Mit einem von Laune und mephistophelischer Ironie schwellenden Herzen ging er zu Anfang des Januar nach Jena. Nun begann die hohe Jagd. Für Beide hatte die ganze Idee den Reiz des Unerhörten und den höheren Reiz der gemeinsamen Ausführung. Goethe hatte sich schon darüber gefreut, daß man ihn als Verfasser von Schillers Teilung der Welt angesehen. Das beweise am besten, daß sie immer mehr ihre Manier ablegten, und „welche schöne Breite," meinte er, „können wir einnehmen, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der andern soweit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat." Jetzt hielten sie so zusammen. Beide beschlossen, nie ihr besonderes Eigentumsrecht an den Xenien auseinanderzusetzen. Jetzt improvisierte Schiller noch in ganz anderer Weise, als mit seinem Humboldt. Es ist bezweifelt worden, ob ein solches Hin- und Herwerfen des Gedankenballs, von dem Goethe erzählt, von einem Geiste zum andern möglich sei. Bei solchem Produkte gewiß. Der Eine bezeichnete das Ziel und reichte den Pfeil, der Andere schoß; der Eine machte den Hexameter, der Andere schweißte die Pointe an, und Jeder freute sich der sprühenden Genialität des Andern. Jeder folgte dem Freunde mit Lust auf die Fährte seiner Antipathien. Sie waren froh wie Fischer, die das weitausgespannte Netz zusammenziehen, und schon fühlten sie in der Hand die Schwere und das lustige Zappeln in den Maschen. Im Januar ging noch ein gewaltiger Hecht ins Garn. Der Kapellmeister Reichardt, Goethes Gast und Komponist seiner Klaudine im Winter 1788, hatte sich Schillern durch sein anmaßendes und aufdringliches Wesen damals unausstehlich gemacht. Er hatte in mehreren Journalen anonym seine Hand im Spiele. In seinem Journal Deutschland griff er Goethes Elegien vom stofflich-

moralischen, dessen Unterhaltungen vom französierenden Standpunkt an und rügte, daß sie gegen das Programm der Horen, nicht zu politisieren, gröblich verstießen. Schiller meldete dem nach Weimar zurückgekehrten Freunde die schwarze That. Goethe, der solch ein öffentliches Anbellen einer im Grund edlen Sache von einem Anhänger und Verpflichteten als einen Treubruch ansah, schrieb, sich auf ein Schillerisches Xenion (die Maske von den Fuchsschwänzen) beziehend: „Hat er sich emanzipiert, so soll er dagegen mit Karnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll." Es ging zwischen den beiden Duumvirn her, wie im Julius Cäsar: „Auch Euer Bruder muß sterben, Lepidus. Ihr will'gt drein? — Ich will'ge drein. — Zeichn' ihn, Antonius."

Schon stieg die Zahl der Xenien in die Hunderte, ja bald nahm man tausend in Aussicht. Der Haß wurde thätiger, „wilde und gottlose Satire," „genialische Impudenz," wie Schiller den beiden Freunden verriet, aber zugleich stellte sich auch die Liebe und der Ernst ein, wie es in der reizenden „Affiche" heißt:

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren, gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

Zur Abwechselung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreu'n.

Es entstand allmählich ein luftiger Bau, ein Xenienkukuksheim, gebaut aus Autorenseelchen und gekittet mit finnigen Sprüchen. Schon sah man, daß dies mehr als ein Anhängsel zum neuen Almanach, daß dies ein eignes Büchlein werden müsse. Als solches sollten die Epigramme in die Welt gehen. Aber so bunt, wie es entstanden, konnte das Ganze nicht stehen bleiben. Schiller mußte sortieren und gruppieren. Nach mühsamen Versuchen kehrte er zum anfänglichen Plane zurück. Alles Kriminelle wurde sorgfältig ausgeschieden. Die Musen sollten keine Scharfrichter sein. 200 ernstere und 414 spielende oder stachlichte Xenien wurden ausgesucht. Größere Gedichte, wie Goethes Idyll (Alexis und Dora), Schillers Klage der Ceres und Anderes, mit den ernsten

Epigrammen, wurde vorangestellt, die neckenden Xenien machten als satirisches Nachspiel den zweiten Teil aus. So erschien der verhängnisvolle Musen-Almanach mit einer unschuldigen Terpsichore als Vignette im Herbste auf dem Markt. Die Wirkung war ungeheuer. Schnell war die Auflage von 2000 Exemplaren vergriffen, eine zweite, eine dritte folgten ihr auf dem Fuße. Die Getroffenen wüteten, die Gestreiften seufzten, die Mitschuldigen verdrehten die Augen, die Schadenfrohen lachten, das ganze lesende Deutschland war in Aufruhr. Besserte die Satire auch nicht (und wer wollte das von ihr verlangen!), so hatte sie doch gleich dem Künstler in Schillers Briefen die Trennung zwischen dem Ideal und seinen Feinden scharf und in klassischer Form ausgesprochen. Das wußten Männer wie die beiden Humboldt, Wolf, Körner zu schätzen. Und selbst einige der Getroffenen trugen nicht unversöhnlich nach.

Die Xenien haben in neuerer Zeit die Federn und den Scharfsinn mehrerer Schriftsteller in Bewegung gesetzt; ein Hauptverdienst um die Darstellung des ganzen Xenienkampfes hat sich Eduard Boas mit seinem Buche „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (1851) erworben.

Die Versuche, jedem Dichter sein Eigentum zurückzugeben, hat Goethe als Philisterei bezeichnet; trotzdem mußten sie gemacht werden. Das von Maltzahn herausgegebene Xenienmanuskript, dann ein Exemplar, worin Schillers Frau die Verfasser mit Chiffern bezeichnet hat, haben wenigstens bei vielen die Trennung ermöglicht. Hoffmeister nennt Schiller mit Recht unsern größten Epigrammatiker, und ohne Zweifel gehören ihm nicht bloß die schlagendsten Xenien, sondern auch die Mehrzahl der Masken. Er führte die Totenerscheinungen, das Gericht über die Freier in seinem Briefe vom 31. Januar ein und wollte mit einer Komödie von Epigrammen schließen. Die Ausschreitungen, wenn man bei einer Satire von solchen reden darf, kommen auf Rechnung beider Dichter. Denn hier ist der Zulassende noch schuldiger, als der leidenschaftlichere Thäter.

Zu solchen Ausschreitungen rechnet man, mit bittern Anklagen gegen Schiller, die Xenien auf Forster; ich will nur das eine hier anführen: Forster ist vorgestellt als durch die Unterwelt rufend:

O, ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

Man hat kein Recht, diese Ausfälle aus bloß persönlichen Motiven abzuleiten. Huber hatte sein Verhältnis zu Dora aufgelöst und nach Forsters Tod seine Witwe geheiratet. Die Freunde waren darüber erzürnt. Das ist wahr. Aber man sah Therese sehr allgemein als die Ursache von Forsters Unglück an. Ihr eigener Vater urteilte darüber sehr streng. Hart ist es, daß ein Toter angegriffen wird; aber man bedenke doch auch, daß der Tote nicht mehr getroffen wurde, wohl aber in ihm die ganze Schar der lebenden verzweifelnden Enthusiasten.

Will man den Xenien ästhetisch gerecht werden, so darf man sie nicht nach einzelnen Witzen durchsuchen. Ihr Wert besteht in der Anmut und raschen Beweglichkeit ihrer Formen, in der originellen Anwendung der Masken. Mit reizender Leichtigkeit, erfrischend wie Bergluft, wie hell niederrauschender Sonnenregen, weht es uns sogleich aus dem Eingange an. Der Vorhang geht auf. Die Xenien, als neckisch geflügeltes Volk im Wagen, schwärmen eilend zur Leipziger Messe. Ein „ästhetischer Thorschreiber" hält sie an:

Halt, Passagiere. Wer seid ihr? Weß Standes und Charakteres?
Niemand passieret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

Die Xenien entgegnen unverzagt:

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr, noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Ein barscher „Visitator" naht:

Oeffnet die Coffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

Das leichte Gesindel antwortet:

Coffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taschen
Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

Und wieder ein Schlagbaum: „der Mann mit dem Klingelbeutel":

Messieurs! Es ist der Gebrauch, wer diese Straße bereiset,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.

Die Xenien speisen den Zubringlichen mit einem Helf Gott! ab und weisen auf die Gedichte des ersten Teils:

Das verwünschte Gebettel! Es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutscher, fahr zu.

Nun verwandelt sich die Scene. Das artige Pack ist auf der Messe, es hat keine Waren, es stellt eine Glücksbude auf.

Hier ist die Messe, geschwind, packt aus und schmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht, jeder versuche sein Glück.

Die Autoren kommen bäurisch zweifelnd, aber doch neugierig heran, sie schimpfen auf die Boutiken solcher Art, in denen es meistens Nieten gebe. Aber sie ziehen. Lavater zieht:

Der Prophet:

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Nach einer flüchtigen Musterung der Autoren verwandeln sich die Xenien in ein Feuerwerk, dann in eine Schar Füchse mit brennenden Schwänzen, die papierene Saat der Philister zu verderben. Auch die Füchse verschwinden wieder. Die Xenien entfalten die Flügel und schweben, geführt vom Dichter, zum alten mythischen Himmel empor. Grauend thut sich der Tierkreis auf. Aber selbst am Himmel stehen als Tiere: deutsche Autoren. So wechseln sie fort und fort die Gestalt, streifen von Person zu Person, von Ort zu Ort, hier einen Schlag, dort einen Nasenstüber versetzend, da flüchtig und neckisch streichelnd und lobend, ein ernsthaftes Gesicht nur annehmend, um den Spaß zu würzen, sie sausen von Fluß zu Fluß, und endlich fahren sie mit dem als Odysseus maskierten Dichter in die Unterwelt. Achilles (Lessing) wird edel begrüßt:

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Aber Odysseus-Schiller drängt sich durch die Reihen der Homeriden und Philosophen hindurch, er sucht den Herakles (Shakespeare). Endlich entdeckt er ihn:

Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

Friedrich Schlegel hatte in einer Kritik des ersten Schillerischen Musen-Almanachs im Journal Deutschland gesagt, daß Shakespeares Darstellung durchgängig manieriert sei und den Eindruck der Verzweiflung hinterlasse. Deshalb heißt es:

„Pure Manier."

Schauerlich stand das Ungetüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.

Und nun beginnt jener prachtvolle, allbekannte Dialog zwischen Shakespeare und dem Dichter des Wallenstein, ein prophetischer Prolog zu der neuen tragischen Laufbahn, in welchem Schiller, sich von der Graekomanie eines Friedrich Schlegel ebenso strenge wie von der platten Realistik Schröders und Kotzebues scheidend, seine Stellung als Jünger Shakespeares, der großen Natur und der Griechen nimmt. Zum Schluß steigt, äußerst fein und anmutig, noch eine Rakete, welche den Vorrat einer ganz neuen Batterie beleuchtet.

An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen und hier ist zu den Ringen der Platz.

Aber die Freier hüteten sich wohl, den schwer zu spannenden Bogen aufzuheben. Sie griffen, als sie von der ersten Betäubung zu sich kamen, in blinder Wut nach Sand, der in die leere Luft verstob, die meisten nach Kot und Steinen. Es zeigte sich, wie Schiller bemerkt, daß die Polizei ebenso schlecht war, als der Geschmack. Denn in Ländern, wo die Presse doch sonst so ängstlich überwacht war, hätten so gemeine und pöbelhafte Entgegnungen Maßregeln zur Aufrechterhaltung des öffentlichen Anstands hervorrufen müssen. Das Schlimmste, was unsere Dichter gewagt hatten, war etwa auf Nicolai:

Empirischer Querkopf.

Armer empirischer Teufel! Du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber, es ist, ach! a priori so dumm,

und auf Reichardt:

Kunstgriff.

Schreib die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

Aber die Antixenien, und es schoß eine ganze Litteratur solcher Erwiderungen hervor, konnten Schiller zu der Bemerkung veranlassen: „Wer es noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Produkt sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor nicht abdestilliert werden.“ Die bittersten und beißendsten Antixenien waren die Gegengeschenke an die Subelköche in Jena und in Weimar; die gemeinsten die Ochsiade und der Mücken-Almanach. Goethes Verhältnis zur Vulpius wurde, man kann sich denken wie, ausgebeutet; in einer prosaischen Erwiderung ein nichtsnutziges Geklatsch über Schillers Amtsverhältnis, über seine Beziehung zu Goethe und zur herzoglichen Schatulle erhoben, seine Krankheit erlogen genannt, damit er nicht zu lesen brauche u. s. w. Schiller behauptete wie Goethe seine ruhige Fassung. Was von mehreren unserer Litterarhistoriker erzählt wird, als ob Schiller gern die Polizei zur Hilfe gerufen hätte, ist ganz aus der Luft gegriffen. Nur als Reichardt die beiden Freunde zu trennen suchte, indem er Schiller als den Haupturheber und Verfasser der Xenien angriff, und erklärte, Schiller sei ein feigherziger, ehrloser Lügner, wenn er seine Beschuldigungen nicht beweise, da verlangte Schiller von dem Freunde, ihre Solidarität aufrecht zu erhalten, und sandte ihm den Entwurf einer Erwiderung. Goethe indessen zog die Sache hin, und bald kam auch Schiller auf den einmal angenommenen Grundsatz zurück, ein konsequentes Schweigen zu beobachten. Goethe, so empfindlich in Sachen seiner Optik, behielt hier eine wahrhaft olympische Ruhe. „Es ist lustig zu sehen,“ schreibt er, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohne, dem es nur

immer Ernst um sich und die Sache ist." Das Publikum erwartete einen neuen Xenien-Almanach fürs nächste Jahr. Zelter in Berlin wettete sechs Flaschen Champagner dagegen. Er gewann die Wette.

V.

Trennungen.

Die Xenien haben uns schnell über ganze Monate hinweggeführt. Aber sie entstanden, zumal der Dichter ihnen nur die Rechte augenblicklicher Einfälle gestattete, mit sehr ernsten Unterbrechungen, welche durch größere Pläne, durch bange Sorgen geboten wurden. Schiller dachte zu Anfang des Jahres 1796 noch an die Ausführung der Malteser, zu welcher Humboldt geraten hatte. Im März war er für den Wallenstein entschieden. Um dieselbe Zeit bekam er das Elend eines Krieges im deutschen Vaterlande aufs erschütterndste in der wirklichen Welt zu empfinden.

Die französischen Heere waren unter Jourdan und Moreau nach Süddeutschland vorgedrungen. Schiller zitterte für die Seinen in der Heimat. Er erfuhr, daß auf der Solitude das kaiserliche Hauptspital eingerichtet, daß dort ein Lazaretfieber ausgebrochen sei, welches mit solcher Gewalt der Ansteckung wüte, daß Niemand außer den Aerzten sich von Stuttgart aus dorthin getraue. Bald kam die ängstigende Nachricht, daß Nanette daran erkrankt sei. Schiller wußte, was das zu bedeuten habe. In jedem Augenblicke fürchtete er, das Schlimmste zu erfahren. Zwar bemühte sich Goethe mit rührender Sorgfalt, den umdüsterten Sinn des Freundes zu erhellen. Er drang darauf, daß beide Gatten zu Ende des März auf längere Zeit nach Weimar kamen, wo Iffland, welcher mit dem Mannheimer Dalberg zerfallen war, einen Cyklus von Gastrollen gab. Er ließ für Schiller, da das Theater keine Logen hatte, eine besondere Loge bauen, damit der Freund ungestört bleibe und, wenn er nicht wohl sei, sich vor Niemand einen Zwang aufzuerlegen brauche. Der Egmont wurde gegeben. Schiller mußte

das Stück bearbeiten, und Goethe ließ ihn so frei damit schalten, daß die Bearbeitung fast ein gemeinsames Werk wurde.

Aber während solcher Zerstreuungen sah Schiller angstvoll in die Ferne. Der Brief mit dem schwarzen Siegel kam. Der Vater schrieb unterm 23. März, daß Nanette der Krankheit erlegen sei. „Ihr Los," fügte der fromme Alte hinzu, „kann nicht anders als glücklich sein, denn ihr Leben ist reine Unschuld gewesen." Ein so herrliches Geschöpf! Auch geistig dem Bruder so verwandt! Seine Einwilligung in ihren höchsten Wunsch hatte ihre letzten Lebensmonate noch mit einem Freudenschimmer erhellt. Unter seinen Augen hatte sie in Weimar die Bühne betreten sollen. Schiller war von diesem Schlag aufs tiefste erschüttert. Und was war noch alles zu fürchten! Denn auch die Schwester Luise war erkrankt, der Vater jetzt bettlägerig an der Gicht, die schwächliche Mutter trug die ganze Last des häuslichen Jammers allein. Schiller kannte seine Sohnespflicht. Selbst sich aufzumachen, war sein erster Gedanke. Aber er war ja seit einem Jahre kaum aus dem Hause gekommen, er wäre, selbst wenn er die Reise aushielt, dort unfehlbar zusammengebrochen und hätte die Sorge nur vermehrt. Er dachte an seine Schwester in Meiningen, aber auch diese war gerade jetzt nicht gesund.

Im April kam Körner mit seiner Familie nach Jena. Wie hatte sich Schiller auf diesen Besuch gefreut, wo zum erstenmale die Väter, im zartesten Verhältnis glücklich, sich auch an dem Verein ihrer Kinder erlaben wollten! Denn auch Theodor Körner war damals mit in Jena; damals noch den Namen Karl führend, den er später selbst in Theodor veränderte. Was hatte Schiller alles mitzuteilen, die Xenien, den Plan zum Wallenstein! Und wie schwer ward es ihm nun, heiter zu scheinen! Dennoch hatte er die Kraft, damit die Gäste nicht um ihre Freude kämen, ihnen das ganze Elend, das auf ihm lastete, zu verschweigen, bis sie wieder geschieden waren.

Inzwischen hatte er Christophinen flehentlich gebeten, die Reise zu den Eltern, wenn es irgend möglich sei, zu unternehmen, zugleich fest beschlossen, im andern Falle sich, es geschehe was da wolle, im Mai selber hinaus zu wagen, um die Seinen aus dem Bereiche der Ansteckung hinweg nach Stuttgart zu schaffen. Glücklicherweise

war Christophine wohl genug, und das hieß so viel als freudig entschlossen, dem Bruder eine Pflicht abzunehmen, die sie so sehr für ihre eigene hielt. Sie sparte ihm damit wahrscheinlich das Leben. Schiller versah sie reichlich mit Geld zur Reise und mit Anweisungen auf Cotta für alles Weitere. Bald konnte er wenigstens etwas freier atmen. Luise genas. Christophine blieb den Sommer über bei den Ihrigen und ward bei einem Ueberfall der Franzosen durch Mut und Geistesgegenwart der Schutzengel des Hauses. Der arme Vater freilich schmachtete an seiner hartnäckigen Krankheit qualvoll dem Tod entgegen. So herzlich ihn die Kinder beweinten, sie konnten es für ihn nur als ein Glück ansehen, als er im September von seinen Leiden erlöst ward. Schiller suchte die Mutter mit diesem Gedanken zu trösten, und schrieb, indem er die Tugenden des edlen Vaters pries: „Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im dreiundsiebzigsten Jahre mit einem so kindlichen, reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vorteile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und den wahren Frieden verknüpft." Er bat die Mutter zugleich aufs liebreichste, zu wählen, wo sie fortan leben wolle, bei ihm oder in Meiningen oder in Leonberg. Sie wählte, da sie eine Pension erwarten konnte und da sich für ihre Tochter Luise die Aussicht einer Heirat in dortiger Gegend bot, den letzten Aufenthalt. Aber so weit sie örtlich vom Sohne entfernt war, er blieb ihr tröstend nahe mit Wort und That. Christophine kehrte erst, als Alles geordnet war, nach Meiningen zurück, gesegnet vom Danke des Bruders, als ob sie nur ihm ein Opfer gebracht und nicht eine eigene Pflicht erfüllt hätte.

Bei den trüben, oft lange ausbleibenden Nachrichten aus dem Vaterhause hatten sich Schiller Befürchtungen für das Glück seines eigenen Hauses mitgeteilt, als Lotte im Sommer ihr zweites Kind erwartete. Aber diese Sorge löste sich leichter. Am 11. Juli ward Lotte glücklich von einem Knaben entbunden. Schiller konnte nun

seine kleine Familie anfangen zu zählen. „Der Schritt von eins zu zwei," schrieb er an Goethe, „ist viel größer, als ich dachte." War Goethe auch nicht persönlich bei der Taufe zugegen, weil ihn diese „Ceremonien" verstimmten, so übernahm er doch bei dem kleinen Ernst gern die Pflichten der Gevatterschaft.

Denselben Dienst leistete Schiller dem Freunde eben jetzt bei einem Geisteskinde, dem Wilhelm Meister, den Goethe, wie er im Manuskript vorrückte, nach Jena sandte und mit den feinsten Bemerkungen zurückerhielt. Wie lebhaft erkannte er es an, daß Schiller ihn „aus seinen Grenzen heraustreibe!" In Wahrheit, Schillers Briefe sind ein Muster eingehender Kritik, und doch ersieht man daraus, in wie ganz anderer Art er eine solche Aufgabe gelöst hätte. Die tendenziösen Nebenabsichten, wie die Behandlung des Schauspielwesens, schränkte er ein; die Hauptidee, daß „Meister von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, thätiges Leben eintrete, ohne die idealisierende Kraft einzubüßen", wollte er bestimmter und klarer ausgeführt sehen. Schon die Formel der Lehrjahre, meinte er, könne unmöglich ein so reiches und volles Leben erschöpfen. Er wollte Wilhelm ästhetisch frei oder, was in einem Zeitalter der Spekulation unerläßlich sei, nicht ohne Hilfe der Spekulation frei werden lassen. Denn nur die Philosophie könne bei einem sentimentalen Charakter das Philosophieren unschädlich machen. Drang doch auch Schiller, was wenig bekannt zu sein scheint, später zuerst beim Faust darauf, daß der Dichter seinen Helden in ein thätiges Leben einführe.

Der Leser weiß, wie Goethe in beiden Fällen solche Ratschläge benutzte. Für Schiller aber wurde es wahr, was er am 3. Juli an Körner geschrieben. Er hoffte soviel für das Gleichgewicht seiner poetischen Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit aus dieser Lektüre zu gewinnen, daß er sich, auch wenn es ihn die nächsten drei Monate kosten sollte, die Beurteilung des Romans zu einem ordentlichen Geschäft machen werde. Ja, er war sehr geneigt, sich wieder aufs ungerechteste zu unterschätzen, ein Fehler des Idealisten, von welchem ihn Körner am überzeugendsten heilte, da, wie Goethe hocherfreut aussprach, Niemand so sinnig und wahrhaft produktiv über den Meister urteilte, als Körner.

Die Redaktion der Xenien ging neben diesem Verkehr im

August ihren Gang. Dann kam gegen den Herbst, es mag auch diese Art von Sorge einmal erwähnt werden, die Versendung des Almanachs in vielen Paketen, eine wahre Speditions- und Buchhaltersarbeit, die Schiller, da der Almanach von Cotta verlegt, bei Göpferdt gedruckt und in Jena gebunden wurde, selbst übernehmen mußte. Er war in allen solchen Dingen sehr genau, und Papier, Druck, Kupfer wählte er, wie aus seinen Briefen an Cotta hervorgeht, mit der Sorgfalt eines durch und durch ordentlichen und praktischen Menschen.

Der Xenienkampf mußte die beiden Dioskuren nach außen hin isolieren. Eine solche Isolierung eher zu suchen, als zu meiden, lag zwar in Schillers Natur, aber noch mehr in dem Abstand seiner Größe von der Kleinheit seiner dichtenden Zeitgenossen.

Der deutsche Parnaß bot damals einen traurigen Anblick dar. Bürger war 1794 gestorben, Klopstock kleinmeisterte die deutsche Sprache, der alte Grenadier war Invalide, Claudius nach Humboldts Ausdruck eine Null, die Stolberg und der ganze Kreis an der Ostsee ein Kreuz für alle in ihrem Sinne nicht christliche Kunst. Ein betrübendes Bild krankhafter Verstimmung war Herder. Wie bemüht waren die Freunde, ihn sich zu erhalten! Er ging neben der wahren Größe die freudelosen Wege des Grolls, der Nergelei. Er pries vor ihren Ohren alles Vermoderte und mäkelte an allem, was sie leisteten. Er erhob Gleim und Gerstenberg bis zu den Sternen und sagte Goethen über den Meister die kränkendsten Dinge. „Gegen Kant," schrieb Schiller nach Dresden, „und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen, aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er unangenehme Wahrheiten fürchtet." Sie wurden ihm reichlich zu teil, als er sich in der „Metakritik" herauswagte. Er konnte Schillern seine „Kantischen Sünden" nicht vergeben und Goethen eher alle Sünden als — wenn man Herders Frau als sein Echo ansehen darf — die Freundschaft mit Schiller. Herders erhoben jetzt Jean Paul, der „dem Alten auf dem Topfberge" die seltene Kost der Vergötterung entgegenbrachte, als „den ersten Genius", und als das Wetter, wie öfters geschah, sich wandte, ward Goethes Natürliche Tochter als ein Licht gepriesen, neben welchem das Schillerische Irrlicht verschwinde.

Die beiden Dioskuren hätten gern den jüngern Nachwuchs an sich gezogen. Es gelang ihnen eigentlich mit Keinem. Goethe hatte wohl etwas von Schillers Realisten in der oft genannten Abhandlung, er ließ Jeden das sein, wozu er gut war. Schiller, so liberal er über alle Anfänge urteilte, hielt sich jeden dauernden Widerspruch gegen sein Ideal konsequent vom Leibe. Jean Pauls Hesperus entlockte ihm ein aufflackerndes Lob. Aber zur Manier durfte dergleichen nicht werden, als Edelwild mußten solche „Bocks-hirsche“ nicht gelten wollen, wenn auch selbst die Damen in Weimar Locken von Jean Pauls Pudel auf dem Herzen trugen. Nannte Schiller doch trotz Meister und Goethe den Romanschreiber nur den Halbbruder des Dichters und nannte selbst Goethe den Roman nur ein Pseudoepos. Jean Paul besuchte im Juni 1796 unsern Dichter. Er kam Schillern vor, wie einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens, die Dinge zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sie sieht. Ihm zeigte Schiller nicht jenes milde Antlitz, welches sein Humboldt sah. „Gestern,“ erzählt Jean Paul von jenem Besuche, „trat ich vor den felsichten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vor-trefflich, wie er schreibt.“ Sie standen fernerhin in keinerlei Ver-hältnis zu einander.

Besser schien es mit den Schlegel zu gelingen. Im Juni 1796 kam August Wilhelm nach Jena, hauptsächlich auf Schillers An-regung, der ihm mitteilte, daß bei Schützens Kränklichkeit eine Vakanz zu erwarten sei. Schiller hatte sich bereits in Briefen mannigfach mit Schlegel berührt. Wenn er auch nicht in dessen Theorie vom Rhythmus einstimmte, welchen Schlegel aus einer physischen Quelle, Schiller aus dem „Beharren im Wechsel“ her-geleitet wissen wollte, Schlegel hatte jedenfalls großes Talent, Formen nachzubilden. Schiller freute sich an der Uebersetzung des Shakespearischen Julius Cäsar und pries ihn, daß er uns von Eschenburg befreie. Er las mit Schlegel jenes Drama zu seinem größten Gewinne.

Freilich war er über manche Punkte anderer Meinung, welche die Grenze zwischen beiden Naturen scharf bezeichnen. Schlegel

räumte auf der einen Seite beim Machen dem Verstande zu viel Recht ein und wollte auf der andern doch eine gründliche spekulative Vorbildung dem Dichter nachteilig finden. Wie die uns jetzt vorliegenden Briefe der Brüder erweisen, war August Wilhelm insgeheim schon ein Gegner Schillers und suchte Friedrichs noch großenteils anerkennende Ansichten nicht ohne Perfidie zu erschüttern. Indessen hätte sich das gute Verhältnis vielleicht erhalten, wenn Schlegel nicht bald darauf seine Frau nachgeholt hätte, und wenn Friedrich Schlegel, welcher im August ebenfalls in Jena eintraf, mit mehr Bescheidenheit und Ehrlichkeit aufgetreten wäre. Wie Körner schrieb, kam er schon mit bösem Gewissen; er hatte Angst, daß Schiller, der schon 1792 in Dresden seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, seine Kritik im Journal Deutschland über den ersten Musen-Almanach übelnehmen werde. So empfindlich war Schiller nicht. Friedrich gefiel ihm persönlich sogar besser als der Bruder, er erschien ihm tiefer und von mehr Realität, wenn ihm auch Licht und Leichtigkeit fehle. Die Xenien gaben ihm einige Winke, daß er seine „Griechheit“ und seine kritische Schnellfertigkeit einzuschränken habe. Uebrigens blieben sogar die Familien auf leiblichem Fuß. Schiller lud Schlegels ein, um mit ihnen einen Hecht zu verspeisen, den Goethe in die Küche der Gevatterin gesandt hatte. Aber als Friedrich die Horen beim Erscheinen von Goethes Cellini wegen der vielen Uebersetzungen angriff, als es auch von Karoline Schlegel hieß, sie führe die Recensentenfeder, da ward es Schiller unter dieser Familie von Recensenten unheimlich. Hatte er doch von A. W. Schlegel so reichlich Uebersetzungen in die Horen aufgenommen. Schiller machte kurzen Prozeß. Er berichtigte unter dem 31. Mai 1797 plötzlich seine Rechnung an August Wilhelm und sagte in demselben Billet scharf und kurz den Umgang auf. Schlegel bat um die Erlaubnis, sich mündlich rechtfertigen zu dürfen. Auch das lehnte Schiller ab. „In meinem engen Bekanntschaftskreise“, schrieb er, „muß eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen sein, und das kann, nach dem, was geschehen, in unserm Verhältnis nicht stattfinden. Besser also, wir heben es auf; es ist eine unangenehme Notwendigkeit, der wir, beide unschuldig wie ich hoffe, nachgeben müssen; dies bin ich mir schuldig, da Niemand begreifen

kann, wie ich zugleich ein Freund Ihres Hauses und der Gegenstand von den Insulten Ihres Bruders sein kann." Für den Musen-Almanach, so scharf schied er, erbat er sich fernerhin Beiträge.

Es war nur die innere Verschiedenheit dieser Naturen, die sich bei Schiller gewaltsam Luft machte. Er sah mit jenem durchschauenden Blick, den Humboldt an ihm rühmt, daß diese vornehme und oberflächliche Art zu philosophieren, welche Kant soeben in der Berliner Monatschrift mit Königsberger Ironie abgefertigt hatte, daß ihre Verranntheit in griechische Formen, selbst wenn beides gegen die Nicolai und Kotzebue auf seiten der bessern Sache stand, der guten Sache nur schaden müsse. Als vollends der Alarcos und gar die Lucinde offenbarten, welcher Sumpf von Produktion sich unter dem glatten Spiegel von Friedrich Schlegels Doktrinen verbarg, da erschien ihm sein zeitiger Bruch mit dieser Schule wie eine vorgreifende Selbsthilfe seiner gesunden Natur. Als die Schlegelische Kritik sich im Athenäum aufthat, meinte Schiller, es sei ein schlimmes Zeichen für die eigene Geistesfähigkeit, wenn man den Unsinn fasse, der sich zuweilen dort hören ließ. Ihrem Vers- und Sprachtalent ließ er wie Goethe Gerechtigkeit widerfahren und beruhigte sich wie jener dabei, daß sie, wiewohl selber schädlich wirkend, doch das noch Schädlichere vertilgten. Nach Goethes Erzählung (an Zelter) hielt Schiller in einem Augenblick sogar Kotzebue in seiner Fruchtbarkeit respektabler, als jenes unfruchtbare, im Grund immer nachhinkende und den rasch Fortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht.

Ludwig Tieck, dessen gestiefelten Kater Schiller gelesen hatte, gefiel ihm anfangs nicht übel. „Sein Ausdruck," schrieb Schiller nach Tiecks Besuche 1799, „ob er gleich keine große Kraft zeigt, ist fein, verständig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes noch Unbescheidenes." Er suchte, da Tieck sich einmal mit dem Don Quixote eingelassen, ihn in der spanischen Litteratur zu erhalten, und glaubte, daß er in dieser Richtung fruchtbar und gefällig wirken müsse. Als aber einige Wochen später Tiecks romantische Dichtungen erschienen und Schiller sah, daß sich auch hier wieder eine nicht lebensfähige Manier festsetzte, lobte er zwar noch seinen Ton und seine Einfälle, fand ihn aber doch viel zu hohl und dürftig; ihm habe die Relation zu den Schlegel zu viel geschadet.

Er schätzte die jetzt vergessene Genovefa als Stufe, aber am 27. April 1801 sprach er sein Endurteil über die ganze Schule dahin aus: „Mich macht das ohnmächtige Streben dieser Herren nach dem Höchsten nur verdrießlich; und ihre Prätentionen ekeln mich an... Mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle; wohl aber kann das Gewaltsame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen." So kamen ihm Schleiermachers Reden über die Religion (1799) bei allem Anspruch auf Wärme und Innigkeit sehr trocken und prätentioniert vor.

Mit Schelling stand Schiller, so lange er in Jena wohnte, auf freundlichem Fuße, und wenn sie nicht die Philosophie vereinte, so that es das L'hombre. Die Schellingianer freilich sprachen Schillern, wie Knebel erzählt, jede Anschauung außer einer geringen in der militärischen Sphäre ab. Als Schelling behauptete, die Natur gehe vom Bewußtlosen zum Bewußten, die Kunst vom Bewußtsein zum Bewußtlosen, suchte Schiller für den bewußtlosen Anfang, der in einer dunkeln Totalidee bestehe, zu plädieren. Im ganzen zog ihn die Produktion damals schon so mächtig von der Spekulation ab, daß sich kein dauerndes Band zwischen beiden Männern knüpfen konnte.

Eine wirklich liebenswürdige Theilnahme hatte Schiller für diejenigen Geister, welche sich ihm ehrlich und offen anschlossen und bestrebt waren, etwas Ordentliches aus sich zu machen. Den jungen Johann Diedrich Gries, der 1795 nach Jena gekommen war, munterte er auf, nahm auch seinen „Phaeton" für den Musen-Almanach an, suchte ihn aber von solchen Stoffen, wie Schlegels Prometheus und Pygmalion, welche zugleich als Gedicht und als Philosophem betrachtet werden könnten, abzulenken. Wahrhaft zärtlich war Schiller um Hölderlin besorgt. Er erkannte in dieser edlen Natur Manches von seinem eigenen früheren Wesen, eine heftige Subjektivität, verbunden mit einem gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Hölderlin lebte 1797 als Erzieher in Frankfurt am Main. In derselben Gegend hielt sich ein anderer Schützling Schillers, Schmidt aus Friedberg, auf, ein junger dichtender Kaufmann. Schiller veranlaßte Goethe, als dieser 1797 auf seiner Reise nach der Schweiz in Frankfurt verweilte, beiden jungen

Männern eine Stunde zu gönnen und über die Persönlichkeiten derselben Bericht zu erstatten. Er fiel über Hölderlin günstiger aus, als über Schmidt. Schiller blieb dabei nicht stehen. Könnte er Hölderlin, meint er, nur aus seiner eigenen Gesellschaft bringen! Er suchte es sich umständlich zu erklären, warum diese Richter, Hölderlin, Schmidt so überspannt, so einsilbig und erstere beide doch so tief und innig seien. Er glaubte den Grund davon in ihrer isolierten Lage zu finden. Selbst bei seinen weiblichen Anhängerinnen sah er diese Ansicht bestätigt. Sophie Mereau, in einsamer Beschränkung erzogen, habe Würde, Innigkeit und Schwärmerei, Amalie von Imhof sei, aus liberalen Verhältnissen heraus, nicht durch das Herz, sondern durch die Phantasie zur Dichtkunst gekommen. Da das Aesthetische aber Spiel und Ernst zugleich sei, so müsse es Sophie Mereau immer der Form nach, Amalie Imhof immer dem Gehalte nach verfehlen. Natürlich war hier Form im höchsten Sinne verstanden. Die höchste Aufgabe dichterischer Gestaltung aber ist der Mensch und die menschliche Handlung. Hierin verfehlte es die ganze Reihe der Genannten von Klopstock bis zu Amalie Imhof hinab. Der Mensch, das war das Grundthema vieler Unterhaltungen der beiden Duumvirn, ist als objektive Gestalt künstlerisch nur darzustellen im Epos und Drama. Darum zogen sie einen Dichter allen andern vor, darum bekränzten sie Johann Heinrich Voß mit einem lobenden Xenion. Spottete Goethe auch über Verse von Voß, wie folgende:

> Dicht gedränget, Mann und Weib
> Pflegen wir mit Punsch den Leib,
> Wie den Fuchs die Grube,
> Wärmet uns die Stube ꝛc.

so hatte seine Luise doch Form und, wenn auch Plattheiten in Menge, doch einen echten deutschen Kern. Für seinen Homer aber waren beide Dichter ihm dankbarer als andere Zeitgenossen. Wie gern hätte Schiller es gesehen, daß Voß, wie er versprochen, nach Jena gekommen wäre! Leider geschah das erst 1803, als Schiller bereits in Weimar wohnte.

Auch die Lebensumstände fügten sich so, daß Schillers Ver-

kehr auf einen ganz kleinen, ganz vertrauten Kreis beschränkt wurde. An Durchreisenden und Besuchen war nie Mangel, Matthisson sprach ein, Blumenbach, die Dresdner Schöngeister, selbst Zelter kam 1802 mehr Schillers als Goethes wegen nach Thüringen. Hätte Schiller nur seinen Humboldt festhalten können! Dieser vielreisende Freund war im November 1796 nach Jena zur günstigsten Stunde zurückgekehrt. Schlegels waren noch mit dem Schillerischen Hause verbunden, und Karoline von Beulwitz, jetzt Frau von Wolzogen, war, dank den französischen Heeren, durch deren Herandrängen das Ehepaar erst von Stuttgart, dann von Bauerbach vertrieben wurde, seit dem August mit ihrem Gatten in Jena. Wilhelm von Wolzogen war ein gewandter Weltmann geworden, mit reichen Kenntnissen im Bau- und Verwaltungsfach. Karoline sah endlich ihre geträumte Kolonie hier verwirklicht, und man genoß des Guten um so sorgloser, als man bestimmt auf einen baldigen Frieden hoffen konnte. Auch Alexander von Humboldt trat eine Zeitlang in diesen einzigen Kreis ein, rastlos thätig, der wahre Meister und Erbe des Goethischen Strebens, aus den einfachsten Organisationen sich das Ganze der Natur zu erbauen, aber noch so in den tiefen Bergwerken der einzelnen Beobachtungen vergraben, daß Schiller diesen Charakter geradezu nicht zu finden vermochte und die seltsame Befürchtung äußern konnte, er werde „in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten“. Lebte Schiller doch eben jetzt ganz in seiner eigenen idealen Welt, und verlangte der Wallenstein doch den ganzen Menschen. Es ist eines der schönsten Zeugnisse für seine Empfänglichkeit, wie für sein großes, neidloses Herz, daß er um eben diese Zeit an der neuen Schöpfung des Freundes, an Hermann und Dorothea, den innigsten Anteil nahm. Karoline von Wolzogen verweilt mit entzückter Erinnerung auf diesen Tagen, auf diesem „Ineinanderstrahlen“ der beiden Dichterseelen.

Aber mit dem Frühjahr zerstob dieser Kongreß von königlichen Geistern. Wilhelm von Humboldt, voll Begier, nichts in der Welt zurückzulassen, was er nicht mit sich in Berührung gesetzt habe, wollte auf zwei Jahre nach Italien gehen und schied zu Ende des April zu Schillers ahnungsvollem Bedauern, daß dieses Verhältnis durch Entfernung und die verändernde Zeit als

beschlossen anzusehen sei. Jetzt konnte Humboldt ihm noch förderlich sein, denn noch verhielt Schiller sich suchend in Form und Stoff, und zum Umgang fand er Humboldt recht eigentlich qualifiziert; nach zwei Jahren, so bestimmt setzte er sich seine Epochen, könne ihm Humboldts Nähe nichts mehr nützen.

Eine Probe bestand diese Freundschaft, als Humboldt ihm im Frühjahr 1798 seine Schrift über Hermann und Dorothea im Manuskript zur Beurteilung sandte. Denn es wäre für jeden weniger großen Sinn eine Probe gewesen, diese Verherrlichung Goethes, welche ihn allein als würdigen Nebenbuhler des griechischen Epos pries. Für Schiller war der Aufsatz, kurz gesagt, bloß nicht gut und wirksam genug und zu metaphysisch geschrieben. Für ihn bloß ein Sporn, ein ähnliches Lob zu erlangen. Es gibt eine Region in dem geistigen Verbande solcher Männer, wo die Vermutung noch hineindringen darf. Und so ist es mir immer als wahrscheinlich erschienen, daß Schiller, den Humboldt den modernsten aller Dichter genannt, es bei seiner Braut von Messina vor allem darauf abgesehen hatte, dem Freunde in Rom den Ausspruch zu entlocken, daß auch Schiller „als Zeitgenosse des Sophokles einen Preis davongetragen hätte". Aber so sehr Humboldt die Behandlung in antiker Form als Muster aufgestellt wissen wollte, so fiel doch ein Wort von „künstlichem" Stoff aus seinem Briefe heraus, welches für jeden, der Humboldts Art, die Wahrheit mit Flötentönen zu sagen, kennt, genug bezeichnet. Eine Form aber, wie Schiller sie, an Shakespeare sich anlehnend, in der Jungfrau und dem Tell aufnahm, konnte Humboldt nicht mehr vollkommen würdigen, da er auch später noch an dem Gedanken festhielt, daß der ganze Fortschritt, den unsere Tragödie machen könne, im Chor und in den Formen liege. Wie weit jedoch Humboldt im einzelnen mit dem Freunde auseinanderging, die Ideen blieben auch sein Höchstes, seine Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller ist das schönste Denkmal ihrer Freundschaft. Sie sahen sich 1801 noch einmal flüchtig wieder.

Im März gingen auch Wolzogens nach Weimar. Wilhelm hatte dort als Kammerherr und Kammerrat eine Stellung gefunden. Die trübste Aussicht für Schiller aber war, daß auch Goethe mit einer fast leidenschaftlichen Unruhe, als hätte er den zu aufregen-

den Geistern seiner Schöpferkraft entfliehen müssen, sich auf eine dritte Reise nach Italien vorbereitete, wohin sein Meyer ihm 1794 vorausgegangen war. Der Freund in Jena sah diese Reise als für Goethes nächste und höchste Zwecke verloren an. Auch er strebte aus seinen vier Wänden hinaus, sie schienen ihm für die Kriegswelt des Wallenstein zu enge zu werden, aber sein höchster Wunsch ging auf einen — Garten, wo er, angeweht vom lebendigen Hauche des Himmels, in ungestörter Stille seine Schöpfung vollenden könne.

VI.

Proteische Natur.

Schiller hatte schon jetzt den Plan, nach Weimar zu übersiedeln. Er suchte ein Gartenhaus mit heizbaren Zimmern und fragte bei Goethe an, ob er ihm das seine vermieten wollte. Dieser wäre recht gerne darauf eingegangen, aber er gab zu bedenken, daß es nur ein Sommeraufenthalt für wenige Personen, auch für Schillers Lebensweise nicht brauchbar sei. Es war nun auf den Garten des Geheimerats Schmidt in Weimar abgesehen; da aber in Jena das Gartenhaus eines andern Schmidt, des verstorbenen Professors, zum Verkaufe stand, so riet Goethe, letzteres zu wählen. Er mochte erwägen, daß Schiller denn doch immer noch als Professor in Jena angestellt war. Nach einigem Hinundherschreiben zwischen dem Pupillenkollegium, dem Senat und Schiller ward ihm das kleine Besitztum für 1150 Thaler zugeschlagen. Der Garten lag hoch am Rande eines Vorsprungs, zu dessen Fuße sich das kleine Flüßchen Leutra durch ein grünes Thal schlängelt, gegenüber erheben sich kahle, weißgraue Höhen, welche im rötlichen Spätlicht wie „ferne Zeit und goldne Sage“ glänzen. Im nächsten Sommer entstand aus der bisherigen Gartenhütte nach Süden zu ein Häuschen mit einer Zinne, auch ließ er sich niedlich und reinlich in einer der beiden Hütten ein Bad mauern. Von dem Häuschen aus hatte man einen prachtvollen Blick ins Saalthal, so daß man

Stunden weit den schönen Strom, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen sah. Lotte konnte sich, wenn der Mond über den kühn geschwungenen Bergzügen heraufkam, an den großen Massen von Licht und Schatten nicht satt sehen, welche sich an den weißlichen Sandfelsen bildeten.

Nun schmückt er sich die hohe Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und hell entgegen kam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Am 2. Mai 1797 bezog Schiller sein Gartenhaus. Sein erster Abend auf eigenem Grund und Boden war von der fröhlichsten Vorbedeutung. Er freute sich der schönen Landschaft, die Sonne ging freundlich unter, und die Nachtigallen schlugen.

In diesem Garten entstand ein Teil des Wallenstein und die Mehrzahl von Schillers Balladen. „Nach dem tollen Wagstück mit den Xenien,“ hatte Goethe geschrieben, während es Antixenien von allen Seiten regnete, „müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln.“ Der neue Musen-Almanach bot die beste Gelegenheit, die Beschämung zu beginnen. Wir wissen, daß Schiller sich schon seit dem Sommer 1795 mit einer romantischen Erzählung trug. Ein Jahr später tritt in den Briefen ein ähnliches Vorhaben Goethes mit „Hero und Leander“ auf. Ueber den Vorzug von Epos und Drama, über das Wesen beider Gattungen, über das Hineinragen der einen in die andere wurde bis 1798 fortwährend zwischen den Dichtern verhandelt. Aber während sie in Wallenstein, Hermann und Dorothea in ihrer ganzen Selbständigkeit erfüllt wurden, erschienen diese beiden Gattungen zugleich in einer lyrischen Mittelform, in den schönen Balladen und Romanzen unserer Dichter.

Am 2. Mai erbat sich Schiller den Text des Mozartischen Don Juan, um eine „Ballade“ daraus zu machen. Goethe fand

ihn zu einer „Romanze“ sehr passend und erwartete einen guten Effekt davon. Es blieb indessen bei einem Fragment. Bald darauf kam Goethe nach Jena, und hier scheinen die Genossen sich ihre Aufgabe gestellt, die Kraniche des Ibykus sogar zu einem Wettstreit bestimmt zu haben. Jetzt blühte mit den Rosen zugleich ein Flor herrlicher Schöpfungen empor. Bis zum 14. Juni, wie Schillers Kalender ausweist, war der Taucher (nach unbekannter Quelle, vielleicht nach Erasmus Francisci) vollendet, bis zum 19. der Handschuh, nach einer Anekdote in St. Foix, Essay sur Paris; bis zum 24. der Ring des Polykrates, nach Herodot III., 39—44; Ritter Toggenburg am 31. Juli, wie Götzinger meint nach einer Schweizer Sage, Lotte Schiller hatte dieselbe vielleicht an Ort und Stelle gehört. Die Kraniche des Ibykus, beendet am 16. August, wurden auf Goethes Rat nach diesem Datum noch umgearbeitet, dem Phänomen der Kraniche größere Bedeutung gegeben, zartere Uebergänge gesucht. Hoffmeister vermutet gewiß mit Recht, daß Schiller den Stoff Plutarchs Schrift über die Geschwätzigkeit entnommen habe, in welcher die Entdeckung des Mörders im Theater geschieht. Schon in den Künstlern heißt es:

> Vom Eumenidenchor geschrecket,
> Zieht sich der Mord auch nie entdecket
> Das Los des Todes aus dem Lied.

Schiller sah sich dann schon nach seinem Ibykus weiter um und sandte Böttigern gelegentlich das Gedicht zur Begutachtung, ob kein Verstoß gegen das Altertum darin vorkomme. Der Gang nach dem Eisenhammer machte bis 25. September den Beschluß. Schiller sprach von einem Balladenjahr, aber der nächste Sommer 1798 brachte vom 18.—26. August noch den Kampf mit dem Drachen, nach Vertots Geschichte des Johanniterordens oder auch nach Erasmus Francisci, und bis zum 30. August die Bürgschaft, aus der Fabelsammlung des Hyginus geschöpft. Im Jahr 1801 entstand Hero und Leander, 1803 der Graf von Habsburg.

Die Ballade und die Romanze sind Abkömmlinge der alten Heldenlieder, die zuerst einzeln gesungen, dann zum Epos fortgebildet und zusammengefügt wurden. Lyrisches und Episches ist

noch im Keime vereinigt. Episch ist vor allem das Moment der Vergangenheit, aber der Dichter legt sich mit seiner Empfindung ganz in den Gegenstand, als ob derselbe zeitlich wie räumlich gegenwärtig wäre, die Zeichnung wird dem Ton untergeordnet, der ganze Hauch und Wurf wird subjektiv bewegt, der Gang übersteigt rasch die retardierenden Elemente und eilt zum Schlusse, der Rhythmus baut sich musikalisch in lyrischen Strophen auf. Es liegt noch etwas vom wandernden Sänger in den ausgebildeten Stücken dieser Art. Der Sänger tritt in eine festliche, geräuschvolle Versammlung; hier ist nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen; er führt rasch und mit wenigen scharfen, selbst trockenen Strichen in die Sache hinein, alles kommt auf die bewegtere Mitte an, Phantasie und Gefühl sollen schnell und mehr oder weniger tief ergriffen werden. Die Fragen des Verstandes stehen in letzter Reihe.

Die Ballade ist italienischer Abkunft, aber erst England, der Norden gab dem verpflanzten Gewächs seine Kraft und seinen Charakter. Das Dunkle, Gewaltsame, Geheimnisvolle ist ihr eigen, sie liebt den dramatischen Gang und Dialog, das Erhabene, die tiefe, innige Klage. Die Romanze, aus Spanien stammend, ist sonniger, heller, sie verhält sich nach Vischers Ausdruck zu jener, wie Dur zu Moll.

Es ist natürlich, daß in der Kunstpoesie sich beide Arten ihrer nationalen Färbung entkleiden und in einander übergehen. Diese ideellere Mittelart, welche an Gefühlsinnigkeit und Ton vielleicht verliert, was sie an dauernder Form durch klarere Zeichnung, bewußte Steigerung und kunstvollere Komposition gewinnt, haben Schiller und Goethe originell geschaffen. Durch sämtliche episch-lyrische Dichtungen Schillers geht eine dunkle Gewalt, entweder des Elementarischen oder Bestialischen oder der Nemesis, des Schicksals, der Liebe. Dieser dunkle Ton und die dramatische Energie nähert sie den ursprünglichen Balladen, während die sinnliche Klarheit und Fülle, mit welcher selbst jene dunklen Gewalten geschildert sind, dann auch das kräftige Auftreten des menschlichen Willens sie der Romanze nahe bringt. Ja, der Handschuh geht durch den pointenartigen Abschluß in die Anekdote über. Schiller hat in einer noch vorhandenen Abschrift seiner Gedichte, welche zu einer neuen Ausgabe bestimmt war, sämtliche Gattungsbezeichnungen

bis auf eine gestrichen und auch diese: der Kampf mit dem Drachen, Romanze, wohl nur aus Versehen stehen lassen./

Schillers Balladen sind so tief in das Herz des Volkes gedrungen, daß keine Kritik sie daraus auf die Dauer verdrängen kann. Sie bedürfen zu einem ästhetischen Genusse keines Kommentars. Schillers Balladen lassen keine Gespenster erscheinen und behandeln keine geschlechtlichen Probleme. Man wird mich nicht mißverstehen, wenn ich dies betone. Aber, da man das Deklamatorische daran getadelt hat, so ist doch auch hervorzuheben, daß dieser Schmuck nicht zu unschuldigeren und naiveren Wirkungen verwandt werden konnte. Es ist etwas so jungfräulich Edles in diesen Bildungen, etwas, wie das offene, lebensmutige Antlitz eines Knaben. Sie sind spannend und ergreifend, ohne zu überreizen, sie sind allgemein giltig ohne Leerheit, voll natürlicher Wunder und doch voll Wunder, ein frei im Licht sprudelnder Quell, an dem das junge Volk sich erlaben mag. Und wie stimmt doch Zeichnung und Ton so einzig zusammen, wie einfach und echt sind die tieferen Kunstmittel! Dieser Edelknecht „sanft und keck“, der aus der Knappen zagendem Chor tritt, wie hebt ihn der Dichter in zartem Umriß von der Menge ab, stellt ihn einsam auf luftigem Felsenhang der brüllenden Wasserwelt gegenüber! Ein Aufbranden, ein Niederstrudeln, zwei gleich furchtbare Akte eines Schauspiels, welches noch schrecklicheren Inhalt verbirgt, dann die Gebärde des Jünglings, der sich Gott befiehlt und dann, bloß im Schrei der versammelten Menge gezeichnet, sein Sprung in die Tiefe:

> Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
> Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Gewiß ist das Gemälde der bangen Pause, welche nun folgt, und das

> Und es wallet und siebet und brauset und zischt

bewundernswürdig, aber nicht minder solche Mitteltinten, wie

> Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
> Da hebet sich's schwanenweiß.

In den Lauten selbst ist etwas, wie abströmendes Wasser.

> Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
> Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,

Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Solche Verse kann man hundertmal lesen, und jedesmal erneut sich die Phantasie die Bilder in voller Erstlingsfrische, es ist echte Kunst, klar und doch voll unergründlicher Tiefe.

Und wie weiß Schiller überall die Kontinuität der Handlung zu wahren! Er hatte über die Technik dieser Sachen das feinste Bewußtsein. Wie straff seine Eingänge, wie rechtzeitig seine Schlüsse! Nie zu viel Körper zum Geiste, nie zu viel Charakteristik zur Handlung. Schon Viehoff hat hervorgehoben, wie notwendig seine Schilderungen zum Ganzen gehören. Und wie weiß der Dichter mit einem einzigen Beiwort, mit einem ehrenden Lob aus dem Munde des Volkes diese Gestalten an unser Herz zu legen:

Des Ibykus! Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame.

Ich will nur noch auf einen Gesichtspunkt aufmerksam machen, welcher bisher nicht beachtet wurde. Den Ring und die Kraniche griff Körner an, weil sie mehr Begriffe (Schicksal und Nemesis), als höhere menschliche Natur in Handlung darstellten. Humboldt und Goethe verteidigten sie, ja letzterer hielt sie für eine die Poesie erweiternde Gattung. Er wollte sie nicht mit denjenigen Gedichten, welche abstrakte Gedanken symbolisieren, verwechselt wissen. Im Ring des Polykrates ist ein allgemein menschliches Gefühl, daß eigensinniges äußeres Glück ein gefährliches Geschenk sei, auf seiner geschichtlichen Spitze dargestellt. Die Empfindung, welche man im Freunde des Polykrates wachsen sieht, erklärt sich zuletzt als religiöse Anschauung eines ganzen Zeitalters. Es ist eine historische Ballade. Ebenso sind die Kraniche die Darstellung einer historischen Idee. Alle Völker haben die Vorstellung solcher Nemesis, der Dichter sucht sie dort auf, wo sie in voller Kraft erscheint. Mag doch der Mörder, wie Schiller ausdrücklich will, gar nicht von dem Chor ergriffen sein. Das ist mir, gestehe ich, auch niemals in den Sinn gekommen. Aber zu der Anschauung einer waltenden Nemesis in der Erscheinung der Kraniche gehörte der Boden des Griechentums, und wo wäre dieser besser zu zeichnen, als im Eumenidenchor, wo sich der religiöse Volksgenius mit dem

künstlerischen vermählt? Historische Charakterbilder aus der Zeit der Kreuzzüge sind der Kampf mit dem Drachen, der gute Ritter Toggenburg, den wir uns nicht durch Gustav Schwab verkümmern lassen werden, und ein prächtiges Stück aus der galanten Ritterzeit ist der Handschuh. Die nadowessische Todtenklage schließt sich als nationales Charakterbild dieser Reihe an.

Das Reiterlied aus Wallensteins Lager muß als wildes Soldatenlied gefaßt werden. Es ist ein vollgiltiges Zeugnis, daß Schiller der kräftigeren, männlicheren Liebesform wie kein anderer mächtig war. Daß Schiller sich in seinen Balladen vom musikalischen Element entfernte, das wollen wir als einen Gewinn preisen, nicht als einen Verlust beklagen. Denn Schiller hat eben dadurch dem Worte seine Selbständigkeit für die Recitation erobert, und bei dem entsetzlichen Mangel einer würdigen und gebildeten Repräsentation unserer herrlichen Sprache, einem Mangel, der sich in Kirchen und Schulen, in Theatern und auf der Tribüne in wahrhaft ohrenzerreißenden Beweisen kundgibt, ist es eine zwar außerhalb des innern Kunstwertes liegende, aber doch nicht genug zu schätzende Gabe, welche er in diesen kleineren Ganzen der ästhetischen Sprechbildung geboten hat. Wer etwa den Taucher und die Glocke von einer Sophie Schröder hat lesen hören, der hat erst ganz erfahren, welche „lebende Gestalt“ diese Dichtungen enthalten. Manchem Leser sind Schillers Balladen bloß deshalb verleidet, weil er die Deklamationskünste seiner ehrenwerten Mitschüler von Tertia nicht vergessen kann.

Für die außerordentliche Umwandlungskraft Schillers könnten noch Gedichte, wie die Begegnung, das Geheimnis (1797), die Erwartung, an Emma, ihre melodische Stimme erheben, Beweise genug, daß es in seiner freien Macht stand, den Boden der Ideen zu verlassen oder zu betreten. Unnachahmlich in dem leichten, freien Wurf seiner Epigramme, wie der Votivtafeln, echter Goldkörner der gnomischen Poesie, welche mit Vischer gewiß als rechtmäßiges Gebiet der Dichtkunst anzuerkennen ist, hat Schiller alle seine Vorzüge wie zu einer edlen Gemeinde zusammengerufen in seinem Liede vom Bürgerleben, in seiner Glocke.

Den ersten Gedanken dazu faßte er in Rudolstadt 1788. Er besuchte öfters die Glockengießerei, welche sich in der Nähe der

Stadt befand, und gewann von dem Gusse eine lebendige Anschauung. Aber erst 1797, beinahe zehn Jahre später, als das Feuer des Lebens die Erze der Sorgen und Erfahrungen, des Menschen Teil, das er so redlich auf sich nahm, zu neuem Glockengute gereinigt hatte, begann in seinem Gemüte die Glocke zu werden. „Dieses Gedicht," schrieb er am 7. Juli an Goethe, „liegt mir sehr am Herzen", aber er meinte zugleich, daß es ihn mehrere Wochen kosten werde. Er orientierte sich aus Krünitzens Encyklopädie über die Technik und entnahm daraus unter anderm auch das Motto: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, Lebende ruf' ich, Gestorbene beklag' ich und Blitze zerteil' ich; es befindet sich auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen. Aber bald unterbrachen Störungen, Krankheit und die Redaktion des Musen-Almanachs die Arbeit, er fand geratener, sie noch ruhen zu lassen, und erst 1799 gegen Ende des September, nachdem ein Aufenthalt in Rudolstadt ihm alte Zeiten und das Bild des Glockengusses erneut hatte, wurde das Gedicht, wert der langen Zeit, die es gekostet, vollendet. Es erschien im Musen-Almanach von 1800, dem letzten, welchen Schiller herausgab. Je mehr seine dramatischen Schöpfungen die Konzentrierung seiner Kräfte in einem Punkt forderten, um so widerwärtiger ward ihm die Sorge für litterarische Unternehmungen, die ihn mit zwanzig bis dreißig Versemachern in Deutschland zu verhandeln zwangen. Er hatte die Horen schon 1798 eingehen lassen. Am 26. Januar 1798 benachrichtigte er den Freund, daß er das Todesurteil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterschrieben. Cotta hatte für den Jahrgang 1797 nur eben die Kosten wieder herausbekommen. Endlich warf er auch die Bürde des Musen-Almanachs von sich, froh, wie er an Körner schrieb, fortan mit keinem schlechteren Poeten zu thun zu haben, als er selber sei.

Der Glocke läßt sich in der gesamten Poesie nichts an die Seite stellen. Vielleicht keine Dichtung ist so tief in unser edleres Bürgertum eingedrungen, ist so sehr eine poetische Verklärung unseres Städtelebens. Wie oft wird sie mimisch mit lebenden Bildern, mit Rombergs oder Bruchs Musik dargestellt! Bewundernswürdig sind die Hauptmomente des Gusses selbst in die Worte des Meisters eingewebt, und, wie eingänglich der sinnlichen Vor-

stellung, das merkt man erst, wenn man sich mühsam mit einem Kommentare die ganze Prozedur vergegenwärtigt. Hier ist die Forderung der Recension von Bürgers Gedichten noch in einem andern Sinne erfüllt, der Dichter ist nicht mehr er selbst, es ist das Bürgertum, welches aus ihm singt, des arbeitenden Menschen Wohl und Weh, zu dem er seine Brust erweitert hat. Alles was dieses Bürgertum ziert, Frömmigkeit, Zucht, Fleiß, Ordnung, der Freiheit Schutz, des Hauses Ehre, klingt voller oder leiser an, die kommenden und gehenden Geschlechter, die Gefahr des Elementes, die Revolution, alles, was sich ungezwungen in den Gesichtskreis des fleißigen, ruhigen Bürgers, des Meisters drängt und an sein Werk anschließt, ist in ebenso einfach kernigen Weisen, als gesteigerten Schilderungen eingewebt. Von Schillers gesamter Lyrik aber gilt, was er von der Glocke sagt:

Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.

VII.

Wallenstein.

Der moderne Dramatiker steht äußerlich in großem Nachteil gegen die Alten. Keine Mythendichtung, kaum die Sage, bereitet ihm seine Fabel zu. Er steht in großem Nachteil gegen Shakespeare. Ihm fehlt Shakespeares Theater, auf welchem der Britte ohne die Gräben und Verhacke der Dekorationen die größte Handlung rasch durch fünf Akte jagen konnte. Selbst seine Zuschauer engen ihn ein, sie kommen zu seinem Vorhange mit einer Phantasie,

welche jede Illusion unter die Kontrolle der prosaischen Natürlichkeit stellt.

Vor allem treffen diese Nachteile das historische Drama. Seine Basis ist das öffentliche Leben, seine Fabel unendlich verzettelt, sein Stoff der unförmlichste. Bei dem Fiesko traten solche Schwierigkeiten weniger hervor, denn dort flutete die Handlung in dem engen Bette einer Stadt, und diese Stadt war zugleich der Staat. Ganz ungeheuer waren sie beim Wallenstein.

Der weitläufigste Schauplatz, die verwickeltsten Verhältnisse, zahlreiche Parteien; zerstreute, von Rom nach Paris, von Wien nach Stockholm und Prag hinfließende Fäden, aus denen der ganze Knoten der Bewegung geschürzt war. Ein Held und seine Armee, zwischen zwei Mächten stehend, welche sich beide der Darstellung versagten, denn der Kaiser saß in seiner Burg zu Wien, die Protestanten zersplitterten sich in einzelne Kriegführer, in einzelne Bekenntnisse. Noch schwieriger war darzustellen, was sich der Darstellung gewaltsam aufdrängte. Der Herrscher zeichnet sich allein durch die, welche er beherrscht. Seine Größe ist relativ. Je bunter, roher, zusammengesetzter, ungebundener die Armee, um so größer der Feldherr, der sie zügelt. Um die grandiose Kraft Wallensteins zu vergegenwärtigen, wurde die Vergegenwärtigung seiner Armee bis zum gemeinsten Soldaten hinab nötig. Denn die Masse der Soldaten ist es, welche zuletzt den Ausschlag gibt. Ja, diese Vergegenwärtigung ward unentbehrlich, da um die Treue dieser Soldaten sich zuletzt das Gelingen oder Mißlingen des Verbrechens drehte, welches der Dichter allein zum Angelpunkt seiner Fabel machen konnte. Aber wie dies alles in jene „Hahnengrube, in dieses O von Holz" packen?

Soviel der Dichter im Laufe der Jahre an seinem Werke gethan hatte, so gewiß er war, daß es schon jetzt mehr Form und Zweck besaß, als irgend eines seiner früheren Stücke; dennoch klagte er noch im November 1796 dem Dresdener Freunde, daß es formlos und endlos vor ihm daliege. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte ihm zwar die Gestalt seines Helden in großem, grobem Umriß geliefert, aber, um die Armee zu zeichnen, mußte er vor allem das Kolorit der Zeit tiefer aus den Quellen schöpfen. Seine Karlsbader Reise hatte ihm zwar einen Blick in das ernste

Böhmerland und auf die Physiognomie der österreichischen Soldateska vergönnt, aber das Detail jener aus aller Herren Ländern zusammengeflossenen Heeresmasse mußte schließlich doch zusammengelesen werden. Murrs „Beiträge" wurden benutzt, und noch am 2. Juli 1797 entnahm er, wie die Ausleihebücher ausweisen, von der weimarischen Bibliothek die ersten drei Bände des Theatrum Europaeum, den zweiten Teil von Chemnitz' schwedischem Kriege, den weimarischen Feldzug von Engelsüß, Pelzels Geschichte von Böhmen. Aus Büchern mußte der Dichter mühsam seine Anschauungen ergänzen. Schwerlich hätte irgend ein anderer Dichter andere Organe in sich gefunden, um solchem Stoffe beizukommen. Und doch war dieses noch immer die leichtere Arbeit. Schwerer war es, aus dem Charakter Wallensteins einen tragischen Helden zu machen. Ich setze voraus, daß meine Leser es zufrieden sind, wenn ich Schillers dreißigjährigen Krieg nicht an dieser Stelle ausschreibe. Wir kennen ihn aus der Geschichte, diesen verwegenen Charakter:

> Den Schöpfer kühner Heere,
> Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
> Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
> Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
> Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
> Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
> Und, ungesättigt immer weiter strebend,
> Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

So war der Wallenstein der Geschichte; wenigstens trat er Schillern in dieser Gestalt aus seiner historischen Lektüre entgegen. Ohne Frage reizte „der große Verbrecher" und sein blutiger Untergang den Dichter des Karl Moor auch diesmal zur Darstellung, wie ihn der Verbrecher am Fiesko gereizt hatte. Behauptete doch seine Theorie der Tragödie, daß die furchtbare Freiheit des Bösewichts zu Gemälden der erhabensten Sittlichkeit am geeignetsten sei. Aber war Wallenstein auch wirklich ein tragischer Verbrecher? Hatte er ein Recht auf unser Interesse? War in ihm eine sittliche Kraft verhüllt? ja nur eine erhabene Kraft vorhanden? War es nicht bloß sein brutales Glück, das ihn erhoben, seine brutale Rachsucht,

die ihn zum Abfall reizte, und ein plumper Irrtum, ein eitles Vertrauen in seine Armee, ein blindes Ungefähr, das ihn stürzte? Karl Moor und Fiesko hatten allen Glanz der Jugend, den einen versuchte eine zügellose Empfindung, den andern sein Genie der Intrigue, beide der sie umgebende faule Zustand. Der erste spiegelte sich ein Richteramt vor, der zweite schwankte wenigstens nach der Freiheit hinüber. Wallenstein war ein finsterer, ein bejahrter, verschlossener Mann, kalt, grausam selbst in seiner Großmut; sein Sternenglaube, sein feierlicher Ernst machten ihn lächerlich. Aber hatte Wallenstein kein historisches Recht? Hat doch selbst Richard III. ein solches. Gewiß. Aber Richard III. ist als Schlußstein an eine Reihe von Stücken angefügt; Shakespeare stellt ihn dar als die Ausgeburt und Strafe schrecklicher Geschlechter, blutiger Thaten. Hätte Schiller in einem Cyklus von Dramen die Schuld des Kaisers, die Intriguen der Jesuiten, den eigensinnigen Haß zwischen Lutheranern und Reformierten, die Berufung Wallensteins zu Diensten, welche Verbrechen sind, seine Absetzung erschöpfen können, wie leicht wäre das historische Recht dieser neuen Geißel Gottes zu erweisen gewesen!

Das wollte Schiller nicht und war ohne Zweifel weiser, als Tieck, welcher bedauerte, daß Schiller keinen Cyklus geschrieben. Bei weitem weiser! Denn die Schwierigkeiten wären bei jedem Drama eines solchen Cyklus genau dieselben gewesen, wie bei Wallenstein, und — wo war das Ende? Doch nicht im Westfälischen Frieden? Gute Nacht dann, Poesie!

Historisch berechtigt konnte Schiller seinen Helden nicht machen. Aber war denn der historische Wallenstein ohne alle sittlichen Zwecke, welche ihr Recht durch sich selbst erklären? Solche Zwecke sind von Leopold Ranke nachgewiesen, von Schiller selbst aus den ihm zugänglichen und wahrscheinlich von ihm benutzten Quellen nicht aufgenommen. Aber hatte Wallenstein keine Leidenschaften? Es gibt zwei Leidenschaften, welche das Diadem ihrer Berechtigung leuchtend an der Stirne tragen. Romeo ist der Held der einen, Brutus der anderen. Durch Liebe und Freiheitsdrang hatte Schiller doch alle seine Helden an unser Herz geknüpft. Auch diese mächtigen Fürsprecher fehlten dem historischen Wallenstein, und mit allem diesem so viel von Schillers eigenstem Wesen, daß es ihm schien,

als hätte er nie einen Stoff mehr außer sich gehalten. Nur bei zwei Gestalten, bei Max und Thekla, schien er sich mit mehr als der Liebe des Künstlers beteiligt. Und doch war er an den Wallenstein gefesselt, war ihm durch einen Zeitraum von sieben Jahren treu geblieben. War das eine weniger zärtliche Freundschaft des Dichters für seinen Helden, als einst jene für Don Carlos in den Bauerbacher Tagen? Gewiß nicht, und so gewiß Shakespeare seinen Richard mit nicht geringerer Liebe an seinem großen Herzen getragen, als den liebenswürdigen Romeo, so gewiß suchte Schiller aus derselben Empfindung heraus unablässig nach Mitteln, sein eigenes Interesse für seinen Helden dem Zuschauer mitteilen zu können. Er prüfte diesen Charakter immer von neuem. Er untersuchte Wallensteins Leidenschaften. Ehrsucht und Rachbegier sind kalt und erkältend, denn sie sind ganz egoistisch; wir wollen die Hexen des Macbeth, die stärkste Versuchung bei der ersten, die schwerste Kränkung bei der zweiten als Entschuldigung sehen. Selbst die Eifersucht ist nicht eine so abschreckende Egoistin, als Rache, denn sie entbrennt an der Flamme der Liebe.

Ich habe in Obigem den wesentlichen Inhalt einer Reihe von Schillers Briefen an Körner, Humboldt, Goethe mitgeteilt. Fragen wir nun: welchen Ausweg fand Schiller aus so vielen Schwierigkeiten? Und wie verwandelte er die difficulté vaincue in die kühne Linie ästhetischer Freiheit?

Schiller fand eine Eigenschaft im historischen Wallenstein, in welcher ein Problem von allgemeinster Gültigkeit versteckt lag, eine Aufgabe, bei weitem größer und tiefsinniger, als die Darstellung einer Leidenschaft jemals sein kann. Wallenstein ist in Schillers Geschichte, und zumeist nur nach dieser kann hier die Frage sein, ein unbegreiflicher Zauberer. Er hat alles zum Abfall vorbereitet, aber er zögert mit der Ausführung, bis Gallas (im Stücke spielt Piccolomini den größten Teil seiner Rolle) ihn vollständig mit dem Netze des kaiserlichen Verdachtes umstellt hat, Wallenstein muß einen Schritt thun, den er vielleicht niemals thun *wollte*. Hier griff Schiller sein Thema, die dunkle Totalidee, welche, wie er sagt, ihm jedesmal bei der Konzeption eines Werkes aufdämmerte.

Er gab seinem Helden eine dämonische Lust an seiner genialen Macht, an dem Vermögen, dem Kaiser, wenn er wollte, schaden

zu können. Auch sein Wallenstein zaudert, er wiegt sich in den Träumen der bösen That, in der Wollust des Willens, im Rausche der Macht. Es ist ihm eine Genugthuung, Questenberg zu zeigen, was er vermöchte. Er unterhandelt mit dem Feind, aber er hält sich die Wege offen. Vorsichtig auf der einen Seite, gibt er „nichts Schriftliches von sich", er verpflichtet sich zu nichts, er verlangt dagegen, daß sich die Generale ihm unbedingt mit ihrer Handschrift verpflichten, nur, damit er die Unterschrift nötigenfalls dem Schweden zeigen könne. Er will sich in dieser Schwebe halten, bis die Sterne sprechen. Aber als die Sterne zur That winken, als er auch dieser Bestätigung seines auserwählten Loses sich mit grauenhafter Lust freut, da sind sie bereits die Sterne der Notwendigkeit. Wallensteins Pläne ruhten in den Händen von Menschen, und Menschen sind keine Maschinen. Sie stehen im Banne des Zufalls, der Pflicht, des Bedürfnisses. Er, der die Menschen nie geachtet, er, der sie als Mittel zum Zweck behandelt hat, der teuflisch mit Buttlers Rachsucht gerechnet hat, um ihn für den Notfall sicher zu haben, muß erfahren, daß diese Mittel selbst Zwecke, daß sie Persönlichkeiten sind. Sein Unterhändler ist gefangen, sein Vertrauter ein schlauthätiger Freund des Kaisers. Zurück zum Kaiser kann Wallenstein nicht mehr, er muß vorwärts zur That, und mit dem vollen Bewußtsein dieses Zwanges, mit dem Bewußtsein, daß das, was er thut, sein Unglück ist, verbündet er sich mit den Schweden. Die Handlung ist der reinste ästhetische Beweis, daß eigentlich der böse Wille die wahre Schuld, daß die That schon die strafende, die unvermeidliche Folge des bösen Willens ist. Fürwahr ein Satz von ebenso erhabener Einfachheit, als sittlicher Tiefe.

Und der Dichter hätte somit seine Tragödie nur geschrieben, damit die Vernunft diesen Satz gewinne? Damit sie ihn in ihr Gesetzbuch schreibe? mit ihm schon den bösen Willen verdamme? Nimmermehr. Der Dichter ist zwar, als Intelligenz, Vertreter der Vernunft, aber als Künstler ist er Vertreter der Natur. Als Künstler stellt er seinen Schuldigen vor ein Gericht der Geschwornen, welche vor allem Menschen sind, Menschen mit Herz und Sinnen, und indem er als Intelligenz seinen Zuschauern ein Gesetz übergibt, nach welchem sie richten, ruft er als Künstler mit allen Mitteln der Verteidigung Empfindungen in seinen Zuschauern auf, welche

ihnen das Gericht unmöglich machen. Jener Vernunftthätigkeit wird er sich kaum bewußt werden, denn sie gehört ihm als Nicht-künstler; während er schafft, wird er nichts so sehr als den Künstler in sich empfinden, den Künstler, welcher bestrebt ist, auf jede Weise für seinen Helden zu interessieren.

Dieses Verfahren beobachtete Schiller bei seinem Wallenstein. Es gab dafür zwei Wege. Schiller schlug sie beide ein. Zuerst: er idealisierte seinen Helden. Die Rachbegier ist bei Schillers Wallenstein fast ganz in den Hintergrund getreten, er spielt den Gekränkten nur vor Questenberg.

Schiller gab ihm ferner nicht bloß cäsarische Hoheit, sondern auch cäsarische Liebefähigkeit. An den Idealisten, den Jüngling, an Max fesselte er diesen großartigen Realisten. Er gab ihm noch eine andere Größe. Zur äußersten Totalität, deren der Realist (nach Schillers Entwicklung an bekannter Stelle) fähig ist, ließ er, wie wir sehen werden mit Hilfe Goethes, ganz bewußt seinen Helden sich erheben. Der Realist bestimmt sich nicht aus seiner Freiheit, sondern aus seiner Natur, aus den Umständen. Aber er erhebt sich über diese Schranke, wenn er sich aus der Notwendigkeit der ganzen Natur bestimmt. So ergriff Wallenstein, wenn auch in der Form des Wahns, die Natur als großes, lebendiges Ganzes, in welches durch die Sterne auch seine eigene Natur geheimnisvoll mit eingewoben ist. Von hier aus betrat Schiller den zweiten Weg, auf welchem der Künstler für seinen Helden plädieren kann. Er machte ihn blind. Wir sehen einen Blinden seine Wege suchen. Das ist immer ein erschütternder Anblick. Jeder innige Glaube, und wär' es ein Wahn, hat seinen Freibrief. Sein Glaube an die Sterne, an das Schicksal, umstrickt den Herzog, sein Glaube, der ihn doch wieder als ein so einziges Heidentum über die dogmatische Enge der Zeit erhob, und worin ihm selbst ein Melanchthon nichts nachgegeben hatte. Dieser Glaube kettet ihn mit ebenso rührender als erschreckender Unerschütterlichkeit an Octavio, seinen Verräter. Dazu seine Machtstellung, gezeichnet in der vergötternden Anhänglichkeit seines Heeres, in der Besorgnis Questenbergs, dazu die verführerische Gelegenheit, endlich die sichtbare Not, die ihn zum Abfall drängt. So konnte Schiller von der Kunst sagen:

Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Der tiefe und leicht zu mißdeutende Sinn dieser Worte ist also nicht etwa: die Tragödie stellt einen Helden so dar, daß er schuldlos ins Unglück stürzt, oder daß das Schicksal mehr als er selber an seinem Falle Schuld ist. Vielmehr: wenn das moralische Gesetz die Tendenz hat, die rohe, unvermittelte That allein dem Willen des Menschen aufzubürden, so hat die Kunst die Tendenz, als Vertreterin der Natur so viel Schuld als möglich, womöglich alle Schuld, von dem Helden auf die Umstände, seine Anlage, einen äußern Zwang abzuwälzen. Aus dem Zusammenfluß dieser beiden Tendenzen im Dichter aber entsteht eben die höhere Wahrheit der Tragödie, von welcher er selbst oft nicht einmal ein Bewußtsein hat.

Die Grundsäulen des gewaltigen Baues standen nach der eben geschilderten Operation aufgerichtet. Indem der Dichter vorzugsweise aus dem Innern des Helden, aus seinem Glauben und seinem „Spiel mit dem Teufel" die Handlung hervorgehen ließ, hob er den Stoff aus den Banden des Geschichtlichen heraus und schuf ganz wie im Fiesko eine Charaktertragödie. Aber eine Charaktertragödie von allgemeinster Gültigkeit. An dem eigentümlichsten Menschen wurde das Wesen der Menschheit dargestellt, in dem Individuellsten ein Symbol von durchgreifendster Bedeutung. Und von dieser Seite steht dieses einzige Meisterwerk mit seiner vollendeten geschichtlichen Färbung, seinen Lagerscenen, seinem Pulvergeruch als ein Universum da, wie Prometheus, Faust, Hamlet. Wir müssen es dem Dichter nachsehen, daß er hier die dramatische Form zersprengte. Wir müssen das Lager und die Zweiteilung in die Piccolomini und Wallensteins Tod mit in den Kauf nehmen. Wenn sich auch durch eine geschickte Regie einige hundert Verse hinauswerfen lassen, in einem Theaterabend ist es niemals zu bannen; es steht als ein ewiges Wahrzeichen da, daß es mit der Entwicklung unserer äußern Bühne noch nicht am Ende ist, und daß, wo große Gegenstände verlangt werden, diese wiederum größere Mittel verlangen. Aber man sollte an jedem Schillerfeste einmal die drei Stücke an einem und demselben Tage, wie es 1863 in

Weimar geschah, mit angemessenen Pausen hinter einander aufführen. Die Wirkung ist von überwältigender Größe.

Eine Würdigung dieser Tragödie auf wenigen Blättern zu versuchen, würde mich ein wahrer Frevel dünken. Das Lager hat keine dramatische Handlung, aber konnte sich die Armee anders, als in diesem lässigen Lagergeplauder auf eine naive Weise darstellen? Carlyle hat trefflich hervorgehoben, wie jeder Soldat der Spiegel seines Regimentschefs ist. Die herrliche Realistik in den ersten Scenen der Piccolomini, in der Tafelscene, die bewundernswürdige Weisheit in der Scene mit Wrangel hat schon Tieck gerühmt, und doch, so sehr wir gerade diese Scenen in ihrem edlen Rost der Historie als Shakespeares Bestem ebenbürtig preisen, hätten diese Scenen das Werk volkstümlich machen können? Der hereinleuchtende Idealismus, der erhöhte Ton, das Pathos, selbst oft das nackte, dürre Aussprechen des Grundgedankens ist vielleicht gerade das einzige Mittel gewesen, der Organisation des Werkes Klarheit und jene Höhe zu geben, in der es, mit Aristoteles zu reden, philosophischer als die Geschichte wurde. Ich darf nicht auf die Charakteristik eingehen. Wo wäre da ein Aufhören? In der Geschichte spielt Wallenstein dem Buttler jenen Streich mit dem Grafentitel ohne alle Folgen. Wie trefflich hat der Dichter diesen Zug benutzt! Wallenstein spekuliert auf Buttlers Rachsucht, um ihn an sich zu fesseln. Und eben diese Rachsucht wird seine Mörderin. Darin ist jene Konsequenz des tragischen Gerichts, mit welcher Laertes an dem Stoß des vergifteten Rapiers verendet: „meine Arglist hat sich auf mich gewandt.“ Und dieser Staatsmann Octavio, dieser maulfertige Slave Terzky, dieser Schwede Wrangel, wie umgibt alle diese Figuren ein gewisser Glanz der Weltbühne! Wo hat der Dichter diese Politiker hergenommen? Diesen echten Gesandtschaftsmenschen, Questenberg? Und jener Buttler, der Fatalist ist, wenn es eine Unthat gilt, und auf seinen Willen stolz, wenn sein Stolz beleidigt wird, welch eine volle körnige Gestalt! Trefflich hat Hiecke nachgewiesen, daß, vielleicht gegen die Meinung des Dichters und durchaus gegen die Meinung Tiecks, Max und Thekla, die echten Idealisten der schönen Jugend, im Sturm der Konflikte nur verzweifeln können und in der Verzweiflung die Pflicht verletzen, welcher sie ihre

Neigung zum Opfer brachten. In Thekla aber ist eben ein solches Gegenteil des kategorischen Imperativs dargestellt, wie Schiller es im echten Christentum fand, wo die Pflicht zur Neigung geworden ist. Die Engländer haben diesen Charakter vollkommen verstanden und gewürdigt. In Max und Thekla ist jene höchste Gattung des Tragischen im kleineren Kreise erfüllt, welche Schiller in seiner Theorie als solche aufgestellt hatte. Ich kann auch den Schluß des Dramas nicht mit Tieck unbefriedigend finden. Jede andere Befriedigung wäre hier klein und gewaltsam gewesen.

Ich will nun in wenigen Strichen die äußere Geschichte, die allmähliche Entstehung des Wallenstein und dann sein Geschick auf der Bühne zeichnen. Ich habe gelegentlich die Zeitpunkte berührt, in welchen das Süjet den Dichter beschäftigte. Im Oktober 1796 wartete er noch auf eine gewaltige Hand, die ihn hineinwürfe. Am 22. ging er ans Werk. Noch während er am Plane arbeitete, denn von dem bereits Ausgeführten konnte er fast nichts brauchen, geriet er aufs neue in die Ausführung. Er bestimmte sich, die Armee in einem Prolog zu zeichnen. Für das Stück selbst entstand die alte Formfrage wieder, ob Vers oder Prosa. Er fragte die Freunde um Rat, Körner sprach mit richtigem Blick für den Jambus, Humboldt für die Prosa, und Schiller folgte dem letzteren. Er hatte den Freunden das Versprechen abgenommen, jede fragmentarische Mitteilung, auch wenn er dazu versucht sein könnte, standhaft abzulehnen. Aber schon im Dezember schrieb Goethe an Heinrich Meyer, daß die Entstehung dieses Werkes höchst merkwürdig sei und, was er davon kenne, viel Gutes hoffen lasse. Im April wurde zur besseren Uebersicht ein großes Scenarium entworfen. Besondere Studien erforderte das astrologische Element. Hier mußte Körner helfen. Dieser unermüdliche Freund excerpierte fleißig einige Scharteken der Dresdener Bibliothek, und Schiller lernte unter anderm von ihm, daß der Himmel in zwölf Häuser von gleicher Größe nach der Richtung, wie der Meridian den Horizont durchschneide, eingeteilt werde, und daß in den Ecken dieser Häuser die wahre Weisheit zu finden sei. Schiller selbst hatte einige tolle Produkte aus diesem Fach in die Hand bekommen, so ein lateinisches Gespräch, aus dem Hebräischen übersetzt, zwischen einer Sophia und einem Philo über die Liebe,

worin die halbe Mythologie in Verbindung mit der Astrologie vorgetragen wird. Begreiflich, daß Schiller aus solchen Quellen keinen rechten Ernst zu der „astrologischen Fratze“ gewann.

Zwischendurch gab ihm die Lektüre des Sophokles, namentlich der Trachinierinnen und des Philoktet, einen Leitstern, dessen er auf dem Ocean dieses historischen Stoffes vor allen Sternen bedurfte, nämlich die Lehre, daß alles beim Drama auf die Erfindung der Fabel ankomme, eine Lehre, die er Anfang Mai in Aristoteles' Poetik dahin theoretisch bestätigt fand, daß in der Tragödie die Verknüpfung der Begebenheiten die Hauptsache sei. Er freute sich, daß er diesen „Höllenrichter“ schlechter Dramatiker nicht früher gelesen, da er nun schon aus einer Fülle von Erfahrungen und Grundbegriffen heraus dieser ganz empirischen Theorie entgegenkam. Er stimmte, wie Lessing, in allen Stücken mit Aristoteles überein und ließ die „scheinbaren Widersprüche“ sich nicht anfechten.

Im Mai 1797 teilte er Körner das Reiterlied, in demselben Monat Goethe, im Juni Körner den Prolog (das Lager) mit und wünschte von letzterem zu wissen, wie es auf einen tüchtigen Soldaten wie Thielmann wirke. Goethe riet zu einem Cyklus im Tieckischen Sinne. Nun kamen die Balladen dem Drama in den Weg, Goethe nahm Abschied auf lange Zeit und reiste über Frankfurt, Stuttgart nach der Schweiz, zum unaussprechlichen Bedauern des Freundes. Im Oktober begann Schiller die dramatische Arbeit wieder. Er verwandelte jetzt seine Prosa in Jamben und begriff kaum, daß er nicht gleich den Vers gewählt habe. „Man sollte,“ schrieb er an Goethe, „alles, was sich über das Gemeine erheben soll, anfangs in Versen konzipieren.“ Ein Satz, den Goethe noch überbot, indem er sagte, alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden. Aber der Vers trieb auch hier zunächst ins Breite, und der erste Akt war fast so lang geworden, als Goethes Iphigenie. Im November kehrte Goethe, durch die politischen Zustände in Italien abgeschreckt, nach Weimar zurück, nachdem die längere Entfernung beiden Freunden den Wert ihrer Verbindung nur fühlbarer gemacht hatte. Die Krankheitstage, welche Schillers Arbeit unterbrachen, zähle ich nicht mehr auf. Schlaflosigkeit, Krämpfe — jeden Tag glücklicher Schöpferkraft mußte er mit mehreren Tagen des Leidens erkaufen.

Zu Anfang des Jahres 1798 fehlten am zweiten Akt nur noch einige Scenen. Schon kamen Anfragen von den Theatern. Mit Hamburg, Berlin, Frankfurt wurde verhandelt. Die Berliner Bühne, an welcher Iffland seit dem November 1796 als Direktor fungierte, erbot sich zu jedem beliebigen Honorar, wenn Schiller ihr noch vor dem Drucke das Manuskript überlassen wolle. Im August las Schiller dem Freunde die beiden letzten Akte vor, soweit sie vollendet waren, und stärkte sich an dessen Zustimmung. Aber Goethe mußte mit einem Blick erkennen, daß das Werk für einen Theaterabend zu lang sei. Und so wurden im September nach manchen Konferenzen, zu denen Schiller persönlich nach Weimar ging, die fünf Akte in zwei Stücke abgeteilt. Der Prolog (das Lager) sollte als Lustspiel voraufgehen, die Piccolomini, welche damals noch zwei Akte von Wallensteins Tod umfaßten, den Knoten knüpfen, das dritte Stück die tragischen Folgen geben.

Goethe wünschte das Lager zur Eröffnung der theatralischen Wintervorstellungen und des durch den Baumeister Thouret renovierten Theatergebäudes aufzuführen. Zu diesem Behufe mußte das Stückchen beträchtlich erweitert werden, Goethe versuchte selber zu helfen, bekannte aber, daß er nichts beizusteuern vermöge. Er übersandte Schillern indessen einen Band von Abraham a Sancta Claras Schriften; aus „Reimb dich oder ich liß dich“ und besonders aus einem Traktat in demselben: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den türkischen Blut-Egel“ ist die Kapuzinerpredigt entstanden.

Am 12. Oktober 1798 wurde das Stück gegeben. Das Theater war überfüllt, die Zuschauer waren durch den festlichen Raum und eine lebhafte Ouvertüre heiter gestimmt, ein Prolog, von Vohs gesprochen, weihte nicht nur den erneuten Schauplatz, sondern eine neue Aera des deutschen Dramas ein. Es hieß darin:

„Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
Und jetzt, an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,

Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehen,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen."

Weihrauch spielte den Wachtmeister, Leißring und Hayde die Jäger, Genast den Kapuziner, Vohs den Kürassier. Die Schauspieler sprachen die gereimten Verse mit einer Leichtigkeit, als ob die Zeiten von Hans Sachs und Jakob Ayrer zurückgekehrt wären. Das Publikum ergötzte sich; die große Masse, meint Schiller, staunte und gaffte „das neue dramatische Monstrum" an, Einige, unter diesen Karoline von Wolzogen, wurden wunderbar von dem Stück ergriffen. Der Wallone erschien ihr wie eine beinahe homerische Gestalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plastisch darstellte.

Schiller konnte mit erneutem Mute an die Theatralisierung der beiden andern Teile gehen. Er hatte sich verpflichtet, beide Stücke zu Anfang des Jahres 1799 für die Aufführung herzustellen. Er hielt Wort, aber es kostete ihn die angestrengteste Arbeit. Iffland quälte und trieb ganz entsetzlich, Schlaflosigkeiten stellten sich zur unrechtesten Zeit ein. Aber Schiller konnte durch seinen Willen mehr als Andere. Zu Anfang Dezember warfen sich, nach Ueberwindung mancher andern Schwierigkeiten, noch besondere Bedenken über das astrologische Motiv auf. Schiller hatte dasselbe bisher nicht recht ernsthaft behandeln können. Er fand das astrologische Zimmer, in welchem das spectrum astrologicum vor den Augen des Zuschauers gemacht wurde, trocken, leer und unverständlich. Er suchte aus fünf verschlungenen oder im Kreise gestellten Buchstaben eine andere Art von abergläubischer Fratze zu gewinnen. Er fragte Goethe um Rat, und dieser war, wiewohl anfangs durch Schillers Ausführung der neuen Scene, in welcher ein fünffaches F das Orakel gibt (Fidat Fortunae Friedlandus, Fata Favebunt), ebenfalls bestochen, nach einiger Ueberlegung für das astrologische Motiv, welches Schiller mit richtigem Instinkt zuerst gewählt hatte. Während Goethe zu gestehen pflegte, daß

Schiller ihm seine Träume auslege, erklärte er diesmal Schillers instinktiven Einfall aus seiner eigensten Natur heraus, indem er meinte, daß der Sternenglaube auf dem Gefühl eines ungeheuren Weltganzen beruhe, und daß dieses Gefühl nicht einmal Aberglaube, „sondern so leidlich und läßlich sei, als irgend ein Glaube“. Schiller war für diese Aufklärung unsäglich dankbar, aber ein solcher Ernst, den keine Mühe bleicht, verzögerte die Vollendung immer aufs neue. Iffland schlug ein weiteres Hinausschieben der Aufführung auf einen pekuniären Verlust von 2000 Thalern an. Der Dichter nahm gegen Weihnachten alle seine Kraft zusammen, stellte am 24. Dezember drei Kopisten an, und mit Ausnahme der astrologischen Scene kam das Werk zustande. Die Piccolomini gingen an Iffland ab. „So ist,“ schrieb Schiller, „schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde verbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden.“ Auch Goethe erhielt nun das Bühnenmanuskript, aber Schiller nahm es öfters zurück, um zu ändern und Verse hinauszuwerfen, so daß zuletzt folgender Mahnbrief bei ihm einsprang:

> „Ueberbringer dieses stellt ein Detachement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolominis, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn es derselben nicht ganz habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzulösen ꝛc.
>
> Weimar, 27. Dezember 1798.
>
> Melpomenische zum Wallenstein'schen Unwesen gnädigst verordnete Kommission.
> Goethe und Kirms.“

Am 4. Januar reiste Schiller zu längerem Aufenthalte mit seiner Familie nach Weimar, um eine erträgliche Darstellung der Piccolomini zu bewirken. Goethe hatte im Schloß eine bequeme Wohnung für ihn einrichten lassen. Der Verkehr mit der Gesellschaft that dem Kranken wohl, er besuchte sogar die Redoute, war bei Hofe und lebte wieder einmal „wie ein ordentlicher Mensch“. Goethe bemühte sich um die Aufführung aufs eifrigste. Die Kostüme wurden so historisch wie möglich gehalten. Hut, Stiefel, Wams

aus einer alten Rüstkammer gaben das echthistorische Vorbild der Soldatenkostüme, für die „Perücke" Questenbergs entdeckte Goethe zu seiner größten Freude das Original auf einem eisernen Ofen im Jenaer Schlosse, der die Jahreszahl von Wallensteins Abfall mit den unvergleichlichsten Figuren aus jener Zeit trug.

Die Leseproben lehrten, daß es trotz der bereits vorangegangenen Vorstellung des Don Carlos nicht leicht sei, den Vers wieder einzuführen. Unter diesen Zurüstungen war der Geburtstag der Herzogin, der 30. Januar, herangekommen. Aus Jena und Erfurt strömten Fremde herbei, mit dem Hauptwunsch, Schiller zu sehen. Schröder hatte Lust gezeigt, den Wallenstein zu spielen, im Prologe vom vorigen Jahr war ein Sturm auf seinen Ehrgeiz gemacht, allein theatermüde wie er war, zog er es vor, seine Zusage zurückzunehmen. So wurde denn Graff zu der Hauptrolle eingeschult, Karoline Jagemann, seit 1796 von Mannheim her hier engagiert, war in ihrer idealen Erscheinung ganz Wallensteins starkes Mädchen, den Octavio gab Schall mittelmäßig, in der Rolle der Herzogin trat Amalie Malcolmi, spätere Madame Wolf, eine ganz junge Schauspielerin, als seltenes Talent hervor. Vohs erntete als Max Beifall, war aber zu weich. Schiller fügte zu dem Mahl im 4. Akt noch einige Flaschen Champagner hinzu, die er selbst unter dem Mantel auf das Theater trug. Beinahe hätten sie Unheil angerichtet; denn da Vohs, aufgeregt vom lebhaften Spiel, schnell einige Gläser hinunterstürzte, bekam er den Anflug eines Räuschchens, so daß es gut war, daß der Akt schloß und er Zeit gewann, sich wieder zu sammeln. Die Vorstellung leistete Alles, was mit diesem Personal möglich war. Der Herzog sandte am andern Morgen eine ausführliche Kritik derselben an Goethe, beschenkte Graff und Vohs, und Schiller belobte Graff in einem Billet. Uebrigens wurde das Stück nicht von Allen nach Verdienst gewürdigt. Goethe beeilte sich, dem öffentlichen Urteil durch eine liebevolle Charakteristik des Stückes zu Hilfe zu kommen, welche, ergänzt durch Schillers milde Kritik der Darstellung, wie Goethes frühere Anzeige des Lagers, in der Allgemeinen Zeitung erschien. Man hielt es für nötig, sie Böttigern „aus den Zähnen zu reißen". Dennoch schrieb Knebel an letzteren: „Haben Sie die Anzeige von Schillers Wallenstein in der Allgemeinen Zeitung gemacht? Sie

ist recht gut, und das Stück hat dadurch Interesse für mich erhalten."

Der dritte Teil des Wallenstein ging im März rasch von der Hand. Die an Goethe mitgeteilten Akte las dieser, wie er schrieb, mit wahrem Anteil und inniger Rührung. Er sowohl wie Meyer konnten im Lesen keine Pause machen. Am 10. April ging Schiller abermals zur Vorstellung des dritten Stückes nach Weimar. Am 15. wurde das Lager, am 17. die Piccolomini, am 20. Wallensteins Tod gegeben, letzterer am 22. wiederholt. Die Aufführungen hatten die glänzendsten Erfolge. „Es schluchzte Alles im Theater," schreibt Schillers Frau an Christophine; „selbst die Schauspieler mußten weinen, und bei den Proben, ehe sie sich mehr daran gewöhnten, konnten sie vor Weinen nicht fortsprechen." Die Dichtung riß auch die Unempfindlichsten mit fort, es war darüber nur eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen ward von nichts anderem gesprochen. Konnte die weimarische Aufführung nur als eine Theaterprobe für die übrigen Bühnen und die Bühne der Zukunft angesehen werden, so zeigte sich dagegen die volle Gewalt der Dichtung in Städten und Zeiten, wo die Kräfte von Personal und Publikum ihr gewachsen waren. Die Piccolomini wurden am 18. Februar in Berlin gegeben. Die erste Vorstellung dauerte vier Stunden. Sie konnte unmöglich mit dem Effekt eines geschlossenen Ganzen wirken, aber sie machte nach unbefangenen Zeugnissen erstaunliche Sensation. Iffland war ein trefflicher Octavio, Mattausch als Max hatte zu wenig Ruhe und, wie ein Kritiker sagt, „keine Religion der Gefühle", aber das Ehepaar Fleck spielte meisterhaft. Hier traf Schillers reiner Kunststil auf die volle, natürliche Darstellungskraft, welche ihm offenbar bei dem Gedanken vorgeschwebt hatte, daß Schröder den Wallenstein spielen müsse. Madame Fleck hatte, nach jenem Kritiker, „alle Lieblichkeit Theklas, und die feste Bestimmtheit ihrer schönen Stimme beschrieb ebenso siegreich den feinen Verstand, als den hohen Sinn der Tochter Wallensteins. Die wahrhaft große Besonnenheit, welche Thekla trotz dem heftigen Wollen ihres Herzens behält, ohne daß sie ihr die geringste Anstrengung verursacht, lag in ihrer Heiterkeit vor uns. An der Darstellerin erschien Alles, wie eine schöne Gabe der Natur, ganz wie es bei der Dargestellten der Fall ist." Von

Fleck sagt derselbe Kritiker, daß er oft den Vers opferte, aber seine Deklamation von einer „fast schreckenden Wahrheit war", und daß er namentlich „die Zweifelsucht des Helden trefflich dar- stellte". Seine Leistung steigerte sich noch bei der Aufführung von Wallensteins Tod am 17. Mai 1799. Die Schilderungen, welche Tieck an verschiedenen Stellen von Flecks Wallenstein entwirft, werden dem Leser eine Charakteristik der Rolle nach derjenigen Seite, welche Tieck so sehr zu sehen fähig war, ersetzen. „So wie er auftrat," erzählt Tieck, „war es dem Zuschauer, als gehe eine unsichtbare, schützende Macht mit ihm; in jedem Worte berief sich der tiefsinnige, stolze Mann auf eine überirdische Herrlichkeit, die ihm nur allein zu teil geworden war; so sprach er ernsthaft und wahr nur zu sich selbst, zu jedem Andern ließ er sich herab und schaute auch während des Gesprächs mit jenem in seine Träume hinein. So fühlte man, daß der Feldherr wie in einem großen, schauerlichen Wahnsinn lebe, und so oft er die Stimme er- hob, um wirklich über Sterne und ihre Wirkung zu sprechen, er- faßte den Zuhörer ein geheimnisvolles Grauen, denn gerade diese scheinbare Weisheit stand mit der Wirklichkeit in zu grellem Kon- trast. Bei der bekannten Erzählung seines Traumes verlor sich sein gewaltiges Auge mit einer vertraulichen Lust in das Grauen der unsichtbaren Welt, ein unheimliches Lächeln triumphierte mit der Unfehlbarkeit des Zutreffens seiner Träume und Ahnungen, die Worte flossen fast mechanisch, nur wie laut gedacht, über die Lippen, als sei es überflüssig noch auszusprechen, daß der Reiter des Schecken verloren sein mußte. Und kaum hatte Illo die Worte gesagt: das war ein Zufall, als mit den Worten:

Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen,

die ganze Riesengröße seines Sternenglaubens sich aufrichtete. Wie aus unmittelbarster Offenbarung sprach er:

Versiegelt hab ich's und verbrieft, daß er
Mein guter Engel ist,

und schloß dann wie verletzt und gestört in höheren Anschauungen:

und nun kein Wort mehr!

Ebenso ergreifend war Fleck in den Scenen, wo der Schmerz den starken Mann anfaßt. Wenn er in höchster Seelenbedrängnis sagte:

Max, bleibe bei mir! – Geh nicht von mir, Max!

so war in diesem milden, fast gebrochenen Ton so viel Geschichte der ganzen inneren Seele, so viel Poesie in den wenigen Worten, daß hier wirklich kein Dichter, auch der große nicht, den großen Schauspieler erreichen kann."

Der Erfolg des Wallenstein war in jeder Beziehung für den Dichter ermutigend. Iffland zahlte für die drei Stücke 60 Friedrichsdor. Das Lager wagte er, durch eine seltsam ängstliche Rücksicht für den „militärischen Staat" geleitet, erst im November 1803 aufzuführen. Als das Werk Ende Juni 1800 in zwei Teilen und drei verschiedenen Ausgaben 4000 Exemplare stark bei Cotta erschien, wurden in kurzer Zeit 3500 Exemplare abgesetzt, nach drei Monaten kam eine zweite, im Jahre 1801, trotz mehrerer Nachdrücke, eine dritte, 1803, 1804, 1805 je eine folgende Auflage. Es erschien in französischer Bearbeitung von Benj. Constant 1809, in französischer Uebersetzung von F. Lefrançois 1832. In England hat Carlyle das Werk gewürdigt, Coleridge die Piccolomini und den Tod übersetzt (1800). Beide Stücke finden sich auch in Coleridges poetical and dramatic works.

Auch fürstliche Huld wurde dem Dichter zu teil. Der König und die Königin von Preußen wollten den Wallenstein ausdrücklich zum erstenmal in Weimar spielen sehen. Als sie im Juli 1799 eintrafen, wurde das Stück gegeben, Schiller wurde der Königin Luise vorgestellt und erzählte nachher, wie geist- und gefühlvoll sie in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen sei. Die Herzogin Luise von Weimar beschenkte Schillers Frau mit einem silbernen Kaffeeservice, „und so," schrieb er an Körner, „haben sich die Musen diesmal gut aufgeführt."

Zehntes Buch.

Der Dramatiker.

1799 bis 1805.

I.

Maria Stuart.

Schiller war durch den Erfolg des kühnsten Versuches in seiner Bahn bestätigt. Er beschloß, die nächsten sechs Jahre ausschließlich dem Drama zu widmen. Es waren die letzten seines Lebens. Eine erhabene Ungeduld ergriff nun diesen hohen Geist und trieb ihn von Schöpfung zu Schöpfung. Jedes Jahr zierte er mit einem Meisterwerk. Wenn das eine sich der Vollendung nahte, bangte er vor dem Augenblick, der ihm seine Freiheit zurückgab, und hatte keine Ruhe, als bis ihn die unruhigen Sorgen einer neuen Arbeit umfingen.

„Es gibt kein höheres Glück," sagt Goethe, „als eine große Masse zu organisieren." Wer will es nicht begreifen, daß der Verfasser des Wallenstein von seinen Balladen, von der Lyrik mit Geringschätzung sprach, daß aber auch das Gefühl einer unendlichen Leere ihn fast erdrückte, als diese Masse des Wallenstein von ihm abgewälzt war, daß er später äußerte, er würde bei reiferer Erfahrung nie jenes Süjet gewählt haben! Gesegnet sei die glückliche Blindheit, der wir also das Drama verdanken. Aber so herzlich satt Schiller der Herrscher, Helden, Soldaten war, so sehr seine Neigung zu einem frei phantasierten, einem leidenschaftlichen Stoffe drängte, dem geschichtlichen Boden und den daraus entspringenden Schranken entfloh er auch mit seiner neuen Wahl nicht. Zu einer einfacheren Handlung mit wenigen Personen mahnte die reale Bühne und Goethes Stimme, noch mehr die Gesetzmäßigkeit von Schillers Natur, welche, an Aristoteles neuerdings durch die Lektüre einiger Stücke des Corneille und der Lessingischen Dramaturgie erinnert, auf die „beste Benutzung der tragischen Form" hinarbeitete. Schillers Ausspruch über Lessing mag über dem Eingang der neuen Arbeit stehen.

„Es ist doch gar keine Frage, daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat. Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei: denn wie wenig Urteile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen.“ Sollte solch ein Wort diejenigen, welche so viel von Schillers falscher Theorie und falscher Praxis zu erzählen wissen, nicht ein wenig stutzig machen?

Als Schiller diese Worte schrieb, am 4. Juni 1799, begann er „mit Lust und Freude“ die Ausführung eines dramatischen Plans, der sich ihm, nach sechswöchentlichem Schwanken, als höchst tauglich zu der Euripideischen Methode empfohlen hatte, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes bestehe. Es war Maria Stuart. Schon in Bauerbach sahen wir ihn mit dem Süjet beschäftigt. Vielleicht führte ihn die zum Fiesko benutzte Geschichte der Verschwörungen von Duport du Tertre darauf, vielleicht Robertsons Geschichte von Schottland, vielleicht Brantomes Schriften. Gewiß ist jede Vermutung, wie er damals den Stoff behandeln wollte, unzulässig. Die Ausleihebücher der weimarischen Bibliothek erweisen, daß Schiller am 24. April William Cambdens Annales rerum Anglicarum etc. entlehnte. Sein Kalender vom 26. April bringt die Notiz: „Maria Stuarts Geschichte angefangen zu studieren.“ Zur Hand war ihm ein Aufsatz von Archenholz im Historischen Kalender für Damen 1790: „Geschichte der Königin Elisabeth von England.“ Am 26. entlehnte er von der Bibliothek den zweiten Teil von Humes History of England, am 27. Buchanan und du Chesne und wünschte von Goethe Viewegs Taschenbuch für 1799 zu haben, in dem ein Aufsatz von Genz über Maria Stuart stand. Andere Quellen erhielt er durch Uebermittlung von dem Engländer Gore, welcher in Weimar lebte. Eine Briefstelle belehrt uns ferner, daß Schiller den Rapin de Thoyras besonders zur Schilderung des Lokalen und der juristischen Formen brauchbar fand. Daß er Humes damals unendlich verbreitete Geschichte benutzt hat, glaube ich aus der Behandlung des Verhältnisses zwischen Maria und Melvil schließen zu können.

Das Abendmahl, die priesterlichen Weihen sind ganz Schillers Erfindung und wahrlich eine geniale Erfindung. Aber bei Hume spielt folgende rührende Scene, welche bei keinem andern der gangbaren Historiker so ergreifend ausgemalt ist. Maria geht durch eine Halle hindurch zum Blutgerüste. In dieser Halle sieht sie ihren alten Hausmeister stehen, er wirft sich ihr zu Füßen und bricht in Klagen, in Thränen aus. Maria tröstet ihn aufs liebreichste und edelste, und „das Antlitz betaut mit Thränen" sagt sie ihm mit einem Kusse Lebewohl. Endlich erfahren wir von Schiller selbst, daß er auch eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth und das oben erwähnte Leben der Maria Stuart gelesen, welches Genz nach dem Muster von Schillers historischen Aufsätzen geschrieben hatte.

Der Leser mag es für sehr gleichgültig halten, ob wir die Quellen eines Dramas kennen oder nicht, und er hat im Grunde vollkommen recht. Zum Verständnis eines Kunstwerks darf dergleichen gar nicht beitragen, soll es auch hier nicht. Aber es ist so großes Geschrei darüber erhoben worden, daß Schiller hier ganz von der Geschichte abgewichen sei. Von welcher Geschichte? Von der, wie wir sie heutzutage kennen? oder von der, wie er sie kannte? Doch wohl nur von letzterer kann hier die Rede sein. Und nun lese man Robertson, Hume, Rapin, Genz, man kann behaupten, die ersten und besten der Schriftsteller, welche bis damals diesen Gegenstand behandelt. Man wird mit Achtung, mit Bewunderung auf Elisabeths Regierungsantritt verweilen und die Weisheit, auch selbst wo sie Komödie spielt, die Festigkeit, mit der sie die Zügel der Herrschaft hält, rühmen müssen; aber man wird zuletzt im Prozeß der Maria ihre Heuchelei abscheulich finden. Man wird auf der andern Seite Maria, die junge, schöne, im leicht verzeihenden Glauben erwachsene, die Witwe, die aus dem milden Frankreich, aus einem üppigen Hofe nach dem freudelosen Norden getrieben ward, bedauern, wenn Knox sie mit seinen Predigten bis zu Thränen quält; man wird Darnley verabscheuen, wenn er Rizzio in ihrer Gegenwart auf die brutalste Weise, mit Hilfe seiner rohen Freunde, ermordet, man wird ihren Racheschwur begreiflich finden, ihren Haß gegen Darnley, man wird ihre Anstiftung seiner Ermordung verdammen, und nachdem man mit

schaudernden Interesse ihr verwirktes Geschick verfolgt hat, bis wo sie nach England flieht, bis wo sie durch ihre Nähe, ihren Reiz und ihren Geist, durch ihre Freunde und Bewerber der Elisabeth verhaßt geworden ist, wird man zuletzt mit Erschütterung den tiefen Fall von so viel Größe und Schönheit lesen, wenn diese Unglückliche nach neunzehnjähriger Gefangenschaft, ergraut, kränkelnd, nicht etwa mit der bestialischen Stumpfheit verhärteter Verbrecher, sondern mit der weichsten Empfindung, mit dem klarsten Sinn, mit einer heroischen Standhaftigkeit zum Schaffot geht. Dies ist die natürliche Empfindung der Historiker und ohne Zweifel auch Schillers Empfindung gewesen. Und daraus ist sein Drama erwachsen, ein Gemälde der Leidenschaft, gespannt in den Rahmen der Geschichte. Seine Charaktere sind so geschichtlich, wie Lessing sie nur gewünscht, seine Zwischenhandlungen nicht freier erfunden, als Lessing sie erlaubt hätte, der historische Hintergrund, das Wesen der schottischen und englischen Antipathie, das Wesen des Katholizismus und Protestantismus ist mit einer erstaunlichen Kunst, beide Bekenntnisse sind mit hoher Gerechtigkeit in ihrer Schranke, in ihrem Adel gezeichnet. Denn Paulet, der treue Pflichtmensch, und Shrewsbury haben den bessern Geist des Protestantismus empfangen, so wie Melvil den bessern Geist des Katholizismus. Es ist ein wahrhaft herrlicher Zug, daß Melvil die Königin Maria absolviert und an Paulets Gewissenhaftigkeit der Mordanschlag der Elisabeth scheitert. Im Volke sucht Schiller die Wahrheit der Bekenntnisse und das Gewissen; auf den Höhen die Leidenschaft und die Politik. Doch ich will dabei nicht verweilen. Es liegt ja alles das so auf der Hand, daß man es greifen kann, jesuitischer Fanatismus auf der einen, staatskluge Heuchelei auf der andern Seite. Schiller hatte ein Bewußtsein von diesem historischen Charakter seiner Arbeit. Er schrieb an Goethe, er habe den Stoff auch historisch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruierten Leser freuen könnten, die aber bei der Vorstellung nicht nötig seien.

Im gewöhnlichen Sinne ungeschichtlich, das heißt, faktisch unwahr und frei erfunden, ist Mortimers Person, Leicesters Rolle, Shrewsburys vermittelndes Auftreten, wiewohl von Hume seine Milde gegen Maria erwähnt wird.

Schiller nimmt die Aufrichtigkeit von Frankreichs Einmischung an, Rapin bezweifelt sie. Daß Aubespine das Königreich nach dem Mordanfall verlassen muß, liest man nur bei Hume. Der Heiratsantrag des Königs von Frankreich ist unhistorisch ins Jahr 1587 gesetzt. Ebenso hat die Begegnung der Königinnen nie stattgefunden; ob Elisabeth Marias Brief gelesen, lassen die Historiker zweifelhaft, Schiller macht daraus ein treffliches Motiv.

In betreff der Aufnahme des historischen Stoffes hat man dem Dichter vorgeworfen, daß er der katholischen Königin das Interesse zugewandt, dagegen das nationale und protestantische Element bei Elisabeth habe zurücktreten lassen. Es sei das eine „ungerechte Unparteilichkeit", erkläre sich indessen aus der artistischen Bildung, welche den Schein über das Wesen setze.

Schiller war zu sehr der Wahrheit ergeben, zu groß, um den äußerst feinen und schwierigen Begriff einer ungerechten Unparteilichkeit und gerechten Parteilichkeit in sein sittliches Bewußtsein zu verarbeiten. Er war eine durch und durch ehrliche Natur, und seine eigentliche Lebensaufgabe war, nicht den Schein über das Wesen zu setzen, sondern durch den Schein das Wesen darzustellen. Die Tragödie ward ihm recht eigentlich das Mittel dazu. Eine unerbittliche Gerechtigkeit, das zarteste Pflichtgefühl, das strengste Gewissen zeichnet seine Dramen vom ersten bis zum letzten aus. Ich beneide den nicht um seine sittliche Bildung, welcher verlangt, der Dichter solle in der Tragödie eine Vorliebe für ein Bekenntnis auf Kosten der Unparteilichkeit zeigen, und den nicht um seine ästhetische Bildung, welcher verlangt, daß Schiller der Maria Stuart gegenüber die Elisabeth zur tragischen Heldin hätte machen sollen. Shakespeare war nie ein schlechterer Dichter, als da, wo er in Heinrich VI. den Franzosen gegenüber den enragierten Engländer spielt, denn man begreift nicht, wie diese Hanswürste von Franzosen mit der liederlichen Pucelle den Engländern gefährlich werden können.

Der Protestantismus hat seine Berechtigung vor dem verfälschten Christentum, der protestantische Mensch keine Berechtigung vor dem katholischen Menschen voraus. Die Aufgabe des Tragikers ist aber nicht, den Protestantismus, sondern den Menschen im Verhältnis zur höchsten Sittlichkeit darzustellen, und Shakespeare

behandelt den Bruder Lorenzo ebensowohl mit Liebe, als er den strengherzigen Priester im fünften Akt des Hamlet durch Laertes an das, was menschlich ist, erinnern läßt. Daß Elisabeth den Protestantismus herstellte, war weise; daß sie in Uebereinstimmung mit dem Volkswillen regierte, war groß; daß sie die Jungfrau spielte, während alle Welt von ihren Kindern sprach, war lächerlich; daß sie Maria dem Willen des Parlaments opferte, mag politisch noch sehr zu rechtfertigen sein, die Art, wie sie es that, war nach den unserm Dichter bekannten Historikern das Betragen einer feigen, ausgelernten Heuchlerin. Abgesehen davon, daß Heuchler immer ästhetisch häßlich sind, daß weder in ihr noch in Burleigh ohne die grenzenloseste Geschichtsverdrehung ein solches Betragen aus einem einfachen protestantischen Fanatismus abzuleiten war, welch eine Zurüstung hätte es gekostet, einen so elenden Preis, wie die Darstellung dieser politischen Notwendigkeit ist, zu erringen! Da hätte der Sohn der Maria, der bezeichnete Thronfolger, welcher als Protestant die Bürgschaft einer bessern Zukunft gab, welcher zugleich ein Hauptmotiv des Spiels war, wie Elisabeth es nachher mit Davison trieb, erscheinen müssen und das englische Volk und wie vieles Andere! Und immer hätte der Dichter nicht den gehässigen Eindruck verwischen können, den die Handlungsweise der Königin auf jeden unverfälschten Sinn machen muß. Kurz, Elisabeth ist weder die Hauptfigur in Schillers Tragödie, noch konnte sie es in diesem Akt ihres Lebens jemals werden. Es war der glücklichste Takt, daß Schiller sie ins Feinkomische zeichnete und so den Widerspruch zwischen ihrer unnatürlichen Stellung und ihrer Weibernatur als eine Art von Entschuldigung für die schwächlichen Waffen darbot, welche sie zur Vernichtung ihrer Gegnerin brauchte. Wir ertragen an dem Weib Elisabeth, was wir an der Herrscherin nie ertragen hätten. Die Scene zwischen Elisabeth und Mortimer wird aus diesem Gesichtspunkt jedem unbefangenen Leser notwendig erscheinen.

Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, welcher Buße thut, denn über neunundneunzig Gerechte. Das ist ein christlicher Ausspruch. Hätte Schiller die Maria schuldlos gezeichnet, so würde ihm eine absichtliche Verklärung dieser Persönlichkeit, aber immer noch nicht des Katholizismus schuld gegeben

werden können. Aber er zeichnet eine große Verbrecherin. Wenn wir an dieses Verbrechen nicht glauben, weil es nicht vor unsern Augen geschieht, so können wir dem Dichter gar nichts glauben. Im Bewußtsein der Maria lebt diese Schuld, das ist die Hauptsache, und wenn uns ein vernünftiger Mensch unter solchen Umständen wie hier versichert, er sei ein Mörder, so glauben wir ihm, wie wir es Macbeth glauben, auch wenn wir die That nicht sehen. Unser sittliches Urteil sagt: diese Frau hat ihr Leben, ihre Krone verwirkt, denn wer mordet, darf Mörder nicht richten. Maria erträgt die Vorwürfe Paulets über ihr Verbrechen mit Geduld, sie fühlt, das sind verdiente Vorwürfe. Aber man will sie für Verbrechen strafen, welche sie nicht begangen hat, und durch Richter richten, welche nach dem Gesetz nicht die ihrigen sind. Eine kleine Natur würde das sofort als eine verdiente Strafe mit Demut aufnehmen; wie ja auch eine gewisse Richtung verlangt, daß wir alles Unglück als Strafe ansehen sollen. Aber Maria will auf diese Weise nicht gestraft sein, sie verlangt, statt des Scheins von Recht, lieber die offene Gewalt, sie will in sich nicht die freie Persönlichkeit, sie will in ihrem Prozeß nicht das Recht mißbraucht sehen. Ein solches Auftreten erweckt unsere Achtung selbst für den Verbrecher. Der Dichter interessiert uns für die Sache des Rechts und im höchsten Grade für die Entwicklung dieser Sache, aber auch die Verbrecherin zwingt uns das Gefühl ab, daß in diesem schwachen Gefäß eine ursprünglich edle und hohe Natur vorhanden war. Wir erfahren zugleich aus dem Gespräch zwischen Burleigh und Paulet, wie sehr Marias jetzige Sache im Recht ist.

In solcher Lage mußte Maria, nach moralischem Urteil, jeden Rettungsversuch ablehnen, zumal der Verdacht des Einverständnisses mit Babington und Norfolk auf ihr ruhte, sie mußte jedes Gefühl der Leidenschaft, des Hasses von sich weisen. Sie hatte als Mörderin kein Recht mehr ans Leben. Aber die Kraft der Persönlichkeit ist in der Regel und auch bei ihr an eine starke Sinnlichkeit gefesselt. Das Lebensgefühl berauscht sie mit neuer Hoffnung, und wie sie jauchzend, außer sich, in durstigen Zügen die freie, die himmlische Luft trinkt, da trinkt sie auch den Haß und die Leidenschaft mit ein, und in dem Augenblick, der über eine edlere Wendung, eine Herstellung des Rechts entscheiden konnte, gesteht sie:

„Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider sie
Ist mir das Herz, es fliehen alle guten
Gedanken, und die Schlangenhaare schüttelnd
Umstehen mich die finstern Höllengeister."

Diese Worte heben mit grellem Lichte das frühere Verbrechen in unser Bewußtsein. Furchtbar ist der Ausbruch der Leidenschaft, der nun folgt, der Triumph, mit dem sie jubelt, daß sie der Feindin das Messer ins Herz gestoßen. Es ist die Folge der unbändigen Stimmung, des neu erwachten Hasses, vor welchem in der Scene mit Elisabeth die Schwerbeladene sich so sehr zu bewahren hatte. Eine ernste Lehre wahrlich für den, der daraus lernen will, eine Lehre, welche der zart gewissenhafte Dichter so oft verkündet: daß es das unbewachte Herz ist, welches zum wilden Unmaß, zum Verderben führt. Aber in derselben Scene, wo wir moralisch Marien verdammen, erscheint uns diese hervorbrechende Natur, die lieber das Leben hinwirft, als Unwürdiges duldet, ästhetisch so furchtbar groß, wie Romeo, wenn er den Mercutio am Herzblute Tybalts rächt. Wir freuen uns an dieser Kraft der Persönlichkeit, welche sich selbst und ihr sinnliches Wohl vergessen kann, und wir werden, indem Maria zuletzt den rechtlich unverdienten Tod doch als moralisch verdienten anerkennt und ihn standhaft leidet, ihr unser Mitleid nicht versagen können, so sehr die Erfüllung der sittlichen Ordnung unserer Vernunft gemäß ist.

Eine ungemeine Weisheit war es vom Dichter, daß er in dieser letzten Scene einen Zug vermied, welcher sich bei Hume findet und jeden Stümper verleitet hätte. Maria erfährt, daß sie zum Wohle des Protestantismus sterbe. „Wohl," sagt sie, „so sterbe ich als Märtyrerin meiner Kirche." Schiller wollte solchen angelogenen Heroismus nicht, und wie er am Schlusse des Egmont in seiner Bearbeitung das Wort: „ich sterbe für die Freiheit!" in „ich sterbe für das Vaterland!" verwandelte, so gab er auch hier der Heldin keinen falschen Heiligenschein. Ihr ist die Religion Trost in Schuld und Leiden, sie hält echt weiblich ihren Glauben für den allein seligmachenden, ihre Beichte ist so ernst, wie sie bei dieser Natur nur sein kann, aber Märtyrerin ist sie nicht.

Doch genug der Dramaturgie. „Wüßten es nur die allezeit fertigen Urteiler und leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!“ So schreibt Schiller im Beginn der Arbeit. Freilich die vollendete Leichtigkeit seiner Schöpfung läßt es nicht ahnen. Aber der Biograph darf daran erinnern. Wo bliebe sonst die Lebensgeschichte?

Schiller freute sich nicht wenig, als er im ersten Akte den poetischen Kampf mit dem historischen Stoff überwunden, den ganzen Prozeß mit dem Personal von 42 Richtern auf die Seite gebracht und das Beil über dem Haupt seiner Heldin erhoben hatte. Der Stoff gewann an tragischer Qualität, man sah die Katastrophe in den ersten Scenen drohen, und indem die Handlung sich von dem gefürchteten Schlage wegzubegeben schien, wurde sie ihm nur näher geführt. Diese Ironie in der Bewegung der tragischen Handlung ist eine vorzügliche Eigenschaft derselben, sie hebt durch die scheinbare Vermeidlichkeit der Strafe die Unvermeidlichkeit schließlich in ihrer ganzen erhabenen Macht heraus. Aber wenn Schiller auf solche Art an Vereinfachung und Schnellkraft der Form gewann, er konnte immer die Darlegung des Gerichtsverfahrens nicht umgehen. Burleigh spricht deshalb im Wesentlichen aus, was die Richter in der Geschichte sagen. Maria hatte die Kompetenz des Gerichtshofes bestritten. Hatton hatte sie durch die Bemerkung, daß sie durch Vermeidung des Gerichts den Verdacht der Schuld nur vermehre, zu einer vorübergehenden Anerkennung desselben überlistet, eine Anerkennung, welche Karl der Erste in gleichem Falle so standhaft verweigerte. Aber Maria war ein Weib, ohne Rat, ohne Beistand. Alles dies erfahren wir bei Schiller in den lebendigsten Gesprächen. Er konnte sich mit dieser Exposition zufrieden geben.

Schiller hatte wieder seinen Garten bezogen. Die Einsamkeit, da auch Goethe abwesend war, förderte die Arbeit, am 26. August 1799 war der zweite Akt vollendet. Anfangs September unterbrach ihn die Sorge für den Almanach und eine Reise nach Rudolstadt. Er war bei der Scene angelangt, in welcher Elisabeth und Maria sich begegnen. Er hielt sie für moralisch unmöglich, das heißt, auch wenn sie faktisch möglich gewesen wäre, so hätte Elisabeth sich nie zu einer Unterredung aus freien Stücken bequemt,

und hätte der Zufall sie herbeigeführt, hätte sie es schwerlich zu einer Ergießung kommen lassen. Aber wie natürlich hat Schiller diese Scene eingeleitet, wie meisterhaft durchgeführt! Goedeke hat recht, daß von dem Gipfel dieser Scene, von dieser Verzückung der Leidenschaft, diesem unbändigen Triumph der Rache aus der Anfang der Scene zu studieren ist. Ja vielmehr die ganze Rolle der Maria muß von hier aus geschaffen werden. Hier liegt Schillers Auffassung, daß sie „nur heftige Passionen erfahre und errege, daß er sie immer als physische Natur halten wolle," aufs klarste zutage.

Schiller ward vielfach an der stetigen Fortführung seines Dramas gehindert. Davon nachher. Erst zu Ende des März 1800 waren die vier ersten Akte vollendet. Wie wir sehen werden, wohnte er damals bereits in Weimar und dachte lebhaft an die Aufführung. Er hatte der Jagemann die etwas gehässige Rolle der Elisabeth zugedacht, und um sie dafür zu gewinnen, wünschte er ihr das Stück vorzulesen. Die Vorlesung mag billig als eine erste Repräsentation erzählt werden. Schiller lud die Gesellschaft am 11. Mai auf 5 Uhr nachmittags ein, unterhielt sie aufs artigste bei Tische, die Tafel dauerte bis 11 Uhr, wobei einige Flaschen Konstanziawein, das Geschenk eines Buchhändlers, geleert wurden, und auf das Gedeihen des fünften Aktes stieß man barmherzig an. Dann begann die Vorlesung, Schiller las stehend, zuweilend auf einem Stuhle knieend, nicht was man eigentlich schön und kunstgerecht nennt, namentlich mit etwas hohlem Organ, aber mit Begeisterung, Feuer, ohne Manier und Uebertreibung, so daß er auch als Vorleser genügte und die Zuhörer hinriß. Die Gesellschaft trennte sich erst gegen Morgen. Die Jagemann war zur Uebernahme der Rolle gern bereit.

Zum letzten Akte meinte Schiller noch einer besonderen Stimmung zu bedürfen. Er pflegte wohl mit Goethe im Scherze zu sagen, er wünsche, daß ein Potentat ihm Gefährliches zutraue und ihn einige Monate lang auf eine Bergveste mit schöner Aussicht einsperre, natürlich mit der nötigen Freiheit und einigem Komfort. Dann sollten Werke so recht aus einem Guß entstehen. Eine solche Gunst gewährte ihm Karl August. Etwa zwei Stunden von Weimar liegt in tiefer, bergiger Waldeinsamkeit mit mächtigen

Bäumen und frischem Rasen Schloß Ettersburg. Dort hinaus zog Schiller am 15. Mai mit seinem Bedienten und vollendete, während die Rollen der ersten vier Akte schon ausgeteilt waren, den fünften. Dann ging er nach Weimar zurück, dirigierte die Proben, und am 14. Juni schritt Maria Stuart über die Scene. Die Studenten waren in Scharen von Jena herübergewandert. Die Wirkung, erzählt ein damaliger Student, Heinrich Schmidt, war im ganzen eine außerordentliche. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß eine Kommunion auf dem Theater vorgestellt werden sollte, man war in Aufregung darüber, Goethe selbst schrieb an Schiller, ihm sei nicht ganz wohl bei der Sache und er werde ersucht, den Umstand zu umgehen. In Schillers Briefe vom 3. Juli 1880 an Körner lesen wir auch: „Ich bemerke nur noch, daß Du nicht stutzen darfst, wenn Du an die siebente Scene des fünften Aktes kommst. Diese Scene ist bei der Vorstellung abgeändert worden.“ Genast erzählt dagegen: „Einen großen Anstoß gab die Abendmahlscene, und Herder besonders soll gegen diese Profanierung der Kirche protestiert haben; dennoch wurde sie dargestellt, aber nur einmal, denn das Publikum selbst erklärte sich dagegen.“ Im Weimarer Buchdrucker-Album und bei Heinrich Schmidt wird ebenfalls die vollständige Darstellung der Scene behauptet. Wir können diese Frage auf sich beruhen lassen.

Die Vorstellung ging, wenn auch in einzelnen Partien mangelhaft, doch rund von statten. Madame Vohs war schön genug für die Maria, wenn nur dunkle Augen, ein schwärmerischer Blick und ein artiges Weibchen, wie Schiller sie nennt, die Rolle allein machen könnten. Sie war in der Haderscene nur eine demütig wimmernde Frau. Vohs war ein lebhafter Mortimer, aber in seiner Natürlichkeit vergaß er Publikum und Rolle, und zog, seine Frau fest an sich pressend, Maria Stuart in Wahrheit hinter die Coulissen. Bei solcher Natürlichkeit konnte es denn doch dem Dichter gelegentlich bange werden, und Goethe hatte ein Recht, Kreidestriche zu ziehen. Karoline Jagemann soll selbst der Heuchelei eine gewisse Notwendigkeit gegeben haben und niemals gemein erschienen, die junge Malcolmi als Kennedy, Graff als Shrewsbury sollen vortrefflich gewesen sein. Am 8. Januar 1801 ward Maria Stuart zum erstenmal in Berlin gegeben. Schiller schrieb an Iffland:

„Sollte man auf dem Berliner Theater nicht so weit gehen dürfen, als ich in der sechsten Scene des fünften Aktes gegangen bin und hier in Weimar gehen durfte, so ist mit einigen Strichen geholfen, die ich Ihnen ganz überlasse.“ Er wünschte, daß Madame Unzelmann die Rolle der Elisabeth spiele, da er sich letztere im Stücke höchstens 30 Jahr alt, die Maria 25 Jahr alt denke. Madame Unzelmann spielte die Titelrolle im September desselben Jahres in Weimar mit Zartheit und großem Verstande, ihre Deklamation war schön und sinnvoll, nur hätte ihr Schiller mehr Schwung und einen mehr tragischen Stil gewünscht. Vielleicht würde Schiller mit der Rachel, wie sie in ihrer besten Zeit in Paris die Rolle gab, und mit der Ristori mehr als zufrieden gewesen sein; nur muß man natürlich die französische Tragödie, wie Humboldt mit Recht sagt, an Ort und Stelle, auf dem Grunde der Nationalmanier sehen, um die Manier auf der Bühne motiviert zu finden. An Auffassung, Konsequenz, an Leidenschaft konnte die Rachel nicht übertroffen werden. Dieses dumpf wallende Meer von Haß vor der Zankscene brandete zuletzt in furchtbaren und doch majestätischen Wogen dahin; der Ton und Ausdruck stieg allmählich bis an die Grenze todesmutiger Rachelust, man glaubte, ein Dolch müsse blitzen, und eine einzige Gebärde stellte das königliche Weib wieder her, welches sich an der Wirkung seiner Worte ersättigte. Schillers Maria hat auch in Deutschland treffliche Darstellerinnen gefunden und wird, ohne daß wir es bloß erlauben, seinen Platz unter den volkstümlichen Stücken behaupten, welche zugleich klassische Vollendung haben. Es ist in fast alle Sprachen übersetzt, Frau von Staël hat es analysiert und es begreiflicherweise unter allen deutschen Schauspielen das rührendste und planmäßigste genannt. In England, wo bereits Banks den Stoff behandelt hatte, konnte, wenn man Carlyles und Bulwers Urteil als maßgebend nimmt, das Stück wegen der Auffassung der Elisabeth nicht durchgreifen. Das wird uns nicht irre machen. Denn wir wollen die Verdienste der geschichtlichen Elisabeth nicht im Theater studieren. Indessen erschien 1801 in Tübingen eine englische Uebersetzung und neuerdings bei Longman in London eine von Salvin. Von französischen Uebersetzungen sind mir fünf bekannt geworden. Ins Italienische ward das Stück 1829 von Eduige de Battisti di S. Giorgio übertragen.

Bei Cotta erschienen 1801 zwei Auflagen, 1802 die dritte. Durch die Unabhängigkeit vom konfessionellen Standpunkt, welche Schiller für die Tragödie in Anspruch nahm, wurde er in Wahrheit der Dichter des ganzen deutschen Volkes.

Als die Aufführung der Maria stattfand, wohnte Schiller schon mehrere Monate in Weimar. Er hatte es längst empfunden, daß er in Jena in absoluter Einsamkeit lebe, daß ihm theatralische Anschauungen unbedingt nötig seien. Schon im Frühjahr 1799 hatte der Herzog den Wunsch geäußert, Schiller möge öfter und auf längere Zeit nach Weimar kommen. Wie gern hätte der Dichter das gethan! Hätte seine äußere Lage es nur gestattet! Zwar war er seit Ostern 1798 Professor ordinarius honorarius, aber ohne die Gehaltserhöhung, welche ihm seit fünf Jahren vom Herzog zugesichert war; wie er denn auch seiner Gesundheit halber seit 1793 nicht mehr las. Andere Ehren, deren er sich erfreute, waren nicht minder kahle Ehren. Im Frühjahr 1797 wurde er mit einem großen, prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht. Als er das Diplom mit dem wächsernen Siegel aufschlug, glaubte er, es müsse wenigstens eine Pension herausspringen, am Ende war's nur eine Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Im März 1798 erschien ein anderes Diplom, sogar direkt aus dem Totenreiche. Das Dekret seines französischen Bürgerrechts hatte bis jetzt in Straßburg gelegen, da Niemand erriet, wer mit dem Monsieur Gille gemeint sei, an den es gerichtet war. Der Brief war von Roland, das Dekret von Clavière und Danton unterzeichnet. Durch Campes Vermittlung kam es in die rechten Hände. Endlich war Schiller seit 1791 Mitglied der Mainzer Gesellschaft der nützlichen Wissenschaften. Dabei betrug aber sein Gehalt immer noch 200 Thaler, so daß er sich mit dem, was seine Schwiegermutter zuschoß, etwa auf 1000 Reichsgulden stellte. Er hatte durch seinen Fleiß, wie er an seine Mutter schrieb, noch jedes Jahr 1500 Gulden dazu erschrieben. Seine dramatischen Arbeiten wurden allmählich lukrativ für ihn, ja, Londoner Buchhändler machten ihm Anträge, für jedes Manuskript, das er zum Uebersetzen schicke, 60 Pfund zu zahlen, wenn das englische vierzehn Tage früher erscheine, als das Original in Deutschland. Aber Weimar war damals ein teurer Ort, in seiner Familie erwartete

er von neuem einen Zuwachs. Dennoch ward im Sommer 1799 die Uebersiedlung nach Weimar bei ihm zum festen Plan. Er schrieb am 9. August an Goethe, er werde sich, da er mit jedem Tage das Bedürfnis theatralischer Anschauungen lebhafter fühle, schlechterdings entschließen müssen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die ökonomischen Mittel zur Realisierung dieser Sache sollten ihn zunächst beschäftigen.

Die Schwierigkeiten, welche Goethe in der Ausfindung einer passenden Wohnung sah, erledigten sich dadurch, daß Charlotte von Kalb gerade von Weimar fortzog und, indem sie einiges Mobiliar und Gerät freundlich in den Räumen beließ, dem Freunde gestattete, in ihre Miete sogleich mit einer Art von Behaglichkeit einzutreten. Goethe betrieb die Sache nun eifrigst, indem er vor allem für Holz sorgte; ein wichtiger Artikel in einem Lande, in welchem man im Junimond 1799 noch zu heizen genötigt war. Nun wandte sich Schiller mit geradem Vertrauen an den Herzog. Er motivierte sein Vorhaben mit den uns bekannten Gründen und mit der metaphysischen Atmosphäre von Jena, die ihm bei seinen jetzigen Arbeiten weniger zusage, als bei seinen früheren philosophischen; auch hoffe er, sich durch das lebhafte Streben nach dem Beifall der Herrschaften in seiner Kunst selbst vollkommener zu machen, ja vielleicht etwas weniges zu ihrer eigenen Erheiterung beizutragen. „Da ich mich," schloß er, „in der Hauptsache auf die Früchte meines Fleißes verlassen kann und meine Absicht keineswegs ist, darin nachzulassen, sondern meine Thätigkeit vielmehr zu verdoppeln, so wage ich die unterthänigste Bitte an Eure Durchlaucht, mir die Kostenvermehrung, welche mir durch die Translokation nach Weimar und eine zweite Einrichtung jährlich erwächst, durch eine Vermehrung meines Gehaltes gnädigst zu erleichtern 2c." Der Herzog antwortete am 11. September, daß ihm Schillers Absicht sehr erwünscht sei und daß er ihm gern 200 Thaler Zulage von Michaelis ab bewillige. „Ihre Gegenwart," schrieb er, „wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein, und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mitteilung der im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich

gewiß auch besser, wenn man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isoliert." Der Herzog versicherte ihn seiner Hochachtung und Freundschaft und unterzeichnete sich als des Herrn Hofrats „sehr wohlwollender Freund". Auch die Herzogin Luise, welche an Schillers Geschick und Arbeiten innigen Anteil nahm, bezeigte über sein Kommen die herzlichste Freude.

Schiller war entschlossen, sobald als möglich entweder allein oder mit den Seinigen den Umzug zu unternehmen. Er wollte vorerst nur die bevorstehende Niederkunft seiner Frau abwarten. Am 11. Oktober erfolgte dieselbe schwer, aber doch glücklich. Lotte hatte sich früher keine Tochter gewünscht; sie fühle, schreibt sie an Fritz Stein, wie bei den Frauen Alles gegen sie sei, um, wie die Welt nun einmal sei, sie ihrem Charakter treu bleiben zu lassen, „und ich mag," fügte sie hinzu, „lieber das hohe Bild in mir herumtragen, und selbst danach streben, als ein Wesen, das so nahe mit mir zusammenhängt, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln sehen." Sie hatte nun eine Tochter, und, als wären diese Worte von einer Ahnung diktiert, die kleine Karoline hätte der Mutter beinahe das Leben gekostet. Schon in den ersten Tagen nach der Entbindung zeigte sich ein Nervenfieber im Ausbruch, und bald lag die Kranke ohne Besinnung da. Ihre Phantasien gingen Schiller durchs Herz, er fürchtete, da das Uebel immer zunahm, den traurigsten Ausgang. Dazu erschöpfte diese Sorge seine eigenen physischen Kräfte aufs äußerste. Die Kranke konnte nie allein bleiben und wollte Niemand um sich leiden, als Schiller und ihre Mutter. Ohne diese, welche teilnehmend und besonnen blieb, hätte er sich gar nicht zu helfen gewußt. Er wich nicht von Lottens Bett und wachte an demselben vier qualvolle Nächte hindurch. Starke erschöpfte alle Mittel, griff zu den stärksten, zu Opium, endlich zu Belladonna. Am 30. Oktober erklärte er sie außer Gefahr, aber die arme Frau sprach immer noch keine Silbe. Eine hartnäckige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Abwesenheit des Geistes ängstigte Schiller an ihr unsäglich. Seine Schwiegermutter konnte endlich so wenig mehr als er selbst den quälenden Anblick ertragen, und beide waren nach vier Wochen unausgesetzter Anstrengungen so erschöpft, daß sie die Kranke in der Pflege der braven Frau Griesbach, ihrer Hauswirtin, ließen und auf einige Stunden nach

Weimar fuhren. Goethe, der wieder Patenstelle bei der kleinen Karoline vertrat, hatte aufs innigste an dem Unglück des Freundes teilgenommen. Er empfand längst, wie er gestand, alles, was Schiller betraf, wie sein eigenes Leid, er ging nach Jena hinüber und suchte ihn aufzuheitern. Aber noch am 19. November teilt Schiller ihm mit: „Die Nacht ist ganz leidlich gewesen, den Tag über aber hat die arme Frau wieder viel mit ihren Einbildungen zu thun gehabt und uns oft sehr betrübt.“ Endlich ging es rasch und entschieden zum bessern. Sie konnte am 21. November schon einen Brief schreiben, blieb von ihren phrenetischen Zufällen frei, und man konnte sogar hoffen, Anfang Dezember ohne Gefahr den Umzug nach Weimar wagen zu dürfen. Frau von Stein wollte ihren lieben Schützling bei sich aufnehmen, und am 3. Dezember fuhren Schillers, von den Segenswünschen der Griesbachischen Familie und manches Getreuen begleitet, nach Weimar hinüber. Lotte schlief auf die Unruhe der letzten Tage die erste Nacht recht gut, und Schiller konnte mit leichterem Herzen in die Zukunft sehen.

II.

Schiller und das Hoftheater in Weimar.

Lewes erzählt mit wohlthuender Entschiedenheit Tausenden von Lesern, daß es nie ein deutsches Drama gegeben habe. Worauf stützt Lewes diese Ansicht? Etwa auf eine Kritik der Dramen von Lessing, Schiller, Goethe, Kleist und der Bearbeitungen, in welchen Shakespeare auf unserer Bühne heimischer geworden ist, als auf der englischen? Nein. Lewes stützt seine Ansicht auf Eduard Devrients Schilderung des weimarischen Hoftheaters.

Devrient sagt, daß Schiller und Goethe sich mit ihren Gedichten auf den Standpunkt des gelehrten, des selbständigen Bücherdramas stellten. „Der uralte Zwiespalt der Gattungen trat wieder hervor, das gelehrte wieder dem volkstümlichen Drama gegenüber, die Dichtkunst gewann wieder die Suprematie über die Schauspielkunst.“ So urteilt die Schauspielkunst, welche in Eduard

Devrient ihre gelehrte, kritisch-historische Spitze gefunden hat, auch über Schiller. Die gelehrte Schauspielkunst macht Schillers Dramen zu nichtvolkstümlichen, zu gelehrten. Sie sagt, daß Don Carlos und Wallenstein ursprünglich nicht für die Bühne geschrieben seien, folglich — sind Kabale und Liebe, Maria Stuart, die Jungfrau, der Tell keine Bühnenstücke? Zwar sieht der treffliche Verfasser selbst ein, daß die allgemeine Stimme seinem Urteil widersprechen dürfte, und sagt an einer anderen Stelle, durch Schiller sei die exklusive und gelehrte Richtung der weimarischen Schule populär geworden. Aber so hohe, so schwungvolle Lobsprüche er den Dichtern spendet, so wenig gelten ihm im Grunde Schiller und Goethe in der Geschichte des Theaters, ja, er parallelisiert einmal sogar den Einfluß, welchen Schillers Dramen auf die Schauspielkunst geübt haben, mit dem Einflusse Kotzebues.

Ist es zu verwundern, wenn der englische Biograph Goethes sich überzeugt hielt, daß, wenn selbst deutsche Fachmänner in solcher Weise über den anerkannt größten Dramatiker des deutschen Volkes urteilen, das deutsche Drama bloß ein verunglückter Versuch gewesen sei, dessen Spuren man nicht schnell genug von der Erde vertilgen könne?

Ich habe die größte Achtung vor Devrients Verdiensten um die Geschichte des deutschen Theaters. Aber sollte es in unserer Zeit wirklich möglich sein, ohne die Initiative, ich sage nicht Suprematie, der dramatischen Dichtkunst das Schauspiel zu derjenigen Stellung zu erheben, welche Devrient ihm mit Recht wünscht, zur Stellung eines staatlichen Instituts? Ist es nicht ein falscher Idealismus, zu glauben, die Schauspielkunst könne in unserer Zeit aus ihrem Schoße die dramatische Dichtung noch einmal gebären? Ich glaube, das praktische Verfahren in unserer und aller Zeit ist, uns Deutsche, die wir ganz eigene Käuze sind, nicht mit anderen Nationen zu vergleichen, nicht nach Molière und Shakespeare zu schauen. Das Gelehrte ist bei uns fast ebenso volkstümlich als das Volkstümliche. Von einer ähnlichen Einheit des Glaubens und der Bildung, wie bei den Alten, wird bei uns vielleicht nie die Rede sein. Schließen wir uns an unser Größtes und Bestes fest an, verlieren wir nicht über dem Unwesentlichen, das sich von selbst korrigiert, das Wesentliche, das echt und unzerstörbar ist;

und wenn die dramatische Dichtung, welche noch immer tüchtige Schauspieler gefunden hat, von der Bühne aus die Edelsten der Nation wieder ergreift, so bedarf es nur eines einmütigen Wunsches, um dem Guten und Edlen auch hier seine Würde und freie Entfaltung zu sichern.

Die Schauspielkunst ist dem Schauspieler vielleicht Zweck, dem Dichter immer nur Mittel zum Zweck, ja sie darf ihm nie etwas Anderes sein. Man kann dreist behaupten, daß dasjenige Publikum, welches unsere größten Dramatiker fast nur durchs Lesen kennt, ebenso groß und nicht schlechter ist, als das, welches sie nur auf der Bühne sieht. Unsere Zustände sind eben andere als im Altertum und, wie mir scheint, nicht schlechtere. Sagt doch schon Aristoteles, daß eine Tragödie beim Hören ebenso Mitleid und Furcht erwecken müsse, als beim Sehen. Die Bühne bringt dem Drama das volle sinnliche Leben zu, aber es ist eine wechselnde, schon dem Zufall unterworfene, nicht mehr durch und durch notwendige Form. Das Drama ist das Dauernde in diesem Wechsel, und das Repertoire seiner klassischen Dramen, welche ihre notwendige Form in sich tragen, ist im höchsten Sinne das Theater eines Volkes. Die Entwicklung und Fortbildung dieses Repertoires durch Dichtung und Bühne würde der Inhalt meiner Geschichte der deutschen dramatischen Kunst sein, wenn ich eine solche zu schreiben hätte, und in dieser Geschichte würde Schiller unter den Dramatikern den ersten, das weimarische Hoftheater mit Goethes Leitung unter den Bühnen einen sehr hohen Rang einnehmen. Natürlich würde ich Schillers Drama von der weimarischen Bühne durchaus zu trennen wissen, dann würde ich an die weimarische Bühne nicht den Maßstab von Athen und Paris legen, ferner die geselligen und lokalen Zustände Weimars in die sorgfältigste Erwägung ziehen, endlich den Klatsch, der immer die Bühne umtost, nicht über beglaubigte Thatsachen setzen. Vielleicht würde das weimarische Hoftheater nicht so gelehrt, so exclusiv, Goethe nicht so durchaus als Theaterdespot erscheinen.

Bis zum Jahre 1791 hatten mehrere Gesellschaften, zuletzt die Bellomosche, in Weimar gespielt. Der Kontrakt mit dieser letzteren war abgelaufen. Ein Nationaltheater wäre in einer Stadt von 6000 Einwohnern eine Lächerlichkeit gewesen, und das wei-

marische Hoftheater als ein solches zu beurteilen, heißt mit der Kanone nach den Spatzen schießen. Der Herzog gab seinen Weimarern ein billiges Hoftheater und seinem Goethe zugleich eine seinen Wünschen entsprechende Stellung, indem er ihn zum Dirigenten machte. „Der größte, der glückgekrönteste Mann," sagt Eduard Devrient, „mußte die Zügel der Staatsregierung mit denen des Thespiskarrens vertauschen, um ihn zum Sonnenwagen einer neuen Zeit zu machen." Doch blieb die Sache noch eine Zeitlang hinter den Wolken, und bei Devrient kommt sie eigentlich gar nicht zum Vorschein.

Goethe unterscheidet mehrere Perioden des Hoftheaters und rechnet die erste bis zu Ifflands Gastspiel von 1796. Bis dahin ließ er Alles seinen ruhigen Gang gehen, überwachte allenfalls das Repertoire; der Hofkammerrat Kirms hielt als finanzieller Leiter die Truppe zusammen, Vulpius wurde Theatersekretär; die Wöchner, so hießen die wöchentlich sich ablösenden regieführenden Schauspieler, konnten natürlich kein Kunstprinzip verfolgen, selbst wenn sie eins gehabt hätten. Doch brachen die Vorstellungen des Don Carlos, des Clavigo, König Johann, der beiden Heinriche durch das Repertoire der Stücke von Iffland, Kotzebue und der Opern wie einzelne morgenrötliche Strahlen, und durch solche Versuche machte Goethe seinen Bürgergeneral und Großkophta reichlich gut.

Mit Ifflands Erscheinung begann eine zweite Epoche, und dieser Zweig aus der Mannheimer Schule wurde in Wahrheit das Pfropfreis für den neuen Stamm. Iffland imponierte Goethe durch bewußte künstlerische Herrschaft über seine Mittel und Rollen, durch die Weisheit, mit welcher er jede Rolle von der anderen zu trennen wußte, also, recht verstanden, durch sorgfältige Charakteristik. Dieses Element wurde von Goethe festgehalten. Aber man muß wohl bedenken, mit welchen Schauspielern. Zugleich mit Ifflands Auftreten hatte sich Schiller der Bühne zugewandt.

Es ist eine weitverbreitete Regel, bei allem, was Schiller in dieser Epoche Gutes vollbracht, zu sagen: das verdankt er Goethe, und bei allem, was Goethe vielleicht verfehlt hat, zu sagen: das haben Schiller und Goethe verfehlt. Es ist aber durchaus nötig, in Bezug auf theatralische Wirksamkeit Schillers Intentionen von Goethes zu trennen.

Schiller begann diese Wirksamkeit 1796 mit der Bearbeitung des Egmont. Der Auszug, welchen Goethe davon gibt, ist nur eine ganz allgemeine, ungenaue Uebersicht. Das Bühnenmanuskript ist jetzt in mehreren Ausgaben veröffentlicht. Lewes erzählt, Schiller habe den Egmont fast wie ein Singspiel bearbeitet. Im Gegenteil, er hat die Lieder und alles Opernhafte hinausgeworfen. Es wird erzählt, bei der ersten Aufführung, in welcher Iffland den Egmont spielte, sei Alba vermummt im Kerker erschienen, um sich an Egmonts Verurteilung zu weiden, Egmont habe ihm den Helm vom Kopf gestoßen rc. Eckermanns Goethe, welcher in Sachen Schillers die gröbsten Gedächtnisfehler macht, schreibt diesen plumpen Theatercoup Schillern zu. Auch Heinrich Schmidt will dergleichen von Goethe gehört, Genast von Graff (Alba) gesehen und gehört haben. Da Böttiger in seiner bekannten Schrift über Iffland Schillers Bearbeitung tadelt, diesen Theatercoup aber als höchst malerisch hervorhebt, so gewinnt Diezmanns Vermutung, daß derselbe Ifflands Einlage sei, hohe Wahrscheinlichkeit. Das Bühnenmanuskript, die einzig würdige Quelle in diesem Falle, enthält nichts von Alba. Hier erscheint Akt V, Scene 5, ein Vermummter im Hintergrunde, welcher Niemand anders, als der bei Goethe von Egmont angeredete Henker ist. In der That, solcher Plattheiten war doch der Verfasser des Wallenstein nicht fähig, wenn er sie auch an einem Iffland dulden mußte.

Dagegen sind einzelne Züge in Schillers Bearbeitung gar nicht zu verachten. Er sucht Brackenburg, welcher jetzt bloße Episode ist, mit in den Kreis der historischen Handlung zu ziehen. Kläre befeuert ihn schon Akt III, Scene 5 zu einem männlichen Anschließen an die Edlen und fährt fort: „Was kann's helfen, daß Helden, wie der Oranien, wie Graf Egmont, für unsere Freiheit sich ritterlich wehrten, wenn ihnen der Bürger nicht die Hand dazu bieten, nicht den Arm dazu leihen will?“ Ebenso ist in der Scene zwischen Klärchen, Egmont und seinem Sekretär der Uebermut des Helden noch schärfer hervorgehoben. Daß Schiller die Scenen der Regentin wegfallen ließ, zeigt nur, daß er ein dramatischer Dichter war, denn diese Scenen lähmen und schleppen ganz entsetzlich, und er hat natürlich ihren sachlichen Inhalt, so gut es ging, den übrigen Personen in den Mund gelegt. Goethe hat die Konsequenz in

Schillers Arbeit sehr wohl anerkannt. An der musikalischen Bearbeitung ist Schiller gänzlich unschuldig.

Von der Aufführung des Lagers datiert Goethe eine dritte Epoche des Hoftheaters. Von jetzt ab sahen die Dichter es wesentlich nur als ein Probiertheater für ein zu bildendes Repertoire an. Schiller hatte hierüber das klarste Bewußtsein. Schon 1797 teilte er dem Buchhändler Unger den Plan mit, im Fall er den Winter in Weimar zubrächte, eine Repertoire zu schaffen, welches in einem jährlichen Theaterkalender der Oeffentlichkeit übergeben werden sollte.

Nun siedelte Schiller nach Weimar über. Seine Stellung war keine ganz leichte. Er fühlte sich gedrungen, für seine Pension sich dem Theater nützlich zu machen. Aber er hatte keinen amtlichen Charakter. Trotzdem wußte er sich durch seine Leutseligkeit bei dem Personal Ansehen und Liebe zu verschaffen. Er behandelte die Schauspieler wie seinesgleichen, lud sie zu sich ein, las ihnen seine Stücke vor. In sechs Jahren entfällt ihm ein einzigesmal ein hartes Urteil: er wolle mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu thun haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit sei nichts auszurichten, es gebe nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den er nicht auszuüben habe. Welcher Regisseur hat unter vier Augen nicht einmal ähnlich gesprochen!

Am schwierigsten war Schillers Verhältnis zum Herzog selbst zu behandeln. Es ist leichter, ein solches Verhältnis zu zerreißen oder zu meiden, als sich darin frei zu erhalten. Karl August war liebenswürdig genug, sein Interesse für die Bühne zu zeigen. Er schlug im Herbst 1799 unserem Dichter eine verwickelte politische Intrigue, die Geschichte des Martinuzzi, zur Bearbeitung vor, Schiller lehnte das Süjet ab und reichte dafür den Plan seiner Malteser ein, welche wieder dem Herzoge nicht zusagten. Der Herzog hatte eine Vorliebe für die französische Tragödie. Er wollte dieser Vorliebe gehuldigt sehen. Das darf man niemals vergessen. Als Schiller im Frühling desselben Jahres zur Aufführung des Wallenstein in Weimar gewesen war, nahm er, vermutlich auf höheren Wink, einige Dramen von Corneille zur Hand, las sie, und, um ein für allemal diese Richtung abzuwehren, ließ er sich aufs eindringlichste an Goethe über die enorme Fehlerhaftigkeit dieser so sehr gerühmten Werke aus. Wieviel will-

fähriger war Goethe! Er bearbeitete unter der persönlichsten Teilnahme der Herrschaften Voltaires Mahomet, von welchem der Herzog eine „Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmackes“ erwartete. Schiller gab zu, daß, wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, Mahomet durch seinen Stoff am geeignetsten sei. „Demohngeachtet,“ setzte er hinzu, „würde ich Bedenken tragen, ähnliche Versuche mit andern französischen Stücken vorzunehmen.“ Man werde das Pulikum durch solche Manier verscheuchen. Schiller sucht seine Ansicht aus der Organisation der Stücke, welche auf der zweischenkligen, antithetischen Natur des Alexandriners beruhe, unumstößlich zu begründen. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stelle sich unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leite, so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und Gedankens. Ein Prokustesbett nennt er diese Form. Selbst die Uebersetzung in fünffüßige Jamben bessere nichts, denn da der ganze Bau der Stücke auf der Natur des Alexandriners beruhe, so zerstöre man mit der Ursache die Wirkung. Man sieht, Schiller wehrte sich wahrhaft verzweifelt. Als Mahomet dennoch zum Geburtstage der Herzogin, an welchem man vorzüglich dem Geschmack des Hofes zu huldigen hatte, die Scene beschritt, glaubte Schiller durch sein bekanntes Gedicht dieses Experiment des Freundes entschuldigen zu müssen. Goethe brachte zum nächsten Geburtstage auch noch den Tankred. Schiller dagegen griff, als 1802 derselbe Tag wieder nahte, lieber zu Gozzis Märchen und bearbeitete Turandot. Daß er, gleich nachdem ihn der Herzog durch abermalige Gehaltsverdoppelung in Weimar zu fesseln gewußt hatte, zum 30. Januar 1805 endlich die Phädra als Geburtstagsgeschenk wählte, wird man ihm nicht als einen Abfall von seinen ästhetischen Prinzipien anrechnen können. Schiller erreichte seinen Zweck; Karl August war über die Uebersetzung hoch erfreut, er sandte dem Dichter ein ganzes Blatt voll Bemerkungen und belobte ihn, daß er dem deutschen Sinne das Vorbild der vortrefflichsten französischen Dichtung begreiflich gemacht habe. Schiller eifert in seinem Gedicht zu Goethes Aufführung des Mahomet ausdrücklich gegen „der Worte rednerisch Gepränge“ und ist froh,

daß „der Natur getreues Bild gefalle"; aber die Natur ward damals, wie er an Vohs erlebte, mit zuviel Natur vorgestellt, und dieser rohen Natürlichkeit, dieser gemeinen Wirklichkeit gegenüber durfte Schiller sagen:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen.

Ist's nicht im Grunde dasselbe, was Hamlet den Schauspielern einschärft? Schiller schloß keineswegs die Natur vom Schauplatz aus, wie unter anderm seine Bühnenweisungen im Tell und in der Jungfrau reichlich darthun. Er fand zwar, daß z. B. der Vortrag der Unzelmann sich dem Konservationston nähere und Alles in ihrem Munde zu wirklich sei, eine Bemerkung, die auch Berliner Kritiker machten, aber er setzt doch hinzu: „Da, wo die Natur graziös und edel ist, wie bei Madame Unzelmann, mag man sich's gern gefallen lassen, aber bei gemeinen Naturen muß es unausstehlich sein." Er wies also das Talent an seinen bessern Takt, aber mit Recht drang er auf einen bestimmten Kunststil als auf das Gesetz, welches damals am meisten not that, auf jene Achtung vor der tragischen Bühne, worin die Franzosen allen Völkern voranstanden. Für seine dramatische Praxis hat er, wie alle seine Dramen beweisen, so gut wie nichts von den Franzosen angenommen.

Er setzte vielmehr der französisch-höfischen Richtung, welcher Goethe nachgab, die volkstümlich-englische entgegen, welcher auch die Herzogin Luise zugethan war. Seine erste Arbeit nach seiner Uebersiedlung 1799 war der Macbeth. Es war, wie meine Leser wissen, ein alter Vorsatz. Am Macbeth, am Julius Cäsar hatte er sich ermutigt, während er den Wallenstein schuf. Nach einer Lektüre der Dramen aus der englischen Geschichte war er mit einem wahren Staunen erfüllt. Richard III. mußte ihm nach seiner Theorie beinahe als Shakespeares größtes Werk erscheinen. Hier war die erschütterndste Darstellung erhabener Sittlichkeit durch große Verbrecher. Eine hohe Nemesis, schrieb er dem Freunde, walte durch das Stück in allen Gestalten. Kein Shakespearisches Stück habe ihn so sehr an die griechische Tragödie erinnert. Durch die Bearbeitung dieser Suite von acht Stücken könnte eine neue Epoche für die Bühne eingeleitet werden. Goethe redete ernstlich

zu, indessen mochte es Schiller bedenklich erscheinen, mit einem Cyklus den Anfang zu machen. Der Geistesbruder Richards, Macbeth, empfahl sich durch die Geschlossenheit und Einfachheit der Fabel. Schiller nahm, wie sich aus der Vergleichung der oft wörtlich übereinstimmenden Hexenscenen und dem Briefwechsel mit Cotta ergibt, weder die Eschenburgische noch die Wagnerische, sondern die von Gabr. Eckert hin und wieder veränderte, in Straßburg nachgedruckte Uebersetzung Eschenburgs zu Hilfe, fand indes, als er sich von Frau von Stein das Original geben ließ, er hätte, so wenig er auch das Englische verstehe, klüger gethan, sich gleich anfangs daran zu halten. Ein furchtbarer Krankheitsanfall riß ihm im Februar 1800 die Arbeit aus der Hand, indessen konnte das Stück doch am 14. Mai gegeben werden.

Nun muß man bedenken: Männer wie Friedrich Schlegel und Novalis hatten damals noch so gut wie gar kein Verständnis für Shakespeare, und selbst Körner stieß sich an dem Ausdruck der Lady Macbeth: „schönes Zeug“. Und Schiller schrieb an Körner am 16. Juni, indem er seinen Macbeth sandte: „Freilich macht er gegen das englische Original eine schlechte Figur; aber das ist wenigstens nicht meine Schuld, sondern der Sprache und der vielen Einschränkungen, welche das Theater notwendig machte.“ Sollten solche Worte eine absolute Kritik nicht zum Schweigen bringen? Devrient sagt, daß diese Bearbeitung die einseitige antikisierende Richtung der weimarischen Schule aufgedeckt habe. Wenn man das Antike in einigen unwesentlichen Aeußerlichkeiten sieht, dann hat Shakespeare vor allem unserem Dichter vorantilisiert. Denn wie kommt Hekate und der Sumpf des Acheron in den Macbeth?

Was hat man alles über Shakespeares und Schillers Hexen zu Markte gebracht! Da sollen die Hexen in Shakespeares Macbeth nur Macbeths böse Gedanken sein. Dann ist Titania im Sommernachtstraum wohl nur der angenehme Gedanke des Webers Zettel? Die Hexen im Macbeth haben ihr ordentliches Reich, ihre Herrin Hekate, die sie schilt und regiert. Daraus nahm Schiller das Motiv in der ersten Scene:

Aber die Meisterin wird uns schelten.

Die Hexen Shakespeares sind versuchende Höllenmächte, welche trügerisch weissagen. Was sind sie bei Schiller? Etwa prädesti-

nierende Mächte? Wo in aller Welt stünde denn das? Sie sind ihrem Amte nach ganz dasselbe, was sie bei Shakespeare sind; Schiller nennt sie Zauberschwestern und Schicksalsschwestern, nicht weil sie, wie die Moiren, das Schicksal bestimmen, sondern weil sie

> mit trüglichem Schicksalswort
> Ins Verderben führen den edeln Helden,
> Ihn verlocken zu Sünd' und Mord!

Ja, Schiller ging in seiner großen sittlichen Ehrlichkeit, um die Freiheit des Helden als von aller Prädestination unabhängig zu zeichnen, so weit, die Hexen sagen zu lassen:

> Wir streuen in die Brust die böse Saat,
> Aber dem Menschen gehört die That.

Hiedurch bekamen sie, wie Körner bemerkt, in der ersten Scene zu viel Klarheit. Schiller erwiderte, das sei wahr, aber die „Masse des Publikums habe zu wenig Aufmerksamkeit, man müsse ihm vordenken". Und diesen Mann hat man des hohlen Scheins, der Exklusivität beschuldigt! Vielleicht ist es auch schon eine falsche Schicksalsidee bei Shakespeare, wenn er Hekate dem Macbeth vorherbestimmen läßt: he shall scorn fate, er soll das Schicksal verachten?

Heinrich Voß, der bekanntlich nicht immer ganz klare Augen hatte, berichtete (1804!), daß bei der Aufführung die Hexen junge Mädchen waren, schön von Wuchs und recht artig gekleidet ꝛc. Man glaubt lieber einem unzuverlässigen Zeugen, als Schillern, welcher Banquo sagen läßt:

> Sieh! Wer sind diese da, so grau von Haaren,
> So riesenhaft und schrecklich anzusehn!
> — — — — — — — — — — — — — — —
> Denn jede seh' ich den verkürzten Finger
> Bedeutend an die welken Lippen legen.

Und Goethe verlangte erst 1804, daß die Hexen lieber Drahtgestelle unter den Schleiern bekämen, vielleicht gäbe man ihnen Kränze, die einigermaßen putzten, zur Nachahmung von Sibyllen. Wo sind ferner die brieflichen Mitteilungen, daß „Shakespeares

naturwüchsige volkstümliche Gestalten und Formen Schillern ungemodelt für unsere Bühne nicht brauchbar erschienen?" Sind die Gestalten in Schillers Macbeth der Hauptsache nach verfälscht? Ist es vor solchem Purismus nicht schon eine Verfälschung, wenn man die Zweideutigkeiten des betrunkenen Pförtners wegläßt? Unsere Zeit ist einmal eine andere als Shakespeares, und der ganze Fehler Schillers war, das Unmögliche lieber fahren zu lassen, um das Mögliche zu retten. Wie mich dünkt, ein sehr praktisches Verfahren. Hätte Schiller den Macduff sagen lassen, als er die Ermordung der Seinen erfährt: „all' die holden Küchlein" 2c., so hätte sich wahrscheinlich ein Gelächter erhoben. Schiller wußte so gut wie wir, daß die „zarten kleinen Engel" nicht so poetisch sind.

Schillers Macbeth hat ganz unglaublich zur Einführung Shakespeares in Deutschland beigetragen, und das sollten wir ihm danken. Das Stück wurde bei Cotta 1800 verlegt, erlebte in demselben Jahr die zweite Auflage und einen Nachdruck und ward 1804 in Dresden, 1808 in Wien gegeben.

Macbeth blieb der einzige selbständige Versuch Schillers, die Dramen des Briten auf unsere Bühne zu verpflanzen. Aus den Kürzungen und den oft mit Tiecks Uebersetzung merkwürdig zusammentreffenden Veränderungen, welche er in Vossens Uebersetzung des Othello dicht vor seinem Tode in den furchtbarsten Leidenstagen vornahm, wird man keine Folgerungen ziehen können. Schiller ließ den vierten Akt mit der Ohnmacht des Othello anfangen. Voß erläutert dies Verfahren mit den Worten: „wir schließen aus der furchtbaren Wirkung auf eine furchtbare Ursache, statt, daß uns im Original Ursache und Wirkung auf eine fast zu freie Art vor Augen geführt werden." Ich weiß nicht, wie sich die Spieler des Jago jetzt über die starken Stellen, welche in der kurzen Scene vor Othellos Ohnmacht vorkommen, hinweghelfen. Werden sie ausgelassen, so hat Othellos Wut keinen Sinn. Damals durften sie sicher nicht gesprochen werden, und Schiller ließ mit richtigem Takt lieber das Schlimmste ahnen, als das Ungenügende erscheinen. Devrient macht hierzu die Anmerkung: „es ist unmöglich, einen großartigen Moment echt dramatischer Charakteristik mehr zu verkennen und undramatischer umzugestalten. Auch dieses Beispiel lehrt wieder, wie die weimarischen Freunde Shake-

speare betrachteten." Mir scheint, dieses Beispiel lehrt nichts, als daß Damen ins Theater gingen. Dagegen lehrt die Vorstellung des Julius Cäsar, 1. Oktober 1803, des König Johann und Hamlet in Schlegels Uebersetzung, was Devrient verschweigt, daß die Freunde, wo es irgend mit dem Standpunkt des deutschen Publikums vereinbar war, den britischen Dichter, bis auf die nötigen Kürzungen, unverändert ließen. Goethe hat 1811 in seiner Bearbeitung von Romeo und Julie die Nebenfiguren arg verstümmelt. Aber ist das Schillers Schuld?

Neben dem französischen und englischen verlangte ein drittes Element gebieterisch, sich auf der deutschen Bühne zu erproben. Es war das antike. Auch hier gehen beide Dichter sehr verschiedene Wege. Die Italiener hatten die Antike in die Malerei mit dem größten Erfolge aufgenommen, die Franzosen, wie Schiller in seiner Abhandlung über den Chor sagt, den Geist der Alten ganz mißverstanden. Selbst bei den Engländern hatten die mythologischen Gestalten die Poesie wie das vornehme Leben durchwuchert, und in Shakespeare erkannten Goethe und Schiller mit dem ihnen eigenen großen Blick antike Elemente. So sagt Schiller (an Goethe 7. April 1797) in Bezug auf Cäsar: „Hier, bei der Darstellung des Volkscharakters, zwang ihn (Shakespeare) schon der Stoff, mehr ein poetisches Abstraktum als Individuen im Auge zu haben, und darum finde ich ihn hier den Griechen äußerst nah." Die Schätzung, welche Hamlet der Erzählung vom rauhen Pyrrhus zollt, klingt wie ein sehnsüchtiger Zug nach der gehaltenen Erhabenheit dieser hochpathetischen Gestalten. Viele Stellen in Richard II. und der bekannte Klagechor der drei Fürstinnen in Richard III. sind in einem ganz gebundenen und strengen Stil ausgeführt. Daß die alten Muster auf das englische Drama eingewirkt haben, ist erwiesen. In der Musik dieselbe Einwirkung. Gluck sprach es 1768 aus, daß er die Oper zur Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit zurückführen wolle. Wo suchte er seine Gestalten? Meistens im Altertum.

Lessings Philotas, seine Entwürfe Kodrus, Spartakus, Athamas, der Brutus von Brawe ꝛc. bezeugen, wie gern der deutsche Volksgeist sich an der heroischen Kraft der Alten aufgerichtet hätte. Es ist immer merkwürdig, daß Schillers Semele

noch vor den Räubern gedichtet ist. Seine Hauptnahrung zog er aus Plutarch, also besonders aus der politisch-heroischen Seite des Altertums. Um den Geist der Antike, nicht um den Rhythmus oder um abstrakte Regelmäßigkeit, um hohlen Formkultus war es den Dichtern zu thun. Auch Goethe schrieb seine Iphigenie zuerst in Prosa. Aber wenn ihn vor allem die Natur, die Einfalt solcher Gestalten rührte, so wurden Lessing und Schiller durch die politische Kraft, den Geist der Freiheit, den demokratischen Zug der Alten ergriffen.

Schiller hatte ein einzigesmal die Tragik des deutschen Bürgertums gezeichnet. Kabale und Liebe war, wie Emilia Galotti, eine furchtbare, aber gerechte Anklage. Aber er sah mit Abscheu auf das Heer von bürgerlichen Rührstücken, welche Schröder, Iffland und Kotzebue über die Bühnen säeten. Dieses Philistertum, diese breitspurige Gemütlichkeit, diese weichherzige Loyalität, diese Schacherinteressen, diesen Katzenjammer des Herzens und Geldes schamlos als Bild des deutschen Volkes hingemalt zu sehen, mußte für eine edlere Natur etwas Empörendes haben. Je besser die Philister gezeichnet waren, um so schlimmer die Wirkung. In Schillers Xenien war Iffland anfangs stark gegeißelt, auf Goethes Bitten ward er geschont.

Schiller ist der erste Dichter der neueren Zeit, welcher das Volk als sittliches Ganzes auf die Bühne zu bringen versucht, welcher zuerst dem Volke gezeigt hat, daß es sich auch noch im Bilde selber achten müsse. Ein unendlich schwieriges Unternehmen in einer Zeit, wo sich die breiteste Welt kleiner Individualitäten jedem Versuche der Poesie, sich enger, bedeutungsvoller zusammenzuziehen, entgegenstellte. Man kann diesem Unternehmen fast durch alle Stücke bis zum Chor der Braut von Messina nachgehen. In den Räubern und dem Fiesko herrscht schon ein öffentlicher Geist, aber die Aufführungen zeigten, wie schwer es war, eine nicht organisierte Menge künstlerisch darzustellen. Schiller gesteht, daß er an seiner Inscenesetzung des Egmont viel für den Wallenstein gelernt habe. Er führte in Wallensteins Lager die Kunst der Symbolisierung ein, indem er seinen Wachtmeister, Trompeter, Kürassier nicht als Individuen, sondern als Regimentstypen zeichnete, und Goethe nannte in einem Brief an Meyer das Lager

schon eine Art von griechischem Chor. In Wallensteins Tod ist dann wieder der Gefreite eine treffliche Darstellung des bessern Geistes der Armee. Man fühlt es diesen typischen Gestalten an, daß aus ihnen ein großes Ganzes spricht, das dramatische Bild bekommt eine unendliche Perspektive, und die Wechselwirkung alles politischen und historischen Lebens, von der Masse zu den Führern, erweitert mächtig das Herz. So sagt Schiller in seiner Abhandlung über den Chor: „Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden." Aus dieser Erstarrung sollte der Chor auf der Bühne uns wieder erheben. „Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freien Himmel herausführen ꝛc." Mit der Oeffentlichkeit kehrt die Natur, die Größe, kehrt Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit zurück.

Und hier war ein zweites Element, welches den deutschen Volksgeist so mächtig zur Antike zog. Es war die Gerechtigkeit, das Gewissen. Die hohe Nemesis in Richard III. erinnerte Schiller an die Antike. An der Nemesis im Oedipus konnte er sich nicht satt schauen. Die Quelle der Gerechtigkeit aber ist das Gewissen. Wie hätte ein Volksgeist, der einen Kant erzeugte, der in Tausenden von herrlichen und sinnigen Sprüchen seine Besonnenheit ausgebreitet hat, diesen Seelenzug in dem tragischen Spiegel seiner selbst entbehren können! Wenn auch bei den Alten der Chor keineswegs immer das Gewissen vertritt, im Oedipus und der Antigone erhebt er sich oft zur reinsten Stimme der Besonnenheit, und als dieser Träger der Betrachtung und Besonnenheit ward er Schiller besonders wert. So erkannte schon Körner in Gordon, in Shrewsbury und Paulet eine Art von Chor. So sollte der Chor in den Maltesern den bessern Geist des Ordens entfalten, und in der Braut von Messina spricht er, wo er als Ganzes spricht, die ewigen Gesetze der Natur und Sitte erschütternd aus.

Schiller hat in seiner bekannten Abhandlung besonders die künstlerischen Gründe zur Wiedereinführung der Antike hervorheben müssen. Aber sicher lagen die ebengenannten seelischen An-

triebe ihm eben so nahe als jene. Und selbst die künstlerischen ruhen auf sittlichem Grunde. Denn die Antike sollte vor allem zur Natur, aus den verkünstelten Zuständen der Gegenwart zu einer kindlicheren Zeit, aus der verknöcherten und papiernen Wirklichkeit zu einer freien, öffentlichen, idealen emporheben.

Man muß nicht vergessen, daß, während Schiller die Braut von Messina schrieb, er den Tell bereits komponierte. Es waren zwei Arme desselben Stroms. Die Antike und die alte germanische Volkssage zogen ihn aus dem nämlichen Grunde an. Einfachheit ist allemal Verständlichkeit; den größten Gehalt in die einfachste Form zu bringen, mußte das Streben des echten Volkstragöden sein. Die Alten verstanden dies Geheimnis. Indem sie die ganze Menschheit, die Menge und ihre Führer in die Symbole des Chors, der Götter und Helden schlossen, erreichten sie mit dem Einfachsten das Höchste.

War Schillers Versuch mit dem Chor, wie ich allerdings glaube, ein Mißgriff, sowie die Landsgemeinde im Tell der rechte Griff, so war jener Mißgriff nicht aus einer exklusiven Beschränkung, sondern aus einem großen, volkstümlichen Herzen entsprungen und steht nach dieser Seite so ehrwürdig da, wie irgend eine reformatorische That unseres Dichters. Es war sein einziger Versuch mit der Antike.

Einem unfruchtbaren Experimentieren mit undramatischen Stücken und Formkünsteleien stellte er sich feindlich gegenüber und nur aus ganz lokalen und persönlichen Rücksichten auf Goethes Seite, als dieser in eine Parteistellung kam.

Suchen wir uns diese Rücksichten und diese Stellung zu vergegenwärtigen.

Das neunzehnte Jahrhundert ist zweimal zur Welt gekommen. Die Zeitgenossen schieden sich in Neunundneunziger und solche, welche den Schluß des Jahrhunderts erst mit dem letzten Dezember 1800 feierten. Unsere Dichter gehörten zu der ersten Klasse. Am 31. Dezember 1799 waren die beiden großen Männer in ernstem Gespräch bis Mitternacht zusammen und feierten still die sinkende Sonne einer gewaltigen Epoche. Der Geist des Guten segnete mit ihren Glückwünschen eine neue Zeit und stimmte ohne Zweifel in das Wort ein, welches Goethe am andern Morgen

dem Freunde zurief, daß der Anfang wie das Ende, daß das Künftige wie das Vergangene sein möge.

Solche Wünsche waren recht an der Zeit, denn in denselben Tagen war der Erbfeind aller echten Poesie mit ihnen in denselben Mauern. Kotzebue war in Weimar. Sein persönliches Auftreten ist für Goethes gewaltsame Koalition mit den Schlegel, für Goethes sogenannte Despotie, für sein gereiztes Vorgehen mit der Antike wie für die ganze folgende Theaterepoche von Bedeutung.

Nie hat ein Schriftsteller die Gunst der Mitwelt so sehr durch die Verachtung gebüßt, mit welcher die Nachwelt ein frivoles Treiben straft, als August von Kotzebue. In Weimar geboren, von einer eiteln Mutter zum Geniewahn verhätschelt, unter den leichtfertigen Einflüssen seines Lehrers Musäus und der damaligen adligen Gesellschaft in Weimar aufgewachsen, machte er die gefährliche Schule der Liebhabertheater durch und gewöhnte sich, verführt von einer unglaublichen Leichtigkeit der Produktion, an ein leichtfertiges Schludern mit der Kunst.

Ich übergehe seine Carriere in russischen Diensten und auf der Bühne. Während ein Schiller sich tot arbeitete, berief man Kotzebue als Theaterdichter nach Wien. Nachdem er dort zwei Jahre so verderblich als möglich gewirkt, trat er zu Ende 1799, mit Titeln und Orden geschmückt, in Weimar auf. Das berühmte Stadtkind wurde glänzend aufgenommen. Er las bei der Herzogin-Mutter seinen Gustav Wasa vor. Frau Herder schrieb entzückt an Knebel: „Ein ganz historisches Stück, alles so lebendig zusammengebunden, ein so reiner Umriß des Ganzen.“ Wieland verkündigte sein Lob, Kotzebue galt als der deutsche Shakespeare, und von den höheren Kreisen, wie vom gemeinen Journalismus geehrt und getragen, dachte er sich unsern beiden Dichtern als ebenbürtiger Kamerad anzubieten. Sie hielten sich mit der ganzen Vornehmheit edler Naturen zurück, wiewohl Schiller, welchem Kotzebue in Wien Gefälligkeiten erwiesen, es an der äußern Höflichkeit nicht fehlen ließ. Kotzebue scheint namentlich Goethes Verachtung bitter empfunden zu haben, denn in seinem Stück: Der Besuch, fand man bald sehr deutliche Angriffe auf Goethes Journal: Die Propyläen. Schiller hoffte schon im Mai 1800, daß Goethe „den jämmerlichen Menschen seine entsetzliche Sottise werde fühlen lassen“. Kotzebue

hatte sich inzwischen nach Petersburg begeben, aber doch eine Partei in Weimar zustande gebracht, welche die ihm angethane Zurücksetzung an Goethe zu rächen wußte. Eine Hauptstütze derselben war der Gymnasialdirektor Böttiger, eine an Unredlichkeit Kotzebue durchaus verwandte Natur, ein Allerweltschwätzer, wie ihn Schiller nennt, ebenso feig als perfide, ebenso dienstbeflissen, als indiskret, mit dem Gesicht eines sinnlichen Schmarotzers, von Goethe und Schiller treffend als „Freund Ubique" bezeichnet. Zwischen ihm und Falk, einem Schützling Wielands, wurde das pikante Thema verhandelt, ob die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe wohl bestehen könne. Die eifrigsten Anhänger Kotzebues waren Merkel und Lette, ersterer einer jener journalistischen Wegelagerer, welche sich, wenn auch in verfeinerter Gestalt, immer wiederholen.

Man hat so viel von Goethes Despotie gesprochen, man hat gesagt, daß unsere Dichter das Publikum verachteten. Welches Publikum? den Hof und die guten Bürger von Weimar? Schwerlich. Aber das Publikum von Kunstrichtern und Kennern, wie es in diesem Parterre saß, jene Clique der Merkel, der Anhänger Kotzebues oben und unten, die waren beiden ein Dorn im Auge. Es ist ein schönes Ding um die Preßfreiheit, wo sie in einem Garten von Freiheiten steht. In jener kleinen Stadt, wo auf jeden Schauspieler ein Recensent kam und noch etliche für die Intendanz übrig blieben, wo der Spießbürger oben und unten sich so gern dem Hämischen anschloß, da konnte ein Schmierer mehr verderben, als zwei brave und thätige Männer aufbauten. Und nun vollends die großen Geister im Schmollwinkel, die Knebel und Wieland, denen die Stücke bald zu sittlich bald zu unsittlich, bald zu lang bald zu kurz waren und nichts recht gemacht werden konnte. Die Briefwechsel würden zeugen, wenn uns nicht Schröder, welcher zur Aufführung der Maria in Weimar war, genug davon erzählte. Erfreute sich Goethe doch am Leipziger Meßpublikum, weil es wenigstens unverdorben war. Lewes beschreibt die Jenenser Studenten, welche nach Weimar kamen, als Pöbel; und Goethe hätte diesen Schwarm glühender, vom weiten Wege aufgeregter Jugend, die im kleinsten Raum mit der eleganten Hofdame in nächster Nähe zusammengepfercht waren, in einem Theater, wo noch rechts die Adligen, links die Bürgerlichen saßen, nicht durch sein Auge und

sein Ruhegebot im Zaum halten sollen? Wer wird denn in allem, was bloß auf lokalen Bedingungen beruhte, sofort ein leitendes Kunstprinzip Goethes suchen! Goethe schrieb 1802: „Man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt.“ Dazu gehört aber eben, daß man den Pöbel, welcher ein Publikum stören will, wenn man die Macht und die Courage hat, als Pöbel behandelt.

Die ganze Clique Kotzebues mußte Goethen doppelt unheimlich sein, da er nicht wissen konnte, wie weit dieses Gespinnst seine Fäden ausstreckte. Herders „pflegten und begossen“ die Kotzebuischen Jämmerlichkeiten, so daß Herder selbst nach ein paar Jahren über sein Benehmen in Worte wütender Scham ausbrach. Selbst in den höchsten Regionen zeigte sich ein geheim wirkender feindlicher Einfluß. Das kam bei folgender Gelegenheit zu Tage. Das Ende des Jahrhunderts wurde endlich im Winter auf 1801 offiziell anerkannt. Schiller, der die Gelegenheit, ein Volksfest zu veranstalten, aufs lebhafteste ergriff, regte Leo von Seckendorf, Goethe, die Freunde in Jena an, sich zu einer großartigen Säkularfeier zu vereinigen. Die Festlichkeiten sollten nach Neujahr ihren Anfang nehmen und vierzehn Tage dauern. Es sollten keine Verse vorgesetzt werden, es sollte nur Leben und Bewegung in die Stadt kommen. Schiller schrieb, ohne weitere Genehmigung bei dem Herzog einzuholen, nach Berlin, Iffland oder das Ehepaar Fleck sollten zum Gastspiel erscheinen. War dies der Jagemann, welche bereits die Geliebte des Herzogs war, nicht recht, oder was sonst dahintersteckte, genug, der Herzog untersagte die Feier. „Welche Bewandtnis es damit hat,“ schreibt Schiller an Goethe, „wissen Sie . . . Wir wollen in Gottes Namen uns in unsre Poesien vergraben, und von innen zu produzieren suchen, da uns die Produktion nach außen so schlecht gelungen ist.“

Daß der Herzog gegen Schiller eingenommen war, zeigte sich, als Schillers Jungfrau im April vollendet war und die Bühne betreten sollte. Der Herzog schrieb an Frau von Wolzogen, er habe mit Schrecken gehört, daß Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orléans, wirklich geschrieben habe. „So oft und dringend,“ schließt er, „bat ich Schiller, ehe er Theaterstücke unternähme, mir oder sonst Jemandem, der das Theater kennt, die Gegenstände

bekannt zu machen, die er behandeln wolle. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt, und es würde ihm nützlich gewesen sein. Aber all' mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünschen, die neue Pucelle zu perlustrieren, ehe das Publikum diese Jungfrauschaft unter dem Panzer bewundert." Diesmal zerriß Schillers Dichtung mit siegender Gewalt die Wolken, welche Karl Augusts edles Auge umdunkeln wollten. Karl August war von der Herzlichkeit und Erhabenheit des Dramas überwunden, dennoch meinte er, es sei besser, wenn es nicht auf die Bühne komme. Schiller empfand, hier sei es am besten, in das ästhetische Urteil seines Herzogs einzustimmen, und erklärte sich mit großer Lebensklugheit selbst gegen die Aufführung. Hatte schon das Gedicht den Herzog ergriffen, so rührte und erfreute ihn diese Nachgiebigkeit vollends in einem Grade, welcher die ganze Liebenswürdigkeit dieses Charakters, aber auch seine Abhängigkeit von einem mächtigen Einfluß anderer Art enthüllt.

Im Herbst 1801 kam Kotzebue nach Weimar zurück. Er war vom Kaiser Paul auf falschen Verdacht hin nach Sibirien geschickt worden, dann, nachdem seine Schuldlosigkeit entdeckt war, um so wunderbarer zu Gnaden und neuen Gütern gelangt. Begreiflich, daß solche Schicksale ihm einen Nimbus gaben, in welchem sich sein Anhang begierig sonnte. In demselben Herbst hatten Schiller und Goethe ein Kränzchen von zwölf Personen gestiftet, welches sich alle vierzehn Tage Mittwochs in Goethes Hause zusammenfand. Einsiedel, Wolzogen, Meyer, Schiller, Goethe, Amalie von Imhof, Fräulein von Wolfskehl, Gräfin Egloffstein, Schillers Frau ꝛc. nahmen regelmäßig Teil, auch die fürstlichen Kinder, der Erbprinz und die liebenswürdige Prinzessin Karoline wurden geladen, es wurde soupiert und pokuliert, gesungen und cour d'amour gespielt. Jeder Ritter gelobte seiner Dame Treue und Courtoisie. Die Dichter steuerten Gesellschaftslieder bei, Schiller unter andern die vier Weltalter, die Punschlieder.

Kotzebue, der bei Hofe, wie überall, Zutritt gefunden, hatte den ehrgeizigen Wunsch, in dieses Kränzchen einzutreten. Eine Hofdame der Herzogin-Mutter bemühte sich aus allen Kräften, einige weibliche Mitglieder auf seine Seite zu bringen, was um so leichter gelang, da Kotzebues Frau alle guten Eigenschaften be-

saß, welche ihm selber fehlten. Aber Goethe zog ihm die Thür sanft vor der Nase zu. Er setzte rasch einen Zusatz in den Statuten der Gesellschaft durch, „daß Niemand weder einen Einheimischen, noch einen Fremden in diesen geschlossenen Zirkel mitbringen solle, wenigstens nicht ohne vorhergegangene allgemeine Zustimmung der übrigen Mitglieder". Goethe gab diesem Manöver noch eine klarere Auslegung, indem er, Weimar mit Japan vergleichend, hinwarf, es helfe Kotzebue nichts, bloß an dem weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen zu sein, wenn er sich nicht auch zugleich bei dem geistlichen Hofe daselbst Zutritt zu verschaffen wisse. Umsonst erneuten einige Damen ihre Bittgesuche, Goethe antwortete verdrießlich, „den einmal als gültig anerkannten Gesetzen müsse man wohl treu bleiben; wo nicht, so solle man lieber die ganze Gesellschaft aufgeben, da eine zu lange fortgesetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe."

Kotzebue sann nun auf eine eklatante Rache, und die Umstände wollten es, daß er in einigen Damen des Goethischen Kränzchens die Werkzeuge seiner schwarzen Pläne fand. Unter solchen Gewitterwolken war das Jahr 1802 angebrochen.

Es wird Zeit sein, jetzt zu unserm Hoftheater zurückzukehren. Goethe hatte gegen Ende des Jahres 1800 seinen Faust soeben in die griechische Welt hinabsteigen lassen, gleichsam als Vorläufer der künstlerischen Bewegung des weimarischen Theaters nach der Antike hin. Glucks Iphigenie in Tauris wandelte zu Anfang des neuen Jahrhunderts in stiller Majestät über die Bühne. Schiller mußte den in Jena weilenden Freund bei den Proben vertreten und gestand, daß diese himmlische Musik, diese Welt von Harmonie ihn selbst unter den Späßen der Sänger zu Thränen gerührt habe. Mozarts Titus folgte, im Oktober 1801 kamen die Brüder des Terenz, von Einsiedel bearbeitet, zur Aufführung. Goethe versuchte dabei die römischen Masken. Der Erfolg war günstig, und im Januar 1802 ließ Goethe den Jon von A. W. Schlegel folgen.

Hier stießen die Parteien zusammen. Schlegels waren die bittersten Feinde Böttigers und Kotzebues. A. W. Schlegel hatte ein Pamphlet erscheinen lassen: Ehrenpforte und Triumphbogen

für den Theaterpräsidenten Kotzebue; Herrn Böttiger aber hatten die Brüder im Athenäum dermaßen das Fell über die Ohren gezogen, daß Schiller meinte, sie schienen, wenn es ihm wieder wachsen sollte, nicht übel Lust zu haben, von vorn wieder anzufangen. Goethe schimpfte und schalt selbst genug auf die Schlegel, aber es ward jetzt, mit Schiller zu reden, seine Krankheit, sie zu protegieren. Es waren denn doch immer noch Mitverbündete gegen Kotzebue, und Goethe mochte erwarten, daß sie gerade durch die Bühne von ihren Verirrungen in Formspielerei und Phantastik geheilt werden möchten. Die Rolle der Kreusa war bühnenwirksam, und wiewohl die naiven und nationalen Motive fehlten, der Chor des Euripideischen Originals weggelassen, das Ganze zu einem Familienstück abgeschwächt war, so muß man doch mit Schiller, der Schlegels Arbeit verwarf, anerkennen, daß das Stück manches Geistreiche und schön Gesagte enthalte. Eine Mutter, welche, von Apollo verführt, ihr Kind in der Nähe des Orakels aussetzt und es nach Jahren wiederfindet, konnte freilich dem deutschen Sinne nicht zusagen. Indessen Schlegel war ein geachteter Name und ein Gegner der Partei, welche Goethe als die schädlichste ansah.

Böttiger hatte die Kotzebuischen Produkte unbesehen verschluckt, hier wollte er seine Kennerschaft zeigen. Man fand plötzlich, daß das Euripideische Stück ein wahres Meteor sei. Böttiger sandte einen Artikel in das Journal des Luxus und der Moden, worin so starke Angriffe auf Goethes Direktion enthalten waren, daß Goethe die Veröffentlichung mit einer ernsten und kräftigen Zurückweisung hinderte. Er setzte die Aufführung durch und — wollte das Stück gut finden. Ja, er nahm sogar den Alarcos von Friedrich Schlegel in Angriff. Das war ein gewaltiges Wagestück. Denn hier redete der Blödsinn einer spanischen Liebes- und Mordgeschichte in allen antiken und modernen Versarten. Aber Goethe war gerade jetzt darauf versessen, seinen Willen gegen die „elende Partei" durchzusetzen. Denn eben in dieser Zeit versuchte Kotzebue mit den nichtswürdigsten Mitteln, den Bund der beiden Großen zu sprengen.

Er stellte zunächst einen Montagsklub auf. Er bezeigte für Schillers Genius die übertriebenste Bewunderung. Er glaubte, Goethe nicht empfindlicher kränken zu können, als wenn er Schillern

eine öffentliche Huldigung darbrächte. Schiller soll gelegentlich zu der schönen Gräfin Egloffstein geäußert haben, er habe bei seiner Jungfrau ihre Gestalt vor Augen gehabt, es würde ihm lieb sein, sie einmal im Kostüm zu sehen. Diese Freude wollte man ihm verschaffen, hieran knüpfte Kotzebue an. Am 5. März 1802 sollten Scenen aus der Jungfrau, Don Carlos, Maria Stuart aufgeführt werden, dann sollte Sophie Mereau aus Jena die Glocke recitieren, Kotzebue zuerst als Vater Thibaut schäfern, dann als Meister Glockengießer eine pappene Glockenform zerschlagen, und aus dieser Form sollte, ein echt Kotzebuischer Effekt, Schillers Büste zum Vorschein kommen, Schiller selbst von zarten Händen gekrönt werden. Das Stadthaus sollte der Schauplatz dieser Heldenthat sein, die Büste Schillers von der Bibliothek entlehnt werden. Ganz Weimar war in Aufregung. Wieland, mehr aus Liebe zu Kotzebue, als aus Bewunderung für Schiller, hatte zugesagt, die Prinzessin Karoline wollte erscheinen. Goethe saß ruhig in Jena und ließ es sich mit Freunden wohl sein. Wahrscheinlich wandte Schiller selbst seinen ganzen Einfluß an, um die drohenden Ehren zu hintertreiben. Als die Festordner seine Büste von der Bibliothek erbaten, weigerte sich Meyer, „ein Kunstwerk von solchem Werte der Gefahr einer Beschädigung auszusetzen. Zudem entstehe, was den guten Geschmack anbelange, noch die Frage, ob sich Schiller durch eine Darstellung seiner Idee von der Glocke in Pappe auch wirklich so geehrt fühlen werde, wie man zu erwarten scheine“. Das war der erste Strich durch die Rechnung, der zweite war, daß der regierende Bürgermeister trotz früher gegebener Zusage plötzlich die Benutzung des Stadthaussaales verweigerte, indem er unter anderm vorgab, daß der neugelegte Fußboden leiden werde. Alle Vorstellungen waren vergebens, alle Zusicherungen von Schadenersatz fruchtlos. Schiller, durch seine Verehrerinnen hievon in Kenntnis gesetzt, benahm sich in so schwierigen Umständen ebenso klug, als human. Er schrieb am 5. März an die Gräfin Henriette von Egloffstein: „Ich will hoffen, daß die bösen Geister, welche die heutige Vorstellung gestört haben, nur an dem Tag und nicht an der Sache selbst ihre schlimme Laune auslassen wollen, und daß das Vergnügen, welches ich mir von dieser Vorstellung versprach, nur aufgeschoben ist.“ Schließlich dankte er aufs höflichste

für die freundliche Gesinnung, an Goethe aber schrieb er: „der fünfte März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der fünfzehente." Der Zufall spielte in jenen Tagen wunderbar. Am Morgen des sechsten März wurde der Bürgermeister wegen seiner großen Verdienste vom Herzog zum Rat erklärt, und wenige Tage darauf las man auf dem Theaterzettel: „Ueble Laune von Kotzebue." Auch eine dramatische Verewigung der großen Begebenheit ist noch vorhanden: „Der verunglückte fünfte März, ein Schwank. 1802. Personen: Herr Firlefanz (Kotzebue). Gesellschaft von Herren und Damen. Firlefanzens Mutter. Träger. Die Scene ist in einem Zimmer neben einem großen verschlossenen Saal im Stadthause."

Die Sozietät, meldete Schiller am 10. März, scheine nach den Zuckungen, die sie ausgestanden, noch ganz entkräftet zu sein und in kaltem Schweiße zu liegen. Aber die Clique ruhte nicht. Jetzt suchte sie gegen Schiller einen Nebenbuhler aufzustellen und in Collins Regulus ihre Antike zu produzieren. „Geist und Brust," schrieb Knebel begeistert über Regulus an Böttiger, „das brauchen wir." Wieder ward der Herzog präoccupiert, er verlangte von Schiller ein Gutachten über dieses Drama. Schiller erklärte in einem Billet, er könne „die Regelmäßigkeit nur alsdann für verdienstlich halten, wenn sie mit poetischem Gehalt verknüpft sei". Ich will die bösen Geister, welche in dieser Zeit die kleine Residenz aufregten, nicht weiter ans Licht ziehen. Sie wagten doch Goethes Iphigenie, welche Schiller zum 15. Mai einstudierte, nicht zu belästigen. Aber wenn Schiller schon dieses Unternehmen als praktischer Dramatiker bedenklich fand, so sah er mit gelinder Verzweiflung, daß Goethe fest darauf bestand, auch den Alarcos zu geben. Schiller schrieb, er fürchte eine totale Niederlage: „Und es sollte mir leid thun, wenn die elende Partei, mit der wir zu kämpfen haben, diesen Triumph erhielte." Goethe, in seinem Haß auf alle das „Packzeug", war so weit gekommen, daß ihm am Gelingen nach außen jetzt gar nichts lag, daß er nur diese äußerst obligaten Versmaße sprechen lassen und hören wollte, und so groß dachte er von Schillers Herzen, daß er ihm sogar zumutete, Friedrich Schlegels Stück einzustudieren. Schiller sah, es galt jetzt, solidarisch zum Freunde zu stehen. Das Einzige, was ihm

übrig blieb, war, das Stück sich mit einer gewissen Vornehmheit über die Bretter stehlen zu lassen. Aber seine Besorgnis ward durch die Aufführung gerechtfertigt. Es regte sich eine starke Lachopposition, und Goethe soll mit einem donnernden: Man lache nicht! dazwischen gefahren sein. Mögen andere in das Lachen einstimmen. Für mein Gefühl hat diese Leidenschaft, die durch eine Reihe von Nichtswürdigkeiten so weit gebracht war, etwas Erschütterndes.

Die romantische Schule machte somit auf dem Theater Fiasko. Schillers Braut von Messina (1803) fand dagegen lebhaften Beifall. Goethes natürliche Tochter sah Schiller mit den Augen des Freundes an, bald aber, bei einer Aufführung in Lauchstädt, erkannte er die ermüdenden Längen des Stückes.

Dem Mangel an guten Lustspielen suchte man durch eine Preisausschreibung in den Propyläen abzuhelfen. Es liefen über ein Dutzend Lustspiele ein, keines war des Preises würdig. Schiller selbst trug sich eine Zeitlang mit dem Plan einer Komödie, Körner redete tapfer zu, aber wiewohl Schiller glaubte, in derjenigen Gattung, wo es auf Verwicklung ankomme, etwas leisten zu können, wiewohl er in mehreren Stücken komische Streiflichter aufsetzte und an dem flacheren Spiel der Phantasie in anderen Dichtern, z. B. Ariost, das größte Behagen fand, so meinte er doch, daß sein ganzes Wesen von Anfang an zu ernst angelegt sei. Was keine Tiefe habe, könne ihn nicht dauernd fesseln.

Carlo Gozzis reizende Märchenwelt lockte ihn zur Uebertragung der Turandot. Hier wird, wie in einigen Stücken Shakespeares, das Schreckliche unendlich leicht genommen. Bei Gozzi erklärt sich durch die stehende komische Maske die Tollheit sogleich als Tollheit. Dieser Umstand, welcher aufs klarste zeigt, ein wie enges Gebiet die Dichtkunst hat, wenn sie ganz an die volkstümliche Schauspielkunst gebunden ist, und welcher Gozzis Stücke durchaus verhindert, zu wirklichen Kunstwerken zu werden, macht eine Verpflanzung auf unsere Bühne sehr schwierig. Schiller fehlte vielleicht auch darin, daß er hier motivieren und verbinden wollte, was gerade durch seine krasse Unmittelbarkeit eine so groteske Wirkung macht. Er gab der Turandot einen substantiellen Zug, indem er sie sagen läßt:

Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke.

Die Frage steht noch offen, wie weit das Phantastische und Grausige in der Komödie zu benutzen ist. Da es gewiß ist, daß wir aus unseren Gesellschaftsformen schwer zu einer poetischen Komödie gelangen können, so verdient Schillers Versuch die höchste Anerkennung, denn nur auf der Brücke solcher Versuche schritt Donna Diana später zu köstlichem Gewinn auf unsere Bühne. Durch das Interesse, welches er für seine schönen Rätsel zu erregen wußte, hob er den Mittelpunkt des Stückes auf eine ganz eigentümliche Weise in die Sphäre eines Verstandesspiels, wie es vor allem unserm rätselliebenden Volksgeiste entspricht. Schiller war mit dem theatralischen Erfolge des Stückes in Weimar zufrieden. Für die Dresdener Bühne mußte er mit einiger Mühe die Scene nach Schiras verlegen, weil die chinesischen Kostüme fehlten. Solche Armseligkeiten sollte man nicht vergessen, wenn man Schillers Bemühungen für die deutsche Bühne beurteilt. Daß Schiller aber einer ganz praktischen, realistischen Richtung, wo sie hingehörte, entgegenkam, bewies er durch seinen Parasiten, ein Lustspiel, welches er im Sommer 1803 aus dem Französischen des Picard frei übersetzte. Selicour war eine von Seydelmanns besten Rollen. „Der Herzog," schreibt Schiller 13. Oktober 1803, „war besonders erfreut über das Stück, denn er genoß einer doppelten Satisfaktion, die französische Komödie triumphieren zu sehen und die linkische Art seiner deutschen Schauspieler tadeln zu können." Der Neffe als Onkel, ebenfalls nach Picard, machte bei der Aufführung viel Glück, wiewohl die Schauspieler nach Schillers Meinung „sudelten". An den Versuchen mit dem antiken Lustspiel scheint er keine Freude gehabt zu haben.

Vor allem war Schillers Auge auf ein Repertoire guter Nationalstücke gerichtet. Seine Jugendwerke, vom Publikum öfters verlangt, vermochte er, den Don Carlos ausgenommen, nicht umzuschmelzen. Klopstocks Hermannsschlacht nahm er 1803 in Angriff, fand aber das „kalte, herzlose, fratzenhafte Produkt" zu seiner Betrübnis für die Bühne ganz ungeeignet. Lessings Emilia, Minna

von Barnhelm wurden einstudiert, Nathan ward bearbeitet und am 28. November 1801 aufgeführt. Den Götz wagte Schiller nicht in die Schere zu nehmen, doch stand er mit kühnen Entschließungen dem Verfasser treulich bei und war vom ersten Anfang bis zur Vorstellung beim Einstudieren behilflich. Stella hat er in Scene gesetzt.

Wenn man weiß, was es sagen will, ein Stück gewissenhaft durch gründliche Lese-, Zimmer- und Ensembleproben hindurchzuführen, wenn man erfährt, daß der kränkliche Schiller dieses Geschäft auf dem kalten Podium bei allen Goethischen und vielen anderen Stücken übernahm, wenn man erwägt, gegen welche Partei er seinem Goethe zur Seite stand, wie wenig ein kleines Publikum ermutigt, so wird man zugeben, daß er seine vierhundert Thaler Pension redlich abverdiente. Und bei solchen Anstrengungen schenkte er nicht der weimarischen, sondern der deutschen, zum Teil der Bühne aller Nationen noch seine eigenen Dramen, welche außer einem einzigen wahrhaft volkstümlich sind.

Diese Dramen für die Uebertreibungen der Schauspieler verantwortlich machen, heißt Shakespeare für das abscheuliche Outrieren verantwortlich machen, welches man jetzt auf englischen Bühnen sieht. Von einer Mitschuld Schillers an der Unnatur, welche Devrient der weimarischen Schule zur Last legt, könnte doch nur die Rede sein, wenn Schiller mit den Leistungen der weimarischen Bühne einverstanden gewesen wäre. Aber er fand sie mittelmäßig, nannte sie „Hausmannskost". Nur Madame Wolff erwarb seine Zufriedenheit, und eine Schauspielerin, wie diese, in welcher wirkliches Talent den Intentionen der Dichter entgegenkam, beweist für diese Intentionen mehr, als alle Anekdoten und Goethes Schauspielerregeln, welche von einem kleinen Raum abstrahiert und gegen den krassesten Naturalismus gerichtet waren, dagegen. Schiller wußte recht gut, daß sich mit einem Fleck und Schröder besser Komödie spielen ließ, als mit Vohs und Haide, sein Ideal war ein Theater in einer großen, volkreichen Stadt und ein eigenes Haus für das Drama.

Nie vielleicht ist ein Fortschritt zu reinerem Stil allmählicher und gesunder gemacht worden, als von Schiller. Nach drei Stücken, an denen sich das Genie des Schauspielers kraftvoll entzünden

konnte, ging er zum Jambus über, dennoch löste er für die Bühne auch jetzt noch den Vers in Prosa auf. Zehn Jahre lang hatte die Schauspielkunst Zeit, sich nach Schröders Vorgang am Don Carlos in rhythmische Form hineinzufinden. Sie ließ diese Zeit fast ungenutzt verstreichen. Alle Welt deklamierte Bürgers und Schillers Balladen, sollte man gerade bei einem Schauspieler gar kein Ohr für rhythmische Formen voraussetzen? Nun schloß sich Schiller in Wallensteins Lager an eine Form an, welche in zahllosen Gedichten und Fabeln lebendig war. Dann folgten rein jambische Stücke, nur mit wenigen eingestreuten lyrischen Stellen. Waren diese Anforderungen wirklich so gewaltsam? Waren die Dichter, und namentlich Goethe, nicht von der Recitation der Unzelmann vollkommen befriedigt? Also, war es Goethes Kunstprincip oder die Not, welche ihn zwang, mit Anfängern oder ihm nicht gewogenen Schauspielerinnen rhythmische Exercitien zu machen? Und gibt es endlich irgend beglaubigte Zeugnisse, daß Schiller ein sklavisches Einschulen der Schauspieler für nötig hielt? Die gelehrte Schauspielkunst hat Schillers Verdienste anerkannt, aber die Anerkennung hat einen fatalen Beigeschmack. „Auch war es Schillers hingebender Eifer insbesondere, der die außerordentliche Thätigkeit, diese binnen sechs Jahren so erstaunlich anwachsenden Resultate der neuen Bewegung hervorrief, Resultate, welche, schon wegen der geleisteten Arbeit, um so mehr Anerkennung verdienen, als daneben doch auch alle Forderungen des bisher gültigen Geschmacks befriedigt wurden, die Stücke von Iffland und Kotzebue, Zschokke u. s. w., sowie die Opern und Possen, welche an der Tagesordnung waren, ihren Platz fanden.“ Schon wegen der geleisteten Arbeit?! Das klingt verteufelt taglöhnermäßig.

In der That, es gehörte der heroische Mut Schillers dazu, um bei einem so miserablen Repertoire, bei so armseligen Verhältnissen nicht an dem bretternen Gerüste zu verzweifeln. Dieser Mut verließ ihn keinen Augenblick. So wenig exklusiv dachte er, daß er der Bühne zuliebe noch nach Vollendung der Jungfrau wieder zur Prosa zurückkehren wollte. Seine theatralische Thätigkeit ist nicht eine Wiederaufnahme des exklusiv gelehrten Dramas, sondern eine Aufhebung des Gegensatzes, eine Versöhnung von Dichtung und Bühne, von idealer und realer Forderung. Schillers

Dramen haben, wie wenige andere, lange nachdem der Meister dahin war, wenigstens auf Abende den Schauplatz immer wieder zu einem geweihten Bezirk erhoben. Volkstümlicher und dichterischer, als Lessings, haben sie die Schauspielkunst aus der Stubencharakteristik zum großen und freien Stil der Geschichte hinausgeführt. Andere Zwecke verlangen andere Mittel. Andere Zeiten werden andere Dramatiker bringen. Aber hinter Schiller zurückgehen wird sein Nachfolger eben so wenig, als versuchen, ihn nachzuahmen. In seinem Sinne Dichtung und Bühne zu erneuern, ist die Aufgabe der Zukunft.

III.

Die Jungfrau von Orleans.

Schiller ist dicht nach der Aufführung der Maria schon wieder mit einer neuen Arbeit beschäftigt. Sein Kalender hat unter dem 1. Juli die Notiz: Die Jungfrau von Orleans. Am 28. Juli schreibt er an Körner, daß das Süjet das Mädchen von Orleans, daß der Plan bald fertig sei und daß er binnen 14 Tagen an die Ausführung zu gehen hoffe. Körner hat einige Schriften über das Hexenwesen senden müssen, indessen findet Schiller diese platten und gemeinen Fratzen wie natürlich in ihrer nackten Realistik für seinen Zweck nicht tauglich, und wie er sich seine eigene Astrologie geschaffen, muß er sich seinen eigenen Hexen- und Wunderglauben für seine dramatische Welt zubereiten. Er hat sich das Süjet eigentümlich zurechtgelegt, und sein ganzes Herz hängt an dem Wunsch, es seinem hohen Ideale gemäß auszuführen. Da er in Weimar in einer geräuschvollen Straße wohnt, flieht er im August aufs Land nach Oberweimar, aber die anhaltende Hitze und anderes Ungemach treibt ihn nach wenigen Wochen in seine Häuslichkeit zurück. Im September, es mag hier erwähnt werden, liest er mit Interesse Woltmanns Schrift über die Reformation. Der Zusammenhang der theologischen Revolution und der neuesten philosophischen fällt ihm besonders auf,

dort der Abfall von Kirchensatzungen, hier von Dogmatismus und Empirie. Schiller besucht dann Goethe in Jena; der Monolog der Helena, welchen Goethe vorliest, macht Schillern Lust, auch in seiner Jungfrau den Trimeter anzuwenden. Wieder nach Weimar zurückgekehrt, verfaßt er, zur größten Freude des Freundes, seinen Brief für die Propyläen, in welchem er die als Lösung einer Preisaufgabe im Gebiete der stilisierten Zeichnung eingesandten Werke beurteilt. Am 26. September bittet er Goethe um Hermanns Metrik, er will sich über die Natur des Trimeters aufklären. Aber er kann sich aus diesem Buche so wenig wie Goethe vernehmen, und die Scene zwischen Montgomery und Johanna ist auch ohne Hermanns Hilfe am 19. November fertig. Bald darauf nehmen die schon erwähnten Anstalten zu einer säkularen Festfeier seine Zeit in Anspruch, und eine schlimmere Sorge umfängt seine ganze Seele, als Goethe zu Anfang des Jahres 1801 lebensgefährlich an einer Blatterrose erkrankt. Er kann sich bald der Genesung des Freundes freuen und liest ihm im Februar drei Akte der Jungfrau vor. Eine verbesserte Ausgabe des Don Carlos und der niederländischen Geschichte, die letzte Durchsicht des Macbeth und der Maria halten die Vollendung des Dramas auf. Er hofft sie in Jena, in der Einsamkeit seines Gartenhauses, besser zu fördern, und nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte daselbst, bei welchem er wenigstens seinen Einsatz gewinnt, finden wir ihn am 1. April wieder in Weimar. Am 23. April sendet er die vier ersten Akte, am 30. den Schluß an den Buchhändler Unger in Berlin, welchem er die Tragödie bereits im Herbst um 100 Karolin für seinen Taschenkalender verkauft hat. Am 20. April hat Goethe bereits das Ganze gelesen, und sein Urteil lautet: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Gewiß das richtigste, wenn auch das kürzeste Urteil, welches je über diese Tragödie gefällt worden ist.

Schiller hat, wenn ihn auch bei der Maria und der Braut von Messina vielleicht eine gewisse Vorliebe für die geschlossene Form der Tragödie leitete, immer den Grundsatz erfüllt, daß sich der Begriff der Tragödie mit jedem neuen Werk erweitere, daß jedes Süjet seine eigene Behandlung verlange. Natürlich zwang ihn ein Völkerkampf, auf dessen Grunde sich seine Heldin erhob,

zu einer größeren Ausdehnung der Handlung und einem kühneren Wechsel von Ort und Zeit. Die Historie verlangte wieder eine vollständige Aufnahme ihrer Hauptmomente; dabei mußte aber doch die Einheit der Handlung bewahrt, die Hauptperson, welche hier alles Andere überragte, in ihrem innern Leben, in ihrem tragischen Geschicke klar herausgestellt werden.

Es ist behauptet worden, die Lektüre Calderons und die Tendenzen der romantischen Schule hätten auf Schillers Jungfrau einen verderblichen Einfluß geübt; doch mit Unrecht. Schiller schreibt im Beginn seiner Arbeit an Körner über die spanische Poesie: „sie ist das Produkt eines andern Himmels und einer ganz andern Welt. Für unsere deutsche Poesie glaube ich nicht so viel Ausbeute darin finden zu können, als Du hoffst; weil wir einmal mehr philosophische Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühls, als Phantasiespiele lieben.“. Welche Quellen Schiller benutzte, darüber geben die Ausleihebücher der weimarischen Bibliothek nur einen äußerlichen Aufschluß. Vielleicht regte ihn Shakespeares Heinrich VI. an, die Pucelle von Voltaire war ihm bekannt. Er war sich wenigstens der Ehrenrettung, welche er, Voltaire gegenüber, der Jungfrau gab, bewußt. Uebrigens konnte ihm Dufresnoys Geschichte der Pucelle, welche Körner auf die Nachricht, daß Schiller dies Süjet gewählt habe, sogleich zur Orientierung durchmusterte, manche „Anekdoten liefern, die von dem Geiste der Zeit ein deutliches Bild geben“. Humes Geschichte von England, die von Denys Godefroy herausgegebenen Memoiren, Rapin de Thoyras' englische Geschichte, die Geschichte Karls VII. von Johann Chartier, das waren wahrscheinlich die Hauptwerke, auf welche er seine edlere Auffassung stützte. Die eigentliche Idee seiner Tragödie war durchaus die Frucht seiner innersten Natur. Schillers Jungfrau ruht mit allen Wurzeln in der damaligen Zeit und im deutschen Volke. Es ist notwendig, sich diese Zeit zu vergegenwärtigen. Die deutsche Reichseinheit war aufgelöst. Der furchtbare Stoß der französischen Republik, welche in Napoleon ihre dämonische Spitze fand, hatte das Band zersprengt, welches die beiden seit der Reformation sich feindlich gegenüberstehenden Hälften Deutschlands lose zusammenhielt. Oesterreich hatte die Früchte seiner egoistischen Politik geerntet. Von Preußen und

dem Reich im Stiche gelassen, hatte es um seine eigene Existenz gekämpft und war vom Sieger niedergeworfen, im Westen waren die deutschen Fürsten Satrapen des ersten Konsuls geworden. Der Norden sah dem Falle des übrigen Deutschlands in einer schimpflichen Neutralität zu. Aber schon fluchte und murrte in Berlin eine Kriegspartei bis in die höchsten Regionen hinein, und ein schwacher Fürst, der Fürst Primas von Dalberg, ein Ueberläufer, sprach es auf einem Fürstentage aus, daß nur eine ungeteilte energische Erhebung in allen Gauen dem Strome Einhalt thun könne, der näher und näher seine verderblichen Wogen ergoß. Mit der Weltbürgerlichkeit war es endlich vorbei. Napoleon hatte den besten Teil seiner Sendung erfüllt. Dieser Charakter in seinem freudelosen Fatalismus war, wie Karoline von Wolzogen erzählt, unserm Dichter ein Greuel. Vandalen nannte er die Franzosen im Hinblick auf die geraubten Antiken in Paris, und in der Glocke (1799) pries er den Trieb zum Vaterlande als das edelste der Bande. Er rühmte, was an den Deutschen zu rühmen war, den freien, selbsterschaffenen Wert der deutschen Kunst, und sah in der deutschen, volksgebornen Dichtkunst eine Geistesverwandte, eine Schwester jener volksgebornen Prophetin und Heldenjungfrau von Frankreich. Beide Hand in Hand, beide prophetisch, sollten der deutschen Erhebung vorangehen, welche Schiller mit Seheraugen voraussah.

Seit dem Einfall der Franzosen in Deutschland trug sich Schiller noch mit einem andern dramatischen Plane, welcher ein männliches Seitenstück zur Jungfrau genannt werden kann. Es sind die Malteser. Ich habe mir die Erzählung der Fabel bis zu dieser Stelle aufgespart. Sie wird uns nicht von unserm Gegenstande ablenken.

Malta ist von der ganzen Macht Solimans belagert, welcher dem Orden den Untergang geschworen hat. Die Flotte der Türken liegt, ein Wald von Masten, vor beiden Seehäfen der Insel. Das Fort St. Elmo ist von den Türken sogar zu Lande angegriffen, sie beabsichtigen es mit Sturm zu nehmen. Alles kommt darauf an, daß die Ritter dieses Fort halten, die Verteidigungsmittel sind gut, Entsatz ist von Sizilien aus in naher Aussicht. Aber die Gefahr wächst, die Uebermacht des Feindes ist entschieden, nur

durch die einmütigste Begeisterung, durch einen opferbereiten Sinn, durch jenen Geist, der den Orden und seine Gelübde geschaffen hat, ist hier ein Ausharren, ein Sieg zu hoffen. Jedoch der Geist des Ordens ist entflohen, die Ritter sind verweltlicht, unter Lastern und Ueppigkeit haben sie ihre Tapferkeit, ihren Gehorsam verlernt. Die Ritterschar, welche St. Elmo verteidigt, murrt über die Drangsale dieser Verteidigung und verlangt vom Großmeister, daß er das Fort preisgebe. Lavalette, der Großmeister, erkennt die ganze Bedeutung des Moments. Er fühlt, daß von ihm aus sich ein neuer Geist über den Orden ergießen müsse. Aber er selbst ist in sich nicht einig. Auch er hat das Gelübde der Keuschheit gebrochen. Väterliche Sorge um seinen Sohn, St. Priest, welcher in der Ritterschar von St. Elmo sich befindet, lähmt seine Maßregeln. Erst eine Empörung jener Schar gibt ihn sich selbst zurück.

Er beschließt, durch ein großes Beispiel den Geist des Ordens wiederherzustellen. Er fordert die ältesten und jüngsten der übrigen Ritter auf, die aufsätzige Schar von St. Elmo abzulösen und selbst die Verteidigung des Forts zu übernehmen.

In diesem Augenblick naht sich ihm sein Sohn, welcher so wenig wie ein anderer der Ritter ahnt, in wie naher Beziehung er zum Großmeister steht. Der junge Ritter erklärt, daß er mit den Empörern durchaus keine Gemeinschaft habe, er wolle mit Lavalette auf dem Fort ausharren. Dieser, von Rührung übermannt, gibt sich St. Priest als Vater zu erkennen, und beide wollen vereint in den Kampf gehen.

Von diesem Entschluß, wie von der nahen Beziehung der beiden erhalten die aufrührerischen Ritter nicht sobald Kunde, als sie beschämt zum Gehorsam zurückkehren. Eine tiefe Reue, eine feurige Begeisterung erfaßt sie, die Zwietracht schmilzt in die herrlichste Eintracht um. Sie suchen durch die flehentlichsten Bitten den Großmeister zu bewegen, daß er sich für den Orden erhalte. Widerstrebend willigt er ein. Die Ritter kehren mit St. Priest nach St. Elmo zurück. Das Fort wird von den Türken erstürmt, aber ihr Sieg wird durch die Tapferkeit der Verteidiger zu einer moralischen Niederlage. Lavalette hat den Verlust seines Sohnes zu beklagen, er erhebt sich über den Verlust, indem er in allen

Rittern seine Söhne sieht und die Kraft des Ordens nun als unbedingt und unendlich erkennt.

Ich will auf eine ästhetische Würdigung dieses Planes nicht eingehen. Meine Vorgänger haben ihn fast über die ausgeführten Werke gestellt. Ich finde, Schiller that wohl daran, mit der Ausführung zu zaudern, und der Herzog bewies großen Takt, indem er sie nicht beeilte. In einem Brief an Iffland vom 19. November 1800 charakterisiert Schiller den Großmeister als einen Hausvater im heroischen Sinn. Der sich schonende Großmeister mag recht weise und legal handeln, er mag einen recht moralischen Eindruck machen, ästhetisch angesehen ist diese Selbstschonung von höchst zweifelhaftem Wert. Aber die Idee dieses Planes war die Idee des Tugendbundes; die Herstellung des geistlichen Sinnes aus der Verweltlichung, der Einigkeit aus der Zwietracht durch große Beispiele war das eine, was not that.

Noch eindringlicher, mit der ganzen Gewalt der Vaterlandsliebe redete dieses eine, was not that, aus der Geschichte und der Gestalt der Jungfrau. Ich will nicht bis auf den Ursprung des Krieges zwischen England und Frankreich zurückgehen, welchen Eduard III., der Vater des schwarzen Prinzen, um den Thron von Frankreich begann und in welchem die englische Vasallenrevolution sich austobte. Ich will nur daran erinnern, daß Frankreich im Laufe des Krieges sich in zwei große Parteien, die orleanistische und burgundische, spaltete. Das Haupt der Orleans, König Karl VI., war in Wahnsinn gefallen, seine Gemahlin, Isabella von Bayern, vom eigenen Sohne, dem Dauphin, vom Hofe verwiesen, hatte sich mit dem Herzog von Burgund zu den Engländern geschlagen, deren König Heinrich V., mit Katharina, der Tochter des wahnsinnigen Königs, vermählt, die Regentschaft mit kräftiger Hand behauptete. Sein Tod gab das Signal zu einem erneuten Kampf um die Selbständigkeit Frankreichs. Denn wiewohl das Pariser Parlament den Dauphin von der Succession ausgeschlossen hatte, so stand dieser, unterstützt von der orleanistischen Partei, unter dem Titel König Karl VII. von einem großen Teil des französischen Volkes anerkannt, immer noch im Besitz eines ansehnlichen Gebietes. Der neue König von England, Heinrich VI., war noch im Kindesalter. Die französische Nationalität

regte sich auf allen Enden, und ihre Wiedergeburt aus tiefster Zerrüttung erscheint fast wie ein Wunder. Der König verzweifelte nach der ersten Niederlage bei Verneuil; nur seine Gemahlin und seine Geliebte Agnes Sorel verhinderten, daß er sofort nach der Provence entfloh. Sein Adel war männlicher gesinnt, der tapfere Bastard Dunois hielt die Stadt Orleans gegen die immer vordringenden Engländer, unter deren Fahnen Franzosen gegen Franzosen kämpften. Die Geistlichkeit der gallikanischen Kirche stand zum Könige Karl. Eine andere Hilfe erwuchs ihm, indem sein furchtbarer Feind, der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, sich wegen Hennegaus mit den Engländern entzweite, und endlich kam aus dem nördlichen Teil von Frankreich die unerwartetste Rettung in Gestalt eines Landmädchens, in welchem sich die Kraft Brunhildens, die Naturmystik der keltischen Druiden mit der Gewalt Deborahs und der frommen Ascetik des Christentums vereinigt zu haben schien. Dieses Weib, in der Stille des Dorfes erwachsen, still, wie die Natur, wird von der Not des Vaterlandes ergriffen. Die Beispiele der heiligen Geschichte reden zu ihr mit feurigen Zungen, ihre Träume, ihre Gebete kreisen immer um diesen einen Punkt, und endlich hört sie den erhabenen Ruf, den Luther in der Stille des Klosters, den Cromwell unter den Eichen von Huntingdon vernahm. Sie schreitet von dem Dorfe Dom Remy an der lothringischen Grenze mitten durch die Feinde zum Könige nach Chinon. Sie erweist ihre göttliche Sendung durch ihre Reden, und bald, durch diese wunderbare Erscheinung hingerissen, folgt alles ihrer Fahne. Sie entsetzt Orleans, erobert Troyes und Reims, und in der alten Stadt der Könige empfängt König Karl VII. seine Krone, Frankreich seine Größe wieder.

Bis hierher ist Schiller der Geschichte im großen gefolgt. Das fernere Schicksal der historischen Jungfrau ist ganz untragisch. Sie gerät in die Gefangenschaft der Engländer und wird in Rouen als Hexe verbrannt. In der Geschichte ferner verbindet sich der Herzog von Burgund erst nach dem Tode der Jungfrau mit König Karl. Schiller entnahm der Thatsache dieser Versöhnung, die er in Johannas Glanzzeit fallen läßt, ein herrliches Motiv. Die Versöhnungsscene zwischen Burgund und Frankreich gehört zu dem schönsten, was die dramatische Dichtung hervorgebracht hat.

Und das ist alles aus dem tiefsten Zeitbedürfnisse heraus geschrieben. Nicht einmal die Prophezeiung der Revolution als einer verdienten Volksrache konnte der Dichter unterdrücken. Wie mußten zu jener Zeit in Norddeutschland Stellen wie diese zünden:

Näher stets
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An diese Thäler, die noch friedlich ruhn,

und

Ihr Könige und Herrscher!
Fürchtet die Zwietracht!

Und die Rede des Erzbischofs, wie wurde später alles so wahr, wie erhielt jedes Wort seinen Kommentar in der Zeitgeschichte!

Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt,
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Asche,
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen,
Die Toten stehen nicht mehr auf — —
— — Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh ihr's der Scheid' entreißt!

Man brauchte nur statt Frankreich Deutschland zu setzen, und alles paßte. Das aber war eine vielleicht unbewußte Ironie höchster Genialität, daß der Dichter diejenige Nation, welche Schmach und Gewalt verhängte, in ihrer eigenen Schmach zeichnete, daß er aus ihrem Schoß uns die Rächerin beschwor und der geschlossenen Kraft teuflischen Uebermuts die jungfräuliche Kraft der reinen Volkserhebung, heiliger Vaterlandsliebe entgegenstellte.

Und doch, so tief das Stück im Volksboden wurzelte, so frei erhielt es sich von einer rohen und unkünstlerischen Tendenz. Jungfräulich, wie die Heldin selbst, steht es da. Nur das innere Seelenleben dieser Heldin, ihr innerer Streit, ihre Schuld, ihr tragisches Geschick und ihre Verklärung scheint den Dichter geleitet zu haben. Er schreibt an Göschen, dieses Gedicht sei ihm aus

dem Herzen geflossen, und noch einmal singt er in seinen bekannten Strophen:

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Wenn irgend ein Drama, so ist die Jungfrau ein Selbstbekenntnis des Dichters. Es ist das Mysterium eines gottbegeisterten Idealismus, das wundervolle Bekenntnis eines Glaubens an den Sieg des reinen Geistes, eines Glaubens, welcher von je den Widerstand der stumpfen Welt besiegte. Wer keine Ader dieses Glaubens in sich trägt, kann dieses Werk nicht würdigen, kann den echt tragischen, rein menschlichen Konflikt nicht verstehen, wird es mit rohen Händen betasten und schmählich entstellen. Wenn ich nicht imstande bin, in wenigen Worten die ganze Kraft und Hoheit dieses Werkes zu entfalten, so liegt es allein an der Unzulänglichkeit meines Wortes, nicht an Schillers herrlicher Dichtung.

Das Vaterland ist die höchste sittliche Macht in dieser Tragödie. Jede Nation ist zunächst ein natürliches Ganzes, sie wird ein moralisches Ganzes, wenn sie sich ihrer Einheit bewußt wird. Selbst das Weib wird bei einem rechten Volk von dieser Glut durchflammt, von dem gemeinsamen Drang, den Feind des mütterlichen Bodens zu vertilgen. Bei allen Völkern von starker Nationalität, im Altertum bei den Juden und bei fast allen modernen Völkern, hat das Weib sich in der höchsten Not des Vaterlandes zu dem kriegerischen Mann gestellt, den unkriegerischen angefeuert. Jeder Nationalkrieg ist eine Offenbarung der Welttragik, ist schon ein Konflikt sittlicher Pflichten. Wie tragisch vollends ist es, wenn die Friedeweberin, mit diesem schönen Namen nannten unsere Altvordern das Weib, Hasses- und Todesweberin werden, den Männern im blutigen Werk vorangehen muß, um zu zeigen, wie mächtig der Geist auch im Schwachen ist! Solch ein Entschluß ist nur in einer verzweifelten Lage, nur bei einem ungewöhnlichen Charakter möglich. Er stellt sich deshalb als ein Ruf von oben dar, aber er ist, indem der Mensch diesem Rufe folgt, eine so freie That,

wie nur irgend eine bewußte That frei genannt werden kann. Auch für seine Gebote ist der Mensch verantwortlich. So faßt Merle d'Aubigné die Rufe von oben, welche Cromwell vernahm, mit Recht als die Frucht seiner Gedanken. So ist Johannas Ruf der Entschluß ihrer Seele.

Warum muß Johanna dem Berufe des Weibes entsagen?

Wir stehen hier vor einem Naturgesetz des Idealismus. Jede große That verlangt einen in sich vom Wirbel bis zur Zehe einigen Charakter. Wer etwas Großes schaffen will,

> Der sammle still und unerschlafft
> Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Nur durch die unbedingte Hingebung an eine Idee entsteht im Menschen der Glaube an sich selbst und seine Sendung. Dieser Glaube gibt Kraft. Selbst das Böse vollbringt Wunder der Konsequenz, so lange es an sich glaubt. Macbeth ist besiegt, als Macduff mit einem einzigen Worte sein Selbstvertrauen erschüttert. Dieses Naturgesetz aller Thatkraft kennt und befolgt der Idealismus. Mit solchem Idealismus, der sich unabhängig macht von allem außer seiner Idee, der die Natur zurückstößt, die Sinnlichkeit überwindet, überwand das Christentum die Welt, und Schiller war, sobald man unter dem Christentume mehr als das dogmatische versteht, ohne Frage der christlichste unter allen Dichtern. Aus diesem Geheimnis des Idealismus heraus erlegt sich Johanna nicht bloß, wenn ich so sagen darf, eine abstrakte Jungfräulichkeit auf, sie scheidet sich von allen natürlichen Banden, um nur dem einen des Vaterlandes zu gehören; zu Vater und Schwestern hat sie kein Verhältnis, selbst die Neigung zum Manne versagt sie sich, der Männer begehrendes Auge ist ihr Entheiligung, erweckt ihr Grauen. Sie wird zum reinen Dämon der Nationalität. So lange sie mit sich einig, unaufgelöst von den Gefühlen des Weibes ist, bleibt sie stark, bleibt sie berechtigt. In Wahrheit, ein wundervoller Kreislauf! Das Vaterlandsgefühl, dieses so natürliche Gefühl, steigert sich in dem zarten Busen eines Weibes zur völligen Geistigkeit, zu einer Lostrennung von allen natürlichen Banden.

Welch ein rührend erhabenes Schauspiel! Aber wir zittern für die zarte Trägerin eines solchen furchtbar gewaltsamen Amts.

Wir fühlen, wie bei Romeo und Julie, dieses Wesen ist dem Tode geweiht, der Inhalt muß das Gefäß zerschmettern. Diesen Eindruck müßte eine rechte Darstellerin der Jungfrau beim ersten Wort auf uns machen. „Johanna könnte ein Kind sein, wie der Oberon, und doch ein furchtbares Wesen bleiben“, schreibt Schiller an Iffland (2. September 1801) in Bezug auf die kleine Figur der Unzelmann.

Aber auch dieses aus allen Banden der Natur sich loslösende Weib ist doch ein Weib, und daß sie es ist, das bringt, so natürlich es ist oder eben weil es natürlich ist, die tragische Peripetie hervor. Lange genug ist Johanna nur die Prophetin und Kriegerin gewesen, hat die Bewerbungen angesehener Helden zurückgewiesen, weil sie nicht Weib sein darf; und es ist eine wahrhaft furchtbare tragische Ironie, daß sie eben in dem Augenblick, da wir sie auf der Scene selbst ihres unerbittlichen Kriegeramts walten sehen, dem Gesetze der Natur verfällt und damit von ihrer der Natur zuwiderlaufenden Mission abfällt. Sie stürmt in die Schlacht, in die dichtesten Feindeshaufen. Eine unheimliche Gestalt in schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visier, auftauchend aus der trüben Staubluft des blutigen Tags, stellt sich ihr in den Weg, sie hat Talbot eben fallen sehen, und doch scheint diese Gestalt dem Verhaßten ähnlich. Sie ist verwirrt; erhitzt, voll Begier folgt sie dem Phantom, weit vom Schlachtfeld hinweg. Der schwarze Ritter ist nicht, wie man gemeint hat, Talbots Geist, sondern das, wofür Johanna ihn erkennt, ein trüglich Bild der Hölle, ein widerspenstiger Geist, heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl, um ihr Herz im Busen zu erschüttern. Es ist der höllischen Macht gelungen. Johanna ist erschüttert, betäubt. Auf einmal steht Lionel ihr gegenüber, der schönste, kraftvollste der englischen Führer, den sich die wilde Isabeau nicht ohne Grund zum Begleiter erbittet. Der Dichter hat mit einem feinen Zuge die nun folgende Regung Johannas auch sinnlich motiviert. Johanna schlägt dem Gegner das Schwert aus der Hand, Lionel ringt mit ihr. Sie erfährt seine Männerkraft in dieser Berührung, wie Brunhild die Kraft Siegfrieds. Sie will ihn töten, sie sieht dem Wehrlosen ins Antlitz, und sein Anblick ergreift sie. Aber Lionel ist eine edle Natur, er verlangt den Tod

Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm,
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

Ich glaube, daß Johannas Liebe zu Lionel nicht so unbegreiflich ist, wie Tieck meinte; im dramatischen Zusammenhang wenigstens hat sie ihre richtige Stelle.

Johanna schont das Leben des Gegners, und diese That, die in jedem anderen Falle Pflicht gewesen wäre, wird durch den egoistischen Grund der Schonung eine Schuld, um so größer, je unbarmherziger sie den flehenden Montgomery getötet hat, um so tiefer als Schuld empfunden, je gewaltsamer ihre frühere Grausamkeit war. So ist sie innerlich gebrochen, ihre blinde Hingebung an ihren Beruf ist dahin, sie sieht jetzt, sie trennt jetzt ihren Willen von dem heiligen Gebot, und anstatt es als ein gewolltes zu erkennen, klagt sie es als ein nicht gewolltes an:

Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl.

Ebenso meisterhaft ist nun die weitere Entwicklung. Scham bindet Johannas Zunge. Soll sie, die noch eben im stolzen Fürstensaal mit glühendem Eifer der Männer Auge als eine Entheiligung abgewiesen, jetzt bekennen, daß sie ihrer Sendung untreu geworden, daß sie den Feind ihres Landes liebe? Das Bewußtsein dieser Schuld und zugleich die edle Schwäche des Weibes, die Scham, macht sie stumm vor den Anklagen des Vaters. Nichts Schlimmes kann geschehen, das dieses hohe, so sehr erschütterte Gemüt nicht als Strafe für seine Schuld empfände. Die Himmel bewegen sich ihr zur Verdammnis, die Wehrhafteste ist wehrlos. Verkannt, schnell aufgegeben, roh nach ihrer Sendung gefragt, wie es dem Idealisten so oft begegnet, bleibt sie stumm, die Schuldbewußte hat keine Macht, als zu leiden. Verstoßen von den Ihren, von jedem Herde, muß sie in die Hände des Feindes fallen. Aber im Leiden hat sie ihre Kraft wieder erhalten, sie stößt entschlossen die Leidenschaft von sich, die schwerste Prüfung übersteht sie in Lionels Nähe, ihre innere Einheit gibt ihr übermenschliche Stärke, sie zerreißt ihre Fesseln, noch einmal wird sie die Retterin des Heeres,

und durch ihren Tod, nach dem sie sich sehnt, besiegelt sie die Wahrheit ihrer Sendung, an welcher die stumpfe Welt zu rasch gezweifelt hatte.

Ist nicht in diesem einzelnen Fall das ewige Geschick des Idealismus gezeichnet? Und ist es nicht ein herrlicher Beweis für die echt nationale und volkstümliche Gesinnung des Dichters, daß er diesen erhabenen Idealismus mit lebendigem Atem beseelte durch die Hingebung eines Weibes an sein Volk und Vaterland?

Die Charakteristik der übrigen Personen, die ganze Behandlung der dramatischen Form in Grazie, Verstand und Kraft ist fast einstimmig als meisterhaft anerkannt.

Nur noch ein Wort über die Seherin und das Wunder! Man hat in dieser Hingebung des Dichters an das kindliche Volksbewußtsein wieder eine Entfremdung vom Protestantismus und Gott weiß was sehen wollen, damit der einmal schablonisierte falsche Idealist aus Schiller herauskomme. Ich will nicht an Shakespeares Hexen, den Geist im Hamlet, an Mephisto im Faust 2c. erinnern. Aber wenn der Kern der Handlung so gesund, die Freiheit des Charakters in seinem Schuldbewußtsein so klar entwickelt ist, wie in der Jungfrau, so mag der Dichter alle Geister des Himmels und der Hölle citieren, seine Personen hellsehen, weissagen und Wunder thun lassen, so viel er will. Er hat dann zu allem ein Recht, was er uns im Augenblicke glauben machen kann. Und hierüber hat vor allem das Publikum zu entscheiden, jenes Publikum, zu welchem Männer wie Körner gehören. Das Publikum aber nahm und nimmt Schillers Tragödie mit Enthusiasmus auf.

Schiller hatte im richtigen Verständnis der Verhältnisse in Weimar geäußert, er finde das Stück nicht für die Bühne geeignet. Das hinderte ihn nicht, es schleunigst an die Theater von Berlin, Leipzig, Hamburg 2c. zu verkaufen und die Unzelmann im Herbst desselben Jahres inständigst zu bitten, ihren Besuch in Weimar zu wiederholen und ihn durch eine Darstellung der Titelrolle zu erfreuen. Leider blieb diese Bitte ohne Erfolg. Als Karoline Jagemann von einer längeren Reise zurückkehrte, war zwar ein Hauptgrund, der sie an der Darstellung der Jungfrau gehindert hatte, beseitigt, allein erst zum 23. April 1803 brachte der weise Schiller, vom Publikum vielfach bestürmt, das Stück auf die wei-

marische Bühne. Er gab die Hauptrolle an Amalie Malcomi. Schiller leitete die Proben aufs sorgfältigste. Alles war von der Vorstellung elektrisiert, der Erfolg ein ganz ungewöhnlicher.

In den weimarischen Vorstellungen mag die Quelle für die Annahme zu suchen sein, daß der schwarze Ritter Talbots Geist sein solle. Graff spielte, wie im Egmont zugleich den Alba und den Henker, so in der Jungfrau Talbot und den schwarzen Ritter. Ob dies aber nicht bloß auf Rechnung der beschränkten Personalverhältnisse kam?

In Berlin ging die Jungfrau am 23. November 1801 mit unendlichem Beifall über die Scene. Iffland machte freilich ganz gegen Absicht und Bestimmung des Dichters aus dem Krönungszuge einen so glänzenden Operneffekt, daß das italienische Hoftheater, verzweifelnd, hiermit wetteifern zu können, laut über den Unfug schimpfte.

Gedruckt erschien das Stück als Kalender auf das Jahr 1802 bei Unger in Berlin unter dem Titel: Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller. Es erlebte in demselben Jahr drei Auflagen, 1804 die vierte, 1805 bei Cotta die fünfte. Von den Schlegel wurde seltsamerweise die historische Jungfrau der poetischen entgegengestellt. Friedrich Schlegel gab 1802 eine Geschichte der Jungfrau aus „altfranzösischen Memoiren", mit einem Anhang aus Hume. Auch eine Travestie erschien. Das Alles ist rettungslos in dem Strom der Zeit hinweggespült. Uebersetzt wurde die Jungfrau ins Französische von Cramer (herausgegeben von Mercier) 1802, von Karoline Pavlof 1839, von Cappon 1844, ins Italienische 1831 von Carlo Benj. Schade, ins Englische fünfmal. Soumets Jeanne d'Arc heißt zwar imité de Schiller, ist aber ein so durchaus eigenes, ganz anderes, armseliges Produkt, daß selbst die Rachel in dieser Gestalt die Titelrolle nicht beleben konnte.

Einen ganz unvergleichlichen Erguß echter Volksbegeisterung erntete Schiller bei der ersten Aufführung dieses Dramas in Leipzig, welcher er im September 1801 beiwohnte. Längst hatte er sich gesehnt, den Freund in Dresden wiederzusehen. Im Sommer 1801 machte er ernstliche Reisepläne. Er wollte nach Dobberan ins Seebad, dann nach Berlin und Dresden gehen. Die größere Reise

mochte sich nicht mit seiner Absicht, ein Haus zu kaufen, vertragen, er begnügte sich, nur die alten Getreuen wiederzusehen. Am 9. August traf er in Dresden ein, wohnte mit seiner Familie und der Schwägerin einige Wochen auf Körners Weinberg, vom 1. September an in der Stadt. Die Freunde brauchten sich nur zu sehen, um den Bund früherer Zeiten zu erneuern. Körner weidete sich an der geistigen Kraftfülle und Gesundheit, welche sich in Schillers Stimmung und Wesen ausprägte. Man genoß gemeinschaftlich, was Dresden an Kunstschätzen bot. Zwei Freunde Körners wurden auch Schillern lieb und wert, der eine, ihm schon seit 1792 bekannt, ein junger Jurist, Herr von Schönberg, der später als Oberpräsident von Pommern dem Namen des „guten und treuen" Schönberg Ehre machte, welchen ihm Schiller in seinem Brief an Körner gibt; der andere, ein Herr von Geßler, welcher, aus der preußischen Diplomatie geschieden, damals dem Berufe lebte, als Mann von Geist und Geschmack sein Geld zu verbrauchen. Nachdem Schiller sich in dieser Muße erholt und körperlich gestärkt hatte, schied er am 15. September von der herrlichen Stadt, wie Karoline von Wolzogen erzählt, mit tiefer Wehmut und reiste in Körners Begleitung nach Leipzig. Göschen nahm ihn auf seinem Gute Hohenstädt gastfreundlich auf. In Leipzig spielte die Sekondasche Gesellschaft am 18. September die Jungfrau. Schiller war zugegen. Die Vorstellung war künstlerisch ungenügend, aber als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Am Ende der Vorstellung stürzte und drängte alles eiligst aus dem Hause, den geliebten Sänger in der Nähe zu sehen. Als die hohe, leidberührte Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander, rasch entblößten sich alle Häupter, eine tiefe Stille umfing den Dichter, als er durch die lange Reihe schritt. Alle Herzen, alle Augen strebten ihm zu, die Väter, die Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: der ist es!

IV.

Die Braut von Messina.

Der Sommer war vergangen, ohne daß sich Schiller für eine neue Arbeit entschieden hatte. Die Theater, welche er auf seiner Dresdener Reise sah, hatten ihm fast den Mut für eine Tragödie in strengerem Stil benommen, zu welcher ihn doch sein Kunstgewissen antrieb. Vielleicht bestärkte ihn das Gastspiel der Unzelmann, welches ihn bei seiner Rückkehr in Weimar empfing, und die Anwesenheit Kotzebues in einem Bedenken, welches sein Brief an Körner ausspricht, ob er nicht fortan, bei dem Zustande der Bühnen, seine Stücke lieber gleich in Prosa schreiben solle. Aber der treffliche Freund meinte, daß die Kunst nicht auf die Ungeschicklichkeit der Schauspieler Rücksicht nehmen dürfe. Schiller besann sich bald eines bessern und war entschlossen, seinen alten Weg fortzusetzen. Auch als Goethe ihm später begreiflich zu machen suchte, welche Erfolge er haben könne, wenn er mehr auf das „dramatisch Wirkende" hinarbeite, gab er zu, daß dies auch ohne Rücksicht auf Theater und Publikum eine poetische Forderung sei, aber auch nur als solche ihn bestimmen könne. Ohne eine gewisse Innigkeit vermöge er nichts, wenn diese ihn auch freilich bei seinem Gegenstande fester halte, als billig sei. Hoffmeister meint, wenn die Theorie unserm Tragiker nicht so sehr geschadet hätte, hätte er wohl in einem bis zwei Monaten eine Tragödie vollenden können. Preisen wir die Theorie, daß sie uns und Schiller vor solchen Zweimonatstragödien bewahrte! Schiller zog es vor, statt zu pfuschen, lieber mit wahrscheinlich ausschließlicher Benutzung von Werthes' Prosa-Uebersetzung Gozzis Turandot zu bearbeiten. Sie war die Frucht des Winters auf 1802 und ist oben schon besprochen worden.

Daß Schiller mit andern Uebeln, als seiner Theorie, zu kämpfen hatte, mögen folgende Notizen erweisen: Dezember, Frau und Kinder an den Masern krank, am 2. Januar Schiller selbst von einem heftigen Krankheitsanfall darniedergeworfen. Dazu Schlegels Ion und Kotzebues leidenschaftliche Verehrung.

Alles ging glücklich vorüber. Kotzebue entstürmte, nach Aufführung seiner „üblen Laune“, wütend nach Jena; die Ruhe in Weimar und das Kränzchen der Zwölf ward wenigstens vorläufig wiederhergestellt.

Dennoch kam Schiller zu keiner selbständigen Produktion. Zum Teil aus Schuld seiner Wohnung, in welcher er sich nicht isolieren konnte. Er half dem Uebel mit seiner gewöhnlichen Entschiedenheit ab. Schon im November 1800 schrieb er an Unger, er wolle sich ein Haus kaufen. Jetzt machte er Ernst. Ein Engländer, Mellish, mit Schiller befreundet, hatte sich ein hübsches Haus an der sogenannten Esplanade gebaut, er wünschte es loszuschlagen und überließ es im Februar an Schiller für mehrere tausend Thaler. Es galt nun, bar Geld zu schaffen. Schiller erbat sich von Göschen Honorar, Cotta leistete ein bedeutendes Darlehen, und ein Oekonom Weidner zu Oberroßla gab 2000 Thaler auf Hypothek. Am 29. April hielt der neue Besitzer seinen Einzug. Die für ihn bestimmten Mansardezimmer waren in gutem Stande, aber die Stille, nach der er sich gesehnt, gewährten sie fürs erste noch nicht. In den übrigen Stockwerken waren Reparaturen nötig. Unter ihm begann ein Hämmern und Nageln, daß der Fußboden zitterte, und erst im August wurde die Wohnung von Arbeitsleuten leer. Sie bot ihm die gewünschte Einsamkeit, seine Fenster hatten Sonne, den Blick ins Grüne und — eine karmoisinrote Gardine; wie Karoline von Wolzogen erzählt, fand er, daß dieser Farbeneffekt belebend auf seine Stimmung wirke. Aber in das neue Haus zog mit dem neuen Besitzer zugleich die Trauer ein. Schillers Mutter war in Stuttgart, wo sie seit einiger Zeit lebte, ernstlich erkrankt, und wiewohl sie sogleich von ihrer Tochter Luise, welche bereits an den Pfarrer Frankh in Cleversulzbach verheiratet war, dorthin abgeholt wurde, so hielt Schiller es doch für nötig, daß sie in bessere ärztliche Pflege käme. Er schrieb sofort an Hoven, machte mit dem alten Freunde das Nötige aus, bat die Mutter, sich nach Ludwigsburg in Hovens Behandlung bringen zu lassen, und sandte der Schwester mit seiner gewöhnlichen Zartheit eine Summe zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben. Die Mutter mochte fühlen, daß ihr Stündlein gekommen sei, sie zog vor, in Cleversulzbach zu bleiben, und war noch imstande, selbst dem guten

Sohn in einem letzten Briefe zu danken. „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich," schrieb sie, „wird Dir Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so gibt es keinen Sohn in der Welt mehr." Unter den heftigsten Leiden dankte sie Gott mit Thränen, daß er ihr solche gute Kinder gegeben. Zwei Tage vor ihrem Hinscheiden ließ sie sich das Bild ihres Sohnes reichen und drückte es an ihr Herz. Am 29. April 1802 ging sie gottselig aus einem gottseligen Leben.

Schiller hatte ihren Tod mit einer merkwürdigen Sicherheit geahnt. Noch ehe er die bestimmte Kunde hatte, nahm er ihn für gewiß an und schrieb an Christophine, aufgelöst in Trauer und Liebe: „O liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses ältste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen. Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und Euch, Ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, uns desto näher aneinander schließen." Als er aus den Briefen der Schwester ersah, daß die Mutter an demselben Tage gestorben war, an welchem er in sein Haus gezogen, erschrak er über dieses Zusammentreffen.

Oeftere Anfälle von Krampfhusten mochten solchen Eindrücken einen ernsteren Nachhalt geben. Noch lagen herrliche Gebilde unvollendet in seiner Seele, noch war die Zukunft der Seinen so wenig gesichert. Ein wahrer Unstern schien über diesem Jahre zu walten.

Er hatte sich zwar auf Körners Anregung bei Unger und Cotta höhere Honorare ausgemacht. Beide bewilligten ohne weiteres 1000 Thaler für jedes folgende seiner Dramen. Wenn er nur ein einziges hätte beginnen können! Ein Süjet gesellte sich zum andern. Wenn er nur für eins sich hätte entscheiden können! Erhabenes Zaudern einer großen Seele! Denn gerade in diesem Frühjahr hatte er im Tell ein herrliches Süjet ergriffen, und wenn auch zu den Maltesern sich immer noch nicht der Punkt finden wollte, auf welchen die Handlung mit voller Kraft zueilte, so war doch ein anderer Stoff, von dem später die Rede sein wird, der Warbeck, bei all diesem Schwanken fast vollständig schematisiert.

Schiller richtete sich an einem ihm verwandten, mächtigen Geist auf, einem Dichter, der mehr als irgend einer ein politischer heißen kann. Er las in diesem Sommer den Aeschylus, von welchem er, wie es scheint, bisher nur den Agamemnon genauer kannte. Er las ihn in der Uebersetzung, welche Stolberg in seinen bessern Zeiten geschrieben hatte. Eine neue Jugend trank er an diesem Wunderborn, und im August, nachdem sich Trauer, Klage und Ahnung in der Kassandra ergossen, griff er unter dem Stern des alten Dichters zu einem Stoffe, den er bereits über ein Jahr mit sich herumtrug, den Körner unter dem Titel „Die feindlichen Brüder“ bereits seinem Inhalt nach kannte, und in welchem Schiller einmal die ganze Notwendigkeit der Form, diese Forderung seiner tiefernsten Natur, ersättigend erschöpfen wollte. Als er seiner Lotte die ersten Scenen der Braut von Messina vorlas, ergriff sie, wie sie an Fritz Stein schreibt, ein Staunen über die Kraft seines Geistes. Ende Januar war das Werk vollendet. Der Herzog von Meiningen, welcher in Weimar anwesend war, wünschte es kennen zu lernen. Da auf den 4. Februar der Geburtstag dieses seines freundlichen Dienstherrn fiel, lud Schiller ihn und eine größere Gesellschaft von Freunden und Feinden zu diesem Tag ein und produzierte sein Werk. Der Erfolg war ein so überraschend günstiger, daß er die Hoffnung faßte, es „samt dem Chor“ auf die Bühne zu bringen. Am 11. Februar las er es bei der Herzogin.

Man kann nicht über die Braut von Messina sprechen, ohne über die Schicksalstragödie zu sprechen.

Tieck, Solger rc. behaupten mit Unrecht, daß Schiller in den Wallenstein und einige andere Werke ein antikes Schicksal künstlich hineingearbeitet habe. Hoffmeister hat diese Ansicht ausführlich in seiner Kritik angewandt und sie ist in manches Buch übergegangen. Da auch Vischer sich gegen die Möglichkeit einer modernen Schicksalstragödie aussprach, so ließ ich mich selbst, ich gestehe es, zum dem Glauben verleiten, daß wenigstens in Schillers Braut von Messina ein falscher Schicksalsbegriff angewandt sei. Ich bin durch ein wiederholtes Studium des Werkes davon zurückgekommen. Es handelt sich hier vor allem darum, was Schiller in der tragischen Technik unter Schicksal verstand. Ich habe es bei seiner Theorie der Tragödie zu erklären gesucht. Hier will ich entwickeln, wie

Schiller zu diesem Begriffe gekommen ist. Wir werden der antiken Tragödie gar nicht bedürfen.

Das Wort Schicksal wird bei uns fast ebenso vieldeutig, fast in derselben Anwendung gebraucht, als das Wort Moira bei den Griechen. Schicksal ist zuerst ein Passivum, ein Gegebenes, ein Los. So heißt bei uns Armut, Krankheit, selbst Schönheit, auch ein gemeinsames Los, wie der Tod, ein Schicksal. So nennt Shakespeare den Tod das Schicksal aller. Zweitens ist es ein Aktivum, und als solches gehört es bei uns zu jener Familie von unpersönlichen Mächten, welche sich im Volk als ein kleiner heidnischer Olymp neben dem christlichen Himmel und der philosophischen Idee gebildet hat, wie: der Himmel, das Glück, die Macht der Verhältnisse, der Zufall, die Natur ꝛc. Diese Familie macht keinen Anspruch auf religiöse Verehrung. Allein, da man nicht immer auf Gott und den Teufel, als Urheber von allem Guten und Bösen, reflektieren kann und will, so hat man jene Abstraktionen für ein naives und unbefangenes Verhalten den Erscheinungen gegenüber sehr bequem gefunden, und sie werden schwerlich jemals wieder verschwinden. Im vorigen Jahrhundert, wo man den Namen Gottes nicht gern unnütz führte, kommt das Schicksal als solche Macht des Unvermeidlichen in allen Briefwechseln vielfach vor. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß auch Hamlet schon vom wütenden Geschick spricht. Vielleicht ist das Wort durch die Schicksalsdichter und ihre Gegner bei uns in Mißkredit gekommen. Es ist aber ein recht gutes und brauchbares Wort, und eine unrichtige Anwendung darf uns nicht über seinen Wert in der Sprache täuschen.

Die ästhetische Anschauung hat es niemals mit religiösen und rationellen Gründen, mit den Urhebern der Erscheinungen, sondern mit den Erscheinungen zu thun. Der naive, und das ist der ästhetische Mensch entdeckt in der Summe der Erscheinungen vor allem zwei Formen, er bemerkt in sich einen Willen und etwas Gegebenes, was diesem Willen widersteht. Er ist in eine bestimmte Welt hinein geboren, in welche er eingreifen, mit bestimmten Anlagen, welche er verwerten soll. Er handelt und fühlt sich frei, indem er handelt. Aber in sich selbst und außer sich in der Welt fühlt er Schranken, die er überwindet oder die ihn überwinden. Keine

That, die er vollbringt, ist ein reines Produkt seines Willens, er bedarf dazu eines Stoffes, und, einmal geschehen, ist die That nicht mehr sein alleiniges Eigentum, über das er frei schalten kann, sondern er teilt die That mit der Welt um ihn, sie hält ihn fest, indem sie seine That ist, und ist selbständig, indem sie außer ihm steht.

Der Dramatiker soll uns eine Handlung darstellen und in dieser Handlung das tiefere Weltgesetz. Er ist vor allem ästhetischer Mensch, er hat nicht zu fragen, wo die Quelle der Erscheinungen liegt, er schaut mit dem Blick des Kindes und Künstlers ins Leben. Auch ihm gehen die beiden großen Gegensätze auf, welche im Leben herrschen. Auch er sieht den Willen mächtig waltend und um ihn brandend die Welt des Gegebenen. Aber er braucht als Techniker einen technischen Begriff für dieses Gegebene, welches seinen Helden in der Welt empfängt und beschränkt, welches sich mit in seine Thaten spinnt, welches, als That des Helden, als Folge der That, wieder zum Gegebenen wird und endlich sich als das ewig Seiende und Vernünftige mit Hilfe des handelnden und untergehenden Helden offenbart. Da aber der Künstler als solcher nicht zu dieser Reflexion auf das Vernünftigste geneigt ist, so wird er diesem ganzen Komplex des Gegebenen, Werdenden, ewig Seienden einen Namen geben, der zwar die fließende, unbestimmte, schweifende Oberfläche des Gegebenen, aber nicht das innerste Wesen desselben ausdrückt. Und so kam Schiller zu seinem Schicksal. Es ist die sittliche Notwendigkeit, aber benannt als verhüllte und blinde. Gerade der aktive und passive Gebrauch des Worts, die Anwendung auf Verhältnisse, Geburt, Los, einzelnen Fall und allgemeine Macht läßt das Wort Schicksal als das günstigste von allen ähnlichen erscheinen. Also noch einmal: Schillers Schicksal hat nichts mit dem Spuk der Schicksalsdichter zu thun. Wo er als Künstler davon redet, ist es der eben entwickelte technische Begriff. Wo seine Personen davon reden, haben sie es zu verantworten, warum sie nicht auf Gott und den Teufel oder die Jungfrau rekurrieren.

Es wäre ein Leichtes, zu erweisen, daß auch Shakespeares Charaktere ihr Schicksal keineswegs ohne Amboß schmieden, und ich glaube erwiesen zu haben, daß Schillers Helden ihr Schicksal

so weit allein schmieden, wie es die Aesthetik irgend verlangen kann. Es fragt sich nun, ob es eine Tragödie geben kann, bei welcher der sinnliche Schwerpunkt, statt wie sonst im Charakter und der Leidenschaft oder den Pflichten, vielmehr in dem Gange der Handlung, das würde sein, im Gange der sittlichen Notwendigkeit liegt. Eine solche Tragödie würde man in Schillers Sinn eine Schicksalstragödie nennen können. Vischer, wie gesagt, hat die Frage verneint. Ich glaube, sie ist zu bejahen. Da auf dieser Möglichkeit ein gutes Teil von Schillers Ehrenrettung beruht, so darf auch wohl der Biograph an dieser Stelle noch einmal von dem müden Leser an den gütigen Leser appellieren.

Die Weltordnung wird dem Menschen durch nichts so begreiflich, als durch die Verkettung von Ursache und Wirkung in der Natur und durch die Unvermeidlichkeit der Folgen in dem Gericht der Geschichte. Man kann die französische und englische Revolution nicht lesen, ohne von diesem Gesetz des Unvermeidlichen, durch welches sich Folge an That und That an Folge hängt, erschüttert zu werden. Wir nehmen an Charakteren, wie Ludwig XVI., kaum Anteil, er erscheint nur wie ein Mittel, wodurch die sittliche Idee ihr Gericht vollzieht. Spricht Hegel von einer List des Weltgeistes und Vischer von einer Ironie in der Bewegung der sittlichen Idee, warum soll man nicht auch, denn so erscheint es dem naiven Blick, von einem im Hinterhalt lauernden, selbst tückischen Weltgeist, von einer unerbittlichen Nemesis sprechen und die sittliche Weltordnung in dieser Gestalt furchtbarer Erhabenheit darstellen können? Aber wie wird man die Unvermeidlichkeit der Folgen am einleuchtendsten, für den Volksverstand am deutlichsten darstellen können? Offenbar auf folgendem Wege. Der Held muß die Folgen klarer oder dunkler vorher wissen, er muß an das Eintreffen derselben glauben und aus allen Kräften bestrebt sein, sie zu vermeiden. Die schlagendste Wirkung wird entstehen, wenn eben die Mittel, welche am tauglichsten zur Vermeidung erscheinen, die Strafe herbeiziehen. Es versteht sich von selbst, daß die Gestraften nicht unverdient leiden dürfen.

Schiller hat einen Plan hinterlassen: Die Kinder des Hauses, in welchem der Schwerpunkt ebenfalls in dem Gange der Handlung ruhen sollte. Narbonne hat ein Verbrechen begangen, dessen

Folgen er fürchtet. Aufs klügste sucht er alles zu wenden, um den Augen der Pariser Polizei zu entschlüpfen, aber gerade die Mittel, die er anwendet, um der Strafe zu entgehen, treiben ihn derselben in die Arme. Eine ähnliche Aufgabe stellte sich Schiller in der Braut von Messina. Nirgends zeigt sich so sehr die Unwahrheit des Eckermann-Goethischen Ausspruchs, daß durch alle Werke Schillers die Idee der Freiheit gehe, als vor diesem Stück. Schiller ist, wie jeder echte Tragiker, ebenso sehr Dichter der Weltordnung, er ist es vorzugsweise in der Braut von Messina. Die sittliche Macht ist, wie der Mensch, in keinem Stücke ihrem ganzen Wesen nach zu erschöpfen, sie zeigt in der Komödie ein anderes Gesicht, als in der Tragödie und in der einen Tragödie ein anderes, als in der anderen.

Konnte man nur einen Augenblick glauben, daß es bloß eine Formschrulle war, was Schiller so mächtig zur Aeschyleischen Tragödie und zum Oedipus zog? Zum Oedipus in dem Grade, daß er nach dem glänzenden Erfolg der Braut von Messina Iffland den Sophokleischen Oedipus, „ganz so wie er ist, bloß allein die Chorgesänge freier behandelt", für die Berliner Bühne in Aussicht stellte! Kennt man denn Künstlernaturen so wenig? Weiß man nicht, daß Stoff und Gehalt und die Idee aus der geheimnisvollen Quelle des Innern fließen, daß es die Keuschheit des echten Genius ist, seine moralischen und intellektuellen Intentionen zu verhüllen? Ginge man bloß nach Schillers Reden, so hätte er die Braut nur geschrieben, um rasch etwas Fertiges vor Augen zu sehen, so hätte er nur ein Seitenstück zum Oedipus oder eine äschyleische Tragödie machen wollen. Aber was packte ihn denn so gewaltig am Aeschylus? Es war die Religiosität des alten Tragöden, die Gewalt der Nemesis, der sittlichen Weltordnung, welche dort in Götterstimmen redet.

Die Komposition der Braut von Messina kann sich an Scharfsinn beinahe mit der Komposition von Emilia Galotti messen. Die vollkommenste Form des Unvermeidlichen scheint da zu sein, wo es als ein Geschehenes auftritt, wie im König Oedipus. Schiller sagte selbst in Bezug auf dieses sein Lieblingsstück, daß das Geschehene weit fürchterlicher sei, als das zu Erwartende. Aber durch die Unabänderlichkeit des Geschehenen hat der Begriff des

Unvermeidlichen einen großen Teil seiner dramatischen Energie verloren. Die Unvermeidlichkeit muß sich vor unsern Augen an dem Schein der Vermeidlichkeit durchsetzen, und es ist vielleicht ein Vorzug der Braut, daß beim Beginn nur erst ein Teil des Schrecklichen geschehen ist und im Laufe des Stückes sich enthüllt, der andere und furchtbarere Teil sich erst erfüllt. Denn indem so die Möglichkeit der Vermeidung offen gehalten ist, wird der Freiheit der Personen, welche zu einem wahren Weltbild unumgänglich nötig ist, Raum gestattet und eben dadurch die Unvermeidlichkeit der Folgen in ihrer ganzen Stärke gezeigt.

Aeußerst kunstvoll hat Schiller ferner die Weissagung benutzt. Im Oedipus ist sie gleichsam durch die Bekanntschaft mit der Sage als Inhaltsprolog vor dem Stücke aufgehängt und der Zuschauer vergleicht im stillen den Gang der Handlung mit dem Inhalte des Orakels.

In der Braut kennt nur die Mutter die Weissagung. Manuel, Beatrice handeln frei und entbinden durch Unbesonnenheit die furchtbare Kraft der Nemesis, welche ohne diese Unbesonnenheit vollkommen unschädlich geblieben wäre. Erst dann, wenn uns diese Unbesonnenheit durch den Chor eingeschärft ist, erfahren wir die Weissagungen, welche hier schon dadurch, daß sie zwei sind, nicht mit dem Anspruch des Alleinwahren auftreten, sondern nur der naive und unbestimmt ahnungsvolle Ausdruck der in den Verhältnissen schlummernden Tragik sind. Sie können für das Volk von Messina eben als solcher Ausdruck durch die Sprache der Thatsachen die Gewalt des Alleinwahren bekommen: für uns aber sollen sie das keineswegs, so wenig wie in der Maria der Katholizismus oder im Julius Cäsar der römische Staatsbegriff. Für uns liegt das Absolute ganz wo anders. Es liegt nicht im Zutreffen des Buchstabens, sondern des Geistes im Buchstaben. Und dieser Geist sagt uns, daß, wo einmal Zwietracht, Unredlichkeit, Frevel, Mißtrauen, Schuldbewußtsein einen Daseinsboden wie geheime Sumpfquellen durchsickert und durchsogen haben, ein unbesonnener Schritt auf diesem Boden den Schuldigen in die Tiefe reißt. Hier muß das Böse fortzeugend Böses gebären, ja selbst das zufällig Gute beschleunigt den Krankheitsprozeß, weil der Organismus, der es aufnehmen soll, nichts taugt. Also, um

es in der Sprache der gemeinen Moral zu sagen: Ist eine Schuld geschehen und fürchtet ihr die Folgen, seid offen, redlich, entschieden, werft euch ans Herz der Wahrheit, lebt nicht in dumpfem Triebe fort, verstopft nicht den Damm, der eure Lebensgüter schützt, mit einer Sünde und nicht mit einer Hoffnung, der Strom der Folgen schwillt nur an und reißt euch und die Eurigen mit euren Sünden und Hoffnungen dahin.

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel Größtes aber ist die Schuld.

Welch ein schreiendes Unrecht hat man Schillern gethan, indem man sagte, wir müßten vor diesem Werke alles zurücklassen, was uns heilig sei! Sprecht Schillern Charakteristik und eure Realistik ab, die nichts als platte Prosa ist, aber seine wahrhaft fundamentale Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und sittliche Gesundheit, die lernt erst verstehen, eh ihr sie dem deutschen Volke zu verdächtigen sucht.

Man hat gesagt, daß alle Personen in der Braut unschuldig seien. Schiller hatte freilich ein sehr zartes Gewissen. Aber mich dünkt, die Schuld wäre gar nicht so zart. Ein Blick auf das Herrscherhaus von Messina wird uns darüber belehren. Ein nordisches Geschlecht, gastlich an der Küste aufgenommen, hat die Freiheit der Gastfreunde mit Füßen getreten und sich zum Herrn der Stadt gemacht. Ein gewaltsamer Sinn ist den Herrschern geblieben. Der Sohn trägt Gelüsten nach seines Vaters Braut. Er raubt die Widerstrebende, und mit dem Fluche des Vaters beladen schließt er wild und frech seine Ehe. Isabella, wiewohl sie mit Widerwillen das Haus des Gemahls betritt, thut nichts, die Schmach von sich abzuwehren. Aus solcher Ehe erwächst keine Liebe, aus den wüsten Stoffen der Leidenschaft webt die Natur wüste Geburten. Wenigstens erscheint der unnatürliche Bruderhaß der beiden Söhne, welche dem Paare geboren werden, diesem selbst wie eine Strafe und erweckt ihm Grauen. Die Poesie soll nicht bloß philosophischer als die Geschichte sein, sondern auch philosophischer als die Natur. Bestätigte die Physiologie nicht das Gesetz, daß der Geist auf die Sinnlichkeit zurückwirke, so dürfte doch der Dichter es mit der Vorsicht, wie es hier und in den Wahlverwandtschaften geschehen ist, annehmen, und Richard III.

heißt mit Recht die Ausgeburt der Zeit. Die Fürstin Isabella soll von neuem Mutter werden. Der Fürst, unsicher, immer die Nemesis fürchtend, wird durch einen Traum erschreckt. Aus seinem hochzeitlichen Bette sieht er im Traum zwei Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie erwachsen, welche, zur Flamme sich verwandelnd, sein ganzes Haus verschlingt. Voll Angst befragt er seinen Gewissensrat und erhält die naheliegende Deutung von der Geburt einer Tochter, welche die Söhne ihm töten und seinen ganzen Stamm verderben werde. Statt die Zukunft auf sich zu nehmen, die er verschuldet hat und an die er doch glaubt, will er sich durch den Mord des Kindes vor den Folgen schützen. Seine Gemahlin vereitelt den Mord und läßt die Tochter heimlich auferziehen. Auch ihr ist ein Traum und eine Deutung geworden, wie sie die Mutterhoffnung wünschte. In heißer Liebesglut, hat ihr ein Mönch gesagt, werde die Tochter die streitenden Söhne vereinen. Nun lebt das Paar in einer schlimmen Ehe fort, der Mann mit dem Bewußtsein des Mordes, die Frau mit einem schweren Geheimnis vor dem Mann; dazu die Söhne, nur durch des Vaters eiserne Strenge im Zaum gehalten, das Volk geknechtet, diese ganze Welt ohne Liebe, ohne Vertrauen, atomistisch zerfallen. Der Vater stirbt. Aber noch vor seinem Tode hat Don Manuel ohne Einstimmung der Eltern einen Liebesbund geschlossen, von dem er selbst verrät:

„Es brauchte weiter keines Menschen Dienst."

Beatrice, seine Geliebte, hat sich ihm leicht und unbesonnen ergeben. Sie kennt ihre Eltern nicht. An demselben Tage, wo sich das Los ihrer Geburt erklären soll, flieht sie mit Don Manuel aus der Freistatt des Klosters. Der Chor sagt mit Recht:

Aber sehr mißfällt mir dies Geheime,
Dieser Ehe segenloser Bund,
Diese lichtscheu krummen Liebespfade,
Dieses Klosterraubs verwegne That,
Denn das Gute liebt sich das Gerade,
Böse Früchte trägt die böse Saat.

Noch mehr, Beatrice wiederholt die Schuld ihrer Mutter, wie Manuel die des Vaters. Auch sie hat schon ein Geheimnis

vor Manuel. Sie war bei des Fürsten Leichenfeier im Dome und hatte dort eine Begegnung, welche sie dem Gatten nicht verbergen durfte. Ich will die Handlung nicht weiter verfolgen. Daß diese Personen vollkommen frei handeln, wird jeder Leser zugeben, sowie, daß sie nicht schuldlos sind. Aber, sagt man, ist es nicht ein bloßer Zufall, daß Don Manuel gerade Beatrice auffindet und liebt? Ist es denn weniger Zufall, daß sich Romeo gerade in die Tochter seines Feindes verliebt? Die eine Handlung ist so natürlich herbeigeführt als die andere.

Das aber ist echt tragisch, daß aus den Unbesonnenheiten der Kinder, dem Verbrechen des Vaters und der vereinzelten menschlichen That der Mutter ein Gericht sich webt, welches mit allen Folgen auf die Seele der Mutter fällt, der Mutter, welche die wüste Zerfallenheit der Familie, die schmachvolle Ehe nicht von Grund aus zu heilen strebte. Aus solcher Läßlichkeit geht auch in der Geschichte das gigantische Unheil auf. Diese Läßlichkeit, welche äußerst gläubig zu sein pflegt, solange der Glaube mit den Hoffnungen des Lebens stimmt, wird oft für keine Schuld gehalten. Aber es kommt nicht darauf an, ob Hiob im Glücke fromm ist, sondern wie er im Elende sich bewährt. Und da sehe man nun diese Mutter. Als ihre Glücksorakel gelogen haben, da geht ihr ganzer Glaube an alles Göttliche in Flüchen auf. Die Freiheit dieser hoch- und bei allem Muttergefühl hartsinnigen Natur konnte nicht anders aus ihrer Läßlichkeit emporgerissen, nicht anders gebrochen werden, als durch die zerschmetternde Entdeckung, daß ihre Rechnungen durch die ungebändigte Leidenschaft, welche in den Kindern durch keine Erziehung gereinigt, sondern durch Strenge nur gesteigert ist, zu Schanden geworden sind. Solchen Naturen wird jede Strafe, ja ihr ganzes Leben zu einem verhängten Geschick, weil sie es nicht aus dem tieferen Born sittlicher Zwecke gestalten.

Kommt selbst der Chor nicht über diesen Glauben an ein Geschick hinaus, so hat er doch eine Ahnung, daß es ein verhängtes, eine verhängte Strafe für böse Thaten sei, daß, wer diese Strafe klüglich, das heißt, bloß mit Verstandesmitteln und nicht mit der inneren Erneuerung zu wenden suche, sie selber erbauend vollende. Für uns aber hat Schiller das Schicksal in eine

tiefere Ordnung aufgelöst, und indem er die Handelnden durch das Leiden, welches über sie hereinbricht, zuletzt in Liebe vereinigt, indem die Mutter endlich nach tieferen Heilquellen für die Schuld sucht, nach Gebet, Einsamkeit und innerem Aufbau, indem Don Cesar das Gericht für seine Greuelthat an sich selbst vollzieht und mit der Schuld nicht leben kann, erweist sich das, was sie betroffen, als das einzige Mittel, welches diese wilden Naturen zum wahren und höchsten Gute heranziehen konnte, das heißt, das scheinbare Zufällige erweist sich als das Vernünftige und Notwendige.

Der Dichter hat uns für seine Personen durch einen Glanz des Physischen zu interessieren gewußt, wie er ihn nur noch in der Maria Stuart entfaltet. Das erhebt die Braut von Messina so hoch über ihre Nachahmungen. Schiller schuf volle, ganze Menschen. Diese Mutter, diese Brüder sprechen ihren Stolz, ihre Leidenschaft, ihre Empfindung bei allem Stil mit unwiderstehlicher Wahrheit aus. Wir denken gar nicht daran, ob es möglich sei, daß Menschen zugleich an die Jungfrau und an die Götter glauben können. Wir sehen, daß sie trotzdem Menschen sind, folglich muß es möglich sein. Das aber ist eine tiefe Wahrheit, daß der heidnische Glaube an eine Nemesis, an die Erinnyen, welcher hier die Hauptsubstanz des Chors bildet, noch immer unendlich besser ist, als das faule Christentum der Herrscher, das im Grunde heidnischer ist, als das Heidentum selbst.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Braut von Messina bei allen glänzenden Vorzügen einigermaßen den Eindruck des Künstlichen macht. Ich glaube, der Grund liegt in dem frei erfundenen Stoffe. Gerade bei einem Drama, wo der Schwerpunkt im Gange der Handlung liegt, sollte vielleicht die Handlung den Charakter des wirklich Geschehenen schon in den Namen der Personen an sich tragen, wenigstens müßte die geschichtliche Umgebung mit mehr Bestimmtheit gezeichnet sein, als es hier geschieht. Die Linien, aus welchen man sich die Situation gestalten muß, sind in wenige Zeilen des Chors versteckt, und dadurch erhält die Grundlage des Stückes eine Unsicherheit, welche hier am wenigsten fühlbar sein sollte.

Ueber die Einführung des Chors und ihre Motive habe ich

bereits gesprochen. Die Griechen fügten einzelne Schauspieler zum Chor hinzu, das individuelle Element zur Menge, wir mußten aus dem individuellen Element wieder zur Gemeinde streben. So hat auch Kleist in seinem Robert Guiskard, einem großartigen Torso, das Volk zwei Seiten lang als Ganzes reden lassen. Daß bei solcher Entstehung des Chors eine Teilung in Parteien sich sehr ungesucht ergab, leuchtet ein. Daß auch die Alten den Chor nicht immer als idealen Zuschauer faßten, beweist der Philoktet, in welchem der Chor, aus dem Schiffsvolk des Neoptolemus bestehend, tapfer mitlügt und nachher doch auch Edleres ausspricht. Die Menge ist eben elementarisch bewegt, der Blitz des Bewußtseins schlägt nur zu Zeiten und besonders durch Thatsachen in sie ein. Schiller hat die Uebergänge von der Leidenschaft zur Besinnung genügend ausgeführt. Auch daß dem älteren Bruder, als dem Thronfolger, die ältere, konservative Schar anhängt, dem jüngern die jüngere Schar, liegt nicht so fern, wie Wilhelm von Humboldt meinte. Daß endlich einzelne Glieder sprechen, wie Berengar ꝛc., ohne daß sie individuell gefärbt sind, ist mit Shakespeares Bürgern zu verteidigen. Kurz, wie Schiller den Chor angewandt hat, ist mit Ausnahme einiger zu langer lyrischer Ausführungen nicht anzufechten. Verlangt die Aesthetik, daß das deutsche Drama zwischen der Antike und Shakespeare die Mitte einnehme, so muß es sich notwendig vom Wesen beider nähren. Der Chor gehört aber zum Wesen der antiken Tragödie.

Nur darin, dünkt mich, griff Schiller fehl, daß er den Chor in seiner Vorerinnerung zum notwendigen Ingrediens jedes dramatischen Stoffes machen wollte. Ein Uebergriff des Theoretikers, welcher indessen gar nichts für Schillers künstlerische Grundansicht beweist, da er sofort durch die Praxis im Wilhelm Tell wieder aufgehoben, folglich als vorübergehender Irrtum anerkannt wurde. Manche Kritiker freilich haben sich auch hier wieder an den Schein statt an das Wesen gehalten, und aus dieser Vorerinnerung, welche scharf und stark die Grundsätze aller echten Poesie hervorhebt, dem Dichter ein Sündenregister zusammengerechnet, welches der Leser einfach mit der Forderung streichen kann, daß man Schiller nicht die Worte im Munde verdrehe. Von der Vermischung der Religionen sagt er ausdrücklich, daß „diese Freiheit schwerer zu recht-

fertigen sein möchte". Er hat sich ihrer fast in keinem andern Werk bedient. Dagegen findet sich bei Shakespeare der Teufel mit den römischen Göttern ganz behaglich beisammen.

Wie soll der Chor dargestellt werden? Gewiß nicht in Mendelssohnischer Weise singend. Denn die Musik löst die intellektuelle Pfeilkraft des Wortes auf. Hätte Schiller etwas Anderes gewollt, als rhythmische Taktangabe durch Musik und Orchestik, so hätte er an seine komponierenden Freunde wohl ein Wort darüber verloren. Den vorübergehenden Gedanken, daß sich vielleicht aus den Chören der Oper eine edlere Gestalt des Trauerspiels entwickeln könne, hatte Schiller mit der Braut thatsächlich aufgegeben. Denn sein Chor ist das gerade Gegenteil der Opernchöre. Sein Chor stellt die Kraft des Worts und Gedankens der bloßen Stimmung des Opernchors gegenüber. Und jene Kraft vor allem müßte in der Darstellung zur Erscheinung kommen. Zelter, der gewiß Musik verstand, bemerkt, daß die unisono gesprochenen Stellen eine erschütternde Wirkung machten, und wollte den Takt mit leisen Paukenschlägen noch stärker markiert haben, als Iffland es mit Gesten vermochte. Wer jemals von einer gut eingeübten Knabenklasse einen Psalm in dieser Weise hat sprechen hören, wird erfahren haben, daß der Eindruck von einer elementaren Gewalt ist, an welche keine Musik hinanreicht. Man mache, wie Zelter rät, mit geübten Sängern einmal die Probe.

Und so ist denn die Braut von Messina, wiewohl als Experiment mit der einen Hand nach Turandot und Phädra hinüberfassend, doch das Experiment eines großen Dichters, voll Kraft und Leben, sie ist eine Behauptung, deren Beweis nicht vollständig durch das Werk selbst geführt ist, eine Behauptung, welche indes weder durch die Kritik noch durch die Aesthetik widerlegt werden kann, ehe die Praxis der kommenden Jahrhunderte die Möglichkeit einer schöneren Menschheit, eines großen Volkstheaters und der einem solchen Theater und solcher Menschheit entsprechenden großen plastischen Formen widerlegt hat. Nur ein Geistesbruder Schillers wird solche Formen wieder aufnehmen dürfen.

Die weimarische Bühne führte das Stück am 19. März auf, nachdem schon am 27. Februar eine Leseprobe gehalten worden war. Amalie Malcolmi, spätere Wolf, genügte als Isabella den

Ansprüchen des Dichters. Der Chor, zum größeren Teil in einen Cajetan, Berengar 2c. aufgelöst, ward in einzelnen Stellen unisono gesprochen. Der Eindruck war ungewöhnlich stark, wenn auch die Meinung über das vorwaltend Lyrische und den Chor eine geteilte blieb. Schiller bekannte, daß er zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen habe. Goethe hatte eine unaussprechliche Freude an dem Werk. Dem jüngeren Teil des Publikums imponierte es so sehr, daß man, in Weimar etwas Unerhörtes, dem heraustretenden Dichter vor dem Schauspielhaus ein Vivat brachte. Am 14. und 16. Juni ward es in Berlin gegeben. Iffland schrieb über die Aufnahme: „Gegenfüßler? Etliche. Totaleffekt? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste. Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten sich wie ein Wetter über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle." Das Drama erschien 1803 bei Cotta. Zwei Nachdrücke sorgten in demselben Jahr für seine Verbreitung. Es wurde 1826 ins Italienische durch W. E. Frye, ins Englische von Irvine, später von Lodge übersetzt.

V.

Wilhelm Tell.

Schiller war mit seinem Aufenthalt in Weimar ganz zufrieden. Die Parteiung focht ihn wenig an. Nur die Hof-Etikette mit ihrer Scheidewand zwischen Adlig und Bürgerlich machte sich in der kleinen Stadt unangenehm fühlbar. Nichts beweist so sehr für den hohen Sinn von Schillers Frau, als daß hieraus keine Haustragödien entstanden. Die Situation war tragisch genug. Der Schwager Wolzogen war seit 1801 Oberhofmeister. Nun stand von zwei Schwestern die eine in sehr naher Beziehung zum Hofe, die andere hatte, weil sie einen Bürgerlichen geheiratet, selbst den Zutritt verloren, dessen sie vor ihrer Ehe als Fräulein von Lengefeld teilhaftig war. Ja, so unersetzlich wichtig war dieser ihr Adel,

daß, wenn sie bürgerlicher Abkunft gewesen wäre, sie selbst durch Schillers etwaige Nobilitierung noch keineswegs hoffähig wurde.

Schiller war wohl einigemal für seine Person zu Hofe geladen, besonders zur Herzogin-Mutter, als Kotzebue dort seine neuesten Produktionen vorlas, allein auch hier nie in größerer Gesellschaft. Als zur Zeit der großen Kotzebuischen Revolution im Jahre 1802 von neuem eine Einladung an ihn erging, bat er die Hofdame Anna Amalias, Frau von Stein (am 2. Februar), es zu vermitteln, daß er wegen seiner Kränklichkeit auch ferner davon ausgeschlossen bleibe.

Karl August löste endlich den Bann der Verhältnisse. Seit der „beispiellosen Gefälligkeit", wie er Schillers Delikatesse in betreff der Aufführung seiner Jungfrau nannte, sann er darauf, dem Dichter eine Freundlichkeit zu erweisen.

Er beantragte bei Kaiser Franz II. Schillers Erhebung in den Adelstand. Voigt, welcher als Abfasser des Antrags die Verdienste des Dichters um das heilige römische Reich aus allen Winkeln zusammensuchte, klammerte sich mit sorgfältiger Verschweigung der Verdienste, welche Schiller als Schauspieldichter hatte, zuletzt zu Schillers Ergötzen an den Ast der deutschen Sprache, und so ward denn im Herbst 1802 der Dichter der Räuber mit einem Diplom in vergoldeter Kapsel und rotem Sammet beglückt, durch welches er samt seinen ehelichen Nachkommen in des heiligen römischen Reichs Adelstand erhoben wurde. Das Diplom hob hervor, daß Schiller mit allgemeinem und seltenem Beifall Vorlesungen gehalten, daß „seine Gedichte selbst dem Geist der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben".

Lotte schrieb über die neue Ehre an Fritz von Stein: „Sie kennen uns und wissen, was wir davon halten, der Kinder wegen ist man schuldig, es nicht fallen zu lassen, weil es einmal geschehen ist, ob wir gleich ziemlich gleichgültig die Folgen davon absehen." Wilhelm von Wolzogen betrieb in jener Zeit die Verlobung der russischen Großfürstin Maria Paulowna und des Erbprinzen von Weimar. „Wenn der junge Hof beginnt," schrieb Lotte in Bezug hierauf, „könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Gesellschaft des Hofes gerechnet zu werden. — Es kann Jeder daraus sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist

es, was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, hielte ich unter Schillers Charakter." Daß er daran unschuldig sei, und wie es damit zugegangen, glaubte Schiller seinem Körner umständlich auseinandersetzen zu müssen, und an Humboldt schrieb er: „Sie werden gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserm Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen."

Schiller floh gern einmal aus dem Kleinleben der Residenz, aus seiner Dichtereinsamkeit in ein größeres Menschengewühl. So machte es ihm viel Spaß, sich „mitten in einem großen Militär zu finden", als ihn im Mai 1803 die preußischen Offiziere in Erfurt zu einem Feste geladen hatten. Besonders waren ihm die alten gedienten Majore und Obersten interessant. Ja, im Sommer machte er, und zwar ganz gegen seine Gewöhnheit ohne seine Familie, einen Ausflug nach dem Bade Lauchstädt, wo die weimarische Truppe in einem neugebauten Theater seit 1802 Sommervorstellungen zu geben pflegte. Er traf dort am 1. Juli ein und fand sich unter so vielen Menschen aus verschiedenen Gegenden ganz in seinem Element. Er aß im großen Salon in zahlreicher Gesellschaft. Da gab es preußische und sächsische Offiziere, Damen, wie er Lotten schrieb, mit recht hübschen Gesichtern. Alle Abend nach dem Souper wurde getanzt und den ganzen Tag Musik gemacht. Am 3. Juli traf der Herzog Eugen von Württemberg ein und besuchte mit Schiller an demselben Abend das Schauspiel. Man gab die Braut von Messina. Viele Studenten waren von Halle und Leipzig herübergekommen, das Haus war bei großer Gewitterschwüle überfüllt. Leider störte das losbrechende Wetter die Vorstellung, Schiller wünschte sich weit hinweg, doch verlor er seine gute Laune nicht und wußte die Darsteller aufs liebreichste durch lobende Worte über den zweifelhaften, oft gänzlich vernichteten Eindruck zu trösten. Noch in später Nacht ward ihm ein Ständchen gebracht, und auch am Morgen begrüßte man ihn mit Musik.

Die Aufführung der natürlichen Tochter, die Ansicht eines neuen Publikums gab ihm neue Blicke in die theatralische Technik. Er unterhielt sich gern mit einigen jungen Berlinern, und in dem Prorektor der Hallenser Universität, Geheimerat Schmalz, lernte

er mit Vergnügen einen klaren, jovialen und rüstigen Geschäftsmann kennen. Zu einem Manöver, welches unter großem Zulauf auf dem Wege nach Merseburg von sächsischen und preußischen Truppen ausgeführt wurde, ritt Schiller weit hinaus; „es gab," wie er nach Hause berichtet, „malerische Gruppen und Bewegungen, und weil heftig geschossen und geritten wurde, so hatte es ein ordentlich kriegerisches Ansehen. Mittags fanden sich die Kämpfer und Zuschauer bei der Tafel zusammen, wo es dann sehr über den Champagner herging, der hier mit sündlicher Verschwendung getrunken wird".

Am 8. Juli war er auf dringendes Bitten in Halle bei Niemeyer, dem Direktor des Pädagogiums, zum Besuch. Auch dort ward ihm im erlesensten Kreise Ehre und Liebesbeweis. Aber schon sehnte er sich in seine Stille zurück, nach seiner Lolo, nach den Kindern, für deren Briefe er sich nicht zu bedanken vergißt und denen er Näschereien schickt. „Wenn ich von meinen Lieben getrennt sein soll," schreibt er, seine baldige Rückkehr verheißend, „so muß wenigstens ein bedeutender Zweck dabei sein, aber dieser ist hier nicht, und ich würde auch einen längern Müßiggang nicht ertragen." Als er endlich wieder um die Mitte Juli daheim war, schrieb er an Körner: „Die größte Ausbeute, die ich zurückgebracht habe, ist die Freude, wieder zu Hause zu sein."

In den letzten Tagen des August reiste der König von Schweden durch Weimar und ließ sich Schiller vorstellen. Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Das war für Schiller eine lästige Fessel. Aber Gustav IV. redete auch eine andere Sprache. Er sandte in Anerkennung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welche der schwedischen Nation so rühmlich sei, dem Verfasser einen Brillantring.

Dieselbe Zeit bringt uns einen schönen Zug aus Schillers Charakter. Karoline von Wolzogen erzählt, daß Schiller in späteren Jahren gern ein Staatsamt bekleidet hätte. Sicher hätte er einen trefflichen Kultminister abgegeben. Er besaß das erste Erfordernis dazu, ein warmes Gefühl für die Ehre und das Gedeihen der Lehranstalten. Seit fünf Jahren waren an der Universität Jena mehr Lücken entstanden, als ausgefüllt. Eine beispiellose Auswanderung hatte begonnen. Woltmann, Hufeland, Loder, Schütz, die Schlegel 2c. waren nach Preußen teils berufen,

teils dahin abgegangen. Schütz und Ersch hatten die schlauesten Anstalten gemacht, die Litteraturzeitung mit nach Halle überzusiedeln. Paulus und Schelling erhielten Rufe nach Würzburg, Paulus Aussichten nach Halle. Schiller suchte Herzog und Ministerium zu nachdrücklichen Schritten zu bewegen, und wir sehen ihn in einem offiziösen Schreiben vom 2. September seinem Freunde Paulus eine Zulage anbieten, um ihn in Jena festzuhalten. Die Nachschrift eröffnet die verlockendsten Aussichten: „Als Neuigkeit melde ich Ihnen, daß heut früh von Petersburg eine Staffette gekommen, die die Verlobung unseres Erbprinzen mit der Großfürstin gebracht hat. Es steht Alles dort aufs Beste und auch in Absicht auf die Jenaschen Unternehmungen ist dieses Ereignis, welches den nervum rerum gerendarum zusichert, nicht ganz unwichtig.“ Schiller ging persönlich nach Jena, er hätte am liebsten selbst wieder gelesen und, neue Kräfte an sich ziehend, einen neuen Kern geschaffen. Er fühlte freilich, daß sein Beruf wo anders liege. Als alle seine Versuche, den Flor der Anstalt zu erhalten, Paulus und Andere zu fesseln, zu seinem ernstlichen Kummer vergeblich waren, gab er wenigstens Goethen, der seine Sorgen teilte, Namen und Einfluß zur Begründung einer neuen Litteraturzeitung her, und tröstete sich einigermaßen mit dem Gedanken, daß andere Universitäten doch Jena plündern müßten, um etwas zu werden. Für Hegel, welcher seit zwei Jahren hier dozierte, zeigte er, die Tiefe dieses Geistes erkennend, das lebhafteste Interesse.

Dieser kernige Gemeinsinn, dieses Wirken ins Ganze, damit „das Gute wirke, wachse, fromme“, ist Schillern um so höher anzurechnen, als er eben damals mit allen Sinnen einer neuen Schöpfung zugewandt war. Er komponierte den Wilhelm Tell.

Wie war er zu dem Gegenstande gekommen? Goethe sagt, er habe ihn an Schiller abgetreten. Man hat daraus gefolgert, daß Goethe weit mehr als den bloßen Gegenstand abgetreten habe. Man hat Goethes Bescheidenheit erhoben, um Schillers Talent herabsetzen zu können. Man las den Körnerischen Briefwechsel nicht. Man beachtete nicht, daß der Stoff des Tell im gewaltigen Luftstrom der Zeit lag, daß im achtzehnten Jahrhundert bereits die Schrift: Guillaume Tell, une fable danoise, vom Rat von Bern öffentlich verbrannt wurde, daß ein französischer Wilhelm

Tell existierte und Johannes Müllers Schweizergeschichte in allen Händen war. Lotte Schiller hatte die Tellsplatte gesehen. So war auch Goethen auf seinem Ausfluge nach dem Vierwaldstätter-See 1797 die Sage nahe getreten. Er schrieb damals an Schiller, er wolle das Märchen Wilhelm Tell in einem epischen Gedichte behandeln. Schiller gratuliert zu dem Stoffe, den er jedoch sofort in seiner Weise ansieht, indem er antwortet: „aus dieser Enge des Lokalcharakteristischen öffne sich ein Blick in die Weite des Menschengeschlechts.“ Goethe begann seinen Plan auszubilden. Er wollte im Tell eine Art von Demos vorstellen, einen kolossal kräftigen Lastträger, der, um Herrschaft und Knechtschaft sich wenig bekümmernd, nur die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren kräftig und entschlossen sei. Ebenso sollte sein Landvogt ein Tyrann von der behaglichen Sorte werden. Die Ausführung unterblieb, weil Goethe nicht sogleich eine Form bei der Hand hatte. Er sprach mit Schiller öfters über den Plan, aber dieser dachte nicht daran, ihn für sich selbst in Anspruch zu nehmen.

Da liefen im Jahr 1801, schon vor der Dresdener Reise, denn der Stoff lag eben in der Zeit, Anfragen von mehreren Theatern ein, wie es mit Schillers Drama Wilhelm Tell stehe, ob man es haben könne. Die Nachfragen mehrten sich. Das schien unserem Dichter ein Wink zu sein, er nahm Tschudis schweizerische Geschichte vor, und hier entdeckte er sein Süjet. Und wenn er ein dramatischer Anfänger gewesen wäre, er hätte erkennen müssen, daß hier ein dramatischer Stoff fast künstlerisch gruppiert ihm entgegenkam. Blicken wir mit dem Dichter in Tschudis Chronik.

Tschudi führt uns in die Zeit des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts. Das Reich gilt noch als Inbegriff höchsten Rechts für den weiten Umfang seiner Länder. Die Schweizer Waldstätte, frei von alters her, stehen unter seinem ehrwürdigen Schutz, leisten Kriegsdienste, ein Reichsvogt kommt in bestimmten Fristen, das Blutrecht zu sprechen. Aber die Kaiser beginnen bereits ihre Macht zu mißbrauchen. Sie erschleichen unter der Maske der Reichsmacht Rechte und Besitz, ja, König Albrecht von Oesterreich wirft diese Maske ab und setzt österreichische Gewalt ein, wo kaiserlich Recht stehen sollte. Unersättliche Ländergier verlockt ihn, auch die drei Waldstätte wie österreichisches Land zu behandeln. Statt

eines Reichsvogts schickt er österreichische Amtleute, das Blutrecht zu sprechen. Hier beginnt nun, was ich Tschudis Drama nennen möchte.

Boten der Waldstätte kommen zum Kaiser. Sie verlangen Reichsvögte. Der Kaiser gerät in die größte Wut und verspricht ihnen höhnisch, Reichsvögte zu senden. Geßler und Landenberg gehen mit tyrannischer Vollmacht in die Schweiz und nehmen, Unerhörtes beginnend, samt ihren Statthaltern und Reisigen auf festen Schlössern ihren Wohnsitz in den Kantonen.

Tschudi knüpft zugleich die zweite Handlung an. Er erzählt, daß Kaiser Albrecht seines Bruders Sohne, dem Herzog Hans, sein rechtmäßiges Erbe vorenthalten habe. Während die größere Handlung als Vordergrund in der Schweiz sich entwickelt, kommt Tschudi einigemal ganz wie Schiller auf den Kaiser zurück, so daß die düstere Gestalt des großen Tyrannen drohend im Hintergrunde bleibt. Geßler und Landenberg sind nur seine Gewaltboten. Auch bei Tschudi dulden anfangs die Schweizer, in Hoffnung, daß Gott ihnen von dem Kaiser verhelfen werde. Starb er, so konnte bei Behauptung der Wahlfreiheit mit der neuen Person das System sich ändern. Wir sehen denn auch, ich will gleich hier diese Handlung abschließen, bei dem Chronisten die Ermordung des Kaisers wie ein Gottesgericht mit dem Siege der Schweizer, und die Person des Johann Parricida mit der größeren Handlung verflochten. Herzog Johann flieht in die Schweiz, und, in die Reichsacht erklärt, die Jedem, der ihm Schutz gewährte, den Tod droht, sucht er Hilfe bei den Schweizern. Die Waldstätte verweigern dem Verfolgten und seinen Mitschuldigen ihre Genossenschaft. Wie man sieht, war Schiller mit seiner Parricidascene sehr unbefangen dem Chronisten gefolgt.

Wenden wir uns nun zu der Haupthandlung in der Schweiz. Landenberg greift auch bei Tschudi nicht persönlich ein. Die Gewaltthat Wolfenschießens, die Selbsthilfe Baumgartens, das, was Melchthal erduldet und verübt, sind vereinzelte Zeichen des nahenden Sturmes. Diese Thaten verwirken jede Versöhnung. Eine Wucht banger Erwartung, das echte Kennzeichen dramatischer Stoffe, belastet sofort die Seele des Lesers. Geßler tritt auf, Zwing-Uri wird erbaut, der Hut aufgerichtet, Stauffachers Haus bedroht. Unterredung Stauffachers mit seinem Weibe, fast wörtlich, wie bei

Schiller, sichere Zeichnung beider Charaktere. Melchthal, Walter Fürst und Stauffacher schwören den Bundeseid. Noch wird der Adel in der Person des Attinghausen als volksfreundlich und die gemeinsame Not schwer mitempfindend, eingeführt, dann auf dem Rütli getagt und durch allgemeinen Beschluß der Losbruch bis Neujahr verschoben.

Somit lagen die gewöhnlichen Erscheinungen einer Volkserhebung vor, das Zusammentreffen vieler persönlichen Motive, das Band der gemeinsamen Not, die Verschwörung. Es fehlte nur noch die Gestalt, welche in solchen Fällen die Reihe des Gemeinsamen zu durchbrechen pflegt, das mystisch-instinktive Element, welches in der Person des älteren Brutus das Gewand der Narrheit, in der Jungfrau das Gewand der Eingebung trug. Auch dies fand sich bei Tschudi. Tell ist bis jetzt nicht genannt worden. Wie nahe lag es Schillern, ihn vollständig zu isolieren! Tell greift jetzt in die Handlung ein. Ganz beiläufig erwähnt Tschudi erst jetzt, daß Tell „auch heimlich in der Pundts-Gsellschaft was". Ich lasse nun, um dem Leser einen Begriff von dem „herodotischen, fast homerischen Ton" zu geben, den Schiller an seinem Chronisten pries, Tschudis Erzählung eintreten. Tell hat dem Hut keine Reverenz gethan.

„Also morndes [den folgenden Tag] darnach am Montag berufft Er [Geßler] den Tellen für sich, fragt In trutzlich, warumb er sinen Gebotten nit gehorsam wäre, und dem Künig [Albrecht] ouch Jme [Geßlern] zu Verachtung dem Hut kein Reverentz bewisen hette? Der Tell gab Antwurt: Lieber Herr, es ist ungevärd [ohne Absicht] und nit uß Verachtung geschechen, verzichend mirs, wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell, bitt umb Gnad, es soll nit mehr geschechen. Nun was der Tell ein guter Armbrust-Schütz, daß man In besser kum fund, und hat hübsche Kind, die Jm lieb warend, die beschickt der Landt-Vogt, und sprach: Tell, welches under denen Kinden ist dir das liebst? Der Tell antwurt: Herr, si sind mir alle glich lieb. Do sprach der Landt-Vogt: Wolan Tell, du bist ein guter verrüempter Schütz, als ich hör, nun wirst du din Kunst vor mir müssen beweren, und diner Kindern einem ein Oepffel ab sinem Houpt müssen schießen, darumb hab eben Acht, daß du den Oepffel treffest, dann trifffst du In nit des ersten Schutzes, so kost es dich din Leben. Der Tell erschrack, bat den Landt-Vogt umb Gottes willen, daß Er Jne des Schutzes erließe, dann es unnatürlich wäri, daß

Er gegen sinem lieben Kind solte schießen, Er wöll lieber sterben. Der Landt-Vogt sprach: Das must du tun, oder du und das Kind sterben: Der Tell sach wohl, daß Ers tun must, bat Gott inniglich, daß Er Jn und sin lieb Kind behüte. Nam sin Armbrust, spien [spannte] es, legt uff den Pfyl, und stackt noch ein Pfyl hinden in das Göller [Koller] und legt der Landt-Vogt dem Kind (das nit mer dann 6 Jahr alt was) selbs den Oepffel uff sin Houpt. Also schoß der Tell dem Kind den Oepffel ab der Scheitlen des Houpts, daß Er das Kind nie verletzt. Do nun der Schutz geschechen was, verwundert sich der Landt-Vogt des meisterlichen Schutzes, lobt den Tellen siner Kunst, und fragte Jne, was das bedüte, daß Er noch ein Pfyl hinden ins Göller gesteckt hette? Der Tell erschrack aber, und gedacht die Frag bedütet nützit Guts, doch hett Er gern die Sach glimpfflich verantwurt, und sprach: Es wäre also der Schützen Gewohnheit; der Landt-Vogt merckt wol, daß Jm der Tell entsaß [sich ihm entziehen wollte] und sprach: Tell nun sag mir frolich die Warheit, und furcht dir nützit darumb, du sollt Dins Lebens sicher sin, dann die gegebene Antwurt nimm ich nit an, es wird etwas andres bedüt haben. Do redt Wilhelm Tell: Wolan Herr, sidmalen Jr mich mins Lebens versichert habend, so will ich üch die grundlich Warheit sagen, daß min entliche Meinung gewesen, wann ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfyl erschossen, und one Zwifel ûwer nit gefält wolt haben. Do der Landt-Vogt das hört, sprach Er: Nun wolan, Tell: Jch hab dich dins Lebens gesichert, das will ich dir halten, diewil ich aber din bösen Willen gegen mir verstan, so will ich dich füren lassen an ein Ort, und alda inlegen, daß du weder Sunn noch Mon niemerme sechen solt, damit ich vor dir sicher sig. Hieß hiemit sine Diener Jn fachen, und angentz gebunden gen Flülen füren. Er fur ouch mit Jnen, und nam des Tellen Schießzüg, Köcher, Pfyl und Armbrust ouch mit Jm, wolts Jm selbs behalten; also saß der Landt-Vogt sambt den Dienern, und dem gebundnen Tellen in ein Schiff, wolt gen Brunnen faren, und darnach den Tellen über Land durch Schwitz in sin Schloß gen Küßnach füren, und alda in einem finstern Thurn sin Leben lassen enden; des Tellen Schieß-Züg ward im Schiff uff den Bieten oder Gransen [Hinterteil des Schiffes] bim Stürruder gelegen."

Es folgt nun bei Tschudi die Scene auf dem See, Tells Sprung auf die Platte, die Erschießung Geßlers aus dem Hinterhalt, die Wirkung dieser That bei den Eidgenossen, der Losbruch am Neujahrstage, des Kaisers Ermordung und die unabhängige, gerechte Haltung der Waldstätte.

Schiller wußte, wie allgemein bekannt das Märchen vom Apfelschuß war. Er mußte erkennen, welche Gunst es als greifbarer Mittelpunkt bot. Mit dem Einstecken des Pfeils war die Handlung in Wahrheit auf ihrer Spitze, begann die Katastrophe. Näherte auch die Ausbreitung der Handlung in verschiedene Orte, in die Weltweite des Reichs sie der Staatsaktion, so wurde dieser Nachteil reichlich durch die zündende Volksmäßigkeit, die kräftigen Gegensätze, die dramatische, spannende Natur des Stoffs aufgewogen. Es galt hier vor allem, die kostbaren Perlen des Chronisten behutsam zu fassen, die Phantasie des Zuschauers so aus der Gegenwart in jene entlegene Dämmerzeit zu entrücken, daß das Märchen mit dem Apfel seine poetische Wirkung thun konnte. Es galt hier, wie Schiller an Körner schrieb, ein ganzes lokalbedingtes Volk, ein ganzes entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache war, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Notwendigkeit und Wahrheit zur Anschauung zu bringen.

Erst jetzt teilte Schiller seinen Fund Goethe mit und fragte ihn ohne Zweifel, ob es ihm recht sei, wenn er dem beabsichtigten Epos mit seinem Drama zuvorkomme. Goethe erzählt, er habe nichts an einem Süjet entbehrt, welches für ihn den Reiz der Neuheit und unmittelbaren Anschauung verloren hatte. Es ist sicher nicht bloße Bescheidenheit, sondern die lautere Wahrheit, wenn er gesteht, daß Schiller alles vollkommen allein gehöre. Nicht einmal die Anregung verdankt er Goethe, sondern, wie er an Körner schreibt, allein Tschudi.

Am 9. September 1802 konnte er seinem Körner melden, daß der Stoff aus dem Historischen ins Poetische getreten sei. Beinahe ein Jahr verfloß. Im August 1803, nach dem Lauchstädter Ausfluge, rühmt er gegen Humboldt die Volksmäßigkeit des Tell und schreibt, daß er ganz damit beschäftigt sei. Im September bittet er Körner um gute Schriften über die Schweiz.

Hoffnung und Bangigkeit des Gelingens wechselt in seiner Seele, er setzt hinzu: „wenn die Götter mir günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopf habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern.“ Die Aufführung des Julius Cäsar zu Anfang Oktober versetzte ihn in die

thätigste Stimmung, war ihm von unschätzbarem Wert. Auch dort war kein eigentlicher Held, auch dort eine Gesamtheit in Handlung. Mit unglaublicher Sorgfalt arbeitete Schiller sich in das Lokale ein. Aus geographischen und historischen Schriften sammelte er Farben, Ausdrücke, alles wurde beachtet in Höhe und Tiefe, die Sennhütten, die Gletscher, die Wasserfälle, die Bergspitzen, Wetter und Winde, die Tiere, die Pflanzen. Verse, die wie Alpenblumen wild gewachsen erscheinen, sind nur das Resultat der zur Natur gewordenen Kunst. Fremdklingende Lokaltöne, wie „Gebresten," „redlich hinfahren" nahm er aus der Chronik auf. Goedeke hebt mit Recht hervor, daß Goethes Schweizerreise und Jery und Bätely sich an Treue der Lokalfarben nicht mit Schillers Tell messen können; ja, den Rheinfall bei Schaffhausen hatte Schiller in einer einzigen Zeile seines Tauchers zu Goethes Bewunderung treu gemalt.

Während die Welt um den Schaffenden versank, kam im Dezember auf einmal in die schlichte Schweizerwelt die modernste französische Kultur in Gestalt der Frau von Staël gefahren. Sie war von Benjamin Constant begleitet. Ihr Besuch war eine um so größere Störung für den Tell, als Goethe sich anfangs in Jena zurückhielt. Schon in ihrer ersten Unterhaltung mit Schiller, welche sich um das dramatische System der Franzosen drehte, imponierte er ihr durch die Macht seiner Ideen dermaßen, daß sie ihm von dem Augenblicke an eine bewunderungsvolle Freundschaft weihte. Ein schätzbares, aber zeitraubendes Geschenk. Alles wollte sie einsehen, ausgemessen, erklärt haben, selbst die Idealphilosophie, wozu sie doch weder Vorkenntnisse noch Organ mitbrachte. Goethe schreibt einmal an Zelter, daß in Schiller eine Christustendenz gewesen sei, jene gotterfüllte Natur, welche, wie der Sämann im Evangelium, den Samen der Wahrheit ausstreut, unbekümmert, ob für die Vögel oder den fruchtbaren Acker. So gab sich Schiller auch hier. Bei den Soupers und Diners tout à fait intimes, zu denen ihn die Französin lud, wie in den Prachtzimmern des Hofes, im stattlichen Zirkel, verfocht er gegen die spitzigen Angriffe der Staël Kants Tiefsinn. Das kam der Frau von Stein sehr komisch vor; mancher mochte sich über sein schlechtes Französisch mokieren, und Frau von Staël erschien ihm als das streitfertigste und redseligste unter allen Wesen. Aber das alles rührte ihn

nicht. Er spielte nicht Franzos mit der Französin. Und hat es nicht Früchte getragen? Haben seine ernsten und tiefen Gespräche nicht Linien zu dem edleren Deutschland gegeben, welches seit dem Buche der Staël in den Köpfen einiger gebildeter Franzosen lebte? La conscience est sa Muse! Dieses Wort der Staël über Schiller ist ein schönes Wort und eben so wahr als das Wort, daß Schiller der Dichter der Freiheit sei.

Leider machte die Französin den schlimmsten Fehler, den ein Gast machen kann. Sie blieb zu lange. Als sie, von Schiller mit einem Empfehlungsbriefe an Iffland versehen, nach mehreren Monaten abreiste, war unserem Dichter nicht anders zu Mute, als ob er eine große Krankheit ausgestanden hätte. Trotzdem war der Tell unter Goethes stärkendem, Ifflands überströmendem Beifall (beiden teilte der Dichter einzelne Akte mit) am 18. Februar 1804 fertig geworden. Goethe, als er das Ganze gelesen hatte, schrieb, daß das Werk „fürtrefflich geraten" sei, daß es ihm einen schönen Abend gemacht habe. Wie vielen Tausenden hat es das gethan und wie vielen Millionen wird es das noch thun!

Vielfach sind die Aufgaben des Dramatikers, die Leidenschaften läßt er wüten, die Gewalt des Willens, die Rätsel des Bewußtseins, die Weltordnung sich entfalten. Und die Welt fühlt sich durch seine Eingebungen erklärt, erschüttert und erhoben. So schritt die Jungfrau siegreich der Volkserhebung voran, des Dichters heilig glühendes Herz. Aber es gibt Werke, welche vom Volke gleichsam beim Dichter bestellt werden. Solch ein Werk sind die Perser des Aeschylus, solch ein Werk ist der Tell. Der deutsche Volksgeist wollte ein Bild seiner Erhebung sehen, sein besseres Selbst, seine Not und Qual, seine Zerfahrenheit und seine Einigung, seine Wehr und seine Rache, seine Hoffnung und seinen Sieg. Der Tell ist eine Volkserhebung in ihrem organischen Verlauf.

Wohl ist die Schweizerlandschaft vom Mondscheinregenbogen in stiller Nacht bis zum Sturm, der mit des Raubtiers Angst in der Wasserkluft rast, unübertrefflich gemalt. Aber das wäre ein schlechter Dramatiker, der diese Bilderpracht zur Hauptsache gemacht hätte. Schiller gab nur so viel davon, als nötig war, um ein lokalbedingtes Volk zu zeichnen. Und wozu gerade dieses bestimmte, wozu das Schweizervolk?

Eins war dem Dichter klar geworden: die Freiheit ist kein Rock à la française, der ohne weiteres jedem Volke übergezogen werden kann.

Die Freiheit, wußte der Dichter, wird nicht geschenkt, sondern vom Volke geschaffen. Im Drama der Freiheit mußte das ganze Volk handeln, von vielen Punkten aus die Freiheit weben. Die Einzelnen mußten zeigen, daß sie Männer sind — Baumgarten, Melchthal, Tell; die Masse mußte zeigen, daß ein Wille sie durchflammt — das Rütli.

Sollte diese Erhebung mit dem Charakter der Allgemeinwahrheit wirken, so mußte dieses Volk kein eigensinnig beschränktes, keine kindische Idylle sein. Schiller stellte ein bei aller Einfalt bereits ausgebildetes Gemeinwesen dar, eine monarchische Gewalt, geachtet als höchste Rechtsinstanz, eine brutale Beamtenwirtschaft, einen Adel, geteilt zwischen Hof und Volk, ruhige Bürger in gepflegtem Besitz, Geistliche mit Neigung zum unbedingten Gehorsam, Kaufleute, Fischer, ein geordnetes Handwerk, Hörige, welche der Befreiung harren. Melchthal unterscheidet die schlaffen Freibauern von den Hirten im Gebirg, wo der Sinn noch frisch und das Herz noch gesund ist. In diesem Bilde konnte sich Deutschland erkennen, erkennt sich die Schweiz trotz der Eisenbahnen und dem, was sie mitgebracht haben, noch heute.

Im Bewußtsein eines tüchtigen Volks ist die Freiheit nichts unerhört Neues, sondern ein ewiges Recht, eine uralte Sage, seine verlorene Natur. So sagt Stauffacher:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht."

Die Schweizer wollen so gut den faulen Naturstaat Geßlers in den wahren Naturstaat, d. h. den Vernunftstaat, verwandeln, wie die Levellers und die Girondisten. Nur sind die Bedürfnisse

in verschiedenen Zeiten verschieden. Bei jeder Erhebung kehrt der alte Urstand der Natur wieder, Tagen, Volkswehr, neues Gesetz, Sturz der Zwingburgen.

Und endlich, den Blick vollends in die Weite des Menschengeschlechts zu öffnen, idealisierte Schiller seine Schweizerhelden. Handeln ließ er sie wie der Chronist, ihrén Reden gab er wie Shakespeare die Flügel seines Pegasus. Tell muß es sagen, daß er keine Worte macht. Diese Gestalten sind alle im großen und echten Stil gehalten, wie Roberts italienische Bauern.

Die Technik im Tell ist von einer so hohen Weisheit, daß mir diese Weisheit eben so oft Thränen der Bewunderung ins Auge lockt, als die Sache selbst Thränen der Erschütterung. Die Handlung wächst rasch an, wie ein Berggewitter. Im Bereiche der ganzen Dramatik gibt es wenige Scenen, welche sich an dramatischer Spannkraft mit der Scene im ersten Akt messen können, wo Melchthal aus seinem Versteck bei Walther Fürst hervorbricht als er die Blendung seines Vaters erfährt. Der Uebergang: „o eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges," ist aus der feinsten Naturbeobachtung heraus gedichtet. So flüchtet der höchste Schmerz in die Betrachtung, oft in die Floskel, in den Witz, und aus dieser ohnmächtigen Ruhe wieder in die Wut und den Jammer zurück. Freilich muß der Schauspieler hier den großen Stil der Natur in seiner Gewalt haben. Die Rütliscene, welche das Volk in sich einigt, ist bei jeder guten Aufführung von markerschütternder Erhabenheit. Ein ebenso grandioses Meisterwerk ist die Apfelschußscene. Ich will nur einen Zug hervorheben. Coleridge rühmt einmal am ersten Akt des Hamlet, daß, wiewohl angekündigt und erwartet, der Geist dennoch immer überraschend eintritt. So lenkt das heftige Zwiegespräch zwischen Rudenz und Geßler die Augen des Zuschauers ganz von dem zielenden Tell ab, und auf einmal ist der Schuß geschehen. Das Auftreten der Armgart, während wir Geßler von Tells Pfeil bedroht sehen, ist ein ähnlicher Meisterzug. Ein natürlicher Sinn denkt gar nicht an Börnischen Theaterheroismus, wenn Tells Pfeil die gottlose Rede Geßlers für immer abschneidet. Der Pfeil erscheint wie von Gott selbst gesendet, und man hat nur ein Gefühl: die Freude, daß dieser Hund endlich am Boden liegt. Der Monolog Tells vor dem

Schuß wird von den Schauspielern grenzenlos mißhandelt, und die Kritik, welche nichts von Darstellung versteht, hat diesen Monolog allen Ernstes als Reflexion getadelt. Tell denkt gar nicht an einen sittlichen Zweifel über seine That. Die Parricidascene wird vielfach so angesehen, als hätte der Dichter hiemit die That Tells sittlich rechtfertigen wollen. Das ist ihm gar nicht eingefallen. Ich habe schon oben gesagt, daß der Chronist diese Scene sehr nahe legte. Die Realität des Kaisermordes konnte dem Zuschauer gar nicht natürlicher vor Augen gebracht werden. Die Unsicherheit, welche jene Scene erwecken könnte, liegt nur in dem unsichern Rechtsbewußtsein der Kritiker. Tell hat den gesunden Instinkt, daß man solchen Wüterich wie Geßler wie eine Bestie betrachten muß, welche man so sicher wie möglich auf dem Anstand niederschießt. Indem er diesen Instinkt seinem zagenden Weibe, dem Kaisermörder gegenüber klar und fest als Rechtsbewußtsein ausspricht, wird er in Wahrheit ein politischer Mensch, der seine Mitbürger klaren Sinnes richten kann. Denn selbständig macht nicht die Leidenschaft, sondern erst das volle Rechtsbewußtsein.

Auf der Bühne übertraf der Tell an Wirkung alle übrigen Stücke Schillers. Goethe und Iffland hatten politische Bedenken. Das Stück wurde am 17. März 1804 in Weimar mit ungeheurem Beifall aufgeführt. Wie Genast erzählt, stand schon um 3 Uhr nachmittags der Theaterplatz voll Menschen. Schiller kürzte das Stück, welches von 1/2 6 Uhr bis 11 Uhr spielte, für die nächsten Vorstellungen, ja er strich, da man wegen der beabsichtigten Verbindung des Erbprinzen mit der Tochter des ermordeten russischen Kaisers nicht des Kaisermords erwähnen wollte, zur Vorstellung vom 1. Dezember 1804 und 9. März 1805 den Parricida und mit ihm fast den ganzen fünften Akt, welcher am 21. Dezbr. 1805, wie die Theaterzettel ergeben, wieder eingeschoben wurde. Iffland hatte seinen Vertrauten, den Theatersekretär Pauli, im April nach Weimar gesendet, um mit dem Dichter persönlich zu verhandeln. Schiller bestimmte die Dekorationen so genau, daß er verlangte: „die Werkleute auf dem Gerüst müssen der Perspektive wegen durch Kinder dargestellt werden.“ Da das Werk nach Wien und Paris hin mit gestrecktem Finger wies, legte Iffland es dem

Kabinette vor. Im Juli 1804 beschritt es unter unermeßlichem Jubel die Berliner Bühne. Das lesende Publikum verschlang es. Im Jahr 1804 erschienen bei Cotta zwei Auflagen in verschiedenen Formaten und Ausgaben. Uebersetzt ward es ins Französische unter andern von Merle d'Aubigny, ins Englische mehr als sechsmal.

Mit diesem Drama hatte Schiller sein Volk gegen Napoleon gewaffnet, soweit ein Dichter es waffnen konnte. Wenige Jahre nachher stand es auf, Stein entfesselte die Volkskraft und entflammte die Fürsten, und Schill und York handelten ohne Rütlibeschlüsse. Und nun, da die Prophezeiung Attinghausens für Deutschland erfüllt, der Rütlischwur zur Wahrheit geworden ist, wird man auch im Vaterlande Schillers Tell so in Ehren halten, wie man ihn in der Schweiz schon lang ehrt.

VI.

Mitten aus der Bahn.

Im Dezember 1803 starb Herder. Er schied schwer aus einem Leben, das ihm oft schwer zu ertragen war. Er umfaßte auf dem Sterbebette den Arzt, flehend, er möge ihn retten. So herbe Schiller zuletzt über Herder geurteilt, der Tod wusch ihm alle Flecken von seinem Bild ab. Er beklagte den Verlust, den Weimar, den die ganze litterarische Welt erlitten. Bald darauf erschütterte ihn die Nachricht vom Hinscheiden des Herzogs von Meiningen, den er lieb gewonnen hatte. Der Winter war schon an sich ein düsterer Gast. Schiller fühlte sich einen Moment mit Todesgedanken in dem großen Strome fortgetrieben, dem wir alle folgen. In jenen Wochen schrieb er: „Rasch tritt der Tod den Menschen an!“ Doch hoffte er, daß ihm selbst wenigstens bis zum fünfzigsten Jahre Frist gegeben sei. Ach, es hielten ihn so viele teure Bande im Leben fest, seine Schöpfungspläne, seine Familie. Letztere sollte im Sommer abermals um eine Freude,

um eine Sorge reicher werden. Schiller war nicht bloß ein überaus zärtlicher, er war ein sehr gewissenhafter Vater. Er wollte seine Knaben sorgfältig und frei unterrichtet sehen und hielt ihnen deshalb einen trefflichen Hauslehrer. Er wollte die Seinen nicht so nackt, so jedem Sturm ausgesetzt ins Leben entlassen, wie er selber vom Glück entlassen worden war, und wünschte sehnlichst, ihnen ein kleines Vermögen zu sammeln. In Weimar war das nicht möglich, zumal die kahle Ehre von Wien manchen unvermuteten Aufwand nötig machte. Dalberg, jetzt Kurfürst von Aschaffenburg, erneuerte zwar sein Versprechen und hielt es bereits durch ansehnliche Geschenke, aber zu einer festen Besoldung konnte er sich nicht verpflichten. Schiller mußte sich nach andern Hilfsquellen umsehen.

Zwar das stand bei ihm als oberster Grundsatz fest, daß der Fleiß, wie er allein dem Leben seinen Wert gibt, auch allein die Mittel des Lebens schafft. Aber sein Fleiß reichte nicht aus, für die Zukunft vorzusehen. Er erwarb etwa 1300 Thaler, und diese gingen in Weimar darauf, denn seine Gastlichkeit war weit über seine Verhältnisse. Kotzebue hatte in Berlin die Wintervergnügungen der königlichen Kinder geleitet und dafür eine Magdeburger Domherrnstelle mit einem lebenslänglichen Gehalt von 1600 Thalern erhalten. Nach Berlin war Johannes Müller als Historiograph berufen worden, um zugleich den historischen Unterricht des Kronprinzen zu übernehmen. Sollte nicht auch für Schiller sich dort eine Stellung finden? Der Theatersekretär Pauli, den Iffland in Sachen des Tell im April nach Weimar sandte, mochte Schillern zu einer Reise zugeredet haben. Schiller entschloß sich rasch und machte sich mit seiner Frau und den Knaben am 26. April auf den Weg, blieb einige Tage in Leipzig und war am 1. Mai in Berlin.

Ueber diese Berliner Reise sind die früheren Biographen sehr falsch berichtet gewesen. Karoline von Wolzogen erzählt von den glänzenden Anerbietungen, welche Schillern gemacht worden seien. Schon durch den Körnerischen Briefwechsel werden alle derartige Nachrichten widerlegt. Durch die mir aus dem königlichen Staatsarchive mitgeteilten Aktenstücke läßt sich die wahre Sachlage vollständig herstellen.

Schiller stieg in Berlin im Hotel de Russie (damals unter den Linden) ab. Später soll er bei Hufeland (Friedrichstraße) gewohnt haben, was aber nach der Notiz in seinem Kalender vom 12. Mai: „soupiert bei Hufeland" nicht glaublich erscheint. Alte Bekannte, wie Fichte, Hufeland, Woltmann, Ungers, Zelter, Erhard, die Damenwelt machten ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich. Iffland führte am 4. Mai die Braut von Messina auf. Bei dem Eintritt in die Loge wurde der Dichter von der Versammlung mit allgemeinem, wiederholtem Zuruf begrüßt, bis die Musik begann. Prinz Louis Ferdinand lud ihn am 5. Mai zur Tafel. Am 6. und 12. wurde die Jungfrau, am 14. Wallensteins Tod gegeben. Iffland gab ihm in seinem Ideal von Gartenwohnung, wie Lotte sie nennt (Thiergartenstraße), Diners. Am 13. Mai hatte Schiller bei der Königin Luise eine Audienz, sein Auge hat damals auch auf unserm Kaiser Wilhelm geruht. Der Enthusiasmus suchte Schillers Anblick auf der Straße und im Theater. Aber noch immer verlautete nichts von einem Antrage.

Iffland wollte am 16. Mai nach Hannover zu einem Familienfeste reisen. An demselben Tage sandte er an den Kabinettsrat von Beyme ein Memoire folgenden Inhalts: „Gegen Herrn Sekretär Pauli hat Herr von Schiller gestern geäußert, daß er gern in Berlin zu bleiben wünsche. Mindestens einige Jahre. Ob es nicht zu bewirken sein möchte, daß er als Academicien mit einem Gehalt angestellt, nach der Kenntnis, die er nun vom Berliner Publikum erhalten habe und noch erhalten werde, für das National-Theater arbeiten könne? Im Laufe des Gesprächs hat er ferner geäußert, falls Herr von Müller aus Wien nicht kommen sollte, würde er für das Studium der Geschichte dem Kronprinzen dienen können. Die tiefe Gelehrsamkeit des Herrn von Müller könne eine Trockenheit in den Unterricht bringen, welche bei Fürsten eben so zu meiden wäre wie das Romantische. — Doch war das Letzte mehr eine hingeworfene Wendung des Gesprächs. Was, wenn die Sache in Bewegung käme, den Herzog von Weimar anbelangte, so könne es diesem nicht auffallen; da er die Verbindung nicht brechen, sondern angeben würde, für die Kinder ein Kapital zu sammeln, bedürfe er einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin, der ihm dann ohne Bedenken würde zugestanden werden. — In

Betreff des Unterhalts, so mache er in diesem Falle die Forderung nach dem hiesigen billigen Bedürfnis. Er sehe z. B. voraus, daß für einen hiesigen Aufenthalt Equipage ihm bei seinem Befinden unvermeidlich sei. Als Herr Pauli sich äußerte, wie es ihm höchst wahrscheinlich dünke, daß man die Ehre seines Besitzes hier wünschen müsse, hat er gegen den Schluß des Gesprächs gesagt: ,wenn mir nur in Potsdam Anlaß oder eine Gattung Eröffnung gegeben würde rc.'" Iffland begleitete dieses Memoire mit einigen Zeilen voll überströmender Wärme für eigene Angelegenheiten, in Bezug auf Schillers Sache hat er nichts als das kühle Wort: „Ich lege ein Memoire bei, welches Herr von Greichen kennt, und überlasse es Ihrem Ermessen, ob der Faden angesponnen werden soll."

Beyme spann, wie sich aus einem späteren Briefe Schillers an ihn ergibt, den Faden an. Schiller fuhr mit dem Hofrat Greichen am 17. nach Potsdam. Hier empfing er, von Beyme und Massenbach freundlich aufgenommen, die gewünschten Eröffnungen, daß der König von Preußen ihn in Berlin zu fixieren wünsche. Er wurde aufgefordert, seine Bedingungen zu machen. Mit solchen Aussichten reiste er am 18. ab, und langte, über Wittenberg, Leipzig, Naumburg fahrend, am 21. Mai wieder in Weimar an. Seine Frau weinte fast vor Freude, als sie die erste Bergspitze erblickte. Die Natur in Berlin, schrieb sie an Stein, hätte sie in Verzweiflung gebracht, dennoch verbarg sie, um Schiller seine Freiheit zu lassen, ihre Empfindung so gut, daß er glaubte, es habe ihr in Berlin sehr gefallen. Nun legte Schiller seinem Herzog am 5. Juni die ganze Sache rein und klar vor, mit dem Bemerken, es sei sein Wunsch, in Weimar zu bleiben, wenn sein Gehalt in etwas erhöht würde. Karl August forderte ihn auf, ohne Rückhalt seine Wünsche auszusprechen. Schiller bat um eine Zulage von 400 Thalern. Der Herzog bewilligte sie sofort am 8. Juni, indem er hinzufügte: „Empfangen Sie, wertester Freund, meinen wärmsten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisiert würde, daß die Berliner beitragen müßten Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen dadurch zu schaden." Schiller übte nun die schwere Kunst des Forderns unter dem 18. Juni auch in Berlin. Mit

edler Freimütigkeit erklärt er, daß er eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie nur unter Bedingungen ausführen könne, welche ihm die Bescheidenheit nicht zu machen erlaube. Die großmütige Absicht des Königs, ihn in diejenige Lage zu versetzen, die seiner Geistesthätigkeit die günstigste sei, würde indessen schon durch einen Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahres zu Berlin und ein Gehalt von 2000 Thalern vollkommen erfüllt sein. Schiller hoffte binnen kurzem Antwort zu erhalten. Er hoffte es noch im Oktober 1804 und wahrscheinlich bis zu seinem Tode — vergebens. In seinem Nachlasse, wo solche Briefe sorgfältig aufbewahrt sind, fand sich die Antwort nicht. Schiller vermutete, man wolle die Sache fallen lassen.

Wiewohl die große persönliche Freiheit und Ungezwungenheit des Lebens in Berlin unserm Dichter gefiel, immer hätte es ihm weh gethan, ganz von Weimar scheiden zu müssen. Denn hier fühlte er sich jetzt ganz unbeschränkt frei, hier im eigentlichsten Sinne zu Hause. Seine äußere Lage, welche Karl August bei nächster Gelegenheit noch zu verbessern versprach, genügte ihm. Sein kleines Besitztum konnte er im Herbst dieses Jahres ganz schuldenfrei machen, andern Verpflichtungen gegen Körner gerecht werden und noch seinen Hang zum Geben, der ihm von Jugend auf um so mehr geblieben war, als ihn das Schicksal so oft zum Annehmen verdammte, in schönster Weise befriedigen. Es mag hier am Platze sein, an die reichlichen Unterstützungen zu erinnern, welche, wie der Leser bereits weiß, der Arme seiner Familie zukommen ließ. Christophinen gab er ansehnliche Neujahrsgeschenke, und daß er auch empfangene Wohlthaten nicht vergaß, das wird, wenn es bei einem so liebevollen Herzen noch bewiesen zu werden brauchte, durch einen Brief der Frau Hölzel aus Mannheim bewiesen. Der gute Baumeister war alt geworden. „Der Winter," schreibt die Frau Hölzel, „ist so streng für mich und die meinigen, ich las Ihren alten freundschaftlichen Brief, wo Sie mir erlauben und sagen, Hölzel, wenden Sie sich allemal an mich, schonen Sie mich nicht. Das beherzt mich, Ihnen zu schreiben und bitte um alles in der Welt eine Antwort aus." Zum Schlusse heißt es in der himmlischen Sprache des Herzens: „Der weiße Kopf Hölzel legt sich nahe an Ihr wohlthätiges Herz und Ich."

Der undatierte Brief stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1799, denn in Schillers Kalender auf dieses Jahr findet sich unterm 18. Februar die Notiz: Madame Hölzel; am 20. Februar: Cotta, Anweisung auf 5 Karolin, Hölzel, Anweisung auf 5 Karolin. Von Streicher sprach Schiller immer mit der innigsten Dankbarkeit. Aber er erfuhr durch einen Brief des Jugendfreundes vom Oktober 1795, welchen Schiller am Tage nach dem Empfang aufs liebevollste beantwortete, daß Streicher in der behaglichsten Lage sei, alle Verhältnisse lassen sich in keines Menschen Leben festhalten, und Schiller hatte sich nicht verrechnet, wenn er darauf baute, daß er auch ohne brieflichen Verkehr in dem Herzen fortlebte, das ihn vergötterte. Ja, es ist zu verwundern, wie viele Lebensbande, festere und lose, Schiller, bei seiner ungeheuren Thätigkeit, einem fünfzehnjährigen Siechtum, anders kann man seinen Zustand kaum nennen, durch eine beispiellose Korrespondenz zu knüpfen und zu bewahren wußte. Nach Rom korrespondierte er mit dem Maler Graß, mit Reinhart, mit dem er, ich kann es nur beiläufig erwähnen, in Meiningen, auch in Leipzig und Dresden, frohe Stunden verlebt hatte. Körner, Humboldt, die Gräfin Schimmelmann, eine Gräfin Purgstall, Sophie Mereau, Rochlitz, Matthisson, Fischenich, Erhard, Göschen und vor Allen Cotta erhielten zum Teil bis an sein Ende liebevolle und schöne Briefe von ihm. Wohl passen auch in dieser Hinsicht die Worte auf ihn, welche Christophine unter sein Bildnis schrieb:

Du warst so reich, ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum.

Seine Verbindung mit Goethe konnte ihm wohl eine große Stadt voll ausgezeichneter Geister aufwiegen. Mit jedem Tage war die Freundschaft dieser großen Seelen nur fester, unzerreißbarer geworden; nicht ein Wölkchen, das, aus ihrem Charakter erwachsen, auch nur einen Tag den klaren Himmel dieses Bundes getrübt hätte. Selbst in Goethes häuslichem Verhältnis, an welchem dieser gerade damals schwer trug, ehrte Schiller, so sehr er den Freund beklagte, einen sehr edlen Zug seines Wesens und behandelte dieses Verhältnis, während Frau von Stein sich leidenschaftlich darüber ereiferte, so, wie es beider Familien würdig war.

Schiller war bei seiner wachsenden Schöpferkraft in jenem Bunde immer freier geworden, seine selbstunterschätzenden Aussprüche hören sehr bald ganz auf. Er läßt Goethe, auf den er zu Anfang oft aus seinem eigenen Wesen bestimmend einsprach, vollständig gewähren, und es ist eine irrige Ansicht, wenn man glaubt, Goethe sei durch Schillers Einwirkung in der Unbefangenheit seines Schaffens gehemmt worden. Daß er in der Zeit, wo Schöpfung auf Schöpfung aus Schillers energischer Seele quoll, nach Hermann und Dorothea, außer der natürlichen Tochter, kein umfassenderes Gedicht hervorbrachte, davon lagen die Gründe in Tiefen, in welche ich hier nicht einzudringen habe, vor allem in der sturmbewegten politischen Zeit, welche dem gebornen Dramatiker offenbar günstiger war, als dem lyrischen und epischen Dichter. Feierte Goethes Muse nach so herrlichen Thaten der Jugend und des männlichen Alters, so lieh ihr selbst dieses Feiern eine neue Schönheit, indem es schien, als feierte sie, um dem Schaffen des Freundes neidlos bewundernd zuzusehen. Ihr wurde die gewaltige Kraft Schillers, sein sich schnell verzehrendes Leben zu einem Gedicht, zu einer Achilleis, über welche sie jene andere so eifrig begonnene vergaß, und erst, als der Herrliche dahingegangen war, als er in ewiger Jugend dem nächtlich schluchzenden Geistesbruder tröstlich vorleuchtete, da fand Goethes Muse die hohe Sangesweise, die ihm so lange im Herzen geklungen, und Liebe und Schmerz strömten in die gewaltige Klage aus. Mag hier nur eine von den Strophen stehen, die wie Lichtwolken die Gestalt des Freundes verklärend von der Erde emportragen:

> Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
> Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
> Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
> Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
> Doch wie er atemlos in unsrer Mitte
> In Leiden bangte, kümmerlich genas,
> Das haben wir in traurig schönen Jahren —
> Denn er war unser — leidend mit erfahren.

„Für Sie," schrieb Humboldt, „braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von

selbst gewiß." Ja im Tell schien eine erneute Jugend über den Dichter gekommen zu sein. Wiewohl jedes seiner Dramen aus der Natur des jedesmaligen Gegenstandes herausgearbeitet ist, so hatten doch Maria Stuart, die Jungfrau, die Braut durch das Einflechten lyrischer Partien und des Trimeters einen sinnlichen Reiz des Klanges angenommen, welcher leicht die hohe Absicht des Dichters, durch das Sinnliche das Ewige im Menschen aufzurufen, überfluten konnte. Shakespeares Reim und seine eingeflochtene Prosa bilden vielleicht die beiden Grenzpunkte, zwischen welchen die Form des modernen Dramas schwingen darf. Aber es war Schillern vergönnt, noch im Tell zu zeigen, daß die Manier über ihn keine Macht hatte. Von den kurzen Stoßsätzen in Tells Monolog: hier vollend' ich's 2c., vom einfachen Geplauder der Hirten und der Landsknechte Geßlers bis zur erhabenen Prophetie Attinghausens ist Alles im großen Stil der Natur gehalten, und diesem wäre er, wie die Fragmente des Demetrius beweisen, ohne Zweifel treu geblieben. So war auch hier das schöne Gleichmaß zwischen seinen Absichten und den Forderungen einer freien und kraftvollen Schönheit, zwischen den Sinnen und der Vernunft, jene Harmonie erreicht, welche ihm sein Körner gewünscht hatte. Sie war erreicht ohne Einbuße des Jugendfeuers, der natürlichen und gewaltigen Impulse, aus welchen seine ersten Werke entsprungen waren.

Er erlebte die Macht seiner Dichtung noch an den herrlichsten Erfolgen, und je mehr er sah, daß der Kern des deutschen Publikums doch gesund war, um so nachsichtiger urteilte er über dasselbe, um so geduldiger sah er in die Zukunft, wo das Falsche und Leere immer allgemeiner als solches verachtet, das Echte und Große immer glühender als das Echte ergriffen werden mußte.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser weltumfassende Geist nicht bei der Reform der dramatischen Kunst stehen geblieben wäre. Hielt er den Bau einer wahren politischen Freiheit für das vollkommenste Kunstwerk und prägte er die Ideen der Bürgerfreiheit, der Vaterlandsliebe aufs lebendigste in Gestalten aus, so nannte er schon in dem Aufsatz über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten neben der Kunst die Religion einen Anker, an welchem das Wohl der Menschheit befestigt sei. Noch deutlicher bezeichnet

er seine Ansicht in einem merkwürdigen Brief an Zelter 1804, und wir sehen hier Schiller in derselben Bahn, in welche Lessings edles Gestirn einlenkte. Zelter hatte den Freunden einen Entwurf zur Verbesserung des Kirchengesangs vorgelegt. Er machte hierin geltend, welche Wirkungen auf die Musik sich von der Hebung des Kirchengesangs erwarten ließen. Schiller wünschte, sich lebhaft für die Sache interessierend, daß, da der Entwurf der Regierung eingereicht werden sollte, hier die Wirkungen auf die Kirche selbst betont würden. „Daß es hohe Zeit ist," schrieb er, „für die Kunst etwas zu thun, fühlen Wenige; daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, läßt sich Allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen; es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist."

So sehen wir auf der Höhe seines Lebens den Dichter aufs innigste mit dem Volksgeist verbunden und alle Formen desselben mit praktischem Blick erfassend. Solch ein Streben als falschen Idealismus zu verklagen, war nur eine Kritik fähig, welche ihrem ganzen Treiben nach nichts als den letzten Ausläufer des jungen Deutschlands und der romantischen Schule vorstellte. Schillers Genius wird auch diese Gegner überwinden, und die neue Zeit wird, wenn einmal in der politischen und religiösen Entwicklung Deutschlands das höchste Ziel erreicht sein wird, nichts Anderes erfüllt haben, als die Ideale Lessings und Schillers, welche, wie jene leuchtende Wolke, tausende von starken Herzen durch die Wüste der Entwürdigung in Litteratur und Leben geleitet haben.

Ich habe meinem Bilde kaum noch einen Zug ausdrücklich hinzuzufügen, der sich nicht weit lebensvoller in dem Wechsel dieses Lebens unangekündigt dem Leser enthüllt hätte.

Schillers Charakter war ganz Milde, Liebe und Größe geworden. Er genoß freudig und glücklich wie ein Kind, er handelte wie ein Mann und litt wie ein Held. Seine Ueberlegenheit ließ er Niemand als den Schlechten fühlen. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gut-

mütigkeit verrät, sah Karolinen von Wolzogens feiner Blick auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Seine Sprache war halbleise. Von besonderen Sympathien und Antipathien, in denen sich der Eigensinn des Individuums zuspitzt, sind uns nur drei berichtet, er liebte die Lilafarbe, die Lilien und haßte die Spinnen.

Daß er für das Schöne in der Landschaft, an Kindern und Frauen den offensten Sinn besaß, dazu liefern zahlreiche Stellen in seinen Dichtungen den besten Beleg. Wie wäre auch ein Dichter ohne diesen Sinn zu denken!

Aber zum ruhigen Genießen, zum fröhlichen Ausleben ließ er sich wenig Zeit. So wie er in seinem Kalender auf Jahre voraus bis 1809 seine mutmaßlichen Einnahmen und Ausgaben berechnet hat, wo denn in jedem Jahr ein neues Stück 650 Thlr. Cotta verzeichnet ist, so lassen Briefstellen, hinterlassene Blätter mit Plänen und Schematen, vor allem das der Ausgabe seines Kalenders angehängte Verzeichnis von Titeln beabsichtigter Schöpfungen in eine unergründliche Tiefe rastlosen Strebens, gesundesten Wirkens blicken. Da zeigt sich noch, um vom Aeußerlichsten anzufangen, 1806 ein Posten: „Crusius, chinesischer Roman, 200 Thaler", der schon im Jahr 1803 mit 330 Thalern notiert ist. Es war die beabsichtigte Bearbeitung des von Murr übersetzten Romans Haoh Kjöh Tschuen, welche Schiller dem Verleger Unger für dessen Romanjournal angeboten und 1801 wieder in Aussicht gestellt hatte. Und nun schließlich diese Reihe von 25 Dramentiteln! Welch ein lockendes Feld für Vermutungen, wo oft nichts als ein Name gegeben ist! Neben einem „Hausvater" finden sich mehrere historische Stoffe, welche wie Fiesko, Wallenstein, Maria Stuart, schon in der zum Fiesko benutzten histoire des conjurations von Duport du Tertre skizziert sind, wie „die Verschwörung gegen Venedig, die Sicilianische Vesper, Henri IV. oder Biron, die Bluthochzeit von Moskau". Reizte ihn vielleicht bei der „Sicilianischen Vesper" folgende Episode zur Darstellung echter Menschlichkeit? „Alle Franzosen wurden niedergemetzelt, doch wußte sich die Tugend Ehrfurcht bei diesen Rasenden zu verschaffen. Man ließ den Gouverneur von Calatatini, Namens Guillaume des Porcellets, aus der Provence gebürtig, am Leben

und schickte ihn mit Lobsprüchen überhäuft nach seinem Vaterlande zurück.“ War Henri IV. oder Biron, ein Stoff, den ihm auch Sullys Memoiren zugeführt haben mögen, mit der Einsicht gewählt, daß eine Reihe von Stücken, welche er nach Karoline von Wolzogen aus der Geschichte der französischen Ligue, ähnlich wie die chronicled histories von Shakespeare, zur Darstellung einer gewaltigen Nemesis dichten wollte, sich einem deutschen Publikum doch nicht darbieten ließ? Sollte es ein Seitenstück zum Wallenstein in packendster Geschlossenheit werden? Heinrich der Vierte übergibt dem glänzenden Günstling das Kommando über die Armee, als letzterer bereits eine liguistische Verschwörung gegen den König angezettelt hat. Biron, vom Edelmut des Königs gerührt, gesteht freiwillig einen Theil seiner hochverräterischen Absichten. Dadurch sicher gemacht, überhäuft ihn Heinrich IV. mit neuen Wohlthaten. Lafin, der Vertraute Birons, entdeckt dem Könige den weitergesponnenen ganzen Plan. Heinrich will den Günstling noch schonen, er ladet ihn zu sich ein, beschwört ihn unter vier Augen, Alles zu bekennen. Als Biron sich unschuldig stellt, beginnt der König spät abends mit ihm Karte zu spielen, während Alles zu Birons Verhaftung vorbereitet wird. Nochmals vom König aufs rührendste ermahnt, will Biron aufbrechen. Draußen empfangen ihn Wachen, und er stirbt auf dem Schaffot.

Ein anderer Titel: „Gräfin von St. Geran“, führt uns in einen verwickelten Kriminalfall. In dem von Schiller herausgegebenen neuen Pitaval befindet sich eine Erzählung: „Die Gräfin von St. Geran oder der Streit zweier Mütter um ein Kind“. Die reiche Gräfin von St. Geran, bisher kinderlos, wird während ihrer Entbindung von erbsüchtigen Verwandten durch einen Schlaftrunk ihrer Sinne beraubt. Es wird ihr eingeredet, sie habe nicht geboren. Nach einigen Jahren wird der ihr geraubte und für das Kind einer Anderen ausgegebene Sohn in ihr Haus gebracht. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Knaben, ein neu aufgestörter Verdacht veranlassen sie, das Kind für das ihr geraubte zu erklären. Nach langem Prozeß wird es ihr zugesprochen. Ein Titel: „Charlotte Corday“ erinnert an Schillers Absicht, für Ludwig XVI. zu plaidieren. „Endlich eine Charlotte Corday,“ schrieb er an Goethe 1804, als er ein Stück dieses Namens mit

großer Neugier in die Hand nahm. Iffland mahnte 1803, als Schiller an einen Oedipus dachte, an die deutsche Geschichte, an Karl V., den großen Kurfürsten, Heinrich den Löwen. Daher wohl Schillers Notiz: „Heinrich der Löwe von Braunschweig." „Rudolf von Habsburg" wurde vielleicht zur selben Zeit ins Auge gefaßt, zunächst aber nur in der schönen Ballade behandelt. Nur zwei Süjets weisen nach der Antike, vor welcher Iffland ein Grauen hatte. Wie Lessing eine Tragödie Alcibiades in Persien dichten wollte, so Schiller einen Themistokles in Persien. „Das Stück enthält die geschäftigen Anstalten zu einer großen Kriegsexpedition ... Alles läuft auf Nichts hinaus, da der, welcher die Seele davon sein sollte, sich tötet." Das Ideale der Vaterlandsliebe zerstört das Reale des Rachezugs durch den freiwilligen Tod des Helden. Einige Scenen aus einer verloren gegangenen Tragödie des Aeschylus sollten den Themistokles in eine rührende Begeisterung setzen. „Mit dem Giftbecher am Munde wird er wieder zum Bürger Athens." Von einem Chor ist in dem hinterlassenen Entwurf nirgends die Rede. Der Tod des Britannicus, noch mehr der Agrippina, schien nach einem andern Entwurf besonders geeignet, tragische Furcht zu erregen. Schiller nahm den Stoff aus dem Tacitus. Agrippina sollte, ähnlich wie Maria Stuart, bloß ein verdientes Schicksal erleiden. Ihr Untergang durch die Hand ihres Sohnes ist ein Triumph der Nemesis. Das Böse sollte gegen das Böse stehen. „Eine sehr schuldige Mutter, aber nicht gegen den Sohn schuldig." Hier ist eines der tiefsinnigsten tragischen Gesetze angedeutet. So ist Klytämnestra unschuldig gegen Orest, wiewohl schuldig gegen Agamemnon. Ueberall zeigt sich in den Entwürfen das feinste Abwägen sittlicher Gewalten, nichts von Experimenten und raffinierten Problemen.

Neben der Antike mit strengen Charakterformen stehen „Die Flibustier", vielleicht aus Archenholz' Geschichte der Flibustier entnommen; „das Schiff", vielleicht der Titel „eines Dramas auf einer außereuropäischen Insel." „Aufzufinden," heißt es in dem Entwurf, „ist ein punctum saliens, aus dem sich alle entwickeln .... lassen, ein Punkt, wo sich Europa, Indien, Handel, Seefahrten, Schiff und Land, Wildheit und Kultur, Kunst und Natur rc. gut darstellen läßt." Ansätze zu einer Handlung sind

noch vorhanden. Immer strebte Schiller nach einer packenden Fabel, die Ideen zusammenzubinden, die ihm aus dem Weltstoff in mannigfachster Gestalt zuströmten. Unter dem Titel „Die Polizei“ sollte wohl nicht das schon früher erwähnte Süjet „Narbonne“ behandelt werden, da ja beide Titel im Verzeichnis neben einander vorkommen. Paris sollte in seiner Allheit, neben dem Ernsten das Komische, erscheinen; ein Verbrechen, welchem nachgespürt wird, sollte sich als eine unschuldige Handlung lösen; dagegen sollte auch die furchtbare Seite, die moderne Form einer Nemesis, nicht fehlen. Hier sollte die Handlung von der Polizei ausgehen, während in „Narbonne oder die Kinder des Hauses“ die Handlung von Narbonne in Bewegung gesetzt wird.

Von hohem Interesse sind vier andere, etwas ausgeführtere Pläne, in denen Frauencharaktere den Mittelpunkt bilden. Wie Schiller vielleicht durch die Aufführung eines „Monaldeschi,“ der er in Erfurt 2. Januar 1791 beiwohnte, angeregt ward, den Stoff gleichen Namens zu bearbeiten, so mochte ihn Klingers Elfride oder Hubers Ethelwolf veranlaßt haben, eine „Elfride“ zu entwerfen. Ethelwolf soll für seinen König Edgar um Elfride werben. Bei der Werbung von Leidenschaft entzündet, wirbt und gewinnt er Elfride für sich selbst. Durch eine zufällige Begegnung der letztern mit dem König ist Ethelwolf gezwungen, Elfriden das gefährliche Geheimnis zu entdecken. „So wie sie das Geheimnis von ihrem Gatten erfahren, ist es dem Zuschauer fast gewiß, daß sie ihn aufopfern wird.“ „Das Tragische beruht auf Ethelwolf und nicht auf der Elfride.“ Er wird unglücklich durch Leidenschaft und Verhängnis, sie aber folgt bloß ihrer Natur. Eitel und leichtsinnig geht sie über den Leichnam ihres Gatten zum Thron. „Ihre eigenen Diener verabscheuen sie.“ Noch stärker sollte sich die Eitelkeit und schrankenlose Gefallsucht des Weibes in einem phantastischen Gebilde: „Rosamund oder die Braut der Hölle“, zeichnen. Der Stoff war Goethen durch Tiecks poetisches Journal wieder in Erinnerung gebracht, in seiner Jugend sah er ein Marionettenspiel von demselben Inhalt. Es ist ein Gegenstück zu Turandot, Faust und Don Juan; ein äußerst eitles, liebloses Mädchen, das seine treuen Liebhaber zu Grunde richtet, sich aber einem wunderlichen, unbekannten Bräutigam verschreibt,

der sie dann zuletzt wie billig als Teufel abholt. Ob Schiller daraus anfangs eine Ballade oder ein Schauspiel oder gar eine Oper gestalten wollte? Die Notizen lassen sich auf alle drei Formen deuten.

Am anhaltendsten beschäftigten den Dichter „die Gräfin von Flandern“ und „die Prinzessin von Celle.“ Sein Kalender hat unterm 4. Juli 1801 die Aufzeichnung: „Plan zur Gräfin von Flandern vorgenommen.“ Und noch 1803 muß ihm der Plan vorgelegen haben. Denn hier findet sich in dem Rollenverzeichnis ein Prinz von Spanien mit dem Schauspieler Grüner besetzt, welcher erst 1803 engagiert wurde. Mathilde (oder Imagina), Erbgräfin von Flandern, soll sich, von den Ständen gedrängt, vermählen. Freier umwerben sie, aber sie hat ihr Herz an einen jungen und schönen damoiseau ihres Hofs, Florisel, verloren. „Die Aufgabe des Stücks ist eine doppelte; erstlich die zudringlichen Freier zu entfernen, zweitens dem Geliebten einen unwidersprechlichen Anspruch an ihre Hand zu erwerben. Diese zweifache Aufgabe wird dadurch in eine verwandelt, daß Florisel, indem er durch seine Wachsamkeit, Treue und Tapferkeit die Unternehmungen der Freier vereitelt, sich zugleich das höchste Verdienst um das Land und die Fürstin erwirbt und sich als den würdigsten Gegenstand ihrer Liebe darstellt. Aber erst nach den bänglichsten Proben und Verwicklungen trägt die List, der Mut und die Liebe den Sieg davon.“ Die Gräfin mußte der Anlage nach eine Art von Porzia (im Kaufmann von Venedig) werden, ein weiblicher Charakter feinster Mischung, voll Reiz, Adel und Leben. Auch der mittelalterliche Aberglaube sollte in Träumen und Visionen gelegentlich die bunte Farbenskala dieser Fabel vollenden.

Eine ebenso große Zartheit in der Ausführung erheischte „Die Prinzessin von Celle (Cleve)“; im Verzeichnis führt das Drama den Titel: „Graf Königsmark“. Sophia von Cleve, eine edle Natur, ist eigennützigen Absichten zu Gefallen mit einem herzlosen Fürsten (dem Erbprinzen von Hannover) und einer stolzen, seelenlosen Fürstenfamilie zusammengeknüpft worden. Um ihre Erbschaft, das Herzogtum Celle, nicht um ihre Person war es zu thun. Sie will ihrem Gatten eine wahre Gattin sein. „Die rührende Situation ist, daß sie sich mit einem gewissen Feuer von Vertrauen und Freundschaft an den Grafen Königsmark anschließt, der sie liebt

und ihrer nicht wert ist — daß sie in größter Unschuld sich dem schwersten Verdacht mit ihm aussetzt, und der unwiderleglichste Anschein von Schuld auf sie fällt, indem sie rein ist, wie die Unschuld." Königsmark büßt seine Leidenschaft durch die Eifersucht des Erbprinzen mit dem Tode, die Prinzessin mit dem Verlust ihrer Freiheit. „Aus diesem Stoff," sagt Schiller, „kann eine Tragödie werden, wenn der Charakter der Prinzessin vollkommen rein erhalten wird, und kein Liebesverständnis zwischen ihr und Königsmark stattfindet." „Das Edle siegt, auch unterliegend, über das Gemeine und Schlechte."

Allein dieser Stoff hatte mächtige Nebenbuhler in zwei andern.

Schon während Schiller an der Maria Stuart arbeitete, hatte er bei Lesung der Quellen die Geschichte eines politischen Betrügers als Tragödienstoff ins Auge gefaßt. Unter der Regierung Heinrichs VII. von England stand ein gewisser Warbeck als Prätendent auf, der sich für einen der Söhne Eduards IV. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden lassen. Warbeck ward besonders als Werkzeug der ehrgeizigen Herzogin von York benutzt, welche in Brüssel lebte und dem Könige von England Händel zu erregen suchte. Schiller hatte im Laufe der Jahre einen vollständigen Plan ausgearbeitet, danach sollte das Stück höchst ungeschichtlich einen guten Ausgang nehmen und Warbeck, dem eine sehr abhängige Rolle zufiel, nachdem der echte Prinz von York in Brüssel erschienen wäre, nach allerhand Selbstkämpfen edel zurücktreten. Schiller versprach Iffland noch 1803 das Drama zu liefern, legte es aber wegen des Wilhelm Tell zurück.

Aber auf einen politischen Abenteurer, zu dem man in der Wirklichkeit das Urbild nicht weit zu suchen brauchte, war es einmal abgesehen, und seltsamerweise nahm Schillers Muse ganz den nämlichen Weg, den Napoleon acht Jahre später machte. Im Zuge des falschen Demetrius von Polen nach Moskau fand Schiller einen tragischen Stoff. Als Schiller dem Dresdener Freunde im September 1803 schrieb, daß er vom Könige von Schweden einen Brillantring erhalten habe, meinte Körner, zu einem andern Brillantring könne der Freund leicht kommen, wenn er ein Thema aus der russischen Geschichte behandle. Den Ring bekam Schiller auch ohnedies von der regierenden Kaiserin Katharina, und zwar

für Don Carlos, an welchem sie viel Geschmack gefunden hatte. Aber das Thema aus der russischen Geschichte fand sich auch, und schon am 10. März, bald nach Beendigung des Tell, entschloß er sich zum Demetrius. In dem obenerwähnten Verzeichnis heißt der Titel: Die Bluthochzeit in Moskau. Schon die Histoire des Conjurations, Archenholz (Neue Litt. und Völkerkunde 1789), Miller (Samml. russ. Gesch. 5. Band) machen aus der Ermordung des Demetrius in seiner Hochzeitsnacht ein Schaustück. Von Schillers Vorstudien zum Demetrius sind im Nachlaß ganze Aktenstöße vorhanden. Die Fabel war nach dem Plan so reich an Nebenhandlungen, daß er im Laufe der Arbeit wahrscheinlich einige davon unterdrückt hätte. Aber die Haupthandlung war einfach, in mächtigem Strom an das gewaltige Werden und Verderben des Hauptcharakters geknüpft. Sein neues Werk nennt er in gewissem Sinn ein Gegenstück zur Jungfrau. Auch dieser Held sollte von einem feurigen Entschlusse durch und durch beseelt sein; aber als ihn in der entscheidenden Stunde der Glaube an sich selbst verläßt, indem der Mörder des wahren Demetrius sich ihm entdeckt, da nimmt er nicht, wie die Jungfrau, ein großes Leiden auf sich, sondern geht wilden Schrittes über Verbrechen und Leichen zu seinem Ziel, dem Zarenthron im Kreml. Indem er den gefährlichen Zeugen seiner Unechtheit niederstößt, ersteht vor unsern Augen statt des untragischen Betrügers ein hochtragischer Mörder. Es ist bekannt, wie die Mutter des wirklichen Demetrius, Marfa, zuletzt den Ausschlag gibt. Was von dem Stücke fertig ist, die Exposition, ist bewunderungswürdig, der Reichstag zu Krakau eine Ensemblescene im größten historischen Stil, das Unglück Polens, ganz wie es der Gegenstand verlangt, mit wenigen großen Strichen gezeichnet.

Auch hier wäre der Usurpator Boris Godunow mit dem Demetrius und Romanow ähnlich wie Tell mit dem Parricida, wie der wahre York und Simnel mit Warbeck parallelisiert worden; eine Kompositionsweise, welche Shakespeare liebt, die Alten wenigstens gekannt haben.

Der Stoff war seiner äußern Bewegung nach durchaus episch, aber dem Charakter des Helden, seinem innern Kampfe nach überwiegend dramatisch, und diese Rücksicht allein kann über die Form entscheiden. So rüstig Schiller die Vorarbeiten begann, legte er

doch nach der Berliner Reise den Demetrius wieder beiseit, und eine Notiz seines Kalenders vom 12. Juli 1804 belehrt uns, daß er sich zur Prinzessin von Cleve (Celle) entschloß.

Aber ein trauriges Geschick riß ihn auch von dieser Arbeit wieder hinweg. Nach den schrecklichen Zufällen, unter welchen Lotte bei ihrer letzten Entbindung gelitten, mußte Schiller doppelt besorgt der kommenden entgegensehen. Um sie Starkes bewährter Hilfe nahe zu wissen, führte er die geliebte Frau am 19. Juli nach Jena. Hier erkrankte er selbst nach wenigen Tagen. Bei einer Spazierfahrt durch das Dornburger Thal, in kühler Abendluft zu leicht gekleidet, hatte er sich eine Erkältung zugezogen, welche ihn am 25. Juli danieder warf und seinen ganzen Körper furchtbar erschütterte oder vielmehr nur die bereits unheilbare Zerstörung desselben offenbarte. Die heftigsten Schmerzen folterten ihn mehrere Tage. Während er in einem obern Zimmer liegend so bitter litt und sich ängstlich mit dem Gedanken an seine Lotte beschäftigte, überstand diese ihre schwere Stunde glücklich. Die Freude darüber, der Anblick des neugeborenen Töchterleins schien auch des Vaters Krankheit zu bannen. Schiller erholte sich einigermaßen, seine Heiterkeit kehrte zurück, er gab sich dem Umgang der Jenenser Freunde hin, zu denen jetzt auch Johann Heinrich Voß gehörte. Voß und Graf Geßler, letzterer von Dresden zum Besuch gekommen, waren Paten der kleinen Emilie. Nach vier Wochen kehrte die Familie nach Weimar zurück, Schiller wenig erholt. Die unerträgliche Hitze vermehrte seine Schwäche. Sein ganzer Zustand wurde bedenklicher, seine Gesichtsfarbe war zum Erschrecken verändert und fiel ins Graue.

Erst im Oktober bekam er wieder Glauben an seine Genesung. Er konnte sich wieder beschäftigen, und wenn er das konnte, fühlte er sich wohl. Während er noch zwischen zwei dramatischen Planen schwankte, ward ihm plötzlich eine andere Aufgabe von außen her aufgedrängt. Man sah im November der Ankunft der Großfürstin entgegen. Ganz Weimar rüstete sich zu dem festlichen Empfang. Nur das Theater, von dem eine Huldigung mit Recht erwartet werden konnte, hatte sich mit nichts versehen, Goethe sich von dem Ereignis überraschen lassen. Umsonst rief er diesmal die leicht erhörende Muse an, und so fiel Schillern dieses Ansinnen zu, welches

er ganz einfach, mit unübertroffenem Adel der Form und Gesinnung, in wenigen Tagen durch die „Huldigung der Künste" erfüllte. Das Festspiel ward am 12. November, leider dem Hofe zum Gefallen als Vorspiel zum Mithridates, gegeben. Die Mühe des kranken Sängers ward reich belohnt. Bei den Worten:

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande,

bemächtigte sich die edelste Rührung aller Anwesenden, und nie, erzählt Voß, ist wohl einem Dichter schöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die Erbprinzessin weinte vor Wehmut und Freude.

Mit welchem innigen Anteil an Menschenglück genoß der edle Kranke das Festgewühl, welches die kleine Stadt diesmal zur großen machte, indem der frohe Tumult eines glücklichen Volkes sie zehn Tage lang mit Bällen, Feuerwerk, Illumination und Festjubel erfüllte! Aus der Schilderung, welche Schiller seinem Körner von der jungen Fürstin macht, könnte ein Prinzenerzieher Vorschrift und Muster nehmen. Nichts entging ihm an dieser Erscheinung, nicht die Liebenswürdigkeit, welche mit dem verbindlichsten Wesen eine hohe Dignität verband, nicht ihre Kenntnisse, ihr gesetzter, bei aller Fröhlichkeit der Jugend auf ernste Dinge gerichteter Geist, nicht ihre Gewandtheit und die Meisterschaft, mit der sie die Repräsentation einer Fürstin übte. Die einzige Macht, welcher Schiller vielleicht niemals widerstehen konnte, war die Freude. Er mußte sich, so wenig es seine Gesundheit ertrug, in ihre Kreise mischen. Heinrich Voß erzählt, Schiller sei kurz vor Weihnachten mit ihm, Riemer und anderen Freunden auf der Redoute gewesen. „Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war der Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freude muß gesungen haben. — Wir blieben in der Nacht bis drei Uhr zusammen, brachten darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, der vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nahm."

Was Wunder, daß er die Festfreude mit einem Katarrh büßen mußte. Der Winter war furchtbar streng, die Kinder, selbst die Schwägerin erkrankten, Lotte hatte alle zu pflegen. Sie hatte

keine Ahnung von dem, was ihr bevorstand. Um so ahnungsvoller war Goethe. Seinem Blick konnte die Veränderung nicht verborgen bleiben, welche mit dem Freunde vorgegangen war. Er murrte und trauerte.

Heinrich Voß erzählt: am Morgen des Neujahrstages schreibt Goethe ein Gratulationsbillet an Schiller. Als er es durchliest, findet er, daß er unwillkürlich geschrieben: „der letzte Neujahrstag" statt „erneute" oder dergl. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben werde. Der Aberglaube mag auch über die Schlußworte des wirklichen Neujahrsbillets stutzen, welches Goethe an den Freund sandte. Sie lauten: „der Termin rückt nun mit jedem Tage näher ins Auge." Die Worte bezogen sich auf den Geburtstag der Herzogin Luise, zu welchem Schiller, jeder freien Thätigkeit seit lange nicht mehr gewachsen, Racines Phädra zu übersetzen begonnen hatte. Goethe trieb den Kranken ein wenig zu sehr zur Vollendung an.

In diesen Tagen ward Schiller von einer erschütternden Kunde betroffen. Ferdinand Huber, der Mitgenosse schöner Zeiten, war am 24. Dezember qualvoll an der Schwindsucht gestorben. Schiller hatte aus Liebe zu Körner sich von dem unglücklichen Manne abgewandt, als dieser sein Verhältnis zu Dora löste; aber der Tod, der Huber für immer und unversöhnt von den Gefährten der Jugend trennte, zerriß auch die Rinde des Grolls, und aus Schillers und Körners Herzen sprangen zu spät die Quellen der Trauer und Versöhnung. Schiller verlor fast allen Lebensmut.

Inzwischen vollendete er, durch den nahen Geburtstag der Herzogin gedrängt, in sechsundzwanzig Tagen die Phädra. „So ist doch," schreibt er an Goethe, „aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas gesprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt." Er versuchte den Demetrius aufzunehmen. Aber die Anstrengung mochte zu groß sein. Wie ein Held rang er mit seiner Krankheit. Umsonst. Ein „katarrhalisches Nervenfieber" bildete sich aus. Es macht einen schauerlichen Eindruck, in seinem

Notizbuch zu lesen, wie er mit fester Hand verzeichnet hat: am 9. Februar „hatte ich in der Nacht den Fieberanfall“, 11. Februar „Fieberanfall in der Nacht“. Er fühlte sich bis auf die Wurzeln erschüttert.

Dennoch wußte er die Größe seines Leidens den Seinigen mit wundervoller Kraft zu verbergen.

Auch Goethe war gegen Ende Januar an einer Nierenkolik heftig erkrankt. Der junge Voß, welcher bei beiden abwechselnd wachte, erzählt: „Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte.“ Eines Abends, als Voß auch zugegen war, blieb Lotte, welche von der Pflege der Kinder erschöpft war, bis um 12 Uhr bei ihrem Manne auf. Da wurde Schiller plötzlich unruhig und bat sie, hinunter zu gehen und sich Ruhe zu gönnen. „Als sie,“ erzählt Voß, „noch etwas zögerte, bat er dringender und zuletzt mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm die Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte.“ „Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: ‚Um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher?‘ Ich beruhigte ihn mit Liebkosungen. ‚Hab' ich auch verwirrt gesprochen?‘ fragte er mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit, worauf ich ihm auf das Feierlichste Nein versicherte. ‚Hat meine Frau auch etwas gemerkt?‘ fragte er darauf. . . . Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von vierzehn Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren.“ An einem der folgenden Tage war Maskerade. Voß kam, um wieder zu wachen. Schiller, um den fleißigen Maskeradenbesucher nicht des Vergnügens zu berauben, wollte es durchaus nicht zugeben. Voß bat mit Thränen in den Augen, ihn doch wachen zu lassen. Endlich reichte ihm Schiller freundlich gewährend die Hand und fing an zu scherzen: „Sie hätten auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen. Nicht wahr? Dann würden

Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben, und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte." Voß mußte sogar rauchen und sich so stellen, daß der Kranke wenigstens den Dampf als Vorgeschmack seiner Gesundheit einatmete.

„Als Schiller nun," erzählt Voß, „nach sechs Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm ‚schmarotzen'. Die kleine Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick voll verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum erstenmale wieder mit ihm spazieren fuhr! In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiseplane, an die Reisen — Gesundheit und an seine Gesundheit — Werke". Nach dem Meere standen seine Gedanken, nach der Schweiz, auch nach dem stillen Bauerbach, das mit allem Zauber des Einst vor seiner Seele lag. Eine Reise über Aschaffenburg nach der Heimat war fest beschlossen; noch einmal sehnte er sich, die vaterländische Luft zu trinken. Wenn aber die Seinen solche Pläne ins weite spannen, sagte er wohl: „Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken." Er sann dabei auf alle Mittel, seine Gesundheit zu erhalten, und kaufte sich, so sehr er sonst jede Ausgabe für sich allein scheute, ein Pferd, um es im Frühjahr zu besteigen.

Sein erster Ausgang führte ihn zu Goethe, welcher noch ans Zimmer gefesselt war. Als sie einander sahen, erlebte Voß, welcher zugegen war, die rührendste Scene. Die beiden Freunde fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen Kusse, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. So ganz erfüllte sie das gegenwärtige Glück, daß sie ihrer Krankheit mit keiner Silbe gedachten.

Unser innerliches Leben, erzählt Schillers Schwägerin, war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Urteilen und Empfinden. Es war ein wahrer Gottesfrieden in

ihm. Humboldt freilich hatte ihn nie anders gekannt. Man würde sehr irren, wollte man diese Milde der Schwäche zuschreiben. Es war die Kraft, welche gelassen vom sanften Bogen der Notwendigkeit selbst den tötlichen Pfeil empfängt. Glorreich erhob sich noch einmal seine gewaltige Natur und zerriß wie durch ein Wunder die Ketten körperlicher Bedingungen. Er regte den Freund, der sich nach gefährlichem Anfall kränkelnd fortschleppte, mit reizendem Lobe, mit liebevoller Beachtung auch der unbedeutendsten Arbeiten, wie so oft zu erneuter Thatenlust an. Goethes Recensionen, seine Herausgabe von Winckelmanns Briefen, die Anmerkungen zu Rameaus Neffen mußten gelesen werden, ja er übernahm selbst geschäftliche Besorgungen an Göschen für den Freund. Zugleich begann er anfangs März mit ganzem Ernst am Demetrius zu arbeiten, seine Phantasie unternahm einen gewaltigen Flug in die ungeheuren Grenzen des Zarenreichs und in die kühneren Weiten der menschlichen Entwürfe, er gewann den Stoff immer lieber, und immer vertrauter wurden die neuen Gestalten. Unnützer, ohnmächtiger Versuch, sich an das Leben zu klammern! Die kalte Woge riß den kühnen Entdecker von seinem gescheiterten Fahrzeug.

Der Monat April ging erträglich und arbeitsam hin. Humboldt, Graß, Körner erhielten liebevolle Schreiben. Am 24. April schrieb er zuletzt an Goethe, in der Schlußzeile steht: Leben Sie wohl und immer besser. Am 28. April war er bei Hofe. Voß half ihn schmücken und freute sich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im Galakleide. Am 29. ging er noch ins Theater, „Klara von Hoheneichen“ zu sehen. Er war eben im Begriff, dahin zu gehen, als Goethe, welcher durch zwei schreckhafte Brände in seiner Nähe wieder in sein Uebel zurückgeworfen war, den ersten Ausgang wagend, zu ihm ins Zimmer trat. Sein Mißbehagen erlaubte ihm nicht, den Freund ins Theater zu begleiten. Sie schieden vor Schillers Hausthür. Sie ahnten nicht, daß es zum letztenmale war. Zu seiner Schwägerin, welche ihn begleitete, äußerte Schiller, sein Zustand sei ganz seltsam, in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. — Als Voß am Schlusse des Stücks, wie gewöhnlich, in Schillers Loge trat, um ihn nach Hause zu begleiten, hatte dieser so heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten.

Am folgenden Morgen fand ihn Voß matt auf dem Sofa liegen im Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen. „Da liege ich wieder!“ sagte er mit hohler Stimme. Am 1. Mai arteten seine Leiden in ein Katarrhalfieber aus. Dennoch empfing er einige Freunde auf seinem Zimmer, auch Cotta, welcher nach Leipzig reiste. Alle Geschäfte mit diesem sollten bis zu seiner Rückkehr verschoben bleiben. Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten die Frauen ihn ruhig zu halten, auch sah er es am liebsten, wenn Frau und Schwägerin allein um ihn waren. Heinrich Voß erbot sich zum Nachtwachen, Schiller blieb lieber allein mit seinem treuen Diener Rudolf. Starke, welchen er sonst zu Rate zog, war mit der Großfürstin in Leipzig, mit ihnen der Schwager Wolzogen. Die Frauen wurden ängstlich, Schiller suchte sie zu beruhigen und sagte, daß er von Huschke durchaus nach Starkes Methode behandelt werde. Ihn verlangte indes sehnlichst nach Wolzogens Zurückkunft.

Es gibt eine Trauer, nur thätige Geister fühlen sie, ein Weh, tief und erhaben zugleich, wohl heißer Thränen wert, das Weh, von unvollendeten Schöpfungen zu scheiden. Der große Kranke trauerte um seinen Demetrius.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei. Am sechsten, abends, fing er an oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Als Karoline am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höheren Kräfte im Menschen erregen müsse. Karoline antwortete nicht mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, weil sie ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es und sagte: Nun, wenn mich Niemand mehr versteht und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen. Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlafe. Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel? rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Am 7. Mai war er, nach Huschkes Bericht, munter, hatte etwas geschlafen, aber der Puls war klein. In den Nächten, wo er nicht ruhte, sagte er inbrünstig: komm von oben herab und bewahre mich vor langwierigen Leiden. Vom 7. Mai ab phantasierte er fast immer, wollte nichts essen und wenig trinken. Von

Lottens Hand nahm er Arznei. Wenn er sich selbst fühlte, fühlte sie seine Liebe. Am 8. Mai phantasierte er viel. Gegen Abend verlangte er in die Sonne zu sehen. Man öffnete den Vorhang, mit heiterm Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Als Karoline an sein Bett trat und fragte, wie es ihm gehe, sagte er: „heitrer, immer heitrer."

In der Nacht darauf phantasierte er vom Demetrius. Einigemal, sagte sein Diener, habe er Gott angerufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein, der Kranke sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein.

Nachmittags nahten die Schauer der Vernichtung. Als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht entstellte, wollte Lotte seinen gesunkenen Kopf in eine bequemere Lage bringen. Er erkannte sie, lächelte sie an, sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Lotte sank an sein Haupt, er küßte sie. Es war das letzte Zeichen seines Bewußtseins.

Nach harten Krampfanfällen schien er ruhig zu schlafen. Lotte begann Hoffnung zu schöpfen. Die Frauen gingen ins Nebenzimmer. Lotte sprach zu Karolinen, sie hoffe, seine herrliche Natur werde nun siegen. In diesem Augenblicke rief der Diener die Frauen. Der Kranke nahte seinem Ende. Lotte suchte umsonst seine kalte Hand zu erwärmen. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, sein Haupt sank zurück, die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz, seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Die körperliche Hülle Schillers hatte nach dem Tode mannigfache Schicksale, zum Teil solche, welche dem Kirchhofshumor eines Hamlet reichen Stoff geben könnten. Der Leichnam wurde seziert und die Sektion ergab, daß die linke Lunge total zerstört, alle edleren Teile in hohem Grade desorganisiert waren. Das Begräbnis war, wiewohl die aktenmäßige Darstellung von Julius Schwabe es in minder grellem Licht erscheinen läßt und manches aus lokalen Sitten erklärt, was Andere aus einer Teilnahmlosigkeit der Stadt Weimar erklärt haben, dennoch immer höchst auffallend und ungewöhnlich, insofern dabei lokale Sitten zum Vor-

schein kommen, welche schwerlich einem allgemein menschlichen Gefühle entsprechen. Nach diesen Sitten war es nichts Ungewöhnliches, die Leichen nachts ohne Sang und Wort zu bestatten; es hieß zwar in der Bekanntmachung: .mit ganzer Schule, erster Klasse, aber das stand nur auf dem Papier; mit ganzer Schule hieß so viel, als ein Begräbnis erster Klasse. Ferner war es Sitte, nicht durch das Sarggeleit, wozu hier die Behörden, das Schauspielerpersonal erwartet werden konnten, den Toten zu ehren, sondern durch eine zahlreiche Beteiligung an der kirchlichen Feierlichkeit, welche unter dem Namen der Kollekte zu Ehren des Toten veranstaltet wurde. Endlich besorgte die Kirchenbehörde die Bestattung, und die Handwerkszünfte hatten das Recht, den Sarg des Verstorbenen gegen Mietslohn zur letzten Ruhestätte zu tragen. Demgemäß war von der Kirchenbehörde angeordnet, daß Schillers entseelte Reste in der ersten Stunde des 12. Mai, also mitternachts, von der Schneiderzunft, denn diese war gerade an der Reihe, zu Grabe gebracht werden sollten. Niemand that etwas, die Tyrannei der Sitte zu durchbrechen. Goethe war krank, man wagte kaum ihm die Todeskunde mitzuteilen und vermied in den nächsten Tagen, über Schiller mit ihm zu sprechen. Der Hof war abwesend. Schillers Frau, vom Schmerze zerschmettert, war selbst mehr tot als lebendig. Dazu hatte sie noch ausdrücklich verlangt, daß aller Pomp vermieden werde. Einem jungen Juristen, Karl Lebrecht Schwabe, verdankt man es, daß Schillers Bestattung doch nicht ganz würdelos verlief. Am Nachmittag des 11. Mai von einer Geschäftsreise nach Weimar zurückkehrend, erfuhr er, daß Schiller tot sei, und wie und wann er bestattet werden sollte. Er fand es schicklicher, daß der Sarg wenigstens von anderen Händen getragen würde. Schnell warb er eine kleine Schar von Verehrern des Dichters, unter ihnen auch Heinrich Voß, Hofrat Helbig, Maler Jagemann; es erschienen in der Nacht, nach Julius Schwabes (des Sohnes von Karl Lebrecht) Angabe, etwa zwanzig solcher Männer im Trauerhause. Die Nacht war hell, kalt und unfreundlich. Außer den Wenigen von Schwabes kleiner Schar, welche eben nicht den Sarg trugen, folgte nur der Professor Froriep aus Halle. Als der Zug auf dem Markte anhielt, um die Träger zu wechseln, soll sich der auf die Trauerkunde von der Reise herbei-

geeilte Schwager Schillers, Wilhelm von Wolzogen, angeschlossen haben. Der Sarg wurde auf dem Jakobskirchhofe in das alte Kassengewölbe, eine große, feuchte Gruft, zu zehn andern Särgen an Seilen hinabgelassen. Am andern Tage war in der Jakobskirche die Kollekte, zu welcher sich die Weimaraner zahlreich eingefunden hatten. Mozarts Requiem und eine geistliche Rede feierten des Toten Gedächtnis.

Nach einundzwanzig Jahren sollte das Kassengewölbe, in welches noch mehrere Särge unbesehens auf die schon vorhandenen hinabgesenkt waren, „aufgeräumt", das heißt, der Inhalt, wie er sein mochte, hinausgeschafft und eingescharrt werden. Schwabe, welcher inzwischen Bürgermeister geworden war, veranlaßte und leitete, besonders auf Andreas Streichers Antrieb, wie aus dessen handschriftlichem Nachlaß hervorgeht, im März 1826 mit amtlicher Bewilligung eine Durchsuchung der Gruft. Als er hinabstieg, bot sich ein Bild grauser Verwüstung. Die Särge, unordentlich aufeinander gestapelt, fielen bis auf wenige bei der ersten Berührung in Trümmer und schütteten ihre modernde Habe durcheinander. Schillers Sarg war, wiewohl sein Verfertiger Engelmann hinzugezogen wurde, nicht mehr herauszufinden. Schon murrte Konsistorium und Publikum über Verletzung des Totenfriedens, und Schwabe sah sich genötigt, sein ekles Geschäft heimlich, tief in der Nacht fortzusetzen. Endlich waren dreiundzwanzig Schädel und viele Gebeine herausgesucht. Unter den Schädeln, welche Schwabe in einem Sacke nach seiner Wohnung schaffen ließ, glaubte man, mit Hilfe einer Leichenmaske Schillers durch Messungen und andere Prüfungen einen derselben als Schillers Schädel erkennen zu dürfen. Das Oberkonsistorium war über den ganzen Vorgang sehr gereizt, dagegen bezeigten Karl August und Goethe die größte Teilnahme. Es fragte sich nun, wo der Schädel aufzubewahren sei. Auch dafür fand sich Rat. Karl August hatte Danneckers Büste, welche der edle Künstler Schillers Erben zum Geschenk gemacht, für 200 Dukaten von den letzteren angekauft. Nach einer Uebereinkunft mit Schillers Hinterlassenen wurde beschlossen, den Schädel im Postament dieser Büste zu verwahren. Dies geschah mit einer Art von Zeremonie in Gegenwart Ernsts von Schiller und Augusts von Goethe am 17. September 1826.

Nun erst wurden die übrigen Gebeine Schillers unter Anregung Goethes und mit Beihilfe von Anatomen aus dem Kassengewölbe hervorgesucht und geprüft, das ganze Skelett bis auf wenige nicht aufzufindende Knochen zusammengestellt und noch im September 1826 in einem Interimssarge verwahrt. Es war die Absicht des Großherzogs und Schwabes längst gehegter Gedanke, daß der höchste Platz des sogenannten neuen Gottesackers zu einem Grabdenkmal für Schiller und Goethe von der Stadt bestimmt werden möchte. Coudray mußte auf Goethes Ersuchen eine Zeichnung entwerfen. In diesem Grabmal sollten die Särge der beiden Dichter beigesetzt werden, so daß sie von außen sichtbar wären. Eine Aenderung dieses Planes trat abermals ein, als König Ludwig von Bayern bei einem Besuche in Weimar im Sommer 1827 sich gegen die isolierte Aufbewahrung des Schädels ausgesprochen hatte. Karl August ordnete an, daß der Schädel in einem dauerhaften Gefäß mit den vorhandenen Gebeinen vereint und in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt werde. Dies geschah feierlichst am 16. Dezember 1827 vor Tagesanbruch.

Schillers Wunsch, die Zukunft der Seinen zu sichern, ward von Dalberg, der Großfürstin, dem weimarischen Hofe, am glänzendsten jedoch durch den Ertrag von Schillers Werken erfüllt. Doch auch das deutsche Volk wollte, wiewohl eben damals von schwerer Kriegsnot bedroht, nicht hinter den Fürsten zurückbleiben. Zacharias Becker erließ einen Aufruf, durch Benefizvorstellungen für die Familie Schillers ein Eigentum zu gründen. Benzel-Sternau, Iffland und manche Direktoren, selbst kleinere Theater, gingen bereitwillig darauf ein. In kurzer Zeit kam die Summe von 8000 Thalern zusammen, welche W. v. Wolzogen sicher unterzubringen suchte. Im Jahre 1838 am 8. Mai wurde Schillers Statue in Stuttgart, im Jahre 1857, zum hundertjährigen Geburtstage Karl Augusts, am 3. September die Dioskurengruppe in Weimar aufgestellt; am 9. Mai 1876 hat auch die Geburtsstadt Schillers sein Monument erhalten; eine große Zahl anderer deutscher Städte nicht zu nennen, die es für Ehrenpflicht gehalten haben, dem Dichter ein Denkmal in ihren Mauern zu errichten.

Geschlechtstafel der Familie Schiller.

Ulrich Schiller,
geb. 2. Juni 1617 zu Groß-Heppach.

Johann Kaspar Schiller, geb. 13. März 1650 zu Groß-Heppach, † 4. September 1687 als Bäcker und Mitglied des Gerichts in Bittenfeld.

Johannes Schiller, geb. 20. Oktober 1682, † 11. Juni 1733 als Bäcker und Schultheiß zu Bittenfeld; verh. seit 30. Oktober 1708 mit **Eva Margareta Schatz** von Altdorf.

Johann Kaspar Schiller, geb. 27. Oktober 1723 zu Bittenfeld; † 7. September 1796 als Major auf der Solitude bei Stuttgart; verh. seit 22. Juli 1749 mit **Elisabetha Dorothea Kodweiß**, Tochter des Löwenwirts Georg Friedrich Kodweiß in Marbach (geb. 13. Dezember 1732, † 29. April 1802).

- **Elisabeth Christophine Friderike Schiller**, geb. 4. Sept. 1757 zu Marbach, † 31. Aug. 1847 zu Meiningen, verh. seit 22. Juni 1786 mit Wilhelm Friedrich Hermann **Reinwald** (geb. 11. April 1737, † 6. Febr. 1815).
- **Johann Christoph Friedrich Schiller**, geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach, † 9. Mai 1805 zu Weimar, verh. seit 20. Febr. 1790 mit **Charlotte v. Lengefeld** (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt, † 9. Juli 1826 in Bonn).
  - **Karl Friedrich Ludwig von Schiller**, geb. 14. Sept. 1793 in Ludwigsburg, † 21. Juni 1857, verh. seit 12. Febr. 1825 mit **Luise Friederike Locher** (geb. 12. Febr. 1804).
    - **Friedrich Ludwig Ernst Freiherr von Schiller**, geb. 28. Dezember 1826 auf dem Reichenberg, † 8. Mai 1877, k. k. österreich. Rittmeister im Kürassier-Rgt. Kaiser Nikolaus I. v. Rußland Nr. 5, verh. mit **Mathilde Wilhelmine Irmgard von Alberti** (geb. 30. November 1835).
  - **Ernst Friedrich Wilhelm von Schiller**, geb. 11. Juli 1796 zu Jena, † 19. Mai 1841 zu Vilich bei Bonn, verh. seit 28. Sept. 1823 mit **Magdalena Pfingsten**, verw. v. Mastiaux.
  - **Karoline Henriette Luise von Schiller**, geb. 11. Okt. 1799 zu Jena, † 19. Dez. 1850 in Würzburg, verh. seit 1838 mit dem Bergrat **Junot** († 4. Jan. 1846).
  - **Emilie Henriette Luise von Schiller**, geb. 25. Juli 1804 in Jena, verh. seit 1828 mit dem Freiherrn. **Heinrich Adelbert von Gleichen-Rußwurm** (geb. 28. Nov. 1803) auf Greifenstein, † 25. Nov. 1872.
    - **Heinrich Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm**, geb. 25. Okt. 1836, verh. mit **Elisabeth Sophia Klara Freiin v. Thienen-Adlerflycht** (geb. 15. Aug. 1837, † 19. Dez. 1865).
      - Schillers Urenkel **Heinrich Adelbert Konrad Karl Alexander Schiller von Gleichen-Rußwurm**, geb. 6. Nov. 1865.
- **Luise Dorothea Katharina Schiller**, geb. 24. Jan. 1766 zu Lorch, † 14. Sept. 1836 zu Möckmühl, verh. seit 1799 mit M. Joh. Gottlieb **Frankh** (geb. 20. Dez. 1760, † 1839 zu Möckmühl).
- **Maria Charlotte Schiller**, geb. 20. Nov. 1768 zu Ludwigsburg, † 29. März 1774 ebendaselbst.
- **Beata Friderike Schiller**, geb. 4. Mai 1773 zu Ludwigsburg, † 22. Dez. 1773 ebendaselbst.
- **Karoline Christiane Schiller** (Nanette), geb. 8. Sept. 1777 auf der Solitude, † 23. März 1796 ebendaselbst.

Register.

(Die römischen Ziffern bezeichnen den Band, die arabischen die Seitenzahlen.)

Die

Kunst des Vortrags.

Von

Emil Palleske.

Zweite Auflage.

(6.—10. Tausend.)

Preis geheftet M. 3. —, hübsch gebunden M. 4. —

Die „Kunst des Vortrags" gehört zu den Büchern, welche aus dem Leben heraus geschrieben sind. Die Erfahrungen, die der Verfasser während einer fast dreißigjährigen Ausübung seines Künstlerberufs gesammelt hat, sind hier in allgemein verständlicher Form ausgesprochen. Sein Bestreben war, die Hauptsachen, welche etwa in einem System der Vortragskunst abgehandelt werden mußten, in spielender Form so vorzutragen, daß dieses Buch zu der höheren Unterhaltungslektüre zu rechnen ist. Es ist für jeden geschrieben, der auf der Schulbank der allgemeinen Bildung sitzt, sowie für alle, welche auf wirklichen Schulbänken sitzen, oder vor solchen zu lehren haben. Indem es die Einheit und Schönheit der Sprache zu fördern sucht, ist es ein Wort an die Nation. Indem es die Technik des Sprechens behandelt, indem es die Bildung und Schulung von allen Organen, die zum Sprechen nötig sind, anregt und für solche Schulung Winke gibt, ist es ein **unentbehrlicher Ratgeber für alle, welche Sprecher von Beruf sind: angehende Richter, Anwälte, Pfarrer, Lehrer, Parlaments- und Volksredner, vortragende Räte, weibliche und männliche Vereinsvorstände, Schauspieler, Toastsprecher, deklamierende Schüler, für Stotternde, für alle, die ihre Aussprache verbessern, eine schwache Stimme und Lunge kräftigen wollen.**







